# Globus.

XXXII. Band.

# Globus.

## Illustrirte
## Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.



---

Zweiunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1877.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.



## Asien.

## Afrika.



## Nordamerika.



## Südamerika.



## Der Continent von Australien.

## Kleinere Inseln des Stillen Oceans.



## Arktisches Gebiet.



## Vermischte Mittheilungen.



### Vom Büchertische.



### Personalia.



Autoren, von denen Beiträge (auch in Uebersetzungen und Auszügen) in Bd. XXXII enthalten sind:



## Illustrationen.

### Europa.

#### Italien.



#### Montenegro.

Griechenland.



## Asien.

Mongolei und Tibet.



## Afrika.

Sahara.



## Amerika.

Antillen.



Columbia.



## Arktisches Gebiet.



Porträts.



## Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

## I [1]).

Die Thermopylen. — Das Spercheiosthal. — Brigantenthum. — Lamia.

Der „Ajaccio" hatte nicht am Engpasse der Thermopylen selbst, wo Sümpfe die Annäherung verbieten, sondern südöstlich davon bei dem armseligen Dorfe Kaenuri Anker geworfen. Dreihundert Meter von dem Orte entfernt ragt ein hoher Ziegelschornstein in die Luft; aber beim Nahekommen sieht man, daß die Fenster des zugehörigen Gebäudes zerbrochen sind, die verfaulten Thüren in den Angeln wackeln, Gras im Hofe wächst und die Eidechsen an den Wänden spielen. Es ist das ein weiteres Beispiel für das Uebelwollen der griechischen Regierung Fremden gegenüber, für die Trägheit und Indolenz der Eingeborenen, aber auch für das unüberlegte Vorgehen so mancher Europäer in fernen Ländern, deren Eigenthümlichkeiten ihnen nicht genugsam bekannt sind. Eine französische Gesellschaft hatte mit großen Kosten auf diesem verlorenen Strande von Lokris eine große Zuckersiederei errichtet und dachte, durch Anbau und Verarbeitung von Rüben ganz Griechenland und die Türkei, welche jetzt ihren Zucker aus Triest und Marseille beziehen, damit versorgen zu können. Aber kein Bauer wollte Rüben bauen oder sonst wie die Hand rühren, der Transport von Brennmaterial und Producten war unerschwinglich hoch, und um das Unglück voll zu machen, enthielten die dort gebauten Rüben so viel alkalische Salze und so wenig Zucker, daß ihre Verarbeitung die Kosten nicht deckte und die Gesellschaft Bankerott machte.

Geht man von Kaenuri auf der steinigen Straße westwärts, so überschreitet man abwechselnd unfruchtbare Halden und sumpfige Niederungen. Zur Linken steigt das Gebirge Kallidromos an, felsig und mit Dornsträuchern bedeckt, das Mündungsland des Spercheios (heute Hellada genannt) von dem obern Laufe des Kephisos oder Mavronero scheidend; zur Rechten schimmert silbern und tiefblau der Meerbusen von Lamia, im Norden von den Grenzbergen gegen die Türkei, von dem antiken Othrys überragt. Weiße Möven kreisen in dem Azurblau, in welches Himmel und Meer verschwimmen, Drosseln flöten in den Weinbergen und Lerchen steigen jubelnd in die Luft. Bald aber ändert sich der Boden: unter dem Tritte der Menschen tönt er, als wäre er hohl, und ein weißes, gelb und roth geadertes Depositum, bestehend aus Kalk- und Schwefelcarbonaten, überzieht ihn weit und breit. Einzelne Rinnsale mit Thermalwasser durchschneiden ihn und ergießen sich schließlich in einen kleinen See. Von Wolken schwefeligen Dampfes, der dem Wanderer den Athem benimmt, ganz verdeckt wird eine Mühle von den heißen Wassern getrieben. Steil fallen die hohen Felsen zur Linken zu der Straße ab, welche auf der andern Seite ein ausgedehnter Sumpf begrenzt, dessen Binsen und Schilf sich unter der frischen Brise biegen und schaukeln. Das ist der altberühmte Engpaß der Thermopylen.

[1]) Den Anfang dieser Reise siehe in Nr. 3 bis 7 des vorigen Bandes.

Der Engpaß der Thermopylen.

Sehr viel hat sich dort seit dem Alterthume geändert; all die Kräfte, welche unablässig an der Umformung der Erdkruste thätig sind, haben den berühmten Engpaß nicht geschont. Die Niederschläge aus den warmen Quellen haben den Boden nach und nach erhöht, die Gießbäche, welche vom Kallidromos herabstürzen, haben den flachen Strand erweitert und der Spercheios vor allem, der in den hohen Gebirgen von Agrapha an der Grenze von Epirus, Thessalien und Hellas entspringt, hat soviel feste Stoffe von dorther in den Malischen Meerbusen (heute Golf von Lamia oder Zituni) herabgeschwemmt, daß er denselben merklich verkürzt und eingeengt hat. Wenn nun auch seine heutige Mündung nicht weniger als 2½ Stunden östlich von der alten, noch deutlich erkennbaren gelegen ist und zwar so, daß die heißen Quellen einst südöstlich, nunmehr aber südwestlich derselben liegen, so war doch schon in alten Zeiten jener Meerbusen in seinem westlichen Theile durch den Schlamm des Flusses so seicht und lagunenartig geworden, daß es an vielen Stellen und besonders an dem Engpasse der Thermopylen für schwerere Schiffe unmöglich war, sich dem Lande zu nähern. Diese Schlammmassen zwangen den Strom, sich ein neues Bett zu wühlen: dasselbe liegt unweit der einstigen Südküste des Meerbusens, und alle Küstenflüßchen, welche früher auf eine weite Strecke hin direct ins Meer sich ergossen, münden heutigen Tages in den Unterlauf des Spercheios. Trotzdem lassen sich die einzelnen Momente des Kampfes der dreihundert Spartaner und die alte Configuration des Passes noch sehr gut verfolgen. Gleich östlich von den heißen Quellen erkennt man den Hügel, auf welchen die vom Kampfe ermatteten Spartaner sich zuletzt zurückzogen, und wo später als Grabmal für Leonidas ein steinerner Löwe aufgestellt war. Noch läßt sich der Pfad nachweisen, auf welchem der Verräther Ephialtes die persische Abtheilung unter Hydarnes in den Rücken der Spartaner führte und auf welchem zwei Jahrhunderte später (279 v. Chr.) Brennus mit seinen Keltenschaaren den Engpaß umging. Vom antiken Herakleia im Thale des Asopos, des heutigen Karvunaria, führt er auf den Rücken des Gebirges hinauf, auf diesem in einer schmalen Hochebene hart unter dem Gipfel hin und dann östlich von dem Engpasse an die Meeresküste hinab. Und wie in alten Zeiten Perser, Makedonier, Kelten und Römer, so fielen in der Neuzeit die Türken durch diesen Engpaß in das aufständische Griechenland ein und fanden dort zu wiederholten Malen den heftigsten, oft unüberwindlichen Widerstand (1821 und 1822).

Dame aus Lamia.

Jenseit der Thermopylen zieht sich zwischen den hohen Bergketten des Oeta und Othrys das schöne Thal des Spercheios ins Land hinein. Eine schlechte Straße führt rechts ab quer durch die Thalsenkung nach der Stadt Lamia, deren Häuser sich zwischen zwei Vorhügeln des Othrys hinaufziehen; auf dem Gipfel des einen erhebt sich eine aus türkischer Zeit stammende, aber auf altgriechischen Fundamenten erbaute Festung. Dort sollte die projectirte Eisenbahn von Athen nach der Grenze enden, welche in einer Länge von 140 Kilometer Attika, Böotien, Livadia und Lokris durchziehen sollte. So dachten sich wenigstens enthusiastische Patrioten und gewissenlose Geldleute die Sache, wiesen auf das Beispiel der Nordamerikaner hin, welche auch erst die Eisenbahnen erbauten und damit Wohlstand und Civilisation verbreiteten, und hofften einen Anschluß an irgend ein in weiter Ferne erst zu erbauendes türkisches Eisenbahnnetz zu erhalten und so ihr Hellas zum Durchgangspunkte des Handels zwischen Orient und Occident zu machen. Leider aber liegt Griechenland abseits aller großen Handelswege, sie mögen zu Lande oder zu Wasser gehen; seine eigene Production ist beschränkt und keiner großen Ausdehnung fähig, und die wenigen Ballen Baumwolle, welche die Umgebung von Livadia jährlich ausführen kann, und die paar Felle, welche Phthiotis jährlich übrig hat, kann ein einziger Eisenbahnzug von der Stelle schaffen. Was dem Lande Noth thut, ist nichts weiter, als ein Netz guter fahrbarer Straßen und etwa einige ganz kurze und billig herzustellende Eisenbahnen, welche die Städte des Innern mit den nächsten Küstenplätzen verbinden. Eine solche Combination wird am sichersten die Hülfsmittel und etwaigen Reichthümer des kleinen Königreiches zur Entwickelung bringen. Das ganze, 50 Kilometer lange und 10 bis 12 Kilometer breite Spercheiosthal ist überaus fruchtbar, dient aber hauptsächlich zur Weide; auf den weiten Wiesenflächen tummeln sich große Herden von Rindern und Schafen. Durch geschickte Bewässerungsanlagen ließen sich hier sehr gute Ernteerträgnisse erzielen, wenn nicht eine wesentliche Bedingung für die Ent-

Griechische Räuber und Schäfer.

wickelung des Eigenthums und des Ackerbaues diesem Strich Landes abginge, die Sicherheit nämlich. Die türkische Grenze ist nur wenige Stunden entfernt, und jenseit derselben bilden sich Räuberbanden, welche plötzlich in Hellas einbrechen, die Bauern plündern, den Wohlhabenderen das Geld abpressen, Reisende aufgreifen und durch die Schnelligkeit ihrer Raubzüge die tüchtigen und muthigen Gendarmen und Grenzwächter des Königreiches nur allzu häufig zu überlisten und zu vermeiden wissen. Hellas wendet jährlich zwei Millionen Franken für seine Grenzbewachung auf und unterhält dort ein Elitecorps von tausend Mann; aber das genügt noch nicht, und meist entwischen die türkischen Eindringlinge, wie durch die Maschen eines allzu weiten Netzes. Nur durch Zufall oder Verrath treffen die Grenzwächter gelegentlich auf eine solche Bande und werden mit ihr handgemein. Die geringe Bevölkerung und die Unwegsamkeit des Landes, das zu mehr als drei Viertheilen mit wildem, felsigem Gebirge und undurchdringlichem Gestrüpp bedeckt ist, begünstigt die Existenz solcher kleinen Räuberbanden, die des Tages über in Höhlen oder im Dickicht sich aufhalten und Nachts wie wilde Thiere auf Raub ausgehen und in einsamen Gehöften durch Drohungen Lebensmittel und Kleider erpressen. Die einzelnen Schäfer sind nothgedrungen ihre Mitschuldigen und Helfershelfer, geben ihnen Nachricht über die Bewegung der Truppen, oder über die Reise eines reichen Kaufmanns oder Gutsbesitzers und halten Wache, während jene ihren Ueberfall ausführen. Dafür werden ihre Herden geschont und sie erhalten selbst Antheil an der Beute. — Mehrere Grundbesitzer in Phthiotis, welche allzu häufigen Heimsuchungen durch die Briganten ausgesetzt waren, haben sich mit denselben verständigt und zahlen einen jährlichen Tribut, wofür ihre Person und ihr Eigenthum völlige Sicherheit genießen.

Man hat behauptet, daß die griechischen Bauern den Räubern hülfen, ja selbst Räuber wären. Das ist aber, von einigen von Albanesen bewohnten Dörfern abgesehen, nicht der Fall; sie selbst fürchten die Räuber und dulden aus Furcht ihre Anwesenheit. Nie erheben sie die Hand gegen einen Fremden, aber ebensowenig werden sie es ihm mittheilen, wenn sie wissen, daß im nächsten Hohlwege einige Räuber auf ihn lauern.

Erst das bekannte Marathoner Blutbad im Jahre 1870 rüttelte die griechische Regierung aus ihrer Unthätigkeit auf, so daß sie die ganze Armee zur Vernichtung der Räuber ins Feld schickte. Dank dieser Energie und der Mitwirkung der türkischen Behörden in Thessalien war der Erfolg ein vollständiger und das Brigantenthum ist augenblicklich (1874) vernichtet. Nicht aber die dazugehörigen Elemente, die bloß im Verborgenen schlummern, um eines schönen Tages ihre fröhliche Auferstehung zu feiern. Wenn eine politische Krise in Athen zum Ausbruch kommt, oder der Racenhaß in der benachbarten Türkei einen Conflict herbeiführt, oder der Pascha in Larissa ein Auge zudrückt, so wirft auch der ehemalige Räuber seinen Hirtenstab fort und holt sich aus dem sichern Verstecke im Gebirge seine Flinte. Wie wahr diese Ausführung ist, haben die Thatsachen im diesjährigen Frühling bewiesen. Der Hauptsitz der Räuber ist die gebirgige Landschaft der Agrapha, das Gebiet der antiken Doloper, wohin sich nie ein Reisender verirrt. Als Belle dem Nomarchen von Livadia seine Absicht, jene Gebirge zu besuchen, mittheilte, erklärte ihm dieser rund heraus, daß er dort mindestens ausgeraubt und insultirt werden würde, und redete ihm so lange zu, bis er widerstrebend seinen Plan aufgab.

Niemand war entzückter darüber, als sein Diener Perikles, welchem ein Besuch bei den Wlachopimenen von Agrapha in Hinsicht auf seine Ohren und sein Kochgeschirr durchaus nicht behagen wollte, und am liebsten hätte er gesehen, wenn Belle sofort wieder aufgebrochen wäre und die Nacht im Kani (Schenke) der Thermopylen inmitten der Sümpfe und ihrer Stechmücken zugebracht hätte. Dieser aber zog es vor, die Gastfreundschaft des Nomarchen anzunehmen und von der Citadelle aus die Sonne hinter den hohen Bergen Agraphas untergehen zu sehen. Zu seinen Füßen hüllten sich die Gärten in Schatten, während auf Straßen und Plätzen der Stadt die Lichter angezündet wurden. Um sechs Uhr erschütterte ein Kanonenschlag die Luft: die Nationalfahne wurde eingezogen, und die Trompeter der Garnison durchschritten blasend die Stadt. Der letzte Schimmer der untergehenden Sonne war verschwunden und die Stunde erschienen, wo die Räuber und ihre Gegner, die Gendarmen, sich an ihre Geschäfte begeben.

---

# Dr. Erwin von Bary's Reise in Nord-Afrika.

## I.

### Von Tripolis nach Ghat [1]).

Ghat, den 22. October 1876.

Die Hindernisse, welche mir beim Beginn meiner Reise in Tripolis in den Weg gelegt wurden, hatten meine Geduld aufs Aeußerste erschöpft. Man verlangte von mir die Erklärung, daß ich jede Verantwortlichkeit für die Gefahren unterwegs auf mich nehme — nur dann wollte mir der Pascha die nöthigen Empfehlungsbriefe an die Behörden im Innern des Landes geben! Erst nachdem ich erklärt hatte, eher ohne jeden Empfehlungsbrief abreisen zu wollen, als mich durch eine solche Erklärung jedem Räuber zu überliefern, gelang es mir mit Hülfe des italienischen Consuls, Marquis de Goyzueta, der die deutschen Interessen gegenwärtig in Tripolis vertritt, ohne jene Bedingung die üblichen Empfehlungsbriefe zu erlangen. Jedermann malte mir die Gefahr von Seiten der Tuareg möglichst schwarz, ja nach Aussage des Paschas war selbst der Weg zwischen Murzuk und Ghat nicht sicher, obwohl in letzterer Stadt türkische Garnison sich befand.

Die Geringfügigkeit meiner Mittel erlaubte mir nicht, eine eigene Karawane auszurüsten, deshalb blieb mir nichts

---

[1]) Brief des Reisenden an Prof. F. v. Richthofen in Berlin; auszugsweise abgedruckt aus „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ 1877, Heft 3, S. 161 ff. — Es sind seitdem neuere Nachrichten aus Malta vom 27. April eingetroffen, wonach Dr. v. Bary beabsichtigte, einstweilen, bis der Frieden zwischen den feindlichen Tuaregstämmen geschlossen und ihm das Betreten des Hoggar-Landes möglich sein würde, südwärts nach Air, möglichenfalls bis Sinder in Bornu vorzudringen.

Anderes übrig, als mich anderen Reisenden anzuschließen; aber siehe da, Niemand wollte von meiner Begleitung etwas wissen, denn alle fürchteten, im Falle mir etwas zustieße, dafür von den Behörden verantwortlich gemacht zu werden. So war ich denn in nicht geringer Verlegenheit. Da kam mir wieder Marquis de Goyzueta zu Hülfe, indem er mich einem Italiener empfahl, der mit einem Tripolitaner Kaufmann gemeinschaftlich Geschäfte mit Ghat betrieb. Dieser Partner, Hadsch Mustafa Sammi, hatte den Weg zwischen Tripolis und Ghat schon funfzehnmal zurückgelegt und war soeben im Begriff, zum sechzehnten Male die Reise zu unternehmen; seine Begleitung war mir daher höchst wünschenswerth. Leider befand sich seine Karawane schon in Ghurian, und er selbst war ebendorthin unterwegs, während ich erst Kameele kaufen oder miethen mußte, wozu immerhin mehrere Tage nöthig waren. In fieberhafter Hast strengte ich alle meine Kräfte an, um ja noch zur rechten Zeit in Ghurian einzutreffen, denn verfehlte ich diese Gelegenheit nach Ghat zu kommen, so hatte ich wenig Aussicht für die Zukunft.

Den 29. August, Abends, verließ ich die Stadt, begleitet von meinen Freunden, die mir bis zum westlichen Rande des Palmenwaldes von Tripolis das Geleit gaben. Hier, wo die unabsehbare Sandwüste beginnt, trennten wir uns, und ich konnte an der Rührung, mit welcher diese letzten Freunde mir stumm die Hand drückten, wohl merken, daß sie kaum erwarteten mich wiederzusehen. Dennoch sah ich getrost der Zukunft entgegen, hatte mir doch die Geschichte der Reisen gelehrt, daß gerade die armseligst ausgerüsteten Reisenden den besten Erfolg hatten. Ein einziger Diener war mit mir, der mich schon früher auf meiner Tour in Tarhuna (Gebirgsdistrict südöstlich von Tripolis) begleitet hatte. Mein Hab und Gut trugen fünf Kameele, zwei davon mein Eigenthum, die anderen drei gemiethet.

Es wurde spät in der Nacht des 31. August, bis wir endlich nach mehreren Eilmärschen das Lager Hadsch Mustafa's neben dem Dorf Kséba, oben auf dem Plateau von Tripolitanien, fanden. Den nächsten Tag, den 1. Sept., bedurften wir absolut der Ruhe, denn Menschen und Thiere waren aufs Aeußerste erschöpft. Erst am 2. September begann unsere eigentliche Reise. Dieselbe fällt im Allgemeinen mit der Route, die Barth (1850) eingeschlagen, zusammen, denn der kürzeste Weg von Tripolis nach Ghat führt über die Hamáda ins Wadi Schati und von dort nach Oubari &c. Als wir am 8. September ins Wadi Semsem (circa 30° 35′ n. B.) kamen, theilte man uns mit, daß der berüchtigte Bu-Sefi, Othman, einer der Mörder von Frl. Tinne, sich in der Nähe aufhalte. Je-

Inakamarem-Targi von Ideles im Hoggar-Plateau.
(Nach einer im Dec. 1875 von Mr. Portier in Algier aufgenommenen Photogr.)

dermann verlangte nach Pulver und bewaffnete sich bis an die Zähne; allein wir bekamen keinen der Bande zu Gesicht. Dieser Othman Bu-Sesi steht an der Spitze einer Räuberbande und machte die Gegend weit und breit unsicher; seit der Ermordung des Frl. Tinne ist sein Treiben ungestraft geblieben. Er steht in Verbindung mit den Tuareg, die ihn oft auf seinen Raubzügen begleiten. Daher kommt es, daß man jetzt selbst beim Brunnen Tabonije und im Wadi Schati Einfälle der Hoggar fürchtet. Hadsch Mustafa, der für seine Waaren besorgt war, beschleunigte den Marsch der Karawane dermaßen, daß wir die Hamáda in vier Tagen durchzogen und am 15. September am Brunnen bil Haeran eintrafen.

Ghat, 20. November 1876.

Die Aussicht vom Rande der steilabfallenden Hamáda nach Süden ist großartig; man glaubt endlose Lavahügel vor sich zu haben, zu deren Füßen sich Linien von gelbem Sande ausdehnen, deren helle Farbe eigenthümlich absticht von dem schwarzen Gestein. Nur bei näherer Untersuchung erkennt man, daß man es mit einem röthlich-gelben Sandstein zu thun hat, den eine über zolldicke Kruste von Brauneisenstein schalenförmig umhüllt. Diese Rinde ist härter als das Gestein darunter und löst sich stets nur in seiner ganzen Dicke ab, das gelbe Gestein nun bloßlegend. Theile dieser schwarzen Schale haften den Felsen oft noch an und lassen so die frühere Oberfläche desselben erkennen. Die Ränder dieser Schalstücke sind äußerst scharfkantig und verwunden leicht den Fuß des Reisenden. Solche schwarze Steine sind es, die, durch den Transport und die abwechselnde Hitze und Kälte zerkleinert, weithin die Hamáda bedecken und ihr jenen überaus trostlosen Charakter verleihen, der nur mit einem Lavafelde zu vergleichen ist, aber noch erhöht wird durch die enorme Ausdehnung und die ununterbrochene horizontale Fläche, so daß das Auge ermüdet, über die schwarz-glänzende Ebene zu schweifen. Das Gebirge, welches ich kurz vor dem Hinabsteigen von der Hamáda im Osten erblickte, lieferte offenbar jene schwarzen Steine und besteht demnach aus demselben Sandstein, der von nun an den Reisenden stets begleitet bis nach Ghat, ja selbst weit hinein ins Land der Hoggar. Bei dieser außerordentlichen Ausdehnung liefert dies Gestein durch seinen Zerfall einen großen Theil des Sandes, der, den Winden preisgegeben, nur in tiefen Mulden oder hinter Höhenzügen zur Ruhe kommt.

Inakamarem-Targi von Ideles im Hoggar-Plateau.
(Nach einer im Dec. 1875 von Mr. Portier in Algier aufgenommenen Photogr.)

Den 16. September rasteten wir beim Brunnen bil Haeran, da Alle durch den Eilmarsch über die Hamáda aufs Aeußerste erschöpft waren. Am 17. September zogen wir nach Uënserig, dessen schattigen Palmenhain der Reisende mit Entzücken begrüßt, nachdem er unterwegs nur Sand und schwarze Felsen um sich gesehen. Es war am 19. September, als wir in jener Oase ankamen. In der ganzen Breite des Wadi ist der Lehmboden hier salzhaltig, die Quelle aber, welche in der Mitte des Dorfes entspringt, liefert süßes Wasser. Den weiblichen Theil der Bevölkerung fand ich auffallend dunkelfarbig, fast schwarz, bei schöner kaukasischer Gesichtsbildung, während die Männer sich durch nichts von den Arabern unterschieden. Da Hadsch Mustafa in Uënserig viele Geschäfte zu ordnen hatte, verließen wir diese kleine Oase erst am 25. September. Der Weg führte uns den ersten Tag durch eine Gegend, die an Pflanzenarmuth der Hamáda el homra wenig nachsteht, nur ist das Terrain nicht so monoton, da zahlreiche Hügel von Sandstein die Hamáda unterbrechen; meist sind alle Felsabhänge bis hoch hinauf in Flugsand gehüllt, so daß nur die schwarzen Gipfel und Kanten des Gesteins daraus hervorragen. Erst gegen Abend trafen wir auf eine Dünenregion, die mit wahren Bergen von Sand steil gegen die Hamáda abfällt. Langsam stiegen die Kameele den steilen Pfad in die Höhe, wo sich nun Sandhügel an Sandhügel reiht, ähnlich einer von Schneewehen begrabenen Landschaft. Es wurde Mitternacht, bis wir die langen Palmenstreifen von Salluf erblickten, wo wir bald vom anstrengenden Marsche ausruhten. Das Wasser ist hier salzig, was wohl der Grund ist, daß Salluf ohne menschliche Niederlassung geblieben ist.

Hadsch Mustafa erwartete hier einen seiner Leute, der mit frischen Kameelen zu uns stoßen sollte, so daß wir erst am 27. September unser Lager verließen. Bisher war die Richtung unseres Marsches 190° (S.-S.-W.) und näherte sich nun immer mehr S.-W. Die Kameeltreiber bereiteten uns darauf vor, daß wir nun vier Tage lang nichts als Sand zu sehen bekämen. Wir kamen nur langsam vorwärts, Dünen auf, Dünen ab; bald stürzte ein Kameel, bald mußte eine Ladung abgenommen und neuerdings geordnet werden, bald war es ein störrisches Thier, das trotz aller Schläge nicht mehr vorwärts wollte und so die ganze Linie zum Stehen brachte, oder einer der mit Gerste gefüllten Säcke war durch einen Stoß leck geworden und beschäftigte

alle Hände, den kostbaren Inhalt zu retten, oder der Angstruf einer Sklavin, die von ihrem hohen schwankenden Sitz zu fallen drohte, richtete aller Augen auf die Hülfsbedürftige, der oft der Schleier entfiel, während sie sich am Gepäck mit beiden Händen festklammerte. Ermüdet durch die Schwierigkeiten des Terrains, ließ sich die Karawane schon frühzeitig

Ein Targi. (Nach einer Photographie von Mr. Portier in Algier.)

im Wadi ben Auëgir nieder. Den 28. September durchzogen wir die Sandwüste, ohne eine Aenderung in der Gegend wahrzunehmen, ausgenommen, daß die Dünen an Höhe zunahmen und zu gleicher Zeit die Vegetation in den Wadis üppiger wurde. Im Wadi el abid und noch mehr im W. Schebani trafen wir Palmen, was den Wasserreichthum des Bodens mit Sicherheit angiebt. Obwohl gegenwärtig diese Wadis oft nichts anderes darstellen als von

Dünen eingeschlossene Flächen, die meist nur Domran- und Nessu-Gesträuch hervorbringen, so läßt sich doch in vielen Fällen noch erkennen, daß unter dem Meere von Sand wirkliche Wadis begraben sind, von denen jetzt nur kleine Theile zu Tage treten und mit verschiedenen Namen belegt werden, wenn sie auch einem und demselben Wadi angehören und oft nur durch einen Sandrücken von einander getrennt sind.

Den 29. September rasteten wir im Wadi Dschumar. Je mehr wir uns dem Wadi Laſhal näherten, desto höher wurden die Dünen und desto mühsamer der Weg. Endlich am 30. September, Vormittags 11 Uhr, wurde in der Richtung 220° (fast S.-W) über den Dünen ein langer, dunkler Streifen sichtbar, der von jenem duftigen Nebel eingehüllt war, in dem uns ferne Gebirge meist erscheinen. Noch hatten wir eine Nacht in der Wüste zuzubringen und zwar diesmal mitten auf einer Sandfläche, die weit und breit keinen grünen Halm erkennen ließ. Diese Gegend trug den Namen Hamriat. Den 1. October brachen wir vor Sonnenaufgang auf und zogen durch die Wüste, die uns nun nur durch eine kurze Strecke von dem wasserreichen Wadi trennt. Die Dünen wurden allmälig seltener, der Boden senkte sich nach Süden, zugleich wurde der Sand auffallend grobkörnig und mit vielen schwarzen Theilchen gemengt. Um $10^1/_4$ Uhr Vormittags hatten wir den Rand der Dünen erreicht und sahen mit Bewunderung auf jenes steil gegen das Wadi Laſhal abfallende Plateau, das gegen Westen staffelweise unter den Horizont zu sinken scheint. Auf unseren Karten trägt diese Felswand den Namen der Amfak-Kette, die Eingeborenen wenden aber diesen Namen nicht in der Allgemeinheit an. Das Wadi Laſhal ist reich an Ethelbäumen, die in der Mitte desselben eine, soweit das Auge reicht, nach Ost und West ununterbrochene Linie bilden.

Es war Mittag, als wir an den Lehmmauern von Ubari und dessen hübschen Gärten vorüber zogen. In einiger Entfernung davon schlugen wir unser Lager im Schatten von Palmen auf. Hadsch Mustafa bat mich dringend, ja mein Zelt nicht zu verlassen, da Tuareg-Schechs in Ubari anwesend seien, die mir sicherlich zu schaffen machen würden, wenn sie wüßten, wer ich sei. Die großen Geldsummen, die Miß Tinne vertheilt hatte und die man ihr schließlich raubte, waren noch frisch in der Erinnerung der Eingeborenen, und jeder Europäer wurde nun als unermeßlich reich angesehen. Um mich vor der Habgier dieser Tuareg zu schützen, antwortete Hadsch Mustafa auf alle neugierigen Fragen, ich sei türkischer Militärarzt und der Garnison in Ghat zugetheilt. Für den nächsten Morgen war uns der Besuch aller bedeutenden Männer Ubaris angesagt, d. h. man wollte sich gründlich an unseren Vorräthen gütlich thun und mit Geschenken beladen heimkehren. Nicht weniger als 15 Tuareg meldeten sich an. Da faßte Hadsch Mustafa, der seine Freunde nur zu gut kannte, den weisen Entschluß, Nachts in aller Stille unser Lager zu verlassen und eiligst das Weite zu suchen. So zogen wir denn im tiefsten Dunkel weiter nach Westen dem Fuße des Gebirges entlang, erreichten am Morgen des 2. October den Brunnen el Kasr, so genannt von den Ruinen eines quadratischen Baues, und tief in der Nacht, bei hellem Mondschein, den Brunnen Tin-Abonda. Ein heftiger Sturm, der von Ost herangezogen war, hielt uns dort den ganzen Tag zurück, so daß wir erst gegen 5 Uhr Nachmittags aufbrechen konnten. Unser Weg entfernte sich allmälig vom Plateauabfall und führte uns endlich über die öde, pflanzenleere Ebene Taita. Der Boden wird stets von demselben braunen Sandstein gebildet, der uns vom Südrande der Hamada an begleitet. Auch in der Ebene Taita ist die horizontale Lagerung seiner Schichten ungestört, und man steigt von Terrasse hinab zu Terrasse ohne je eine Neigung der Schichten zu bemerken. In den kleinen Wadis, die alle nach Norden zu laufen und unter den Dünen verschwinden, tritt oft bunter Schwefel auf, dessen feine Blättchen von weißer, rother und grauer Farbe weite Flächen bedecken; auch dieses Gestein wird nur in horizontalen Schichten angetroffen. Erst am 7. October hatten wir diese monotone Gegend hinter uns und trafen Abends in Auënat ein, dessen grüne Felder von Negerhirse, zahlreiche Ethelbäume, sowie die gezackte Bergkette im Westen uns als herrliche Landschaft erschien, nachdem wir die Taita-Ebene durchzogen hatten. Einige Strohhütten waren von Tuareg bewohnt, die bald herbeikamen und Hadsch Mustafa als Bekannten begrüßten. Auch ihnen wurde mitgetheilt, in jenem fremdartigen Zelt sei ein türkischer Militärarzt, der für Ghat bestimmt sei. Ob nun die Tuareg diesen Worten keinen Glauben schenkten, oder von den Kameeltreibern andere Informationen erhielten, kurz Hadsch Mustafa kam mit ernster Miene zu mir und meinte, es sei den Leuten nicht zu trauen, namentlich sei ein Marabut zu fürchten, der mit jenem Schech Bubekr, dem Anstifter der Ermordung und Beraubung Miß Tinne's, in näherer Beziehung stehe. Hadsch Mustafa ging soweit in seiner Vorsicht, daß er mich ersuchte, mein Zelt stehen zu lassen und mich ganz allein auf den Weg zu machen, nur von einem Sklaven als Führer begleitet, er selbst wollte noch zurückbleiben und zusehen, ob meine Abwesenheit wirklich kein Aufsehen errege; den Leuten trug er auf zu sagen, ich sei nur auf einem Spaziergang, um die Gegend kennen zu lernen. In der größten Sonnenhitze bestieg ich mein Kameel und wandte mich den Bergen zu, die im Westen von Auënat den Horizont einnehmen.

Lang andauernde Erosion und die Zerklüftung des Gesteins haben dort die eigenthümlichsten Formen geschaffen. Würfelähnlich liegen die Sandsteinblöcke übereinander, bald hohe Obelisken darstellend, die jeden Moment zu fallen drohen, bald lange senkrechte Mauern mit fensterartigen Nischen, oder lange Reihen von Ruinen bildend. Die dunkle Farbe des Gesteins, sowie die absolute Kahlheit der Höhen und Abhänge, die mannichfachen sonderbaren Formen der Felsen, sowie die Stille, die in diesen Thälern herrscht, verleihen diesem Gebirge einen düstern Charakter; kein Thier, keine Pflanze fesselt das Auge des Reisenden oder verräth, daß das Leben in diesen Räumen nicht ganz erstorben ist. Ich hatte einige Stunden Weges zurückgelegt, als Hadsch Mustafa zu mir stieß und meldete, es sei Alles ruhig. Niemand habe einen Argwohn gefaßt. Wir durchzogen dies öde Gebirge in westlicher Richtung, ohne auf eine einzige grüne Stelle zu stoßen, nur in einigen Thalkesseln war hier und da ein verkrüppelter Talchbaum zu erspähen, dessen winzige Blättchen kaum genug Grün darbieten, um den Baum vom dunkeln Gestein zu unterscheiden. Es war Nachmittag 4 Uhr, als wir einen engen steilen Fußweg hinabstiegen und mit einem Male das Gebirge verlassen hatten. Eine weite Ebene, das Wadi Tanessuft, dehnt sich vor uns aus. Die Berggegend liegt wie eine Wand hinter uns, mehrere hundert Fuß über dem Niveau des Wadi. Dieser Engpaß, Schnëra genannt, ist für Karawanen, welche einen westlichern Weg einschlagen, nicht passirbar, selbst ein Fußgänger muß sich beim Herabklettern oft an den Felswänden festhalten. Sobald man aus den Bergen herausgetreten ist, erblickt man im Süden die zackigen Conturen des Kasr Djennn (d. i. Geisterschloß). Links am Wege dehnt sich eine ununterbrochene Bergwand, der westliche Rand des Akakus-Gebirges. Zur Rechten begleiten uns hohe Dünen, die allmälig abnehmen. Die Lehmkruste, welche den Boden des Wadi Tanessuft bildet, zeigt oft Spuren von Salz.

Wir verfolgten unsern Weg die Nacht hindurch, so daß wir beim Mondenschein, um 1/23 Uhr, am Brunnen Táala eintrafen, nachdem wir lange Zeit in den Dünen umhergeirrt waren, ohne den Brunnen, der nur in einer einfachen Grube mit schlammigem Wasser besteht, finden zu können. Nach kurzer Rast setzten wir unsern Weg fort längs der Akakus-Kette; zahlreiche Ethelbäume von kräftigem Wuchs schmückten die Gegend, Ziegenherden zogen nach den fruchtbaren Wadis, und öfters sahen wir Tuareg auf ihren hohen Meharis vorüberziehen. Den 9. October, Nachmittags 3 Uhr, hielten wir am Rande der Dünen, um unsere Reisekleider gegen Galagewänder umzutauschen, unser Gepäck zu ordnen und etwas zu rasten, denn die Tageshitze war unerträglich. Hadsch Mustafa sorgte dafür, daß mein Aeußeres sowie mein geringes Gepäck den Europäer nicht verrieth und empfahl mir, so wenig als möglich auf alle neugierigen Fragen zu antworten. Um 5 Uhr durchzogen wir die Ebene, welche Ghat von den Dünen trennt, und bald sah ich ein dunkles Gewirre von Lehmmauern vor mir, welches einen Hügel überdeckt, so daß die Häuser in der Mitte der Stadt weit über die anderen erhaben sind. Das Ganze hat einen festungsartigen Charakter; denn von außen sieht man nur wenig kleine Thore in den langen, braunen Lehmmauern, die ohne Unterbrechung die ganze Stadt einschließen. Große Männergestalten, in lange weiße Gewänder gehüllt, traten aus den kleinen Thüren, wobei sie sich tief bücken mußten; hier und da sah ich einen türkischen Soldaten; im Ganzen war mir die Ruhe und Stille auffallend, da wir bei Annäherung an eine Stadt jenes Getöse von vielen Menschen und Wagen gewohnt sind. Hier giebt es keine Wagen, überhaupt keine Straßen in der Stadt, sondern nur enge Fußwege, und da überall reichlich Sand vorhanden ist, hört man keinen Schritt und Tritt. Wir waren schon erwartet, denn Hadsch Mustafa hatte seine Ankunft gemeldet, so daß wir Diener bereit fanden, die unsere Sachen in Obhut nahmen und nach Mustafa's Haus schafften. Alle Thore sind von Soldaten besetzt, die dem Eintretenden seine Waffen abnehmen und beim Verlassen der Stadt wieder einhändigen. Auf der Straße begrüßten mich viele Einwohner und drückten mir ihre Freude aus über die Ankunft eines Arztes, der nun, wie sie glaubten, bei ihnen bleiben würde. Ein steiler Weg führt hinauf zu den Ruinen eines frühern Kasr, welches auf dem Gipfel des Hügels angelegt war, der jetzt ganz von Häusern bedeckt ist; dicht daneben liegt Mustafa's Haus, wo ich vorderhand mein Quartier nahm. Die Bauart der Häuser ist ungemein primitiv. Meist tritt man durch die Skifa (Vorhalle) in den viereckigen Hofraum, von dem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer und Magazine führen, von denen je eines der einen Seite des Hofraumes entspricht. Ein zweites Stockwerk kennt man nicht, ebensowenig giebt es Fenster; das Licht fällt durch die Thüröffnung und durch kleine Löcher beliebiger Form, die durch die Lehmmauern gearbeitet sind. Nirgends sieht man eiserne Nägel in den Wänden, da der Lehm zu leicht zerbröckelt; statt dessen schlägt man lange Holzpflöcke in die Wand, die viel besser dienen. Die Thür ist ebenfalls ohne Hülfe von eisernen Nägeln oder Angeln verfertigt, einfach aus flachen Stücken von Palmenstämmen mit Lederstreifen zusammengebunden. So sind alle Häuser in Ghat gebaut; auch jenes des Kaimakam unterscheidet sich in nichts von den übrigen.

---

# Aus dem Leben der Loango-Neger.

Von **Dr. Pechuel-Loesche,**

Mitglied der ehemaligen von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas ausgesandten Güßfeldt'schen Loango-Expedition.

## Einleitung.

Loango ist ein historischer, Loangoküste ein geographischer Begriff; dieser ist umfassender als jener, und wird in seiner natürlichen Umgrenzung durch ethnographische Momente unterstützt.

Mit dem Namen Loangoküste kann der Landstrich bezeichnet werden, welcher, im Westen vom Atlantischen Ocean bespült, im Osten durch das westafrikanische Schiefergebirge von dem Innern geschieden, sich vom Congo nordwärts bis zur Bay von Mayumba [1]) erstreckt. Da das Gebirge von der Mündung des Congo etwa 50 nautische Meilen entfernt liegt, in nordwestlicher Richtung der Küste näher zieht und an obengenannter Bay durch vorgelagerte Granithügel bis in das Meer sich fortsetzt, so hat das in dieser Weise umschlossene Gebiet die Gestalt eines Dreieckes, dessen Spitze Cap Matuti (Südmarke der Bay von Mayumba), dessen Basis der Congo bildet. Die Küstenlinie desselben dehnt sich somit von 3° 28′ bis zu 6° südl. Br. aus.

Das ehemalige Königreich Loango (mtinu Luango) lag im Herzen des vorgehend skizzirten Landes. Im Norden von dem in die Bay von Tschilunga (4° 17′ südl. Br.) mündenden Flüßchen Numbi, im Süden von dem Tschiloango [1]) (Mündung 5° 12′ südl. Br.) begrenzt, mag es binnenwärts die Landschaften bis zu dem Gebirge umfaßt haben [2]). Jenseits des Tschiloango bis zum Congo hatten sich zwei andere Königreiche gebildet: Kakongo (Kakuango) und Angoy (Ngoyo). Kakongo, das östlichere Gebiet, besaß nur den kleinen Küstenstrich Landana-Malemba, Angoy hielt die schöne und wichtige Bay von Cabinda [3]) und die Küste bis zum Congo im Besitz. Als Grenze zwischen beiden Reichen

---

[1]) Richtiger Yumba oder Tschiyumba (y stets wie im englischen: York zu sprechen); die Bewohner heißen Ba-si-Yumba oder kurz Bayumba (Sing.: Myumba); Mayumba würde der Titel des Herrschers sein, welcher, wie an anderen Orten, von den meisten Händlern auch auf den Landstrich übertragen wurde und allgemein in Gebrauch blieb.

Die einmal eingeführten Bezeichnungen werden vorläufig beibehalten. Mayumba ist nicht zu verwechseln mit dem Berglande Mayombe.

[1]) Tschilunga. Tschiluango.

[2]) Abschließung nach dieser Seite durch einen ausgedehnten Holzzaun hat nicht stattgefunden. Die früheren Angaben darüber beruhen auf Mißverständniß. Einzelne Häuptlinge des Innern hatten an vielbenutzten Pfaden Verhaue oder Zäune errichtet (der Gebrauch findet sich noch jetzt an besonders günstigen Stellen), um von passirenden Karawanen Tribut zu erpressen.

[3]) Buete li Ngoyo (Libuete l. N.).

galt, in der Nähe der Küste, der etwas südlich von Malemba bei Futila ins Meer fallende Bach Mbele. Die Herrscher derselben scheinen die Hegemonie Loangos anerkannt zu haben, jedoch während des Verfalles desselben oder nach dem Tode des letzten Königs von Loango (vor etwa drei Generationen) unabhängig geworden zu sein.

Ob die Landschaften im Norden des Numbi sowie auch Mayumba jemals Loango unter- oder eingeordnet waren, ist unbestimmbar.

Loango, Kakongo und Angoy bildeten in frühester Zeit wahrscheinlich nur die nördlichsten Provinzen des großen Congoreiches, dessen Macht und Ausdehnung bald nach Ankunft der Portugiesen und unter der Einwirkung des Verkehres mit den Europäern rasch dahin schwand, und dessen Trümmer zu neuen Staatenbildungen führten. Die durch den breiten, reißenden Strom vom Mutterlande geschiedenen Gebiete, welche naturgemäß mit diesem stets nur locker verbunden waren, und unter Gouverneuren aus heimisch gewordenen mächtigen Prinzengeschlechtern standen, erlangten schon vor jenen Umwälzungen ihre volle Selbständigkeit. Begünstigt durch eine im Vergleich mit dem nächsten Süden vortheilhaftere Küstenformation [1]), brachte der Handel ihnen Reichthum und Macht; so wurde es ihnen möglich, nicht nur die (wie im ganzen Westafrika) nach den Schätzen der Weißen, nach der Küste drängenden Völker des Innern von ihrem Lande abzuweisen, sich im Herzen desselben unvermischt zu erhalten, sondern auch den Europäern gegenüber ihre Unabhängigkeit zu behaupten, wobei sie überdies durch die gegenseitige Eifersucht der concurrirenden Nationen wesentlich unterstützt wurden.

Der intacte Bestand der drei Loango-Reiche konnte jedoch kein lange dauernder sein, nachdem die verderblichen Einflüsse des europäischen Handels anfingen sich geltend zu machen. Die vielleicht nicht besonders gut gearteten Neger nahmen, wie dies bei allen Naturvölkern zu beobachten, von den durchaus nicht scrupulösen Fremden zunächst nur das Schlechte an [2]). Zu immer neuen Anstrengungen namentlich für Beschaffung der Menschenwaare aufgestachelt [3]), wurden sie (denen Sklaven durch bedeutsame Gesetze geschützte Familienglieder sind) nun erst mit der Härte der Sklaverei bei civilisirten Völkern bekannt, während ihre stetig angereizte Habgier alle Banden der Gemeinsamkeit lockerte. Die Versuche einer Partei, gegen die drohende Gefahr anzukämpfen, und die mit kluger Würdigung der Verhältnisse erwählten Mittel werden überliefert durch die wunderschönen Sagen vom mkissi Tschimbungu ꝛc. und die Verbote (tschina [4]), welche den König einschränkten und mit welchen gewisse Districte dem Prinzengeschlechte gegenüber belegt wurden.

---

[1]) Die an der ganzen afrikanischen Westküste den Verkehr störende eigenartige Brandung (Calema; Surf; mbu suku, mbu ngolo) erschwert nur in äußerst seltenen Fällen das sichere Landen von Booten in den Bayen von Cabinda und Loango.

[2]) Das Gute in ihnen ist ganz ihr eigen und sicherlich nicht den Europäern zu verdanken!

[3]) Die ersten Ankömmlinge konnten ihren Zweck nur durch Sklavenraub erreichen.

[4]) Tschina ähnelt dem Tapu der Südsee, umfaßt sowohl allgemein gültige Vorschriften (z. B. gegen Genuß von Menschenfleisch; auch andere, welche namentlich die Sittlichkeit berühren: tschina tschi nenne das große, allgemeine Verbot!) als auch Einzelnen und Familien geltende verschiedenartige Verbote (Ortschaften, Gegenden, Speisen, Getränke betreffend). Die Tschina vererbt sich direct vom Vater auf die Kinder! (In einem Lande, wo, mit einigen Modificationen, nur das Neffenerbrecht Geltung hat!) — Das Wort Quisille als gleichbedeutend mit Tschina von Europäern gebraucht, wird von den Loango-Negern als „portugiesisch" abgelehnt, es entstammt aber wahrscheinlich der Bundusprache, in welcher es kesila lautet, und wäre dann vom Süden eingeschleppt.

Der politische Verfall vollzog sich dennoch unaufhaltsam. Für unverletzbar gehaltene Institutionen wurden übertreten, und der Frevel wurde nicht gerächt durch weltliche oder übernatürliche Gewalten; Neuerungen fanden Eingang; reich und mächtig gewordene Häuptlinge verweigerten dem Oberhaupte den Gehorsam; das Volk begann an der Berechtigung des Bestehenden zu zweifeln. Fürsten, Häuptlinge und Volk sowohl als auch die verschiedenen Stämme geriethen in den Zustand des Krieges Aller gegen Alle. So entwickelte sich eine vollständige Anarchie, welche auch nach dem erst in jüngster Zeit erfolgten Ableben der nur noch titularen Herrscher von Angoy und Kakongo nicht größer werden konnte.

Mit dem Aufhören des Menschenhandels [1]) ist nun zwar eine neue Phase, aber noch keine tiefgreifende Besserung eingetreten; es werden noch Generationen vergehen, ehe der Neger sich gewöhnen wird, in friedlicher Weise durch stetige, wenn auch nur mäßige Arbeit seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, ehe die Spuren eines so lange Zeit hindurch verderblich einwirkenden Verkehres sich verwischen werden. Das durch Jahrhunderte lange Erfahrungen großgezogene und berechtigte allgemeine Mißtrauen bildet die am schwierigsten zu überwindende Schranke für Erschließung des unbekannten Innern, eine Schranke, welche zur Zeit der Ankunft der Europäer nicht vorhanden war, wie die früheren mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit ausgeführten Reisen erkennen lassen.

In den ehemaligen drei Loango-Reichen ist gegenwärtig jeder durch Familienbande (Sklaven mit inbegriffen) und Reichthum Mächtige unabhängiger Herr über sein Dorf oder seine Dörfer und den dazu gehörigen District [2]). Bei entstandenen Differenzen, die sich vielleicht bis zur Entscheidung durch die Waffen steigern, schließen sich die Unbedeutenderen dem Einflußreichsten an, und dieser mag bis zum Austrage Führer und Sprecher eines ganzen Gaues werden. Einzelne der Häuptlinge haben, als Erben ehemaliger Würdenträger des Reiches, noch die vom Könige einst verliehenen Titel und Abzeichen jener beibehalten, um ihr Ansehen zu erhöhen. Die Loangoküste ist demnach in eine nicht geringe Anzahl Gebiete großer und kleiner Häuptlinge zerlegt, unter welchen die Prinzen und Prinzessinnen (mfumu, Plur. mifumu, in der Anrede muenne, Plur. mienne genannt) nicht immer die durch Besitz mächtigsten sind, wohl aber verschiedene ihnen

---

[1]) Das letzte Sklavenschiff, der Klipper „Primo", Capitän Bill, wurde 1868 in der Nähe von Cabinda aufgebracht. (Vom Ogowe werden auch jetzt noch einzelne Sklavengänge verschifft.) Bemerkenswerth ist, daß die Neger zunächst nur ihre Verbrecher und die der Hexerei Ueberführten als Sklaven abgaben; seitdem diese Deportation nicht mehr möglich, werden namentlich die letzteren getödtet.

[2]) Es ist hier am Orte darauf hinzuweisen, daß mit dem Titel „König" in Westafrika ein nicht zu entschuldigender Mißbrauch getrieben wird, welcher durchaus falsche Vorstellungen befördert. Alle die sogenannten Könige vom Ogowe, Gabun, Camarun (selbst die der mächtigen, unter dem sagenhaften Häuptling Bela vor drei oder vier Generationen bis zur Küste vorgedrungenen Dualla) und den Nigermündungen sind nur verschieden mächtige Häuptlinge, theils Parvenus, theils, wenn man will, Clansherren, wie sie an der Loangoküste zu Dutzenden sitzen. (Wenn die ehemaligen drei Herrscher an letzterer „Könige" und die Nachkommen der weiblichen Linien „Prinzen" genannt werden, so geschieht dies, weil ihre Stellung eine jenen europäischen Begriffen am besten entsprechende war und ist.) Bedenklich wurde der oben gerügte Mißbrauch seit etwa drei Jahrzehnten, als unter den Offizieren der englischen Flotte (coffin squadron) das Bestreben grassirte, mit den Autochthonen Verträge abzuschließen, in welchen jeder der illitteraten Afrikaner als „King" aufgeführt wurde. Der Unterschied zwischen seiner darauf hin in England vorausgesetzten und seiner wirklichen Macht, welche sich vielleicht kaum bis zum Nachbardorfe erstreckte, wurde erst klar, als zahllose Verwickelungen eintraten, welche leider häufig genug sich zu für beide Theile beklagenswerthen Conflicten gestalteten.

allein zustehende Vorrechte genießen, die ihnen eine vornehme, sie über alle Anderen erhebende Stellung sichern.

Die Loango-Neger nennen sich selbst Bafiote (Sing. Mfiote), ihre Sprache ist das Fiote. Die den Küstenstrich (Tschivili) Bewohnenden nennen sich auch noch besonders Bavili (Sing. Mvili) und bezeichnen selbstbewußt alle übrigen Schwarzen mit dem nicht schmeichelhaften Bantu ba nsitu (Buschmenschen), dessen Singular muntu mu nsitu sie im gleichen Sinne auch für einen Mvili gebrauchen, welcher den gesellschaftlichen Anforderungen nicht entspricht.

---

## I.

### Die Königssage von Loango.

Nach Mittheilungen der Eingeborenen hat der letzte Maluango (Beherrscher von Loango) vor so langer Zeit regiert, daß Niemand es mehr weiß, weil alle jetzt Lebenden noch nicht geboren waren. Degrandpre berichtet von dem Ableben eines Königs im Jahre 1787; wahrscheinlich schloß mit diesem die Reihe der anerkannten Herrscher ab.

Da ein Maluango nur von seinem Nachfolger bestattet werden kann, befinden sich die Ueberreste des letzten noch über der Erde. Der Ort, wo dieselben bewahrt werden, ist nur Eingeweihten bekannt, ist aber jedenfalls im alten Königsgau Buala, in der Nähe der Bay von Loango, zu suchen. Als Herr Professor Bastian die Gegend bereiste, konnten seine Führer die Stelle nicht mehr finden, oder wollten sie nicht finden, — denn die Eingeborenen behaupten, daß die Aufsuchung derselben dem Volke durch eine große Tschina verboten sei, daß die Localität den Europäern verheimlicht werde. Ich selbst wurde durch auf der Expedition lastende mißliche Verhältnisse abgehalten, in Buala und Luandschili (der Grabstätte der Könige), Nachforschungen anzustellen, welche geeignet waren, die den Traditionen der Neger zu Grunde liegenden Thatsachen aufzuklären. Allein, ohne die Macht unserer Leute, fern von Chinchoxo und mit leeren Händen, war mein Versuch, auf diplomatischem Wege die Betreffenden zu einem Uebertreten der Tschina zu verleiten, ein vergeblicher. Das Resultat langwieriger Verhandlungen mit den Würdenträgern war die charakteristische Antwort: der Weiße sei an der Küste, um Handel zu treiben, nicht um „Fetische“ zu besichtigen und die Todten zu besuchen. Es waren so bestimmte Befehle gegeben, meine Absichten zu vereiteln, daß, als einige Europäer mir ihre Leute zur Verfügung stellten, diese den Gehorsam verweigerten und sich aus dem Dienste jagen ließen. Als ich, um dennoch meinen Zweck zu erreichen, allein nach Luandschili aufbrach, hatte man das zum Uebersetzen des Flusses Songolo vorhandene Canoe über Land fortgeschafft.

Diesem passiven Widerstand gegenüber, welcher durch hier nicht weiter zu erwähnende verwickelte Verhältnisse verschärft wurde, ließ sich unter den obwaltenden Umständen nichts erlangen; mir blieb nur übrig, mich zu fügen und mit der Hoffnung auf bessere Zeiten zu trösten. Ich mußte mich begnügen mit einem unceremoniellen Besuche im Dorfe und auf dem Hügel Lubu, der Grabstätte der Prinzen, und anderer Orte, welche durch die bedeutsame auf ihnen ruhende Tschina interessant waren.

Da meine Hoffnung, bei günstigerer Gelegenheit auch die wichtigeren Stellen ausgiebig zu durchforschen, vorläufig nicht in Erfüllung gegangen ist, wird das Folgende nur auf eine Wiedergabe der Traditionen der Neger beschränkt.

Die Ueberreste des letzten Maluango, sammt dem sie bergenden großen Sargwagen, sind wahrscheinlich längst in Staub und Asche zerfallen. Anders jedoch berichtet die Sage. Nach dieser steht irgendwo im Districte von Buala, umgeben von dichtem Buschwald, in welchen ein einziger Pfad hineinführt, eine auf vier Pfählen ruhende Halle. Das von Palmblättern hergestellte Dach derselben wird vor jeder Regenzeit erneuert, ein freier Platz um das kleine Gebäude stets sorgfältig rein gehalten. Nur drei Bevorzugte, nach Einigen Zauberärzte (nganga, Plur. banganga), nach Anderen hohe Würdenträger, dürfen den Ort betreten, welcher für alle Uebrigen Tschina ist; sie halten ihre Stellung auf Lebenszeit, ergänzen sich durch Wahl und sind mit der Pflege und Bewachung des Ganzen betraut. Sie müssen außerhalb des behüteten Buschwaldes wohnen, und jedes Mal beim Eintritt in das Innere die große Nsakila (nsakila nenne oder kassakila), die nur dem Könige zukommende Ehrenbezeugung, verrichten, indem sie niederknïend abwechselnd drei Mal mit dem Rücken der Hand die Erde und mit der Fläche die Stirn schlagen. Sie dürfen im Wäldchen nicht sprechen, nicht niesen noch husten, nicht essen noch trinken, überhaupt kein natürliches Bedürfniß verrichten. Sie müssen alle Thiere fernhalten, selbst die Vögel verscheuchen, damit kein Laut die Ruhe störe.

Die Halle ist mit einheimischen Zeugen geschmückt; an ihren vier Ecken hängen eiserne Doppelglocken (tschingongo), die Abzeichen hoher Würde; den Boden bedecken Pandanusmatten. In der Mitte derselben steht eine kistenähnliche, etwa tischhohe Plateforme (tschikuta), zierlich geflochten aus schwarz, gelb und roth gefärbten Blattstreifen und Rippen der Oelpalme und Fächerpalme [1]). Auf diesem Throne und zukünftigen Sarge, bekleidet mit einheimischen Stoffen und den kostbaren Abzeichen seiner Würde, mit der beutelförmigen Mütze (ngundu nsida) und dem Schulterkleide (tschinsembe) [2]), befindet sich der todte Muenne Buatu, der letzte Maluango [3]).

Zu seinen Füßen ist der große reichgeschnitzte Elephantenzahn niedergelegt, welcher nach der Einsenkung sein Grab bezeichnen wird. Der Todte sitzt aufrecht, die linke Hand in die Seite gestützt, den rechten Arm etwas gekrümmt von sich streckend, die Hand nach oben offen haltend und mahnend: „Rufet die Weißen im Lande, daß sie Zeuge schicken und Rum, damit ein neuer König gewählt und ich endlich zu Grabe geleitet werden kann.“

Die Neger, namentlich die Umwohner der Bay von Loango, halten unverbrüchlich fest an dieser Sage, wie auch an der Ueberzeugung, daß einst wieder ein mächtiger Maluango das Reich beherrschen werde.

Loango war ein Wahlreich. Die Zerrüttung jedoch, welche sich auf alle staatlichen Verhältnisse erstreckte, die hohen Kosten des Krönungszuges und die wachsenden Schwierigkeiten, welche sich der Regierung entgegenstellten, schreckten endlich alle Bewerber um die hohe Würde zurück. Nur Prinzen von Geblüt konnten auf den Thron gelangen, und diese auch nur dann, wenn sie niemals Menschenblut vergossen, nach anderen Angaben, wenn sie noch keinen Menschen getödtet hatten, wenn sie im Besitze vollester Manneskraft, und von stattlicher Figur (ngadonga) und durch keinerlei Krankheit verunstaltet waren.

Starb ein Maluango, so führten die um ihn versammelten Großen des Reiches die Regierung in seinem Namen

---

[1]) Kleinere aus demselben Geflechte hergestellte Körbe (mgongo, Plur. magongo) sind von der Expedition in Menge nach der Heimath gesandt worden, und in den betreffenden Museen aufgestellt.

[2]) Diese werden aus den feinsten Blatthäutchen noch unentwickelter Schößlinge der Raphia in kunstvollster Weise und mit einem außerordentlichen Aufwand an Geduld geknotet.

[3]) Vor Muenne Buatu regierte Muenne Mkosse, vor diesem Muenne Ntatu und noch früher Muenne Ntangu. Weiter reichen die Traditionen der Neger nicht zurück.

weiter; an ihrer Spitze stand ein Prinz [1]), meistens wohl ein Verwandter des Todten, als Gouverneur, mit dem officiellen Titel: Nganga mvumbi (Leichenbewahrer). Während die Ueberreste des Verstorbenen nun in umständlichster Weise zur Beerdigung vorbereitet wurden und große Trauer im Lande herrschte, suchten diejenigen Prinzen, welche Lust verspürten den Thron zu besteigen, sich die Gunst der Stimmberechtigten zu erwerben. Bei Lebzeiten des Königs durften sie derartige Absichten nur in höchst vorsichtiger Weise verfolgen, da sie sonst, bei eintretender Krankheit oder dem Tode desselben sehr leicht hätten in den Verdacht der Hexerei kommen können.

Reichthum und Familienverbindungen waren für den Aspiranten von größter Wichtigkeit, da die von Habgier beherrschte öffentliche Meinung sich naturgemäß demjenigen zuneigte, welcher die meiste Gewalt besaß, und durch die werthvollsten Geschenke bestechen konnte. Etwaige Nebenbuhler wurden durch reichliche Gaben und verlockende Versprechungen zum Rücktritt veranlaßt oder auch in schlimmerer Weise bei Seite geschafft. War im Laufe der Zeit, vielleicht nach Jahren, die Wahl entschieden, so begann der zukünftige König seinen Krönungszug.

Er begab sich in vollem Staate mit großem Gefolge nach einer hochgelegenen Savane im Süden von Punta Negra. Dort befindet sich, unfern vom Dorfe Vinga, eine Stelle, welche noch gegenwärtig durch vier sehr verwitterte, mit rohem Bildwerk verzierte Pfähle bezeichnet ist und Binkosse kosse bi muakunu genannt wird: etwa Versammlungsplatz oder umständlicher: der Ort, an welchem viele Menschen sich treffen und auseinandergehen. Dort führt auch die Luntambi lu mbensa vorüber, ein Pfad, welcher bei Vinga am Meeresstrande beginnend die Bayen von Punta Negra und Loango in weitem Bogen umspannt; dieser bildet für die mfumu eine Demarcationslinie, welche sie seewärts nicht überschreiten dürfen, da die jenseit gelegenen Gegenden für sie Tschina sind. (Ueber dieses und die damit verflochtene Sage vom mkissi Tschimbungu in einem spätern Aufsatz.)

Auf oben genannter Stelle sind die Großen des Reiches versammelt, Ngangas mit ihren Fetischen (mkissi, Plur. sinkissi) und neugieriges Volk in Menge. Ein großer Platz ist abgezäunt, der Boden gesäubert, viele Schilfhütten sind erbaut worden. Der ankommende Prinz wird mit großen Feierlichkeiten begrüßt und in der vornehmsten Hütte installirt. Dort empfangen ihn zwei unter den Schönheiten eines bestimmten, dieses Privilegium besitzenden Dorfes auserwählte Jungfrauen, welche die Gattinnen des Prinzen werden. In dem Lager herrscht ein buntbewegtes lustiges Leben, Besuche kommen und gehen, Gelage und Tanzfeste werden gefeiert; der Throncandidat trägt die Kosten und vertheilt Geschenke. Eine wichtige Rolle spielen die Ngangas, nicht nur als Festordner, sondern auch als Wächter über die Fähigkeiten und die Ausführung des künftigen Königs.

In jeder Nacht klopfen sie an die Wand der Hütte, in welche sich ihr Schützling mit einer Gattin zurückgezogen hat, und fragen an, ob er auch seinen ehelichen Pflichten nachgekommen sei. Streng halten sie darauf, daß er nicht eine derselben vernachlässige oder gar Besuche von anderen Schönheiten empfange, selbst nicht von ihm schon früher verbundenen Weibern. Das seltsame Lagerleben währt nun so lange, bis jede der Festfrauen ein Kind geboren hat, nach anderer Angabe sogar, bis jeder Säugling sprechen kann oder Zähnchen bekommen hat.

Ist diese Bedingung erfüllt, so beginnt endlich der Zug und bewegt sich auf der Luntambi lu mbensa nach Norden. Jedoch nur für eine kurze Strecke. Ein ebenfalls mit entsprechenden Vorrechten ausgestattetes Dorf hat an einer bestimmten Stelle einen mit Zauberkram geschmückten leichten Verhau quer über den Weg gezogen und erhält, altem Herkommen gemäß, für die Passage zwei Sklaven ausgeliefert. Der Weitermarsch geräth abermals sehr bald ins Stocken, da ein drittes Dorf, sein Privilegium ausnutzend, dem Thronbewerber wiederum zwei Jungfrauen übergibt, mit denen er von Neuem in alter Weise in einer improvisirten Hofhaltung zu leben hat, bis die Geburt der verlangten Kinder ihn befreit. Durch diese charakteristischen Unterbrechungen wird der Zug noch öfter aufgehalten; fünf Male im Ganzen müssen Verhaue passirt und die üblichen Geschenke ausgetheilt, fünf Male Jungfrauen geehelicht werden, bis in den jeweilig aufgeschlagenen Lagern die nothwendigen Kinder geboren sind. Hat sich endlich der Prinz hindurch geheirathet und den unter gewöhnlichen Verhältnissen in etwa fünf Stunden begehbaren Weg infolge der seltsamen Hindernisse nach vielen Jahren zurückgelegt, so ist der langwierigste Theil des Krönungszuges abgeschlossen.

Er befindet sich nun am Ufer des Songolo [1]), eines Flusses, welcher sich in der Nähe des Meeres lagunenartig erweitert und periodisch seine aufgestauten Gewässer in die Bay von Punta Negra ergießt. Gewöhnlich ist seine Mündung verstopft durch von der Brandung (Calema) aufgeschüttete Sandmassen und ist dann vom Strande aus gar nicht zu unterscheiden; bei Ebbe durchbricht er den Damm zuweilen so plötzlich, daß eben passirende Menschen in seinen Fluthen umkommen. Diesen Fluß darf der zukünftige König auf dem vorgeschriebenen Wege nur auf einer eigens für ihn von vier Oelpalmen hergestellten Brücke überschreiten. Diese Stämme dürfen aber nirgends sonst als dort die Erde berühren, müssen also beim Fällen von zahlreichen Menschen mit den Händen aufgefangen und zum Flußufer getragen werden. Entgleitet ein Stamm den Betheiligten und berührt er den Boden, so wirft man ihn weg und wählt eine neue Palme.

Ueber die Brücke ziehend begiebt sich der Prinz nach Luandschili, dem Dorfe, in dessen Bezirk die Könige von Loango begraben liegen, dessen Einwohner mit Herstellung und Ueberwachung der Gräber betraut sind. Dorthin hat man unterdessen von der Residenz, auf einem durch Wälder und Savanen besonders angelegten breiten Wege (lulombe), die Ueberreste des letztverstorbenen Königs geschafft. Diese befinden sich in dem schon erwähnten als Thron dienenden zierlich geflochtenen Korbe (tschikuta), auf einem großen, plumpen, aber reichgeschmückten hölzernen Sargwagen (nkufu), welcher von unzähligen Menschen fortbewegt wird. Nachdem der todte König eingesenkt und auf seinem Grabe das höchste Ehrenzeichen, der Elephantenzahn (mpundschi), niedergelegt ist, wird ein anderer Korb herbeigebracht; der Prinz legt sich hinein und zieht nun als Lebender in seinem künftigen Sarge in die Residenz ein und zwar auf der für den Transport des Vorgängers hergestellten lulombe. Nach einigen Angaben wurde er gefahren, nach anderen von seinen Unterthanen getragen.

Eine dritte hier zu erwähnende curiose Version läßt ihn erst nach einer den Seeleuten als Landmarke wohlbekannten, durch regelmäßige Form ausgezeichneten Baumgruppe: Tschili tschi nkukuba, im Norden der Bay von Punta Negra sich begeben und dieselbe vor versammeltem Volke auf dem rechten Beine neun Mal umhopfen.

Endlich in der Residenz Buala angelangt, entsteigt er seinem Sarge, benutzt ihn nun als Thron und wird mit

[1]) Nach Degrandpre waren die Prinzen ausgeschlossen. Jetzt noch bestehende Gebräuche lassen obige Angabe als richtiger erscheinen.

[1]) Der Name Songolo, eine Contraction der Wörter subu ngolo, bedeutet wörtlich: Mündung der Gewalt.

den Insignien seiner Macht, mit Mütze, Schulterkleid und überflochtenem Stabe versehen. Die Großen des Reiches und Abgesandte der Vasallenstaaten bringen ihre Gaben dar und huldigen dem neuen Maluango. Dieser beginnt die Regierung, indem er seine Minister ernennt, einen Hofstaat bildet und die mit entsprechenden Geschenken sich nahenden Bewerber um Aemter und Würden in den Provinzen bestätigt.

Von nun an ist er eine behütete und gepflegte Person; er hat nichts zu thun, als Befehle zu ertheilen und in höchster Instanz Recht zu sprechen. Er kann so viele Frauen nehmen, als ihm beliebt, essen und trinken, was und wie ihm gut dünkt; aber er darf niemals die Umgebung seiner Residenz verlassen, niemals das Meer sehen (dessen Schimmer ihm sofortigen Tod bringen würde), niemals irgend welche von Europa gekommene Gegenstände tragen, genießen, berühren oder erblicken; natürlich darf auch kein Weißer unter seine Augen kommen. Er wohnt, wie alle seine Unterthanen, in einem Schilfhaus; sein Hofstaat ist ebenfalls nur in einheimische Zeuge gekleidet. Tiefe Ruhe soll um ihn herrschen; die Menschen dürfen nur flüsternd verhandeln, kein Hammel darf blöken, keine Ziege meckern, kein Huhn gackern, ja, kein Vogel darf zwitschern.

Mit der Außenwelt nur durch die Großen des Reiches verkehrend, thront in barbarischer Majestät der Maluango in dem todtenstillen District Buala, auf welchem eine große Tschina ruht, die zu brechen kein Sterblicher wagen würde.

---

# Das Reich und der Hof des Muata Jamvo.

Von **Dr. Pogge** [1].

## I.

Das ganze Lunda-Reich, welches vom Quango im Westen bis östlich zum Gebiete des Muata Kazembe (dasselbe eingeschlossen) und von Schinto im Süden bis vier bis sechs Tagereisen nördlich von Mussumba, der Residenz des Muata Jamvo, d. h. von $18^1/_2{}^0$ bis $30^0$ östl. L. v. Gr. und etwa von $7^0$ bis $12^1/_2{}^0$ südl. Br. sich erstreckt, ist in einzelne große und kleine Gebiete getheilt, über welche mehr oder minder mächtige Häuptlinge, Muatas, Monas und Muenes genannt, herrschen. Dieselben sind insgesammt dem Oberhäuptling von Lunda unterthänig, so daß die ganze Organisation mit derjenigen eines mittelalterlichen Lehnstaates verglichen werden kann. Muata Jamvo ist Alleinherrscher im Lande und hat das Recht, jene Gebiete nach Belieben zu verleihen, Häuptlinge ab- und einzusetzen. Diese müssen ihm Tribut zahlen, bei vorkommenden Kriegen Hülfstruppen stellen und überhaupt jeder Aufforderung ihres Lehnsherrn unverzüglich Folge leisten, während sie selbst wieder auf die Abgaben der Unterhäuptlinge in ihrem Districte angewiesen sind. Solche Abgaben sind nicht fest vorgeschrieben; sondern ein jeder Insasse seines Dorfes giebt, was er kann, z. B. das Viertel eines erlegten Stück Wildes oder den Stoßzahn eines Elephanten, Löwen- oder Leopardenfelle, Lebensmittel u. s. w. Außerdem pflegt die Dorfgemeinde Frohndienste zu leisten, indem sie ihrem Häuptling bei Neubauten oder Reparaturen seiner Häuser sowie bei Pflanzungen hilft. Ebensowenig bestehen feste Satzungen darüber, in welcher Form und zu welcher Zeit die Oberhäuptlinge ihren Tribut an den Muata Jamvo abzuführen haben, wie man überhaupt von keinem bestimmten Rechts- oder Gesetzesprincip ausgehen darf und kann, wenn man von der Organisation einer Negergemeinde im Großen oder im Kleinen spricht. Wenn man auch immerhin ein Analogon zu europäischen Verhältnissen statuiren kann, so ist beim Neger doch nur von einem Gewohnheitsrechte die Rede, das unter Umständen nicht genau innegehalten wird. Die Insassen eines Dorfes nennen sich für gewöhnlich die Kinder ihres Häuptlings und dem entsprechend ist das gegenseitige Verhältniß auch durchaus ein patriarchalisches. Es giebt Häuptlinge, große sowohl als kleine, welche ihre Abgaben sehr strenge eintreiben, während andere sehr bescheiden sind, so daß hier ein Jäger seine ganze Beute hingeben muß, dort sie ganz für sich behalten darf.

Für gewöhnlich kann man annehmen, daß die großen Häuptlinge alljährlich ihre Tributkarawanen nach Mussumba zu schicken verpflichtet sind. Dieselben brechen zu verschiedenen Zeiten, aber meistens in der trockenen Zeit oder bei Anfang der kleinen Regen, auf, um vor Beginn der großen Regenzeit die Hauptstadt zu erreichen. Kleinere Häuptlinge in der Nähe der Residenz pflegen alljährlich mehrere Male Tributsendungen zu machen, da sie einer strengern Controle und eventuell Strafen ausgesetzt sind. Entferntер wohnende dagegen pflegen säumiger zu sein, sagen sich auch unter Umständen, auf ihre Entfernung oder ihre Macht trotzend, wohl ganz von ihren Pflichten los. Die Form des Tributs richtet sich nach den Producten des betreffenden Landes. Manche Gebiete bringen Elfenbein, andere, wie Kazembe, Salz; der Norden des Reiches Palmwein und Flechtwaaren aus Stroh; wieder andere Karawanen bringen Thierfelle und Sklaven und die näher wohnenden Häuptlinge auch wohl einmal Pulver, Perlen und Fazenda (Zeug).

So lange ein Häuptling lehnstreu ist, kümmert sich der Muata Jamvo wenig oder gar nicht um die Angelegenheiten seines Landes und läßt ihn nach Belieben schalten. So haben die verschiedenen Volksstämme des Lunda-Reiches verschiedene Sitten und Gebräuche, und die Besetzung der Häuptlingsstellen findet nach Gewohnheitsrecht und ohne Einmischung des Lehnsherrn statt. In einem Kioko-Districte z. B. succedirt der Sohn der ältesten Schwester des verstorbenen Häuptlings, während in einem Kalunda-Districte der älteste Sohn seinem Vater auf den Thron folgt.

Der Oberkönig oder Muata Jamvo ist von einem Anhange der größten Würdenträger des Staats sowie von einer Anzahl reicher, freier Neger, den sogenannten Kilolos, umgeben. Der oberste Würdenträger ist die jedesmalige Lukokescha, eine unbegebene Dame, welche, so lange das Lunda-Reich schon besteht, unumschränkt und tributfrei neben dem Muata Jamvo regiert. Sie gilt als Mutter aller

[1] Indem wir mit Bewilligung des Vorstandes der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft diese werthvolle Mittheilung ihres kühnen Reisenden zur Veröffentlichung bringen, richten wir an alle unsere Leser die Bitte, durch Beitritt zu jener Gesellschaft (Minimalbeitrag pro Jahr 3 Mark, wofür das achtmal jährlich erscheinende Correspondenzblatt geliefert wird) deren wissenschaftliche Zwecke fördern zu helfen. Von allen Seiten und in allen europäischen Staaten strömen jetzt die Mittel zusammen, um das unbekannte Innere Afrikas zu erschließen; um so mehr ist es Ehrensache des deutschen Volkes, das Unternehmen zu unterstützen, welches 1873 begonnen, mit den denkbar größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte und doch bisher eine reiche Fülle von Erfolgen, wenn auch nicht immer auf streng geographischem Gebiete, aufzuweisen hat. Red.

Muata Jamvo's und deren Familien und hat bei der Neuwahl eines solchen zu entscheiden. Auch sie hat ihren besondern Hof und regiert über einzelne Dörfer und Districte, welche nur ihr allein tributär sind. Ihr am Range zunächst stehen die Kannapumbas, d. h. diejenigen Kilolos, welche Räthe des Königs sind. Vier von ihnen haben bei Todesfällen den neuen Muata Jamvo sowohl wie die neue Lukokescha zu wählen; es sind: 1. Mona Auta, erster Sohn des Staates; 2. Chana Molupo, der zweite Sohn; 3. Mona Kalala, Sohn der Waffen, und 4. Muari Muchi, der Koch des Staates. Außerdem hat der König noch besondere Minister, welche gleichfalls Kannapumbas heißen, aber einen niedrigern Rang bekleiden und nur in unwichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt werden. Die übrigen Kilolos oder Großen, welche in Mussumba wohnen, werden vom Könige oder von der Lukokescha als Abgesandte und Executivbeamte (Torquatos), als Anführer von Jagdexpeditionen auf Elephanten (Kibindas) oder als Districtshäuptlinge (Monas oder Muenes) verwendet. Alle diese Kilolos haben große Familien von Frauen und Sklaven; erstere sind entweder frei und pflegen dann ihren vollständigen, abgesonderten, eigenen Haushalt zu führen und von Sklaven umgeben zu sein, oder sie sind Sklavinnen und leben alsdann meistens in sehr bescheidenen Verhältnissen. Viele der Kilolos, und namentlich die ersten Kannapumbas, sind vom Könige mit Districten belehnt, auch wenn sie in Mussumba selbst wohnen.

Wenn ein Muata Jamvo stirbt, wählen die oben genannten vier obersten Räthe seinen Nachfolger, welcher vor seiner Thronbesteigung die Zustimmung der Lukokescha, in deren Hand mithin die Entscheidung liegt, einzuholen hat. Der neue Muata Jamvo muß stets der Sohn eines solchen und zwar von einer seiner beiden Hauptweiber, der Amari oder der Temena, sein. Ebenso wird eine neue Lukokescha von denselben vier Räthen gewählt und muß den Muata Jamvo um seine Einwilligung bitten. Auch sie muß die Tochter eines Muata Jamvo von einer der beiden Hauptweiber sein. Die Zahl jener vier Räthe ergänzt der König, ist aber daran gebunden, daß nur der Sohn eines frühern Kannapumba und einer seiner freien Frauen wählbar ist. Auch der Kilolo wird vom Könige gewählt, so daß die Söhne der Kilolos und ihrer freien Frauen nur gewöhnliche freie Neger sind. Die Söhne des Muata Jamvo und seiner freien Frauen sind jedoch ipso jure Kilolos.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Türkische Bergwerke und Forsten.

Wie schon öfters, so gehen auch augenblicklich wieder Gerüchte von einer Anleihe um, welche die Türkei aufnehmen und für welche sie zum so und sovielsten Male ihre Bergwerke und Forsten verpfänden will. Sehen wir einmal zu, wie es mit diesen beiden Objecten denn eigentlich dort bestellt ist. Leugnen läßt sich nicht, daß der Bergbau in der Türkei berufen ist oder sein könnte, eine große Rolle zu spielen und eine der ergiebigsten Quellen des Wohlstandes zu werden, wenn der wirthschaftliche Aufbau jener Gebiete jemals ernstlich in Angriff genommen werden sollte. Denn die Mineralschätze des Bodens sind in der That enorm, und unter ihnen ragen namentlich die Eisen-, Kupfer- und Kohlenlager durch ihre Mächtigkeit wie nicht minder wegen der Leichtigkeit des Abbaues hervor. Bosnien ist besonders reich an Eisenlagerstätten, und die noch erhaltenen, wenn auch theils gar nicht mehr, theils ganz ungenügend betriebenen Minen haben eine Geschichte von Jahrhunderten. Aber der Abbau, die Oefen, der ganze Hüttenbetrieb haben auch seit Jahrhunderten keinen Fortschritt gemacht. Dazu kommt ein Umstand, der abgesehen von allen politischen und socialen Verhältnissen den Minenbetrieb zum allmäligen Stillstand zwingt: der Mangel an Brennmaterial. Die Verwüstung der Wälder ging und geht in dem ganzen Lande in unvernünftigster Weise und ohne für Nachwuchs zu sorgen vor sich. Die Bergleute verbrauchten bei dem gänzlich primitiven Betriebe stets die zunächstgelegenen Holzvorräthe rings um den Productionsort des Metalles, so daß sie die Holzkohlen aus immer größer werdenden Entfernungen herbeischaffen mußten. Bei dem gänzlichen Mangel an Communicationsmitteln ist einem derartigen Betriebe um so mehr eine natürliche Grenze gesteckt, als eben dabei die Kosten des Feuerungsmaterials sehr bald in übertriebenster Weise die Productionskosten des Metalles erhöhen und damit die Unmöglichkeit der Marktconcurrenz nach sich ziehen müssen.

Noch nicht in gleichem Grade in den Betriebsbedingungen herabgekommen, trotzdem jedoch gänzlich unbenutzt sind die herrlichen reichen Eisenlagerstätten in Kleinasien hinter Brussa, östlich und südöstlich vom bithynischen Olymp. Geradezu kolossal ist der Vorrath an Kupfererz in dem großen Gebirgsstocke zwischen Diarbekir und Arghana einerseits, Sivas und Erzerum andererseits im Osten von Kleinasien. Dort liegen, zum größten Theile verlassen und verschüttet, ausgedehnte Bergwerke, welche einst ihr Erz nach Tyrus, Babylon und Jerusalem lieferten und noch unter den Römern das meiste und schönste Kupfer producirten. Diese Vorräthe der Natur sind bei Weitem nicht etwa erschöpft, sondern warten noch immer in reichen Adern und mächtigen Flötzen ihren Ausbeutung. Mehrere Umstände begünstigen im hohen Grade den ferneren Betrieb derselben, und die Entfernung vom Schwarzen und Mittelländischen Meere wäre durch Bau von Eisenbahnen zu überwinden. Obendrein aber befindet sich kaum 500 Kilometer entfernt, bei Zacho in Kurdistan, eines der reichsten Steinkohlenlager, wo die Kohle zu Tage liegt. Dieser noch ganz unausgebeutete Reichthum an Brennmaterial müßte die Kupferproduction außerordentlich befördern. Aber wer denkt heutzutage und selbst noch vor Ausbruch des Krieges in der Türkei an das Auflesen von Schätzen, welche die Natur offen vor das Auge des Menschen hingelegt hat? Am allerwenigsten wohl die in Constantinopel bestehende „Direction des Mines“!

Nicht mehr als 33 Kilometer vom linken Ufer des schiffbaren Tigris befindet sich dieses Steinkohlenlager von Zacho (80 Kilometer oberhalb Mosul), aber für die Dampfschifffahrt auf dem Tigris zwischen Baghdad und Bassora werden über Suez Kohlen aus England herbeigeschafft! Ganz natürlich; denn solche Lieferungen sind eben eine stets fließende Quelle des schönsten Bakschisch. An der Küste des Schwarzen Meeres bei Heraklea (zwischen dem Bosporus und Ineboli) finden sich reiche und leicht auszubeutende Lager vorzüglicher Steinkohle vor; aber für die zahlreichen Dampfschiffe im Bosporus, für die Arsenale und sonstigen Regierungsetablissements werden die Kohlen aus Schottland bezogen! Oberhalb Mosul ergießen sich aus den kurdischen Seitenthälern des Tigris förmliche Bäche von Petroleum in

diesen Strom. Dieselben repräsentiren große Werthe; aber man läßt sie ruhig ihres Weges fließen — und Constantinopel kauft sein Petroleum in Amerika.

Charakteristisch für das Verständniß, welches hohe türkische Beamte für dergleichen Dinge haben, ist folgende Geschichte, welche der beste Kenner türkischer Zustände, der Pera-Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" (in der Nummer vom 22. Februar dieses Jahres), nach den Aufzeichnungen des türkischen Historiographen Lutfi mittheilt. „Sadik Effendi, ehemals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann zur Zeit der Janitscharen-Verfolgung nach Amasia verbannt, später aber wieder begnadigt und zum Arsenal-Inspector ernannt, fand, daß ein für den Gebrauch des Arsenals bestimmtes kleines Dampfboot mit Brennholz geheizt wurde. Er setzte also darüber eine Denkschrift auf des Inhalts, daß der Gebrauch des Brennholzes für den Dampfer den Bewohnern von Constantinopel das nöthige Brennholz vertheuere und unzugänglich mache; man solle daher zwischen Tschekmedsche und Silivri ein Kohlenbergwerk anlegen und die Kohlen mittelst kleiner Fahrzeuge durch Arbeiter für geringen Taglohn nach dem Arsenal transportiren lassen; ein gewisser Mehemed Aga, Kapudschi-Baschi (d. h. Chef der Thürhüter), könne mit der Leitung dieses Dienstes betraut werden. Unser Historiker (Lutfi) konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesem Bericht einige boshafte Bemerkungen hinzuzufügen: welchen Einfluß wohl ein kleines Dampfboot auf die Preise von Brennholz in einer großen volkreichen Stadt ausüben könne; ob man an irgend einer beliebigen Stelle ein Kohlenbergwerk etwa wie einen Gemüsegarten anlegen könne, ob man sicher sei, daß man überall Kohlen finde wie Kieselsteine, und was wohl ein Kapudschi-Baschi vom Bergwerkswesen verstehe. So spricht sich unser Verfasser über Ereignisse aus, welche vor fünfzig Jahren stattfanden; aber den Lesern der „Algemeinen Zeitung" ist es hinlänglich bekannt, daß die Geschichte der innern Verwaltung des türkischen Reiches während der letzten fünfzig Jahre dasselbe tragikomische Bild des Hexensabbaths darstellt, und es ist daher unnöthig hier ähnliche Beispiele anzuführen, die mir übrigens schockweise zur Verfügung stehen."

Ebenso traurig steht es mit den Waldungen, welche die ausgedehnten und vielverzweigten Gebirge sowohl der europäischen wie der asiatischen Türkei einst in Fülle bedeckten. Heute aber starren weithin kahle Felsen in die Lüfte, eine Folge der brutalen den Gegensatz zu rationellem Forstbetrieb bildenden Devastation, des einfachen Niederhauens der Waldungen ohne jegliche Rücksicht auf Nachwuchs oder nachträgliche Aufforstung. Andererseits trifft man bei Querzügen durch das Land prachtvolle, ausgedehnte Wälder, zum Theil geradezu Urwälder, deren Holz verfault und dem so stark sich geltend machenden Bedürfnisse nach Brenn- und Bauholz nicht gerecht werden kann, da es an den nothwendigen Straßen und Transportmitteln zur Verführung dieser Holzmassen nach den Verbrauchsorten fehlt. Wohl besteht in Constantinopel seit 20 Jahren eine eigene Forstdirection, die sogar reich dotirte europäische Sachverständige zu ihren Mitgliedern zählt. Aber man mag sich in Europa wie Asien weit und breit umsehen, man wird nicht einen einzigen Quadratmeter neuer Anpflanzungen, nicht das geringste praktische Lebenszeichen dieser „Direction des forêts" entdecken. Die Schuld an deren Unthätigkeit ist übrigens ganz und gar den hohen türkischen Würdenträgern, namentlich dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten zuzumessen, weit weniger den europäischen Fachleuten, deren redliches Wollen an dem Nichtwollen jener scheitert. Ein Franzose aus jener Direction, der endlich müde geworden war, seine rationellen Aufforstungsvorschläge stets erfolglos auszuarbeiten und vorzulegen, kam zum Minister der öffentlichen Arbeiten, um von ihm aus diesem Grunde seinen Abschied zu begehren. Die türkische Excellenz war darüber im höchsten Grade erstaunt und fragte den mit einem das Maß seiner Fassungskraft bedeutend übersteigenden Ehrgefühl begabten Europäer ganz naiv: „Was kümmert das Dich? Aja bak!" (d. h. „Nach dem Monde schaue!"). Der hohe Herr spielte damit auf den dem Beamten monatlich zu bezahlenden Gehalt an, der ja ohnehin die Frucht seiner Bemühungen sei; er konnte nicht begreifen, wie der Idealist sich da auch noch um die Realisirung seiner Vorschläge bekümmern könne. Uebrigens ein drastischer Beleg für die Art, wie neutürkische Staatsmänner die aus Amt und Würden resultirenden Pflichten auffassen.

Die Entblößung der Gebirge von Wald hat auch die übelsten Folgen in Bezug auf den Ackerbau, indem dem Boden die Feuchtigkeit entzogen wird, und der Wind ungehindert die Humusschicht vermindert. Was noch ärger, es ist heute in den waldlosen Gegenden der Türkei unter der ackerbautreibenden Bevölkerung bereits allgemeine Sitte geworden, in Ermangelung anderen Brennmaterials den Dünger statt zur regelmäßigen Melioration des Ackers zur Feuerung zu verwenden. Für die bedauerliche Thatsache, daß wegen Mangels an Straßen noch bestehende, herrliche Waldcomplexe trotz empfindlichen Holzmangels unausgebeutet bleiben, kann man bei Constantinopel selbst ein schlagendes Beispiel erblicken. Denn bei hellem Wetter sieht man von der Hauptstadt aus jenseits des Marmara-Meeres, 50 bis 60 Kilometer von der Küste entfernt, die mit Urwäldern bedeckten Höhen des bytinischen Olymps und des Dumanitsch, von denen noch immer keine Straße, keine Bahn nach dem Meere führt. Das Bauholz aber für Constantinopel und Umgebung kam bis vor Kurzem aus den Karpathen und kommt heute aus Norwegen!

* * *

— Dr. Rutenberg beabsichtigt botanische Forschungen im Stromgebiete des Zambeze und hat zu diesem Zweck die Unterstützung der portugiesischen Regierung nachgesucht.

— Die Führung der portugiesischen Expedition nach Centralafrika ist dem Major Serpa Pinto, der längere Zeit im Stromgebiete des Zambeze diente, und dem Capitän zur See an Bord der Panzerfregatte „Vasco de Gama", Brito Capello, übertragen, der mit gründlicher mathematischer Bildung die wünschenswerthe Kenntniß von Land und Leuten vereinigen soll. Im Einverständniß mit diesen Herren, denen die Wahl weiterer Theilnehmer freisteht, wird demnächst das Itinerar festgestellt werden. (A. Z.)

— Als Beginn größerer Untersuchungen und Arbeiten über die an der Wolga lebenden finnischen Stämme soll sich Hr. Mainow, der Vorsitzende der ethnographischen Section der Russ. Geogr. Gesellschaft, Ende Mai zu den Mordwinen begeben und binnen vier Monaten eine anthropologisch-ethnographische Untersuchung dieses Volksstammes und seiner vier Unterabtheilungen (Jersen, Mokschen, Terjuchen und Karataien) anstellen, in deren Umfang folgende Punkte hereingezogen werden sollen: 1. Lebensweise (Wohnungen, Kleidung, Speise-, Familien- und Volksgebräuche, Festlichkeiten etc.); 2) das Studiren der Rechtsgebräuche und 3) Anthropologie. Was letztere betrifft, so wird Folgendes verlangt: a) Messungen (an lebenden Subjecten) des Kopfes, Wuchses und der Extremitäten; b) Photographirung einzelner Typen; c) Beschreibung des Aeußern; d) Untersuchungen über die Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit beider Geschlechter und die Lebensfähigkeit der Kinder, und e) Untersuchungen über die physische Kraft einzelner Individuen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

## II.

Von Lamia in das Kephisosthal. Die Grenzwächter. Budunitza. Der niedere griechische Clerus. Dernitza. Die wlachischen Schäfer.

Am nächsten Morgen erwachte der Reisende mit der Reveille der Besatzung; aber es wurde 9 Uhr, ehe er im Sattel saß, ehe die fehlenden Eisen der Maulthiere ersetzt, ein hinkendes ausgemustert und die vergessenen Halfter herbeigeschafft waren. Solche Verzögerungen muß aber jeder Reisende in Griechenland zuvörderst in Anschlag bringen; sie wiederholen sich fast täglich und sind eine Quelle steten Aergernisses für ihn, ohne daß sie gerade in einem bösen Willen der Maulthiertreiber ihren Ursprung hätten. Das sind vielmehr die gutmüthigsten Leute von der Welt, aber als echte Orientalen sind sie sorglos und unbekümmert und haben von dem Werthe der Zeit nicht die geringste Vorstellung. Sie sind gelehrig, geduldig, nüchtern, unermüdlich, kehren sich weder an Hitze noch Regen, weder an Durst noch Hunger noch an die Länge des Weges: nur der Aufbruch wird ihnen sauer. Bei einbrechender Nacht halten sie am ersten besten Chani an, werfen ihren Thieren eine Hand voll Gerste vor, knabbern eine Zwiebel, trinken ein Glas Wasser und legen sich, in ihre braunen Wollmäntel gewickelt, irgendwo zum Schlafen nieder. Kaum begreifen sie es, daß es nicht jeder Reisende ebenso macht, oder daß er nicht wenigstens von seinem Dragoman gezwungen wird, sich dieser einfachen Lebensweise anzubequemen.

Die Pferde gehören zu jener widerstandsfähigen, geschickten thessalischen Race, wie sie Phidias in seinen Sculpturen uns abgebildet hat: klein, dürr, aber sehnig und ausdauernd, leisten sie in einem Lande, wo die Straßen nicht besser als Steige für Ziegen sind, die besten Dienste. — Acht Grenzwächter begleiteten den Reisenden, Leute mit eisernen Kniekehlen, welche in dem langen, elastischen Schritte, wie er den griechischen Gebirgsbewohnern eigen ist, mit den Thieren um die Wette marschiren. Obwohl sie zum regulären Heere gehören und in Regimenter eingetheilt sind, so tragen sie nicht den europäischen Waffenrock der übrigen, sondern eine ganz nationale Tracht: die faltenreiche Fustanella, die kurze Weste von weißer Wolle, auf der Brust offen und mit schwarzen und rothen Litzen besetzt, deren Aermel auf dem Rücken herabhängen, hohe wollene Gamaschen, die in rothen Pantoffeln mit umgebogenen Spitzen stecken, und auf dem Ohre ein großpuscheliger Fez. Sie rasiren sich stets sorgfältig und tragen nur einen Schnurrbart. Auf diese Leute ist voller Verlaß und bei einem räuberischen Angriff werden sie stets für die Vertheidigung der ihnen anvertrauten Reisenden ihr Leben lassen. Als im Jahre 1870 jene englischen Touristen bei Marathon von der Bande der Arvanitakis aufgehoben wurden, fielen als erste Opfer zwei der begleitenden Gendarmen.

Der Unteroffizier, welcher Belle's kleine Geleitmannschaft befehligte, war ein großer, hübscher Bursche mit ernstem, intelligentem und offenem Gesichtsausdruck, schlank wie eine Tanne, gesprächig, ohne gleich vertraulich zu werden, dienst-

willig, aber nicht knechtisch, kurz ein Mann, der sich dem Reisenden gleich erachtet, wenn er ihn auch eine Zeit lang geleiten und sich für ihn, wenn es sich so trifft, dem Tode aussetzen muß. Während die kleine Karawane den schon bekannten Weg nach den Thermopylen einschlug, erzählte er dem Reisenden seine Geschichte, die freilich viele ihres Gleichen hat und wie diese beweist, daß der Südosten unseres Erdtheiles noch heute tief in der Barbarei steckt.

Sein Vater war in Trikkala in Thessalien ehrlicher Schneider gewesen und hatte für die dortigen Gläubigen apfelgrüne Kaftans genäht, bis er mit dem Steuereinnehmer in Streit gerieth. Als Hellene wollte er dessen maßlose Forderungen nicht erfüllen; dafür nahm man ihm seinen Laden und alle seine Habe und warf ihn ins Gefängniß. Als er sich aber gar beschwerte, da hielt die ganze Blutsaugergesellschaft, Pascha, Kaimakam, Müdir und Steuerpächter, fest zusammen, um solche Rebellion im Keime zu ersticken, und der arme Schneider erhielt die Bastonnade, woran er

Alexandros Stavros. (Nach einer Photographie.)
(S. Nr. 5 dieses Bandes.)

Der Papas von Budunitza. (Nach einer Photographie.)

starb. So ist es ja vor- und nachher Vielen gegangen. Aber der erst sechszehnjährige Sohn des Ermordeten, Alexandros, haßte die Türken so gut wie nur ein Grieche sie hassen kann, und als Beweis dessen stieß er dem Steuerpächter auf offenem Markte sein kurzes, breites Messer in die Brust und floh in die Berge, wo er eine Zeit lang als Schäfer sein Leben fristete. Aber auf die Wachen dort ist kein Verlaß; so ging er denn über die Grenze nach Lamia, fand dort Unterstützung und zuletzt Aufnahme unter den Irregulären, wo er bald wegen seiner Kühnheit, seiner guten Führung, seiner Intelligenz und vor allem wohl wegen seiner That zum Sergeanten aufrückte.

Der zweite Besuch der Thermopylen vermochte dem Reisenden nicht dieselbe Befriedigung zu erwecken wie ihr erster Anblick. Die Sonne brannte heiß vom Himmel herab, die nackten Felsen strahlten die empfangene Wärme schier doppelt zurück, die Sümpfe zur Linken hauchten böse Miasmen aus und kein Luftzug, kein Fleckchen Schatten gewährte

auch nur vorübergehende Erleichterung. Schweigsam und gedankenlos ritt die Gesellschaft dahin, und selbst die thessalischen Pferdchen ließen die Köpfe hängen. Jenseit des nur 400 Meter langen Engpasses verließ sie die Straße nach Kenuri und bog rechts nach den bewaldeten Abhängen des Gebirges ab, welches im Alterthume den Namen Kallidromos führte. Der steinige Pfad führte durch niedriges Myrthen- und Lentiscusgestrüpp, das nicht hoch genug war, um Schatten zu gewähren; doch wurde beim Höhersteigen die Atmosphäre leichter und freier. Endlich erreichten sie das kleine Dorf Budunitza, über welchem sich ein altes fränkisches Ritterschloß mit runden Thürmen und Bastionen erhebt. Dort hatte im Mittelalter ein Markgraf seinen Sitz; aber welcher Familie das Lehen gehörte, sagen die Chroniken nicht, die den Ort überhaupt selten erwähnen, trotzdem er einen wichtigen Paß gegen die Angriffe der Byzantiner, Katalanen und Albanesen zu vertheidigen bestimmt war.

Während die ermüdete Gesellschaft im Schatten einer auf vier Pfählen ausgespannten Matte vor dem einzigen Kaffeehause des Dorfes ausruhte, trat ein alter, schmutziger, zerlumpter Papas aus der Kirche und begrüßte die Fremden im Namen der Panagia, der Mutter Gottes. Seine Züge waren vom Alter gerunzelt, aber das Auge schaute noch listig unter grauen buschigen Brauen hervor. Er klagte über sein dürftig lohnendes Geschäft: das Land ist wenig bevölkert,

Budunitza.

der Bauer arm und für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Beichten und allerhand Segen, womit die orthodoxe Geistlichkeit Handel treibt, will er nicht viel bezahlen. Dazu hatte der Papas selbst Frau und Kinder und hatte sich um der lieben Nothdurft willen einige Ziegen und einen kleinen Weinberg angeschafft, welchen seine Beichtkinder in Ordnung halten mußten, wenn sie nicht den vollen Zorn der Heiligen Georg und Demetrios auf sich ziehen wollten. Die Dorfbewohner hatten sich gleichfalls genähert, saßen um die Gruppe herum und redeten frank und frei ihr Wort mit darein. In Griechenland hat das Volk gegen seine Priester weder die Ehrerbietung so vieler römischer Katholiken gegen die ihrigen, noch solch abergläubische Furcht wie die Neger vor ihren Hexenmeistern. An Amulete glaubt der Grieche wohl, aber nicht an die Macht dessen, der sie ihm verkauft und der meistens nicht einmal lesen kann. Die niedere griechische Geistlichkeit recrutirt sich aus den untersten Ständen und empfängt so gut wie gar keine Vorbildung. Selbst der dummste Bauer kann Papas werden, ohne mehr lernen zu müssen als ein paar jener näselnden Gesänge und maschinenmäßigen Verbeugungen und dergleichen, welche mehr dem Fetischismus als dem Christenthume angepaßt zu sein scheinen. Die Unwissenheit der Geistlichen ist meist größer als diejenige ihrer Pflegebefohlenen; ebenso besitzen sie die ihrem Volke sonst eigenthümliche intelligente Neu- oder Wißbegier und Mäßigkeit in viel geringerm Grade. Darum küßt ihnen das Volk wohl die Hand, aber achtet sie doch nur wenig und spottet über sie, wie jene Sprichwörter zeigen, die L. Roß (Reisen auf den griechischen Inseln II, S. 174 ff.) mittheilt:

Ὁ παπᾶς τὸν παπᾶν δὲν τὸν θέλει,
Γιατὶ τοῦ τρώγει τὸ καραβέλλι.

„Ein Priester mag den andern nicht,
Damit's ihm nicht an Brot gebricht."

Oder, mit Anspielung auf den reichlichen Kindersegen des niedern Clerus:

Ὁ παπᾶς κ'ἡ παπαδιὰ
Πέντε μῆνας τρία παιδιά,
„Der Papas und sein Weibelein
In fünf Monden drei Kinderlein."

Dabei ist seine Lage keineswegs beneidenswerth. Der Bauer kann sich weigern, ihm das Feld zu bestellen oder seine Dienste zu bezahlen; der Gemeinderath kann ihm tausend Schwierigkeiten in den Weg legen, der Großgrundbesitzer oder der Deputirte des Bezirks ihn abberufen lassen. Vor allem aber hängt er vom Bischof und der Synode ab, worin nur unverheirathete Geistliche sitzen, welche für den verheiratheten Papas nur Verachtung und Abneigung fühlen. Vom politischen und moralischen Standpunkte aus ist ja die Ehelosigkeit der Geistlichen unbedingt zu verwerfen; vom nationalökonomischen liegt die Sache anders: für ein so armes Land wie Hellas wäre es zu theuer, so viel Familien, sagen wir standesgemäß, zu erhalten. Natürlich findet auch der Papas nur arme, unwissende Frauen aus den unteren Ständen, und das ist ein Hinderniß mehr für die Hebung der ganzen Classe. Zwischen den Ehegatten besteht kein geistiges Band: der eine Theil treibt sich auf dem Felde und in der Schenke umher, wenn er nicht in der Kirche zu thun hat, der andere hockt zwischen den schmutzigen, schreienden Kindern in der Küche. Und so mag in der That die niedere griechische Geistlichkeit nicht eher sich heben und Einfluß auf das Volk gewinnen, als bis ihr Ehelosigkeit zur Pflicht gemacht wird.

Der Oeta.

Die paar Drachmen, die Belle dem alten Papas von Budunitza in die schwielige Hand gleiten ließ, trugen ihm tausend Segenswünsche und die Versicherung ein, daß St. Christophorus, der Schutzheilige der Wanderer, seine Reise zu einem guten Ende führen werde. Aber als er schon im Sattel saß, benutzte der Papas nochmals die gute Gelegenheit, schob einen seiner Buben vor sich her und bettelte: „Schenk ihm eine Kleinigkeit, Herr; morgen ist sein Geburtstag." Das geschah; dann aber ergriff der Reisende eiligst die Flucht vor den unendlichen Heiligen und zahlreichen Kindern des Papas und hatte eine halbe Stunde später, nachdem eine enge bewaldete Schlucht durchritten war, die Paßhöhe erreicht.

Dort oben lohnt es sich, umzuschauen: im Grunde unten liegt das grüne Thal von Budunitza und das Dörfchen selbst, dahinter der Meerbusen von Lamia, jenseit dessen die Berge von Euböa und der Othrys an der türkischen Grenze aufsteigen, während im Nordosten vom fernen Meere her wie alte Bekannte Skiathos und Skopelos, die Felsinseln, winken. Ueber grasige Abhänge, wo einzelne Lentiscus- und Eichengebüsche stehen, geht es nun bergab. Zur Rechten nach Nordwesten hin, zu Häupten des Kephisos-Thales, in

Ein Lager wlachischer Schäfer.

welches man hinabstieg, erhob sich die riesige Masse des Oeta in die Wolken, mit seinen Wäldern hundertjähriger Eichen und Fichten so hoch wie Mastbäume, seinen gewaltigen Felswänden, den schäumenden Gießbächen und seinen Schluchten, die ebenso malerisch aber noch wilder sind als die der Schweiz, und wo nur Eber und wlachische Hirten hausen. Geradeaus stiegen majestätisch die kahlen, verbrannten Spitzen des Parnassos auf und scharf hoben ihre kühnen Umrisse von dem goldigen, leuchtenden Himmel ab; das war die schönste Seite der ganzen Rundsicht. Diese Formen voll strenger Harmonie, dieses milde, gesättigte Licht, das die riesigen Spalten und Schluchten des Berges in ihrer Wildheit mäßigte, ohne sie zu verschleiern, diese Macht der Gesammtheit und dabei diese reizende Mannigfaltigkeit der Einzelnheiten bringen einen unauslöschlichen Eindruck hervor.

Die Nacht brach an, als der von der Hitze und dem langen Ritte ermüdete Reisende den kleinen Chani von Dernitza erreichte. In dem einzigen Zimmer des Hauses, das sein Licht nur durch die Thür empfing, standen einige Bänke und ein roh behauener Tisch von Holz; an den von Rauch und Schmutz geschwärzten Wänden hingen ein paar angeschlagene Töpfe, vier kleine kupferne Kaffeegeschirre und Schnüre violetter Zwiebeln. In der Ecke ein flacher Stein, der als Herd dient, und zwei oder drei große irdene Krüge; an den Dachbalken große ziegenlederne Schläuche voll Wein und Oel und über dem Ganzen ein so ranziger, saurer, schimmeliger Geruch, daß es einem übel werden konnte. Im Hintergrunde ein Bretterverschlag, wo die Pferde und Maulthiere dieser und noch einer andern Karawane ihre Gerste aus Steintrögen fraßen. Nach einem erbärmlichen Abendessen wickelte sich jeder in seine Decke und streckte sich auf dem gestampften Estrich aus; aber von Schlaf war nicht bei allen die Rede. Noch ehe der Tag graute, entfloh Belle der verpesteten Höhle, wo acht bis zehn Maulthiertreiber neben ihm lagen, und erging sich im Freien. Bald färbte das erste Morgenroth den Himmel, während aus dem Thale, das ein bläulicher Schatten umhüllte, leichte Nebel aufstiegen. Plötzlich aber erglänzte der höchste Gipfel des Parnassos in hellem Rosa, und sachte glitten die Sonnenstrahlen an den mächtigen Hängen des Berges zur Tiefe hinab. Der Nebel verschwand und die große, spiegelglatte Ebene des alten Phokis und Böotien zeigte sich in ihrer ganzen Ausdehnung.

Bald waren auch die Thiere bereit und sie schritten in der Morgenfrische so rüstig aus, daß man noch vor Ablauf einer Stunde den Kephisos erreichte. Er bestand zur Zeit nur aus einem schmalen Streifen Wassers, das zwischen hohen, ganz mit blühendem Oleander bewachsenen Ufern über weißen Sand dahinfloß. So weit das Auge reichte, dehnte sich Brachland aus, und nur ganz vereinzelt zeigten sich inmitten einiger Culturen Dörfer. Deren Hauptverdienst fließt aus der Zucht von Truthühnern, die unter der Aufsicht zerlumpter Kinder zu Tausenden auf dem Blachfelde weideten. Das weite Kephisosthal dient naturgemäß den im Herbst und Frühjahr ihre Weidegründe wechselnden Hirten als Heerstraße, und als Belle es passirte, war gerade die Zeit einer solchen Wanderung. Bald sah er auf allen Hügeln ringsum die Herden, die nach einem Punkte zusammenströmten, braunwollige Schafe, weiße Widder mit schwarzem Kopfe, Ziegen mit geschorenem Fell, große Böcke mit langen, graublauen Zotten und riesigen, gewundenen Hörnern. Als sich aber der Zug den Herden näherte, stürzte ein Dutzend gewaltiger Rüden mit wüthendem Gebelle ihm entgegen. Ihre mächtigen Kinnladen, die fürchterlichen Fangzähne, die blutigrothen Augen bewiesen, welchen trefflichen Schutz sie den Herden gegen die Wölfe gewähren; aber eben so wenig nahmen sie von den Steinen Notiz, mit denen sich die Maulthiertreiber ihrer zu erwehren gedachten. Die Schäfer aber standen regungslos auf ihre Stöcke gelehnt da und thaten, als hörten sie das Zurufen der Gendarmen nicht. Erst als Alexandros schießen wollte und die Schäfer sahen, daß ihnen mindestens zehn Bewaffnete gegenüber standen, pfiffen sie mürrisch ihre Bestien ab, die einem einzelnen Reisenden leicht in einem Augenblicke den Garaus gemacht hätten.

Etwas weiterhin stand das Lager der Hirten, eine Anzahl an der Seite offener Schuppen aus trockenen Zweigen und daneben einige schwarze Zelte aus Ziegenhaar. Große gelb, roth und blau gestreifte Säcke enthielten einige Effecten und Lebensmittel; die Milchgefäße waren roh aus Fichtenholz zurechtgehauen. Zwischen drei Steinen loderte ein Feuer unter einem kupfernen Kessel und rings herum saßen die Hirten und unterhielten sich in einer Sprache, die aus türkischen, albanesischen und rumänischen Bestandtheilen gemischt ist und im Pindos und in Agrapha gesprochen wird. Denselben Typus haben wir schon im Kithäron kennen gelernt: zurückweichende Stirn, kleine Nase, starke Kinnbacken, falscher, böser Blick, lange schwarze oder fuchsige Haare. Ein untersetzter Greis, der besser als seine Genossen gekleidet war, saß in der Mitte und ließ sich von zwei Hirten anscheinend Bericht erstatten; Alexandros nannte ihn den „Skuteris“ oder Häuptling. In der That zerfallen diese wlachischen Schäfer in unabhängige Gruppen (stani, d. i. Schäferei), an deren Spitze ein erblicher „tschelingas“ steht, nach welchem sich die Bande nennt. Er ist der reichste von Allen und zugleich der unbestrittene Schiedsrichter, der die Interessen seiner Leute den Behörden gegenüber vertritt, von den Gemeinden die Winterweiden pachtet und nach Uebereinkunft mit den Aeltesten den Tag des Aufbruchs festsetzt.

Der Ursprung dieser eigenthümlichen Nomaden, die in Hellas Wlachen oder Karagunis heißen, steht nicht fest; aber seit Jahrhunderten schon haben sie sich in der Abgeschlossenheit der Gebirge und unberührt von allen Eroberungen, welche die Ebenen trafen, erhalten. Sie sitzen namentlich im Pindus und bis nach Janina hin, in beträchtlichen Enclaven auch bis in die Gegend von Berat; im Königreich Hellas treiben sich ihrer 12,000 in Akarnanien, Agrapha und im Oeta herum. Wandern ist ihnen unabweisbares Bedürfniß; während Weib und Kinder zur Sommerzeit in Hütten aus Zweigen sitzen, ziehen die Männer stetig im Gebirge herum, ändern jeden Tag ihren Weideplatz, schlafen unter freiem Himmel und ertragen dort willig Sonne und Regen, Strapazen und Entbehrungen. Feinde jeder Arbeit, jeder Civilisation und nur zwischen Felsen, wo die Geier nisten, sich wohl fühlend, denken sie an nichts als an das Geld, das sie für ihre Käse und Lämmer lösen werden. Wenn dann im Herbst der Nordwind die ersten Schneeflocken herbeitreibt, steigen sie allmälig in die niederen Regionen herunter, und wenn es im Frühling anfängt, drunten heiß zu werden, wenn sie ihre Osterlämmer verkauft und die Mutterschafe ihre Milch verloren haben und wieder rüstig laufen können, dann ziehen sie wieder von Berg zu Berg in das Hochland hinauf. Dies Leben führen sie von Jugend auf und dabei befinden sie sich in beständiger Feindschaft mit den Behörden. Ohne Sinn für Ordnung und Gesetz und in steter Berührung mit den Briganten der Gebirge, lassen sie sich oftmals mit denselben ein und nehmen an deren Unternehmungen Theil, so daß die meisten Briganten ehemalige Schäfer sind und viele Schäfer den Galgen verdienen; unter den sieben Briganten des Marathoner Mordes waren sechs Schäfer. Die Anwesenheit dieser Leute ist also eine beständige Gefahr für die Landbewohner und ihr Eigenthum und alle ehrlichen Leute sind einhellig der Ansicht, daß man sie

selbst oder zum mindesten ihre Lebensweise unterdrücken müsse zum Besten der anderhalb Millionen friedlicher Leute, denen sie zur Last fallen. Freilich würde damit das Weidegeld (die Regierung erhält für ihren Theil 200,000 Franken Pacht) in Wegfall kommen, aber auch die periodische Verwüstung der Wälder und selbst der Felder, welche zweimal jährlich von den heuschreckenähnlichen Schafherden heimgesucht werden, und letzterer Vortheil würde reichlich den Ausfall der geringfügigen Pacht ersetzen. Diese sociale, moralische und ökonomische Geißel des Landes muß beseitigt werden und sie kann es auch; denn die Wlachen sind nicht unfaßbar wie die Räuber: ein paar hundert Schafe lassen sich nicht in einer Nacht zwanzig Kilometer weit treiben oder in einer Felsspalte verbergen. Jetzt ist ihre Anwesenheit den Bauern verhaßt, weil sie jede Gelegenheit zum Rauben benutzen, einzeln weidendes Vieh stehlen und ihre Herden auch gern in grünen Kornfeldern weiden lassen. Ein solcher Zustand ist für ein Land, wo zum Theil schon geordnetere Verhältnisse eingeführt sind, auf die Dauer unhaltbar.

Frauen sieht man selten in diesen wlachischen Lagern; sie bleiben mit den Kindern in den Hochgebirgen zurück. Es sind starke Geschöpfe mit groben Zügen und rüstigen Gliedern, in rauhe, selbstgewebte und grob bestickte Gewänder gekleidet. Zuweilen nur folgt ein Weib dem Zuge, eine Last auf dem Kopfe und während des Wanderns unverdrossen spinnend. Nie heirathen die Wlachen eine Frau aus einem andern Stamme. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut einige Goldstücke; man verrichtet ein paar wahrscheinlich noch heidnische Ceremonien und dann führt der Gatte seine junge Frau in seine Laubhütte. Erst später läßt er bei sich bietender Gelegenheit die längst geschlossene Ehe von dem Papas des nächsten Dorfes einsegnen.

Als Belle weiter ritt, sagte ihm Alexandros: „Ich und diese Hundesöhne haben früher mal Kugeln mit einander gewechselt. Jetzt sind wir zu nahe bei Livadia, als daß sie etwas zu unternehmen wagten; aber im Gebirge müßten wir uns in Acht nehmen!"

---

# Dr. Erwin von Bary's Reise in Nord-Afrika.

## II.

### Von Ghat nach dem Wadi Mihero und zurück.

Ghat, 20. November 1876.

Beim Kaimakam von Ghat, Es-Safi, fand ich die beste Aufnahme. Seine ersten Worte waren: „Diese Stadt gehört dem Sultan, Du bist hier ebenso sicher als in jeder andern Stadt der Osmanli; innerhalb der Stadt haben die Tuareg nichts zu sagen; sollte Dich ein Targi belästigen, so setze mich sogleich davon in Kenntniß, und Du sollst sicherlich Ruhe haben." Dies waren keine leeren Worte, wie mich spätere Erfahrung lehrte. Es-Safi ist ein ebenso energischer als intelligenter Mann und weiß vortrefflich mit den Tuareg umzugehen. Er ist der Sohn des Schech El Hadsch el Amin, der, wie uns Duveyrier erzählt, für die Annexion Ghats durch die Türken mit größtem Eifer thätig war. Was dem Vater nicht gelang, wurde dem Sohn zu Theil. Eine Garnison von circa 200 Mann sichert den Besitz der Stadt und verleiht dem Kaimakam großen Einfluß und hohes Ansehen selbst in weiter Ferne. Auf dem freien Platze zwischen Moschee und Caserne steht eine Gußstahlkanone, Hinterlader, mit der Inschrift: Carlsruhe 1872. Bei religiösen Feierlichkeiten und anderen Festen wird dieses Geschütz abgefeuert und versetzt die Tuareg in Staunen über die starke Explosion. Sie stellen sich den Effect desselben im Kriegsfalle ganz enorm vor, so daß die moralische Wirkung dieser einzigen Kanone sehr bedeutend ist.

Die Einwohner von Ghat sowie die fremden Kaufleute sind begreiflicher Weise über die Occupation durch die Osmanli sehr erfreut. Vorher war man ja der Willkür der Tuareg vollständig preisgegeben, und eine Sicherheit von Leben und Eigenthum gab es nicht. Der Schech jedes einzelnen Stammes mußte befriedigt werden, bevor der Kaufmann das Gebiet der Tuareg betreten konnte, und diese Schutzgelder waren recht ansehnlich; ein einziger Unzufriedener genügte, um den erkauften Schutz der Anderen in Frage zu stellen. In der Stadt Ghat selbst benahmen sich die Tuareg ganz als die Herren und Besitzer derselben; wurde eine Thür dem pochenden Targi nicht schnell genug geöffnet, so brach er sie in Stücke und die Insassen durften froh sein, wenn sie ohne Schläge davon kamen. Sah er etwas, was ihm gefiel, so nahm er es ohne Weiteres, und wehe dem, der protestiren wollte, die rohesten Gewaltthätigkeiten folgten unmittelbar. Dies war früher in Ghat der gewöhnliche Zustand. Wie hat sich dies nun Alles geändert! Vor dem Eintritt in die Stadt muß der Targi seine Waffen abgeben und erhält sie erst wieder beim Austritt. Umsonst verlangt er nach Bewirthung, selten öffnet sich ihm eine Thür, meist wird er mit Schimpfworten fortgewiesen, und läßt er sich von seinem Hang zu Gewaltthätigkeiten hinreißen, so wird ihm vom Kadi unerbittlich Gefängnißstrafe auferlegt, die für ihn unerträglich ist. Hungrig und schlecht gekleidet irrt er auf den Wegen umher, im Stillen die Türken verwünschend, mit denen fremdes Gesetz und fremder Zwang in die Stadt eingezogen ist. Die Vornehmen der Tuareg sind freilich besser daran; wenn sie auch innerhalb der Stadt nichts mehr zu sagen haben, so sind sie doch noch die alleinigen Herren draußen in der Wüste und auf der Hamáda, wo sie den Karawanen Abgaben auferlegen für den ungehinderten Durchzug. Um unter sich nicht in Streit zu gerathen, sind die Rechte der Besteuerung ein- für allemal unter den Schechs vertheilt, ja selbst durch Erbschaft übertragbar. So z. B. hat jeder Ghadamsi einen oder mehrere Beschützer unter den Asdscher, denen er jedesmal, so oft er Ghat besucht, 7 Thaler zahlen muß, außerdem für jede Kameelladung 2 Real. So viel ist der Kaufmann gezwungen zu geben, nach altem Herkommen; damit ist es aber noch nicht gethan. Will er mit dem Tuareg-Schech auf gutem Fuße stehen, so muß er Geschenke bringen, deren Werth bei dem reichen Ghadamsi die Höhe der regelmäßigen Abgaben weit übersteigt. Es begreift sich, daß diese Einnahmsquellen für die Tuareg von größtem Werthe sind und daher eifersüchtig gehütet werden. Ein Streit über das Recht, von einem reichen Ghadamsi-Kaufmann Abgaben zu erheben, war die erste Veranlassung zu dem langjährigen Kriege, der noch jetzt zwischen Asdscher und Hoggar geführt wird.

Eigenthümlich ist, daß ein Ghadamsi, der auf dem Wege

nach dem Sudan Ghat passirt, keine Steuer zu zahlen hat, kommt er aber auf seinem Rückwege vom Sudan in dieselbe Stadt, so zahlt er 40 Real. Von Seite der türkischen Regierung sind diese Verhältnisse unangetastet geblieben und für die ersten zwei Jahre der Occupation wird keinerlei Steuer oder Zoll erhoben; in der Folgezeit tritt gewiß eine Veränderung zum Nachtheil der Tuareg ein, die überhaupt allmälig ihre Freiheit einbüßen werden. Es fehlt nicht an Symptomen, aus denen man schließen kann, daß selbst der bis jetzt ausgeübte gelinde Zwang den Herren der Wüste unerträglich scheint. Ichnuchen hat zwar den Burnus der Investitur erhalten und erwartet täglich seinen Ferman von Stambul, allein die übrigen Häupter der Asdscher halten sich durch den Schritt ihres Amenokal (Chef) nicht für gebunden und protestiren stets, wenn man sie an die Oberherrschaft des Sultans erinnert, oft sogar in sehr unehrerbietiger Weise. Wenn nun die Türken die Zügel etwas straffer anziehen, namentlich von den Stämmen der Tuareg Steuer erheben werden, so darf man sicher sein, daß es böses Blut verursachen wird; nennen ja doch die freien Tuareg ihre Nachbarn in Fessan mit Verachtung „die steuerzahlenden Araber“.

Die Annexion der Stadt Ghat ist zunächst das Werk der Familie des Schech Hadsch el Amin, die sich das Regiment der Stadt den Tuareg gegenüber sichern wollte, ferner aller fremden Kaufleute, die von den Erpressungen der Tuareg genug zu leiden hatten. Ichnuchen schloß sich jenen an, nur im Momente der größten Gefahr, nachdem die Hoggar ihm die empfindlichsten Verluste beigebracht hatten, so daß ihm nur die Wahl blieb, sich dem Führer der Hoggar zu unterwerfen oder die Türken ins Land zu rufen. Er wählte das letztere. Sein Volk aber hat durchaus keine Sympathie für die Türken und blickt auf Ahitagel, den Amenokal der Hoggar als seinen künftigen Herrn, während Ichnuchen all seinen Einfluß verloren hat.

Meine Ankunft in Ghat rief bei den Tuareg lebhafte Debatten hervor, um zu entscheiden, wer auf meine Geschenke Anspruch habe. Nach langem Hin- und Herstreiten kam man zu dem Resultat, daß der Erbe Hatita's, des Beschützers der englischen Expedition unter Richardson, allein dazu berechtigt sei. Nach Targi-Sitte erbt der älteste Sohn der ältesten Schwester, demnach wurde Osman Schech der Imangasaten, mein Protector. Er ist also, so zu sagen, Consul der Deutschen in Ghat, und, wie meine spätere Erfahrung beweist, dürfen wir recht zufrieden damit sein.

Wegen der fortdauernden Feindseligkeiten zwischen den beiden großen Abtheilungen der nördlichen Tuareg konnte ich an die Ausführung des Hauptzweckes meiner Reise, näm-

Inakamarem-Targi von Ideles im Hoggar-Plateau.
(Nach einer im Dec. 1875 von Mr. Portier in Algier aufgenommenen Photogr.)

lich das Ahaggar-Gebirge zu erforschen, zunächst nicht denken. Ich wollte aber doch versuchen, ob ich nicht nach Nordwesten bis zu dem viel genannten See Mihero vordringen könnte, um das Vorhandensein von Krokodilen zu constatiren. Als ich mein Vorhaben meinen neuen Freunden mittheilte, ging ihre Ansicht dahin, daß ich es nur unter dem Schutze einer rhessi (Razzia) wagen könne, so weit in der Richtung gegen Feindesland vorzudringen. Osman war bereit mich zu begleiten. Da der Aufruf zu einem neuen Kriegszug gegen die Hoggar schon ergangen war, mußte ich mich sogleich reisefertig machen. Als Sammelpunkt für die Asdscher war Dider gewählt worden, wohin nun von allen Seiten die kriegslustigen Tuareg strömten, so daß ich ohne Gefahr das Land durchziehen konnte. In solcher Eile geschah mein Aufbruch, daß ich Reiseberichte und Briefe halbvollendet liegen lassen mußte und nur meinem Diener auftrug dafür zu sorgen, daß man in Tripolis erfahre, ich sei nach dem Lande der Tuareg aufgebrochen. So konnte man sich doch mein langes Stillschweigen erklären.

Am Morgen des 22. October fand sich Osman bei mir ein und musterte mein Gepäck, die Wasserschläuche und die Vorräthe an Lebensmitteln. Alles, was nicht absolut nöthig war, wurde zurückgelassen, dagegen an Proviant soviel mit genommen, daß es für einen Monat für drei Personen genügte; auch für Bewaffnung und Munition wurde reichlich gesorgt. Mein Führer Osman hatte jedoch zuvor endlose Debatten mit den Tuareg zu bestehen, die entweder überhaupt nicht wollten, daß ich ihr Land sehen sollte oder ihrerseits Geldgeschenke forderten. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr war endlich jedes Hinderniß beseitigt, und wir zogen auf der Ostseite des Hügelzuges, der den Namen Kokumen trägt, nach Norden. Vor uns hatten wir die steilaufragende Geisterburg, deren merkwürdige Zinnen und Zacken selbst ein an Gebirgsschönheiten gewöhntes Auge mit Macht fesseln. Zwischen dieser und dem Kokumen breitet sich ein mächtiger Dünenstreifen aus, dessen Höhe von Nord nach Süd allmälig abnimmt. Der Weg führte uns über eine weite Ebene, deren Lehmboden von einem regelmäßigen Netz von Rissen durchzogen ist, worin sich stets die Form eines Pentagon wiederholt. Diese durch Austrocknung entstandenen Figuren findet man sehr häufig in der Sahara, namentlich auf der Hamáda el homra, deren horizontale Flächen ohne die geringste Bodenerhebung oder Neigung für die genaue Darstellung dieser Figuren besonders günstig sind. Jene Ebene trägt den Namen Etáches; wir durchzogen (10 Uhr) sie in der Richtung 350°, zur Rechten hatten wir hohe Sanddünen und vor uns das Idinen-Gebirge. Um $11\frac{3}{4}$ Uhr waren wir im Wadi Ralle angekommen, welches kaum merklich tiefer liegt als die Umgebung, und nur durch reichere Vegetation sich unterscheidet; im Osten hatten wir eine Reihe von flachen Hügeln, deren Oberfläche in gleichem Niveau lag; es sind dies offenbar die Reste einer frühern Hamáda, die nun durch fortwährende Erosion in viele kleine Tafelberge zertheilt ist. Links erblickten wir den Rand des Tasili, eines Plateaus von geringer Höhe, dessen schwarzes Gestein sich endlos nach Westen erstreckt. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr gingen wir vom Wege ab, um im Wadi Tanesso, einem Zweige des Wadi Ouarerat, unser Lager zu schlagen. Die Tuareg haben stets die Gewohnheit, nie mitten in der Wegstraße zu übernachten, sondern suchen zu dem Zweck immer einen versteckten Punkt aus, so daß Nachkommende vorüber gehen, ohne das Lager in der Nähe zu bemerken. Als die Nacht herannahte, bereiteten sich die Tuareg ihre Schlafstätten auf folgende Weise: Jeder grub mit den Händen eine ovale Vertiefung im Sande und entfernte sorgfältig jeden Stein daraus. Dann stellte er den Sattel des Mehari, „rachla" genannt, an das eine Ende der Mulde und lehnte den mächtigen Lederschild dagegen, so daß der Wind dadurch abgehalten war. Die Lanze steckte daneben im Sande; das Schwert lag gleichfalls stets zur Hand. In seine wollene Decke gewickelt schlief der Targi bald in seinem Bette, nachdem er sich zuvor noch mit einem Blick überzeugt hatte, in welcher Richtung die grasenden Kameele sich entfernen. Da ich mein schweres Zelt zurückgelassen hatte, um mein Gepäck möglichst zu vereinfachen und meinen Begleitern keine Mühe zu verursachen, blieb mir nichts Anderes übrig, als das Beispiel der Tuareg nachzuahmen. So brachten wir alle Nächte unter freiem Sternenhimmel zu.

Inakamarem-Targi von Ideles im Hoggar-Plateau.
(Nach einer im Dec. 1875 von Mr. Portier in Algier aufgenommenen Photogr.)

Am Morgen des 23. October erblickten wir im Norden (340°) [1]) den Kegelberg Telut, dessen conische Gestalt täuschend einem Vulcan gleicht, der aber ebenfalls nur aus Sandstein aufgebaut ist, wie ich mich bei einer spätern Gelegenheit überzeugte. Um 7 Uhr 40 Minuten brachen wir

[1]) Diese Angaben beziehen sich auf einen gewöhnlichen Taschencompaß; also Norden = 0°, Osten = 90°, Süden = 180°, Westen = 270° und wieder Norden = 360°.

auf. Wir hielten die Richtung 350° ein und kreuzten um 9¼ Uhr das Wadi Ouarerat, das besonders reich an Talchbäumen ist. Vor uns in der Ferne zeigen sich die hohen Dünen von Titersin. Um 11 Uhr 15 Minuten (320°) steigen wir zum Rande der Hamáda hinauf, die uns bisher zur Linken begleitete, und ziehen über die steinige Wüste, die keinen Strauch, keinen Grashalm nährt, auch nicht einmal Sanddünen trägt, sondern überall nur den nackten Fels darbietet, soweit das Auge nach Westen reicht. Es war 1 Uhr, als wir einer Senkung des Terrains folgend ins Wadi Ahánaret kamen, von wo aus ein Wald von Ethelbäumen ½ Stunde weit bis zur Quelle Ihanaren reicht. Diese liegt inmitten von Dünen, wo ein Fremder gewiß keine Quelle vermuthen würde. Zahlreiche Binsen überziehen den Sandhügel, aus dem das kostbare Naß hervorquillt. Ein Sklave, den Tuareg gehörig, ist dort stationirt, um den Ankommenden im Füllen der Schläuche und Tränken der Kameele beizustehen. Er hat sich seinen einsamen Wohnort verschönert durch Anpflanzung von Dattelpalmen; ja selbst Weinreben wußte er zu ziehen. Ein kleiner Gemüsegarten sorgt für Zwiebeln und Melonen. Wir hielten uns dort nicht länger auf, sondern machten uns sogleich wieder auf den Weg. Um 3 Uhr kreuzten wir Wadi Imakas und um 4¼ Uhr waren wir in der weiten grünen Ebene von Titersin, dem Sammelpunkte für eine Menge großer und kleiner Wadis und einem der fruchtbarsten Weideplätze der Tuareg, am Fuße des Berges Telut angekommen. Dort trafen wir mehrere Imrhad im Sande gelagert, die im Begriffe waren, nach Dider, dem allgemeinen Sammelplatz für die „rhessi" (Raubzug), sich zu begeben. Ein Rabe, den ich unterwegs, der Aufforderung eines Targi nachkommend, geschossen hatte, wurde mit allen Federn und uneröffnet ins Feuer geworfen und, so wie er außen verkohlt war, mit großem Appetit von den Imrhad verzehrt. Die vornehmen Imoshargh machten sich darüber lustig und meinten, für Imrhad sei Alles eßbar: Fisch, Vogel und Reptil. Die Gesellschaft bestand aus Tuareg von den verschiedensten Stämmen, selbst der Stamm der Imetrilalen in Fessan war vertreten. Es wurden zur großen Erheiterung Kampfscenen dargestellt, die an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Mit gellendem Ausruf und den großen Lederschild an das Knie schlagend näherten sich die Gegner und kämpften mit ihren Schwertern, bis einer von beiden sich eine Blöße gab, was durch allgemeines Gelächter verkündet wurde. Bis spät in die Nacht dauerte die Unterhaltung, deren Thema die bevorstehende „rhessi" bildete, von der sich jeder werthvolle Beute versprach. Während der Nacht wurden wir durch strömenden Regen unangenehm überrascht.

Den 24. October Vormittags 10 Uhr trennten wir uns von den Imrhad und durchzogen die buschreiche Ebene, bis wir 11½ Uhr an die niedrigen schwarzen Berge Ihelan nördlich von Tetersin kamen. Von da an wurde unsere Wegrichtung 323°. Vor uns hatten wir einen Streifen niedriger Dünen. Zur Linken unseres Weges bemerkte ich auf einem Hügel mehrere Ruinen von Grab-Tumuli. Ich ritt vom Wege ab und fand innerhalb des frühern Tumulus, von dem gegenwärtig nur noch ein Kreis der untersten Steine übrig ist, zwei wohlerhaltene Kammern, die von Steinplatten gebaut waren und offenbar früher Leichname in kauernder Stellung zusammengebunden enthielten, denn sie sind ziemlich quadratisch und so eng, daß in keiner andern Stellung ein menschlicher Körper darin Platz finden kann. Die Tuareg nennen diese Ruinen „e debbeni" und kennen recht wohl ihre Bedeutung, da sie beim Suchen nach Schätzen stets menschliche Gebeine trafen und oft Armspangen, irdenes Geschirr und dergleichen fanden. Leider konnte ich keinen Fund zu Gesicht bekommen. Die ganze Umgegend von Ghat sowie besonders Tadrart ist reich an diesen Gräbern. Die Tuareg erzählten mir, diese Begräbnißweise sei bei ihnen Sitte gewesen bis zur Einführung des Islam. Um 12 Uhr 30 Minuten machten wir Halt im Wadi Taherhait, das an Fruchtbarkeit der Ebene Titersin gleichkommt. Hier traf ich Zilla macroptera in Blüthe. Um 3 Uhr 30 Minuten setzten wir unsern Weg fort in der Richtung 310°, bis wir (5 Uhr 15 Minuten) in Tihobar ankamen, wo wir im Schatten von Palmen und Ethelbäumen am Rande einer erfrischenden Quelle uns zur Rast niederließen.

Die ganze Nacht hindurch strömte der Regen auf uns herab und erinnerte mich lebhaft an den Winter, der sich hier mitten in der Sahara deutlich genug sichtbar macht. Den 25. October früh 8 Uhr verließen wir Tihobar in der Richtung 330°. Der schwarze Telut lag gerade hinter uns, während sich das flache Tásili vor uns ausbreitete und durch seine dunkle Farbe eigenthümlich abstach von den hellen Sandbergen, deren lange Reihe sich rechts davon anschloß. Wie gestern, so führte auch heute der Weg größtentheils über niedrige Dünen, auf welchen Ethel, Getaff und Tanedsert (eine noch unbestimmte Composite mit zahlreichen gelben Blüthen) prächtig gedeihen. Mehrmals kamen wir an Felsen vorbei, deren Form und Gestalt Pilzschwämmen ähnlich sah, indem ein mächtiger Block nur auf schlanker Basis ruht, über die er mit ausgehöhltem Rand weit hinausragt. An einer Stelle fand ich drei dieser Steintische, die dicht neben einander stehend ganz analoge Erosions-Erscheinungen darbieten. Es war daraus deutlich zu erkennen, daß an diesem Punkte einst Wasser mit großer Gewalt sich zwischen den Felsen einen Weg bahnte und deren säulenähnliche Unterlage schäumend umgab. Gegenwärtig ist keine Spur eines frühern Flußbettes vorhanden.

Durch einen Engpaß, von wild übereinander gehäuften Sandsteinblöcken gebildet, traten wir (8 Uhr 45 Minuten) ins Wadi Imakkas, das sein Wasser nach Tihobar sendet. Züge von Ganga-Hühnern flogen vor uns auf. Die Gegend wurde immer öder und monotoner, bis wir schließlich über die steinige Hamáda hinzogen und nur mehr den schwarzen Sandstein um uns sahen. An Stellen, wo sonst kein Grashalm wächst, trafen wir die Jericho-Rose in solcher Menge, daß der Boden damit übersäet ist. Ihre braunen, verdorrten Zweige, concentrisch zusammengeballt, sind kaum vom Boden zu unterscheiden und lassen die Gegend um so todter erscheinen. Viele „Edébbeni" lagen über das Land zerstreut, und es muß auffallen, daß gerade an den verlassensten Punkten, mitten auf der flachen Hamáda, deren so viele anzutreffen sind.

Um 10 Uhr 30 Minuten hielten wir die Richtung 340°. Nach einer Stunde trafen wir mehrere Tuareg, die ebenfalls nach Dider zogen und über den bevorstehenden Kriegszug voll Vergnügen waren. Sie stiegen ab von ihren hohen Meharis, steckten die eisernen Lanzen vor sich in den Boden, und einen Kreis bildend, waren sie bald im eifrigsten Gespräch. Als Osman ihnen mittheilte, unser Ziel sei Mihero, wo ich weiter nichts wollte, als die Krokodile sehen, brachen sie in lautes Gelächter aus. Manche glaubten, es sei dies nur ein Vorwand, um meine wahre Absicht zu verbergen, auch waren sie der Ueberzeugung, daß mein Führer Osman große Summen Geldes erhalten habe, sonst würde er mich nicht so weit begleiten. Meine Vorräthe an Datteln wurden bald bemerkt, und jeder wollte davon haben, so daß mir bange wurde für unsern Proviant. Schon die Imrhad, die uns in Titersin begegnet waren, hatten sich daran gütlich gethan, wie sollte das mit der Zeit werden? Endlich um 4 Uhr bestiegen die hungrigen Tuareg ihre Reitkameele und

waren bald in weiter Ferne. Wir machten uns gleichfalls wieder auf den Weg und erblickten bald (4 Uhr 15 Minuten) über dem Profile der Hamáda den langen Rücken des Ikohauen. Um 5 Uhr zwang uns strömender Regen in den Felsen von Tintorha Schutz zu suchen, wo wir eine zahlreiche Gesellschaft von Tuareg trafen, die gleichfalls vor dem drohenden Wetter hierher geflüchtet waren. Unter überhängendem Steindach wurde Feuer gemacht, und Jedermann suchte sich für die Nacht so bequem als möglich einzurichten. Mit besonderer Sorgfalt wurden die großen Lederschilde, die aus dem Lande der Tebu stammen, gegen die Nässe geschützt, da sie beim Trocknen nach dem Regen ihre Form verlieren und nie wieder die frühere Gestalt gewinnen. Der Targi deckt sich damit beim Schwertkampf vom Kopf bis zu den Knien vollständig gegen Hieb und Stoß seines Gegners, allein gegen Pulver und Blei sind die Schilde ohnmächtig, und ich sah gar manche „Derga-Schilde“ von Kugeln durchbohrt, die dem frühern Besitzer im Ahaggar das Leben geraubt hatten.

Den 26. October blieb ich in Tintorha, da mein Freund Osman Kameele in der Nähe auf der Weide hatte und danach sehen wollte. Ich verbrachte also den Tag in Mitte der Tuareg, die ebenfalls keine Eile hatten, sondern auf Cameraden warteten, um so vereint nach Dider zu ziehen. Viele benutzten diese Rast zur Erneuerung ihrer Haartracht, so daß sich mir eine gute Gelegenheit bot ihre Frisur zu beobachten. Sie schoren die linke Seite des Kopfes vollständig, ließen aber in der Mitte einen schmalen Streifen stehen, der von der Stirn bis zum Nacken läuft; auf der rechten Kopfseite bleibt über und hinter dem Ohr ein behaarter Fleck, der mit dem Medianstreifen verschmilzt. Die Haare auf dem Scheitel werden sorgfältig getrennt und aufgerichtet, so daß ein fortlaufender Kamm von etwa 10 Centimeter Höhe von der Stirn bis zum Nacken sich erstreckt. Hiermit ist die Frisur beendet und nun wird jener blauschwarze Kattun in zahlreichen Touren um das Haupt gewunden, von denen eine, nach unten über das Kinn laufend, zur Verhüllung des Mundes, oft auch der Nase dient, während eine der Windungen des Kattunstreifens von oben herab als Schirm für die Augen ausgebreitet wird. In dieser Weise kann der Targi sein Gesicht vollständig verhüllen, so daß auch nicht einmal die Augen sichtbar sind, und trotzdem sieht er selbst genügend durch das lichte Gewebe. Diese Vermummung des Gesichtes und der über dem Haupte emporragende Haarkamm verleihen der Figur des Targi einen besonders wilden, unheimlichen Charakter.

Den 27. October kam ein Trupp Imrhad nach Tintorha und nun zog die ganze Schaar kampflustiger Tuareg von dannen. Osman war unterdeß auch wieder eingetroffen, so daß wir gleichfalls unser felsiges Obdach verließen und (11 Uhr 10 Minuten) in der Richtung 280° aufbrachen. Um 11 Uhr 30 Minuten betraten wir Wadi Inessan, welches vollkommen abweicht vom Charakter der bisherigen Wadis. Denn diese waren meist niedere Auswaschungen, oft zu weiten Flächen ausgedehnt, hier aber befanden wir uns in einer steilen Felsschlucht, die nur das frühere Flußbett zwischen seinen senkrechten Wänden einschloß. Nur wenig Pflanzen finden auf dem steinigen Boden ihre Nahrung. Uns zur Linken lag der Flugsand oft bis hoch hinauf zum Rande des Plateaus, während unsere rechte Seite stets ganz frei davon war: ein unumstößlicher Beweis, daß der Wind recht wohl im Stande ist, große Massen von Sand fortzuführen und sie an fernen Punkten anzuhäufen. Wir verfolgten das Wadi aufwärts, bis wir auf die Höhe des Plateaus kamen (1 Uhr 30 Minuten), und nun wieder die nackte Hamáda sich ringsum ausdehnte. Das Ikohauen-Gebirge erschien jetzt deutlich erkennbar und bildete unsere Wegmarke (unsere Richtung stets 280°). Um 2 Uhr 15 Minuten machten wir Halt, da wo das kleine Wadi Tifergasin in eine weite Ebene gleichen Namens mündet. Wiederholter Regen zwang uns den Tagemarsch für heute zu beschließen und in der Nähe einer Imrhad-Hütte uns niederzulassen. Gegen Abend kam eine zahlreiche Schaar vornehmer Tuareg, begleitet von einigen Imrhad, und brachten Osman die Nachricht, in Folge eines von Mursuk eingetroffenen Briefes sei der Raubzug aufgegeben. Zu gleicher Zeit ließ uns Ichnuchen sagen, es sei nicht rathsam bis Mihero vorzudringen, da wir den Hoggar begegnen könnten; wir thäten besser heimzukehren und den Ausflug für bessere Zeiten zu verschieben. Damit glaubte Osman Alles abgethan und wollte den nächsten Tag die Rückreise antreten. Für mich aber, der dem Ziele schon so nahe war und nun mit einem Schlage alle Hoffnungen aufgeben sollte, wenigstens einen Schritt weiter ins Land der Tuareg zu thun, für mich war die Idee, unverrichteter Dinge umzukehren, unerträglich. Ich suchte Osman durch erneute Versprechungen zu gewinnen, stellte ihm vor, welche Schande es auch für ihn sei, wenn man in Ghat erführe, daß er auf halbem Wege umgekehrt sei, daß ich von fernem Lande gekommen sei, um den See Mihero zu sehen und nun nicht aufs Unbestimmte mich vertrösten könne. Alles umsonst! Die übrigen Tuareg schalten Osman einen Thoren, daß er wegen einer solchen Laune sein Leben aufs Spiel setzen wolle, und schwuren hoch und theuer, wir würden sicherlich den Hoggar in die Hände fallen, und Osman war so ziemlich gleicher Ansicht. Schließlich wurde ich der Discussion müde und entgegnete nur: „Gut, wenn Du aus Furcht vor den Hoggar nicht mit mir gehen willst, gehe ich zurück nach Ghat und suche mir eben einen Führer, der mehr Muth besitzt als Du!“ Das half. — Wie von einer Schlange gebissen fuhr der Targi in die Höhe, stieß die Lanze in den Boden und schwur, daß er bereit sei mit mir zu sterben, daß er überhaupt nicht aus Rücksicht für sich selbst heimkehren wollte, sondern nur weil er meinen Untergang voraussehe und fürchte, in meinem Lande möchte man glauben, er, Osman, habe mich getödtet und so Schande über seinen Namen bringen! Von nun an wurde kein Wort weiter darüber verloren, das Ehrgefühl hatte bei Osman den Sieg davon getragen.

Die nächste Schwierigkeit war die, einen Begleiter zu finden, denn es war Vorsichts halber nöthig, daß ein Targi stets vorausreite und den Weg auskundschafte, während der Andere an meiner Seite bleibe. Es gelang uns, um gutes Geld einen Mann zu finden, der als erfahrener Krieger bekannt war und genaue Localkenntniß besaß. Er war merkwürdiger Weise vom Stamme der Tedschehe mellen, also Hoggar; trotzdem haßte Amma, dies war sein Name, seine früheren Stammesgenossen ebenso gründlich als ein Asdscher-Targi. Er war von kleiner gedrungener Gestalt, besaß große Körperkraft und Ausdauer für Strapazen jeder Art. Seine Physiognomie verrieth Grausamkeit und Rohheit, so daß dies Exemplar der bisherigen Beschreibung der Hoggar vollkommen entsprach. Wenn Amma gegen die Hoggar Abscheu empfindet, so müssen sie wahrhaftig schlimme Gesellen sein! Seine Talente kamen mir aber in hohem Grade zu Gute, denn Niemand hatte ein schärferes Auge, ein feineres Gehör als er, Niemand wußte Fußspuren besser zu deuten, selbst auf der steinigen Hamáda irrte er sich nie hierin. Nichts entging ihm, ich möchte fast sagen, selbst im Schlafe blieb er wachsam. Für mich war er stets sehr rücksichtsvoll und zu jedem Dienste bereit; trotzdem hatte ich eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn wegen der unglaublichen Rohheit, mit der er die Kameele behandelte.

# Das Reich und der Hof des Muata Jamvo.

Von Dr. Pogge.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt von Lunda ist Mussumba, d. h. „Großes Lager". Dasselbe wechselt seine Lage bei jeder neuen Thronbesteigung, da nach dem Tode jedes Königs die alte Kipanga (Hof) demolirt und weiterhin eine neue angelegt wird. Daher die verschiedenen Namen und die wechselnde Lage der Hauptstadt des Reiches. Kabebe z. B., wohin Graça in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts vordrang, lag $1^1/_2$ Meilen südlich vom jetzigen Mussumba, Lumbatta, wo der Vorgänger des jetzigen Königs residirte, $^1/_4$ Meile westlich davon, und Quizememe 2 Meilen nördlich davon. Doch befinden sich diese Residenzen alle in der sehr fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kallangi und Luisa, und zwar meistens nicht zu weit von ersterm, weil der erste der dreizehn bisherigen Muata Jamvo's unweit östlich von demselben wohnte und diese Stelle gewissermaßen heilig ist. Etwas nördlicher am Ostufer des Flusses befindet sich ferner der Begräbnißplatz sämmtlicher verstorbenen Oberkönige, „Enzai" genannt, von dessen Nähe ihre Nachfolger bei der Wahl ihres Mussumba stets angezogen wurden. Letztere ist ihnen leicht gemacht, da die durchweg fruchtbare Ebene reichlich von Bächen bewässert ist, welche kühles und gesundes Trinkwasser liefern. Das jetzige Mussumba, $1^1/_2$ Meilen südlich vom Enzai gelegen, heißt Quizememe oder Kauilla und ist etwa $^1/_2$ deutsche Meile lang. Sein südliches Ende besteht aus einzelnen, zerstreut liegenden Gehöften, welche vielfach mit einem 5 bis 6 Fuß hohen Zaune eingefriedigt sind und zu beiden Seiten eines 3 bis 4 Fuß breiten Steiges liegen. Derselbe führt in gerader Linie von Süden nach Norden, wird etwa 10 Minuten vor der Wohnung des Muata Jamvo so breit wie eine Chaussée und wird mit der Hacke rein gehalten. Immer dichter drängen sich die Gehöfte bis kurz vor einem 200 Schritt im Quadrat haltenden freien Platze, hinter welchem die königliche Behausung liegt. Dieselbe ist mit einem 10 Fuß hohen und sehr dichten Zaune, welcher von Süden nach Norden etwa 500 Schritte und von Osten nach Westen deren 250 mißt, eingefriedigt. An der Westseite dieses abgeschlossenen Vierecks liegt die Wohnung des Hauptweibes, der Amari; ihr gegenüber an der Ostseite diejenige der Temena, beide durch 10 Fuß hohe Zäune abgeschlossen. In der Mitte liegen einzelne große, viereckige, eingefriedigte, freie Plätze, in deren Mitte Holzgerüste aufgestellt sind, welche roh aus Holz geschnitzte Menschenköpfe als Fetische tragen. Dahinter liegen dann die einzelnen Hütten des Herrschers, jede besonders eingefriedigt. Dieselben sind sämmtlich sehr groß und hoch und einzelne darunter sind mit 2 bis 3 Fuß hohen Thürmen aus Stroh verziert. Ihr Eingang ist aber ebenso niedrig wie bei der Hütte des gemeinen Kalunda-Negers, so daß man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann. Zu beiden Seiten dieser königlichen Hütten laufen lange Corridors, parallel mit den Einfriedigungen, worin auf der Westseite einzelne Kilolos mit ihren Sklaven wohnen, um gleichsam Kammerherrendienste zu versehen, während auf der Ostseite die Sklavenweiber des Königs, jede in ihrer eigenen Hütte, hausen. Die Kipanga Muata Jamvo's ist ein wahres Labyrinth, so daß eine Orientirung in derselben ohne Plan fast unmöglich ist. Der öffentliche Ein- und Ausgang liegt am Südende und besteht in einer 8 Fuß hohen und 5 Fuß breiten Thür, welche aus den Zweigen der Bourndon-Palme errichtet ist; über der Thür hängt ein Reisigbündel und zu beiden Seiten liegen oder hängen an der Mauer ein- bis zweihundert Menschenschädel. Zwei Wächter stehen Posten, um den Besuch einzulassen oder auch zurückzuweisen. — Auch an der Nordseite befindet sich ein Thor, welches aber nur für den König und sein Gefolge bestimmt ist. Davor liegt ebenfalls ein großer freier Platz, welcher zur Abhaltung von Märkten und zur Vollstreckung von Hinrichtungen benutzt wird, während der südliche zu Volksversammlungen und Tanzvergnügungen dient. Unmittelbar neben der Kipanga des Königs führen von Süden nach Norden zu beiden Seiten derselben breite Wege entlang. Oestlich davon liegt dicht am Wege die Wohnung der Lukokescha, westlich Negeransiedelungen. Jenseit des freien Platzes am Nordende der Kipanga läuft der breite Weg zwischen dicht stehenden Wohnungen des Volkes weiter, welche nach etwa 600 bis 800 Schritt aufhören. Der Weg geht noch 10 Minuten lang weiter, gerade auf eine zweite Ansiedelung der Lukokescha zu. Wieder 10 Minuten nördlicher beginnen die Uferwälder des Kallangi-Stromes. Die Einwohnerzahl Mussumbas mag hochgeschätzt 8000 bis 10,000 Seelen betragen, welche nicht allein in unmittelbarer Nähe der Kipanga des Muata Jamvo und des breiten Weges, sondern oft $^1/_4$ Meile und noch weiter vom Centrum zerstreut sich niedergelassen haben.

Bei wichtigen Ereignissen oder Plänen hat Muata Jamvo gewohnheitsrechtlich die Lukokescha und die obersten vier Räthe des Staats zu fragen; bei unwichtigen Dingen pflegt er sich gewöhnlich mit zwei untergeordneten Kannapumbas, seinen Ministern, zu berathen. Außerdem ist bei Volksversammlungen jeder Kilolo berechtigt, seine Ansicht auszusprechen, und diese Formen werden von den Oberkönigen meistens mit großer Pietät innegehalten, da es ihnen im Interesse ihrer Popularität sehr daran liegen muß, das alte gleichsam heilige Herkommen zu wahren. Ihre Staatsgeschäfte betreffen in erster Linie das Wohl und Wehe von Mussumba, Verhütung des Fetisches oder der Zauberei, Aufsicht über die guten Sitten der verheiratheten Frauen, die Bestrafung von Fehltritten, Diebstählen u. s. w. In anderer Hinsicht drehen sie sich um Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden, um Züchtigung von abtrünnigen Häuptlingen, um Schutz von Handelskarawanen und Absendung eigener Karawanen nach Kimbundo und Cassange jenseit des Quango behufs Eintausch von Waaren. Gegen Fetischeure pflegt Muata Jamvo im Allgemeinen sehr summarisch zu verfahren, indem er sie ohne weitere vorhergehende Giftprobe hinrichten läßt. In Mussumba kamen solche Verdächtigen in ungleich größerer Zahl vor als in den kleinen Negerdörfern, was einerseits wohl eine Folge der größern Volksmenge ist, andererseits davon, daß unter den Großen des Reichs vielfache Intriguen spielen und der jetzige Muata Jamvo ein äußerst mißtrauischer und habgieriger Mensch ist. Das Eigenthum eines hingerichteten Fetischeurs an Sklaven und Vieh fällt

nämlich zur Hälfte an den König, zur andern Hälfte an den Beschädigten. — Während meines Aufenthalts in Mussumba wurden vier solcher Unglücklichen auf dem Marktplatze hingerichtet, darunter ein Kilolo, dessen vereinzelt liegende Kipanga am hellen Tage niedergebrannt wurde. Zwei dieser Fetischeure wurden, wie ich gesehen habe, auf der Straße von einem Haufen wüthender Neger aufgegriffen, während Muata Jamvo, von acht Negern auf einer Tipoya getragen, wie gewöhnlich mit großem Gefolge auf der breiten Straße von seiner Kipanga kommend zu seiner Pflanzung südwärts zog. Der König pflegte dann einige Augenblicke zu warten, während man dem Fetischeur die Hände auf den Rücken band und ihn nach der königlichen Kipanga abführte, wo er sein Urtheil zu erwarten hatte. Unmittelbar nachdem der zweite Zauberer dicht bei meiner Wohnung ergriffen und abgeführt worden war, kam der Muata Jamvo zu mir, um mir einen kurzen Morgenbesuch zu machen, respective sich ein kleines Geschenk auszubitten. Er war außer von seinem üblichen Gefolge noch von einer wegen der eben erfolgten Verhaftung aufgeregten Menge begleitet, unter welcher namentlich die Weiber eine Hauptrolle spielten. Als die königliche Tipoya vor meinem Hause anhielt, warfen dieselben sich zu Boden, rieben sich Brust und Arme zum Zeichen der Devotion mit Erde und sahen dann flehentlich zum Herrscher empor, gleichsam daß er das Unglück, welches jener Fetischeur hätte anrichten können, abwende. Muata Jamvo sprach, eine sehr ernste Miene annehmend, mit einzelnen seiner männlichen Begleiter; dann aber brachte er wie gewöhnlich mit wohlwollendem Lächeln sein Anliegen vor, um bald, mit irgend einer Kleinigkeit beschenkt, nach seiner „Lavra" weiterzuziehen. Drei bis vier Stunden später kehrte er, wie stets, zurück, und eine Stunde darauf lag der Fetischeur ohne Kopf auf dem Marktplatze.

Es werden vom Muata Jamvo besondere Medicinen gegen Fetisch bereitet, und während er mit Hülfe seiner Fetisch-Doctoren einige Tage lang dieselben zusammenmischt, ist der Zutritt zu seiner Kipanga verboten. So viel ich erfahren konnte, lassen die Doctoren große Bündel von Blättern oder Büscheln aus dem Walde holen, was heimlich geschehen muß, da dieselben im Falle einer Begegnung mit uneingeweihten Negern ihre Kraft verlieren. Die Einwohner von Mussumba gehen den damit beauftragten Leuten wohlweislich aus dem Wege, da auf ein Zusammentreffen mit ihnen die Zahlung eines Sklaven steht, und wenn der Betreffende dazu nicht im Stande ist, so pflegt ihn Muata Jamvo ganz einfach selbst zu annectiren. Während ich in Mussumba war, hat der König drei bis vier Mal sich mit der Bereitung solcher Medicin beschäftigt. Bei solchen Gelegenheiten liefen dann zwei, drei Mal und noch öfter Boten von ihm zu mir, um schwedische Zündhölzer, Wachslichter, einmal auch einen Ziegenbock oder andere Kraftmittel zu holen, welche Anliegen ich ihm stets gewährt habe, wenn es irgend in meinen Kräften stand. Sobald die Ceremonie beendet ist, spielt zum Zeichen dessen in der Kipanga die königliche Capelle auf dem Marimba-Instrumente, der Ginguwa und den Trommeln, und von diesem Augenblicke an haben die Unterthanen wieder den gewöhnlichen freien Zutritt. Jeder, welcher nun das Hoflager betritt, hat aber eine Kleinigkeit, und sei dieselbe auch noch so gering, mitzubringen, gleichsam als Anerkennung des allerhöchsten Wirkens für das Gemeinwohl. Als ich hinter einander vier meiner Reitochsen in Mussumba verlor, ließ mir der Herrscher jedesmal den Antrag stellen, durch seinen Wahrsager den Fetischeur zu ermitteln, was ich jedesmal ablehnte. Einmal hatte ich auch das Unglück, als ich mit einem meiner Dolmetscher nach dem Walde von Kabebe spazieren ging, drei Dienern des königlichen Fetischdoctors zu begegnen, welche ein Leopardenfell so zusammengerollt auf den Schultern trugen, daß ich dasselbe für einen todten Leoparden hielt und sie fragen ließ, wo sie das Thier erlegt hätten. Sie aber gingen ohne zu antworten weiter, und erst als mein Dolmetscher noch hinter ihnen drein rief, gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie in dem Ballen Heilkräuter für den Muata Jamvo hätten.

Ganz besonders streng ist letzterer bei Verstößen gegen die guten Sitten. Seiner Sklavenweiber harrt ohne Erbarmen der Tod, sobald sie Anlaß zur Eifersucht geben, und dasselbe Loos trifft ihre Liebhaber. Während meines viermonatlichen Aufenthalts in Mussumba sind etwa acht Menschen wegen Ehebruches hingerichtet worden. Unter dem Volke kann die freie Frau ihre Schuld durch Bezahlung sühnen, oder sie verfällt selbst in die Sklaverei; die Sklavenfrau eines Kilolo wird zur Strafe meistens verkauft. Einige große Kannapumbas und auch Kilolos, sowie die Lukokescha bestrafen dagegen dergleichen Verbrechen ihrer Sklaven mit dem Tode. Wer, wie der Mona Auta, der Mona Kalala, die Amari u. s. w., das Recht über Leben und Tod seiner Sklaven hat, hängt zum Zeichen dessen am Eingange seiner Kipanga einige Menschenschädel auf. Die gewöhnlichen Kilolos haben das Recht der Tödtung nicht und müssen, wenn sie es dennoch ausüben, zur Strafe einen Sklaven an den Muata Jamvo zahlen. Diebstähle, besonders am Eigenthume des Herrschers, werden fast stets mit dem Tode bestraft, kommen aber trotzdem vielfach vor; der Reisende mag sich hüten, solche zur Anzeige zu bringen, da er riskirt, daß dem Uebelthäter der Kopf vor die Füße gelegt wird. Von Verbrechern, welche den König besonders interessiren, läßt er sich zum Beweise der vollstreckten Hinrichtung die Köpfe bringen.

Was die äußeren Angelegenheiten anlangt, so stehen in vorderster Reihe die Expeditionen, welche in einer Stärke von 200 bis 400 Bewaffneten, meistens Söhnen und Sklaven der Großen des Hofes, bis etwa acht Tagereisen nördlich von Mussumba ausgeschickt werden, wo zwischen den Flüssen Kallangi und Lulua der Cannibalenstamm Kananda wohnt. Unter Anführung eines Großen und zum Theil mit Feuerschloßgewehren bewaffnet, während die Mehrzahl nur Speer, Bogen und Pfeile führt, versuchen sie im Kananda-Lande Menschen und Vieh zu rauben. Solchen Räuberbanden kommt der Umstand zu Hülfe, daß der Muata Jamvo selbst bei seinen Feinden in der Nähe Mussumbas für unbesiegbar und heilig gilt, so daß schon das Erscheinen seiner Soldaten eine Panik hervorruft. Der Süden von Kananda bis circa vier Tagereisen von Mussumba entfernt hat sich denn auch dem Muata Jamvo unterworfen und zahlt Tribut, während der Norden, jenseit des Einflusses des Luisa in den Lulua, als richtiges Feindesland betrachtet wird. In letzter Zeit scheint dieses Gebiet verödet zu sein, da sich die Bevölkerung wegen der unausgesetzten Ueberfälle nördlich am Lulua-Flusse hinaufgezogen hat, und infolge dessen fallen solche Sklavenjagden jetzt ungleich weniger lohnend aus als früher.

Als ich in Mussumba war, kehrte eine solche Expedition von 200 Mann unter Führung eines steinalten Häuptlings zurück; dieselbe hatte 14 Mann verloren, während sie nur 22 Sklaven mit heimbrachte. Am Abend fand dann vor der königlichen Kipanga großer Kriegstanz der zurückgekehrten Soldaten statt. Um ein großes, in der Mitte des Platzes brennendes Feuer tanzten zum Klange zweier Marimbas die Krieger, in der einen Hand ihren Speer, oder ein großes Messer, oder einen mitgebrachten Menschenschädel, in der andern einen grünen Zweig. Eine dichte Zuschauermenge

umstand die Tanzenden. Kleine Knaben und selbst erwachsene Neger drängten sich, obwohl sie nicht am Zuge theilgenommen hatten, mit Zweigen oder Messern in der Hand in den großen Kreis und tanzten mit. Einige Krieger brachten dem nicht anwesenden Herrscher einige frische Schädel in seine Kipanga hinein. Dieser und die Lukokescha ließen dann Palmwein in großen, thönernen Gefäßen in solchen Quantitäten verabreichen, daß die ganze Gesellschaft in eine gehobene Stimmung gerieth. Leider konnte ich stets solchen Festen nicht lange beiwohnen, da ich bald Gegenstand der Aufmerksamkeit der Anwesenden und speciell der Weiber wurde und regelmäßig die Lukokescha mich in ihre Behausung einlud, so daß ich von weiteren ethnologischen Studien absah und mein Heil in möglichst rascher Flucht suchte.

Was die Sklaven des Herrschers bei solchen Zügen erbeuten, gehört diesem; ebenso die Hälfte der von anderen Soldaten gemachten Gefangenen. Sein Vorgänger war dagegen bescheidener und begnügte sich mit dreißig Procent der Beute. Solche Expeditionen sind wohl fortwährend im Gange, während der Herrscher in eigener Person jährlich nur ein Mal, und zwar in der trockenen Zeit, nachdem das hohe Gras abgebrannt ist, also etwa im Juni, einen Raub- und Kriegszug zu unternehmen pflegt. Ein solcher wird mit großem Pompe ausgerüstet. Zuerst verkündet der Muata Jamvo in einer großen Volksversammlung seinen Willen und zieht dann in Begleitung der Lukokescha, aller Großen des Reiches und seines Sklavengefolges aus, und zwar ebenso wie die Lukokescha und die Großen in einer Tipoya sich tragen lassend. Da solche Züge, wie ich erfahren habe, nur 8 bis 14 Tage dauern, so läßt sich annehmen, daß er sich nicht weit von Mussumba entfernt und wahrscheinlich in dem ihm tributären und noch bewohnten südlichen Theile des Kauanda-Landes raubt. In früheren Zeiten dagegen sollen die Muata Jamvos wirklich große Kriege geführt haben, und zwar mit dem etwa 20 Tagereisen nordnordöstlich von Mussumba wohnenden Häuptling Muata Kandicka. Nachdem aber der Kampf am Lubilasch-Flusse jahrelang getobt hatte, und in einem Jahre ein Muata Kandicka, im folgenden aber ein Muata Jamvo gefallen war, thaten beide Häuptlinge mit einander den Friedenstrunk und leben nun in guten Beziehungen.

Als ich in Mussumba war, verbreitete sich daselbst das Gerücht, daß der tributpflichtige Häuptling Munungo Amutando im Lande Mataba (südwestlich von Mussumba und westlich vom Kassay-Strome) einer Negerkarawane aus Kassange den Weg versperrt und sie zur Umkehr gezwungen habe. In der That rüstete sich Muata Jamvo, um mit Beginn der trockenen Zeit nach Mataba zu ziehen, und sandte sogar Torquatos nach dem Kassay, damit sie dort Hütten für ihn errichteten. Er sowohl wie die Lukokescha verlangten von mir, daß ich Medicin gegen Speere und Kugeln brauen und ihnen Amulete gegen Verwundung geben sollte; ersterer, welchem ich eine Gummidecke geschenkt hatte, erkundigte sich auch ganz besonders danach, ob Kugeln sie durchlöchern könnten, und bat mich, als ich ihn verließ, ihm einen General zu schicken.

Wenn Handels- oder Tributkarawanen in Mussumba liegen, so stehen dieselben unter dem Schutze, nicht aber unter den strengen Gesetzen des Landes, und erhalten vom Muata Jamvo und der Lukokescha Lebensmittel geliefert. Bei Streitigkeiten zwischen denselben und den Eingeborenen pflegt der König für erstere Partei zu nehmen. Er bestimmt meistens den Ort, wo solche Karawane ihr Lager aufzuschlagen hat, und erst mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß darf sie dasselbe wieder verlassen, wie denn er sowohl wie die Großen Mussumbas sich alle Mühe geben, Handelskarawanen an sich zu ziehen. Außerdem rüstet er eigene Karawanen aus und sendet sie unter Anführung eines Torquatos meistens nach Kimbundo, um dort europäische Waaren einzutauschen. Diese Züge sowohl wie auch jene, welche zur Bestrafung von kleinen Häuptlingen abgeschickt werden, müssen von jeder Dorfgemeinde aufgenommen und frei verpflegt werden, ein Privilegium, welches die Torquatos regelmäßig mißbrauchen, namentlich in den Gebieten, wo ihres Königs Macht noch besonders respectirt wird. In kleineren Dörfern pflegen diese Torquatos geradezu zu plündern und zu rauben, und wenn ein Reisender das Unglück hat, unmittelbar hinter einem solchen herzuziehen, so stößt er oft auf leere Dörfer, da die Insassen derselben sich meist geflüchtet haben. Diejenigen Torquatos, welche oft auf weite Entfernungen von Mussumba entsandt werden, um Häuptlinge zu strafen, haben regelmäßig den Auftrag, dieselben hinzurichten, und wenn sie auch nur eine kleine und schlecht bewaffnete Schaar bei sich haben, so erreichen sie doch gewöhnlich ihr Ziel, da der Nimbus des Muata Jamvo auch sie als seine Abgesandten umgiebt. Westlich vom Kassay hört derselbe jedoch auf. Dabei betrügen die Torquatos, namentlich die nach Kimbundo geschickten, ihren Herrn regelmäßig und gehen oft mit dem ganzen ihnen anvertrauten Vorrath von Elfenbein auf Nimmerwiedersehen durch.

Muata Jamvo's Gesichtsfarbe ist braun und bedeutend heller, als die des gewöhnlichen Negers, wie überhaupt der Molua-Neger lichter ist, als der an der Küste, auch größer und mit weniger aufgeworfenen Lippen; auch liebt er sich unten zwei Schneidezähne auszuziehen und die beiden oberen spitz zu feilen. Muata Jamvo mag Mitte der vierziger Jahre stehen; er hatte schon grau melirtes Haar, trägt aber künstliche Perrücken. Er geht gerade und sehr auswärts; seine Augen sind freundlich, aber sehr stechend; bekleidet ist er stets mit Fazenda. Fußknöchel und Arme sind förmlich belastet mit Spangen von Kupfer- und Messingdraht. Am linken Handgelenk trägt er den Lukano, ein Armband aus Elephantensehnen, um den Hals zahlreiche Perlenschnüre, eine Rheumatismuskette, eine Kupfermünze und zwei Schlüssel, welche er von mir zum Geschenke erhalten, und um die linke Schulter einen ledernen Riemen mit einer ledernen Troddel, alles Sachen, die er sich vor seiner Thronbesteigung, als er noch westlich vom Kassay in Mulemba als „Monaschanama“ wohnte, eingehandelt zu haben scheint. Er ist ein abergläubischer, mißtrauischer, über alle Maßen habgieriger und gefährlicher Neger. Sein Anhang von Frauen besteht aus den beiden Hauptweibern, der Amari (der Favoritin) und der Temena, und aus 44 Nebenfrauen, ein sehr kleiner Etat, was daher rührt, daß er erst im Mai 1874 auf den Thron gekommen ist und von dem gesetzlich ihm gehörenden Nachlasse seines Vorgängers nur wenig in seine Hände bekommen zu haben scheint. Denn er befand sich beim Tode desselben nicht in Mussumba und, ehe er durch eine Deputation von Mulemba geholt worden war, war einige Zeit verstrichen. Sein Ansehen in Mussumba ist ein göttliches zu nennen. Fremde Neger, welche ihn besuchen, pflegen sich bei der ersten Audienz zum Zeichen der größten Demüthigung Gesicht und Körper mit weißem oder rothem Thone zu beschmieren, werfen sich vor ihm zu Boden und reiben sich dann Brust und Arme mit Erde. Sie nennen ihn „Zambi“, d. h. „der Geist der Guten“. — Muata Jamvo ist niemals allein; verläßt er sein Haus, so wird er in der Tipoya getragen oder er reitet auf dem Nacken eines Sklaven. Kommt er zu einem sitzenden Neger, so muß derselbe aufstehen, kann sich nachher aber wieder setzen. Wenn er mich besuchte, so bereitete ich ihm schon vorher einen Sitz,

indem ich einen Blechkoffer auf eine Strohmatte stellte. Dort nahm er Platz und sprach zu mir, ein Knie über das andere gelegt, während sein Gefolge, ein Minister, Kilolos, männliche und weibliche Sklaven, in der Regel im Kreise um den Herrscher herumhockte, wobei sich Jeder — mit Ausnahme der Lukokescha — wohl hütete, sich auf die Strohmatte zu setzen. Auch kommt es vor, daß ein Kilolo seinen Sklaven als Sessel benutzt. Niest der Herrscher, so klatscht die ganze Gesellschaft enthusiastischen Beifall, während einzelne schreien und auf dem Finger pfeifen. Reichte einer aus dem Gefolge ihm etwas, was er vielleicht hatte fallen lassen oder was ich ihm schenken wollte, so fügt er dem Gegenstande ein Blatt bei, welches der Muata Jamvo zum Zeichen seines Wohlwollens durchreißt. Der Geber behält seine Hälfte, während der Herrscher die seinige fallen läßt.

So lange der Muata Jamvo die Etikette beobachtete, sprach er nicht direct zu mir oder meinem Dolmetscher, sondern zu seinem Kannapumba, letzterer zu meinem Dolmetscher und dieser zu mir. Hatte er aber sein Hauptanliegen vorgebracht, so wendete er sich auch direct an meinen Dolmetscher und verständigte sich auch wohl pantomimisch mit mir selbst. Seine Mahlzeiten nimmt er in einer bestimmten Hütte allein ein; wer ihn beim Essen überrascht, ist unrettbar verloren. Auch jeder Kilolo hält sich, wenn er in Gesellschaft ißt oder trinkt, irgend etwas vor das Gesicht, um dies Geschäft ungesehen verrichten zu können.

Liegt ein Muata Jamvo in den letzten Zügen, so versammeln sich die obersten vier Räthe in der Kipanga, während das Volk aufgefordert wird, durch Fetischceremonien die bösen Geister vom Lager des kranken Herrschers zu verscheuchen. Dann begiebt sich der designirte Nachfolger, über dessen Person die Lukokescha und der Kronrath oft schon vor Jahren sich geeinigt haben, in Gesellschaft der Räthe in die Behausung der Lukokescha, um ihre endgültige Zustimmung einzuholen. Ist der Tod erfolgt, so ertönt zum Zeichen dessen die Mullanque, es werden zwei eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Instrumente zusammengeschlagen. Schon am folgenden Morgen wird die von den Kannapombas reich mit Fazenda, Perlen und anderm Schmucke verzierte Leiche in sitzender Stellung, als wäre noch Leben in ihr, und auf der gewöhnlichen Tipoya nach dem Ostufer des Kallangi, dem Orte, wo der erste der Dynastie einst gewohnt hat, geschafft. Neben der Leiche sitzt, um sie zu halten, ein Kannapomba, und der Zug verläßt die Kipanga durch eine geheime Thür. Inzwischen wird der neue Herrscher von den Kannapombas feierlich mit den Insignien des Staates angethan, welche im Besitze der Muata Jamvo's und der Lukokescha's sich vererben; es sind: der Lukano, ein Armband aus Elephantensehnen; der Krinda-tschinga, ein Brustschmuck von Perlen und Metall; der Sala kolongo, ein rother Busch aus Federn von Papageien und Bananenfressern; der Lubembo, ein sichelartiges Scepter von Eisen, und der Lukonso, ein Teppich.

Sobald die Leiche auf die Straße gelangt ist, wird sie, umgeben von einem großen Gefolge, an der Spitze der neue Herrscher und seine Räthe, an den Fluß Kallangi gebracht und bleibt dort einige Zeit, während das Gefolge allerlei Ceremonien verrichtet und die Fetischpriester thätig sind. Erst dann wird sie nach Enzai (s. oben) geschafft, während der neue Herrscher mit einem Kannapomba und seinen Sklaven am Kallangi zurückbleibt und dort eine Nacht im Freien campiren muß. Erst am nächsten Tage läßt er sich Hütten errichten, um volle acht Tage in der Abgeschiedenheit seinen Vorgänger zu betrauern und mancherlei Gebräuche zu beobachten. Unter anderm entzündet er durch Reiben von Holzstücken neues Feuer, da das alte nicht mehr gebraucht werden soll. Am neunten Tage erst wird er von der Lukokescha und dem Rathe nach Mussumba abgeholt, wo inzwischen die alte königliche Kipanga niedergebrannt und eine neue ad interim errichtet worden ist. In Enzai angelangt, wird die Leiche in sitzender Stellung in eine schmale viereckige Grube gelegt, diese mit einem Deckel aus den Zweigen der Bourndon-Palme bedeckt und darauf Erde geschüttet. Während der Beisetzung wird am Eingange des Heiligthums je ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen mit dem Schwerte hingerichtet. Sämmtliche zwölf bis jetzt verstorbenen Muata Jamvo's liegen hinter einander in der Peripherie eines Kreises.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Wie die „Nature" meldet, ist die südwestliche Section der Russischen Geographischen Gesellschaft in Kiew auf kaiserlichen Befehl aus politischen Gründen geschlossen worden.

— Die 1868 unterbrochene geologische Aufnahme von Finnland soll im laufenden Jahre wieder aufgenommen werden.

— Der Engländer Harvey hat sich in Gesellschaft eines Malers und eines zoologischen Sammlers von St. Petersburg nach der Petschora begeben, deren Gebiet er zoologisch durchforschen will.

— Als Beginn größerer Untersuchungen und Arbeiten über die an der Wolga lebenden finnischen Stämme soll sich Herr Mainow, der Vorsitzende der ethnographischen Section der Russ. Geogr. Gesellschaft, Ende Mai zu den Mordwinen begeben und binnen vier Monaten eine anthropologisch-ethnographische Untersuchung dieses Volksstammes und seiner vier Unterabtheilungen (Jersen, Mokschen, Tejuchen und Karataien) anstellen, in deren Umfang folgende Punkte hereingezogen werden sollen: 1. Lebensweise (Wohnungen, Kleidung, Speise-, Familien- und Volksgebräuche, Festlichkeiten 2c.); 2. das Studiren der Rechtsgebräuche und 3. Anthropologie. Was letztere betrifft, so wird Folgendes verlangt a. Messungen (an lebenden Subjecten) des Kopfes, Wuchses und der Extremitäten; b. Photographirung einzelner Typen; c. Beschreibung des Aeußern; d. Untersuchungen über die Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit beider Geschlechter und die Lebensfähigkeit der Kinder; und e. Untersuchungen über die physische Kraft einzelner Individuen.

— Durch eine kaiserliche Verordnung vom 8. Mai ist die neue russische Städte-Ordnung vom Jahr 1870 auch in den drei Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Esthland zur Einführung gelangt. Diese Maßregel ist ein neuer Schritt zur Russificirung der in ihren Grundbesitzern und Stadtbürgern deutschen, in ihrer Landbevölkerung zum größten Theil lettischen Provinzen, und wird bei unseren Landsleuten einen noch tiefern Eindruck machen als die vor zwei Jahren geschehene Aufhebung des gemeinsamen, den historischen Zusammenhang der drei Provinzen repräsentirenden Generalgouvernements. Die in den Ostseeprovinzen bisher noch geltende alte Städte-Ordnung war allerdings für heutige Verhältnisse unhaltbar geworden, doch wäre sie auch ohne

russisches Muster zu reformiren gewesen. Gelassen hat man den Kur-, Liv- und Esthländern nur noch die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen und auf der Universität Dorpat sowie in den städtischen Aemtern und Landtagsversammlungen. Allein mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche Kürzungen der Dienstzeit nur für solche Individuen zuläßt, welche der russischen Sprache mächtig sind, ist das Russische, wenn auch nicht als Lehrsprache, so doch als wichtiger Lehrgegenstand in alle Schulen der Ostseeprovinzen eingezogen. Für die Russificirung des lettischen Landvolkes sind aber namentlich griechische Missionsbrüderschaften und der Staatssäckel thätig, welcher den Bau von griechischen Kirchen und Schulhäusern alljährlich mit bedeutenden Summen, die bis jetzt zusammen schon mehrere Millionen Rubel betragen, unterstützt. Unter solchen Umständen muß die Russificirung der Ostseeprovinzen mächtig fortschreiten. (Allgemeine Zeitung datirt St. Petersburg 12. Mai.)

— Finnländische Zeitungen berichten, daß von einem Berge am Flusse Tana Rauch in großer Menge aufsteigt, und der Schnee in der Nachbarschaft weggeschmolzen ist. Bis jetzt hatte sich dort keine Spur vulcanischer Thätigkeit gezeigt; aber von verschiedenen Seiten wurde die stetige Hebung der Küsten des Bottnischen Meerbusens vulcanischen Kräften zugeschrieben, und es ist wohl möglich, daß diese sich schließlich einen Ausweg suchen. (Nature.)

— Die dänische Regierung ließ im Sommer 1876 unter der Leitung des Prof. Johnstrup eine Untersuchung der neuen Vulcane auf Island anstellen. Dem Finanzausschusse des dänischen Folkethings ist nun im Januar dieses Jahres ein ausführlicher von Ansichten und Karten begleiteter Bericht über diese Expedition zugegangen, dem wir Folgendes entnehmen: Prof Johnstrup kam mit seinem Assistenten Howitz zu Reykjavik den 8. Juni und zu Akuregri den 22. Juni an; am letztern Orte schloß der Lieutenant Caroc sich ihnen an. Die eine Vulcangruppe, die 1875 thätig war, war auf der Ebene Askja zu suchen, die von den Dyngju-Bergen umgeben ist. Um dahin zu gelangen, mußte man erst die etwa 60 Geviertmeilen große Lavafläche Odahraun durchreisen. Diese Wüste besteht aus schwarzen launenhaft gebildeten Lavamassen, die oft weder zu Fuß noch zu Pferde zu übersteigen sind; dazwischen befindet sich eine schwarze sandähnliche Asche, die der Wind oft in solchen Wolken aufwirbelt, daß die nächsten Gegenstände unsichtbar sind. Es giebt hier kein Wasser, kein Pflanzenleben, folglich auch kein Thierleben: eine Sahara ohne Oase. Den 30. Juni brach Prof. Johnstrup mit dem Lieutenant Caroc und drei Führern aus seinem Standquartier in Svartarkot auf, um sich nach den Vulcanen in Askja zu begeben. Nur die nöthigen Nahrungsmittel und Instrumente nebst zwei kleinen Zelten wurden mitgenommen. Nach einem anstrengenden zwölfstündigen Ritt gelangte man durch eine mit Schnee gefüllte Kluft nach Askja. Prof. Johnstrup ließ die Führer mit den Pferden zurückgehen und begab sich mit Lieutenant Caroc zu Fuß nach den Vulcanen. Die Wanderung nach dem etwa 1190 Meter hohen Orte ging theils durch Schnee, theils über Lavahaufen und zuletzt über die 1875 ausgeworfenen Bimssteinmassen, über die man sich oft auf Händen und Füßen hinarbeiten mußte. Nach einem fünftägigen Aufenthalte mußten die Herren wegen eingetretenen schlechten Wetters die Vulcane wieder verlassen und den Rückweg antreten. Nur mit Mühe erreichten sie durch das Schneegestöber die Führer, welche auf dem Wege nach dem Standquartier waren und die sie denn wohlbehalten dahin zurückbringen konnten. Die anderen 1875 thätig gewesenen Vulcane lagen etwa 10 Meilen von dort entfernt nach Norden hin bei Myvatn. Die Arbeit war hier weit leichter, da die Gegend östlich von Myvatn nur etwa 400 Meter über dem Meere liegt. Außer dieser Untersuchung unternahm Prof. Johnstrup die älterer Vulcane bei Leirnhukr und die des geologisch interessanten Surturbrandes (Braunkohlenbildung) nördlich von Husavik, westlich an der Halbinsel Tjörnäs entlang. Den 17. August wurde die Rückreise nach Akuregri angetreten, wo Prof. Johnstrup sich bis zum 24. August mit der Einsammlung eines seltenen und kostbaren Minerals, Epistilbit, das sich bisher nur an sehr wenigen Orten gefunden hat, beschäftigte. Von den speciellen Darstellungen der Resultate der Untersuchungen ist besonders die Schilderung des neuen Kraters in den Dyngju-Bergen interessant. Die Erdoberfläche war in einem Umkreise von zwei Kilometer mit hellgelbem Bimsstein bedeckt, den der Vulcan am 29. März ausgeworfen. Viele dieser Steine waren etwa 0·40 Cubikmeter groß, die meisten hatten 15 bis 20 Centimeter Durchmesser, und wo die Bimsstein-Schicht gegen 1 Meter dick war, deckte sie eine Schneeschicht von mehr als 7 Meter Dicke aus dem Winter 1874 bis 1875, die der Bimsstein, als schlechter Wärmeleiter, am Schmelzen verhindert hatte. Es war ein Glück für die Insel, daß die Vulcane den leichten Bimsstein auswarfen, statt schwererer Stoffe. Da dieser Stein auf dem Wasser schwimmt, konnten die bedeckten Flächen vorigen Sommer großentheils gereinigt werden, indem man ihn auf den Flüssen ins Meer schwemmte. Der Schaden zeigte sich daher geringer, als man anfangs vermuthete. Der Bimssteinstaub wurde bis nach Norwegen getragen, wo man dessen Fall in der Nacht vom 29. zum 30. März bemerkte; ja er flog sogar bis nach Stockholm hin. Dieser Staub hatte demnach in 24 Stunden 250 Meilen zurückgelegt. Die nächste Umgebung des nördlichen Kraters war mit Bimssteinschlamm bedeckt. Die Annäherung erforderte daher große Vorsicht. Doch gelang es dem Prof. Johnstrup und dem Lieutenant Caroc, den Grund des Kraters zu sehen. Der eine ließ den andern an einem starken Seile hinunter. Die Tiefe des etwa 100 Meter breiten Kraters betrug gegen 50 Meter. Derselbe war mit dichtem Wasserdampf gefüllt, der einer Menge Canäle in der Tiefe entströmte. Von dem betäubenden Lärm, den der Dampf in der Tiefe machte, giebt der ausströmende Dampf einer Locomotive eine schwache Vorstellung. Südlich von diesem Krater hatte sich der Boden gesenkt und einen runden über 1200 Meter breiten See gebildet, dessen Wasser eine Temperatur von 22° C. hatte. Eigenthümlich ist es, daß diese Ausbrüche nur Bimsstein, keine Lava hervorgebracht haben. Die ungeheuere Dampfentwickelung, durch welche der Bimsstein sich bildete, ist bisher auf Island ohne Beispiel. Die Dampfschwalge dieser Vulcane sind als Sicherheitsventile zu betrachten. So lange diese ziehen, ist ein neuer Ausbruch wohl kaum zu gewärtigen. Die Vulcane um Myvatn haben ein anderes Gepräge. Hier entstand plötzlich am 18. Februar 1875 ein Vulcan auf einer ziemlich ebenen Fläche, wo sich bis dahin keine Spur davon gezeigt hatte. Mit Zwischenräumen von Monaten folgten fünf Ausbrüche auf einander. Die ausgeworfene Lavamasse hat wenigstens über 300 Millionen Cubikmeter betragen, d. h. über 15 mal mehr als bei dem Ausbruche des Vesuvs 1794 und 1855. Das einzige Zeichen des Ausbruches, das dort noch übrig war, war größere Wärme in den unteren Schichten, die warme Luft durch die poröse Lava entsandten.

---



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

## III.

Von Velitza nach Livadia. — Daulis. — Chaeronea. — Landwirthschaft in Böotien. — Albanesische und bulgarische Arbeiter. — Das Fieber. — Der Kopaïs-See und seine Katavothren. — Blutigelfang. — Orchomenos. — Ankunft in Livadia.

Zur Linken zeigte sich nun auf dem untersten Anstieg des Parnassos der Flecken Velitza, in dessen Nähe die Ruinen der alten Phokerstadt Tithora liegen sowie eine Höhle, welche den Griechen während ihres Unabhängigkeitskrieges und später Räubern zum Zufluchtsorte diente. Nun zeigen sich auch häufiger bebaute Felder, und die Ebene wird von zahlreichen Bewässerungsgräben durchschnitten. Dann steigt die Straße an, um den Sattel zwischen dem Parnassos und seinem weit in die Ebene vorgeschobenen Vorberge Parori (im Alterthume Philoboiotos genannt) zu übersteigen, und senkt sich dann wieder zu den Ruinen des antiken Daulis oder Daulia, die auf einem steilen isolirten Felsrücken liegen. Die Stadt, einst der Hauptsitz der Thraker, erhielt ihren Namen wahrscheinlich von den dichten Granatbüschen, zwischen denen noch jetzt am Fuße des Berges das Dorf Davlia liegt; sie galt, trotzdem sie von Xerxes verwüstet und im phokischen Kriege zerstört wurde, doch noch in Römerzeiten als starke Festung, von deren aus polygonen und viereckigen Steinen erbauten Umfassungsmauern sich noch Reste erhalten haben. Die große Hitze hatte den Reisenden aber so ermüdet, daß er seinem Dragoman zu dessen großem Verdrusse eine nähere Besichtigung der Trümmer abschlug. Ueberhaupt bereitet, von einigen Ausnahmen abgesehen, der Besuch griechischer Trümmerstätten dem Reisenden meist eine große Enttäuschung: das kahle, sonnige Feld mit wenigen Steinen lohnt selten der Mühe, die man sich gegeben, um es zu erreichen, und nur Ausgrabungen werden im Stande sein, solchen Plätzen dermaleinst größeres Interesse zu verleihen. Die Mauern von Panopeus, der alten Grenzfeste Phokiens gegen Böotien, welche beim heutigen Dorfe Hagios Blasis (d. i. Blasius) und nur 6 Kilometer von Daulis entfernt liegen, blieben gleichfalls seitwärts liegen, und wieder durchschnitt der Weg ein ebenes Land, wo nur hier und da viereckige Steine, Reste antiker Substructionen, herumlagen. Erst auf böotischem Boden, beim Dorfe Kaprenu, wurde Halt gemacht; denn dort befand man sich auf der Stätte des schlachtberühmten Chaeronea, wo die griechischen Cantone 338 vor Christi Geburt ihre Selbständigkeit an Philipp von Makedonien einbüßten. Die Stadt lag am Fuße des steilen Felsen Petrachos, welcher die Burg trug, und in dessen nordöstliche Seite die in 19 Reihen angeordneten, auffallend schmalen und unbequemen Sitzreihen des antiken Theaters eingehauen sind. Der Ausblick von dort vermag nur traurige Gedanken zu wecken, traurig, weil dort eine der herrlichsten Perioden der menschlichen Geschichte ihren blutigen Abschluß fand, traurig auch, weil das einst blühende Gefilde heute als eine unbebaute und zum Theil versumpfte Einöde daliegt. Kaprenu selbst besteht nur aus wenigen zerstreuten Häusern und einer melancholisch dreinschauenden Kirche. Die Einwohner waren gerade mit der Maisernte

beschäftigt; aber da herrschte kein Getümmel, keine Lustigkeit, kein Lachen und kein Gesang, die Malaria hatte allen Gesichtern ihren Stempel aufgedrückt. Aber ihren größten Mitbürger kennen sie doch alle: Plutarch steht in Kaprenu in solchem Ansehen, als ob er einer der berühmtesten Türkentödter gewesen wäre. Einen Marmorsessel wahrscheinlich byzantinischer Arbeit, der nebst einigen Stelen in einer zum Museum umgewandelten Capelle aufbewahrt wird, hat der Volksmund den „Thron des Plutarch“ getauft. Als Belle dann den Schullehrer befragte, was seine Jungen von dem Geschichtsschreiber wüßten, da rief dieser einen zwölfjährigen Knaben auf, der über und über roth, aber stolzen Tones und in classischem Griechisch die Stelle aus dem Leben des Sulla vortrug, wo von dessen Sieg über des Mithradates Feldherrn bei Chaeronea die Rede ist. Und Gleiches findet man in ganz Griechenland, soweit nicht Albanesen die Oberhand haben: Leute, die weder lesen noch schreiben können, kennen die Namen großer Schriftsteller oder Helden, welche vor mehr als zwei Jahrtausenden lebten.

Wenige Minuten östlich von der Stadt stand an der Straße, welche nach Orchomenos und Lebadeia führte, ein kolossaler Löwe, welcher das Grab der im Jahre 338 gegen die Makedonier gefallenen Thebaner bezeichnete. Sei es, daß das Denkmal, wie man erzählt, von Klephten, die darin Schätze zu finden hofften, zerstört wurde, sei es, daß es von selbst beim Versumpfen des Bodens zusammensank, genug,

Die Ruinen von Daulis und die Ebene von Chaeronea.

heute liegt es, in seine Bestandtheile aufgelöst, darunter der wohlerhaltene Kopf, in einem schlammigen Graben, halb vom Schilfe überdeckt. Griechenland ist zwar arm, und der Löwe wohl von correcter, aber nicht gerade schöner oder geistvoller Arbeit; allein trotzdem ist es eine Schande für das Land, daß es dieses altehrwürdige historische Denkmal so ganz im Schlamme verkommen läßt und nicht die wenigen Mittel zu seiner Rettung aufbringen kann.

Weiterhin führt der Weg über flaches, mit Lentiscus bedecktes Land, das von Wasserläufen und alten meist verschütteten Be- oder Entwässerungsgräben durchschnitten ist, welche alle von West nach Ost dem Kephisos parallel laufen. Der Abend nahete heran, und im Osten bedeckte ein dicker Nebel den Horizont: es sind Dünste aus dem Kopaïs-See, dem sie sich näherten. Wolken sammelten sich an den Bergspitzen, und ein feiner Regen strömte bald vom Himmel herab, welcher den thonigen Boden rasch in einen zähen Schlamm verwandelte. Aber ackernde Büffelgespanne, knarrende Räder und vom Felde heimkehrende Arbeiter zeigten schon die Nähe eines größern Landgutes an, dessen in Athen lebender Besitzer S. unserm Reisenden dort Unterkunft zugesagt hatte. S. ist reich und würde gern einen Theil seines Vermögens zur Hebung seines Landbesitzes verwenden; aber er kennt sein Volk und sein Land zu gut, um das zu wagen. Seine 200 Hectaren besten Bodens werfen ihm jährlich kaum 4000 Franken ab und könnten doch, mit Baumwolle und Taback bestellt, das Zehn- bis Fünfzehnfache einbringen. Aber Handarbeit ist theuer, Ueberwachung unmöglich, Verbindungswege mangelhaft, Sicherheit existirt nicht, die Verwalter sind unzuverlässig, und das Fieber decimirt die Arbeiter. Kurz,

S. lebt lieber in Athen und legt sein Geld zu 12 Procent in der Nationalbank an.

Die Feldarbeiter dort sind nur zum geringsten Theil Griechen, die sich nur ungern dazu entschließen, sondern meist mohammedanische Albanesen, welche zur Erntezeit in Schaaren von 30, 40 Mann unter einem Anführer sich einfinden, ähnlich wie die Bauern aus den Abruzzen zu bestimmten Zeiten in die Campagna von Rom hinabsteigen. Der Anführer unterhandelt im Namen seiner Leute mit dem Eigenthümer; dieser bewilligt ihnen meist eine Drachme (72 bis 73 Reichspfennige) pro Tag sowie etwas Mais und Honig, während griechische Arbeiter mindestens das Dreifache an Geld, ferner Wein, Brot und viel freie Zeit zum Cigarettenrauchen beanspruchen. Die Albanesen trinken keinen Wein, leben sparsam, ruhig und friedlich, haben sich nie eines Verbrechens schuldig gemacht und liefern viel mehr Arbeit als jeder andere, namentlich als die Griechen, welche unter religiösen Vorwänden wöchentlich mindestens drei Tage faulenzen. Dabei sind sie anständig und zuverlässig; hübsche, kräftige Leute, deren Ruhe und Ernst seltsam gegen die ungestüme Beweglichkeit der Hellenen absticht. Ohne ihre Hülfe wäre die Bewirthschaftung der großen Landgüter des Königreiches geradezu unmöglich. Auch eine Anzahl Bulgaren, kenntlich an ihren Fellmützen und ihrem langsamern Gange, arbeiten auf dem S.'schen Gute; sie haben sich wegen der Aufstände aus ihrer Heimath geflüchtet und sind gute, starke Arbeiter, die freilich nur Bulgarisch oder Türkisch(?) sprechen. Bei den Griechen stehen sie nicht sonderlich angeschrieben; Beiwörter wie „Bären vom Balkan", „Holzköpfe" u. s. w. müssen sie sich schon gefallen lassen.

E. RONJAT. CH. BARBANT

Ausgewanderte Bulgaren.

Die größte Plage jener Gegenden, wie überhaupt vieler Theile Griechenlands, ist das Fieber. Rings um den Kopaïs-See, von welchem jenes Gut nur 3 Kilometer entfernt liegt, rafft es von je vier Kindern drei fort, und das überlebende führt auch nur ein elendes Dasein. Die neuesten Forschungen haben nachgewiesen, daß es das Austrocknen überschwemmten und das Beackern bisher brach gelegenen Landes ist, in Folge dessen die die Krankheiten erzeugenden unendlich kleinen Pilze gewissermaßen frei werden und sich dem menschlichen Organismus mittheilen, daß also ein geregelter möglichst wenig schwankender Wasserstand ein Haupterforderniß für gesunde Lage ist, und daß nichts mehr geeignet ist, die bösen Fieber dauernd aus einer Gegend zu verjagen, als eine geregelte Landwirthschaft. Wann aber wird es dazu in Hellas kommen? In alten Zeiten war das Kephisosthal eines der fruchtbarsten der Welt: die dort gewachsenen Weizenkörner waren schwerer und mehlreicher, als die aller übrigen griechischen Weizenarten. Und wie würden außerdem Krapp, Taback und Baumwolle in dem warmen, feuchten Klima gedeihen! Wenn erst die Regierung einmal den Anstoß dazu gegeben, so würden wohl die reichen Erträge die Griechen aus ihrer Trägheit aufrütteln. Aber den See ganz auszutrocknen, wie es schon öfter der Plan war, wäre thöricht; denn man vernichtete damit den Ursprung jener Nebel, welche allmorgendlich an den Wänden des Parnassos, Helikon u. s. w. aufsteigen, um des Abends in Gestalt von feinem Regen und Thau weithin Fruchtbarkeit zu verbreiten. Richtig wäre es allein, den See einzu-

dämmen und ihm für seinen Ueberfluß zu Zeiten des Hochwassers einen Abfluß zu verschaffen.

Von jenem Landgute aus zeigte sich der See sehr bald als ein im Nebel schwimmender blauer Streifen. Seine Größe anzugeben, ist unmöglich, da sie je nach den Jahreszeiten wechselt, im Winter am bedeutendsten ist und gewöhnlich von Anfang Mai an abzunehmen beginnt, so daß allmälig der größere Theil der Seeebene trocken und theils zum Getreide- und Baumwollenbau benutzt wird, theils als dürrer, weißlicher, von der Sonne geborstener Thonboden unbenutzt daliegt. Das ist namentlich in der Westhälfte der Fall, während sich besonders im Osten, wo die kalkigen Vorhöhen des antiken Ptoon-Gebirges klippenartig sich erheben, aber auch nördlich von den Ruinen von Orchomenos und im Südwesten bei Livadia stets Wasser und tiefe, mit dichtem Rohre bewachsene Sümpfe halten. Demgemäß wächst auch die Tiefe des Sees von Westen nach Osten sehr allmälig von 0 bis zu 12 Meter an. In dem über 10 Fuß hohen Röhricht wimmelt es natürlich von allerlei Wasserwild, so daß eine improvisirte Jagd im Kahne bald an dreißig wilde Enten lieferte; zwei Drittel davon erhielten die Arbeiter des Gutes, die sonst nur einmal im Jahre, zu Ostern, Fleisch essen.

Das Kephisosthal ist bekanntlich eines jener Becken ohne oberirdischen Abfluß, wie sie in Kalkgebirgen so häufig auftreten. Kallidromos, Oeta, Parnassos, Helikon und Ptoon nebst ihren Ausläufern umgeben es rings und senden ihm ihre Wasserläufe zu, welche alles Land überschwemmen müßten, wenn nicht die Natur selbst in den Spalten und Höhlen des Kalkes für eine Drainirung gesorgt hätte. Es sind

Der Kopaïs-See.

das die sogenannten Katavothrai, deren man insgesammt gegen 20 von verschiedener Größe zählt, von denen aber nur vier fortwährend, auch im Sommer, das zuströmende Wasser der Flüsse abführen. Die übrigen sind, da ihr Eingang höher als der Seespiegel liegt, während der Sommermonate trocken, so daß man in mehrere weit hineingehen kann, und erhalten erst bei steigendem Wasser Zufluß. Durch die größte derselben, welche an der nordöstlichsten Bucht des Sees liegt, fließt der Kephisos ab, um erst in der Bucht von Skroponeri wieder zum Vorschein zu kommen und sich in das Euböische Meer zu ergießen. Nahe dabei liegt eine zweite Katavothre, welche bei höherm Wasserstande einen Theil der Kephisosfluthen aufnimmt, sie genau nordwärts führt und in der Felswand Anchoë unfern des Meeres wieder von sich giebt. Eine andere Spalte gewährt den Wassern des Melas einen Ausweg, jenes Flusses, der in seiner ganzen Mächtigkeit am Fuße des Berges von Orchomenos entspringt und dem Kephisos parallel, in kurzem wasserreichen Laufe den Sumpfsee durchschneidet. Auch mit dem Hylike-See (heute Likeri, 58 Meter über dem Meere), einem abflußlosen rings von Bergen umgebenen Landsee, steht die Kopaïs (98 Meter über dem Meere) in unterirdischem Zusammenhange, so daß die Höhe seines Wasserspiegels mit dem Steigen und Fallen des Wassers in letzterer wechselt. Die jährliche Verdunstung des Likeri beträgt übrigens circa 64 Millionen Cubikmeter, und sein höchster Wasserstand liegt etwa 4 Meter über dem niedrigsten.

Wie wechselnd der Stand des Kopaïs-Sees ist, geht daraus hervor, daß, während er in den Jahren 1855 und 1856 ganz austrocknete, er 1848 nach heftigen Unwettern in einer Nacht über 10 Meter stieg, den Lauf des Kephisos zurückdrängte und bis an die ersten Häuser von Livadia vordrang. Solche Ereignisse, vielleicht durch gleichzeitige Verstopfung der Katavothren in Folge von Erdbeben noch verschlimmert, sind es gewesen, welche hier in Böotien, wie in so viel anderen Kesselthälern, die Sage einer ogygischen Fluth, der Sintfluth, localisiren ließen. — Im August hat der See gewöhnlich seinen niedrigsten Stand erreicht, wo-

Blutigelfang im Kopaïs-See.

rauf die Anwohner stellenweise reichlich lohnenden Anbau von Getreide, Taback, Mais und Gemüsen vornehmen, während die Schäfer an anderen Stellen das Röhricht abbrennen, damit ihre Herden das bald darauf hervorsprießende junge Grün abweiden. Mit den Novemberregen wächst der See wieder und bedeckt bald jede Spur menschlicher Thätigkeit. Traurig, stumpfen Sinnes und vom Fieber geschüttelt, das ihn meist vor dem vierzigsten Lebensjahre hinrafft, sitzt dann der Bauer wieder in seiner elenden Hütte; früher erliegt noch sein Geist den Einflüssen des Sees, als sein Körper. Wo jetzt 3000 dahinsiechen, könnte nach vollendeter Regulirung, welche die Kräfte des kleinen Staates keineswegs übersteigt, wohl die fünffache Zahl glücklich und in Zufriedenheit gedeihen. Welch reichen Ertrag könnte hier die Baumwollencultur abwerfen, wenn schon heute Böotien die Hälfte der Gesammtproduction in Hellas [1]) hervorbringt! Aber dazu ist mehr nöthig, als die Unternehmungslust eines Privatmannes. Kostet doch der Transport eines Ballens Baumwolle von Livadia nach dem Piräus mehr als von Aegypten her, so daß die dortigen Spinnereien, welche einheimisches Material verarbeiten, Verluste dabei erleiden. Nur die Regierung kann hier durch Bauen von Straßen und durch Regulirung des Seebeckens helfen. Unmöglich ist das keineswegs: daß noch im Mittelalter bessere Zustände herrschten, beweisen Ruinen von Thürmen, welche an jetzt unzugänglichen Stellen liegen. Schon Alexander der Große faßte

Straße in Livadia.

den Entschluß, die Seeebene auszutrocknen, und legte das Unternehmen in die Hände des erfahrenen Technikers Krates aus Chalkis. Dieser ließ die Katavothren reinigen, Gräben ziehen und machte sich daran, den Kephisosfluthen einen künstlichen Abzug nach dem Meere zu schaffen, dort, wo der Isthmus zwischen See und Meer die geringste Breite besitzt. Noch sind daselbst 14 verticale, tief in den Berg eindringende Luftschachte vorhanden, welche Krates anlegte, um mit ihrer Hülfe den großen Entwässerungsstollen auszuführen. Allein Streitigkeiten zwischen den böotischen Städten hinderten die Vollendung des großartigen Werkes, das in der Neuzeit wiederholt projectirt, aber nie in Angriff genommen worden ist.

Bei ihrer Wasserfahrt hatten sich inzwischen Belle und der ihn begleitende Verwalter des S.'schen Gutes der Mündung des Kephisos genähert; wieder war ein Gewirr von Rohr und Schilf zu durchbrechen, dann landeten sie am Fuße eines langgestreckten Hügels, den Reste antiker Ringmauern krönen. Dort oben lag die Akropolis von Orchomenos, welches im heroischen Zeitalter als Sitz des ungriechischen Volkes der Minyer eine der reichsten und mächtigsten Städte des Landes und anfänglich sogar die Herrin Thebens war. In historischer Zeit bestanden beide unabhängig neben einander, bis Theben die griechische Hegemonie errang und im ersten Jahre der 104. Olympiade die Nebenbuhlerin zerstörte, ihre Einwohner tödtete und in die Skla-

[1]) In ganz Griechenland vertheilt sich dieser Anbau folgendermaßen: Livadia 3500 Hectaren, Theben 1500, Phthiotis 2000, Valtos (Akarnanien) 500, Peloponnesos (namentlich Argolis) 1500 und Kykladen 1000.

verei verkaufte. Erst Philipp von Makedonien stellte sie nach der Schlacht von Chaeronea wieder her. Heute liegen dort die ärmlichen Häuser eines fiebergeplagten Dorfes, Skripu mit Namen.

Am Seeufer bemerkte Belle acht bis zehn abgezehrte, zerlumpte Leute, welche bis an die Knie im Wasser standen, Reihern, die unbeweglich auf Beute lauern, ähnlich, dann ans Land zurückkehrten und sich sorgfältig die mit schwarzen Flecken bedeckten Beine abschabten. „Das sind Blutigelfischer," erklärte der Verwalter. Mit schmutzigen Lumpen bekleidet, halten sie sich den ganzen Tag am und im Sumpfe auf und rühren das Wasser mit Stöcken auf, so daß die Blutigel in zahllosen Massen aufgescheucht werden, sich an ihren Beinen festsaugen, dann mit leichter Mühe abgelesen, in luftige, mit nassen Binsen angefüllte Tonnen verpackt und fortgeschafft werden können. Damit verdienen sie während der 2 bis 3 Monate Fangzeit täglich an 20 Franken, wovon aber die gute Hälfte sofort vertrunken wird. Kein Grieche giebt sich zu diesem widerwärtigen Geschäfte her, sondern nur jene nationalitätslose Hefe der levantinischen Seestädte, die das Blut und zugleich die Laster aller dort verkehrenden Völker in sich zu vereinen scheint. Nicht selten verdienen diese abstoßenden Gesellen so viel, daß sie ihre eigenen Beine nicht ferner als Köder benutzen, sondern sich dazu schlechte Pferde kaufen. Wohlbekannt mit den ihrer harrenden Schmerzen sträuben sich die armen Thiere heftig, ins Wasser zu gehen, bis Stoßen und Schlagen sie dazu zwingt. Nach einer Weile fangen sie an zu zittern und zu schwanken und werden nun schleunigst, bis an den Bauch mit Blutigeln bedeckt, herausgeholt, damit sie nicht umfallen und im Schlamme ersticken. Nach solcher Strapaze dürfen sie sich dann einige Tage an den mageren Gräsern des Ufers erholen, bis sie wieder in das Wasser hinein müssen, und so geht es ohne Erbarmen fort bis gegen den Schluß der Fangzeit, wo gar keine Ruhepause mehr stattfindet, und die Thiere ununterbrochen an der Arbeit sind, bis sie ganz entkräftet umfallen, und ihr Eigenthümer ihnen das Messer in den Hals stößt, um noch das Fell zu retten. Kurzum, der Blutigelfang ist ein häßliches Schauspiel, und man thut besser, sich um den der Aale zu kümmern, die es in Menge und stattlicher Größe giebt und die im Alterthume einen bedeutenden Ausfuhrartikel Böotiens bildeten. Damals genossen sogar die gewichtigsten Exemplare die Ehre, bekränzt und mit Gerste bestreut den Göttern geopfert zu werden.

Der berühmteste Tempel des alten Orchomenos, der der Chariten, als deren Symbole bis in späte Zeiten nur rohe, angeblich vom Himmel gefallene Steine verehrt wurden, ist jetzt verschwunden, und an seiner Stelle steht unweit nördlich des Dorfes Skripu und dicht am Kephisos das Kloster Kimisis tis Theotoku (der Gottesmutter), wo sechs stumpfsinnige Mönche in dunkelen, schmutzigen Zellen dahin vegetiren. Dasselbe bietet nur insofern Interesse dar, als es fast ganz aus alten Architekturstücken erbaut ist und in seinem Innern einige alte, selbst archaistische Sculpturwerke nebst zahlreichen Säulenfragmenten und Inschriftsteinen aus dem alten Heiligthume birgt. — Westlich vom Kloster, doch noch in der Unterstadt, wurde rasch noch das aus grauem Marmor errichtete, bienenkorbähnliche Rundgebäude besucht, das Pausanias das „Schatzhaus des Minyas" nennt, welches aber, ebenso wie die ganz ähnlichen Monumente von Mykenae, richtiger als das Grab eines alten Herrschers der Minyer aufzufassen ist. Dann setzte Belle seine Reise fort, überschritt den Kephisos auf einer steilen, geländerlosen Steinbrücke aus der Türkenzeit und erreichte über sumpfiges Land hinweg in südwestlicher Richtung wieder den festen, tönenden Kalkboden des Gebirges. Bald zeigte sich auch in der Ferne Livadia, eine der malerischsten, reizendsten Städte von Griechenland, deren weiße rothgedeckte, von Grün umgebene Häuser sich einen Hügel zu Füßen des Helikon hinaufziehen, und hinter welcher sich eine finstere, geheimnißvolle Schlucht öffnet. Doch erst nach Einbruch der Dunkelheit ritt unser Reisender durch eine breite, reinliche, mit Läden und Kaffeehäusern besetzte Straße in die Stadt ein und fand bald, durch das wirksamste Empfehlungsmittel, einen Brief des dortigen Landtagsdeputirten, eingeführt, die gewünschte Unterkunft, wenn auch nicht beim Stadthaupte selbst, so doch bei einem seiner Beamten, dem Herrn Kokkinopulo.

---

# Dr. Erwin von Bary's Reise in Nord-Afrika.

## III.

### Von Ghat nach dem Wadi Mihero und zurück.

Den 28. October 12 Uhr verließen wir drei unser Lager in Tifergasin und zogen über die Hamáda dem Ikóhauen zu (Richtung 280°). Die Nachricht vom Unterbleiben der beabsichtigten Ghasia hatte alle Imrhad mit Schrecken erfüllt, und lange Züge von Kameelen kreuzten die Ebene von Tifergasin, um nach Ghat in Sicherheit gebracht zu werden. Alle Imrhad verließen das offene Land und zogen mit ihren Herden nach Fessan oder Ghat. Eine menschenleere Gegend lag vor uns und Osman meinte: „Sobald Du einen Mann erblickst, magst Du sogleich schießen, denn es kann nur ein Hoggar sein." Im Süden (143°) war der kegelförmige Telut immer noch sichtbar. Vor uns erhob sich immer mächtiger das Ikóhauen-Gebirge, an dessen Fuße wir 6 Uhr 45 Minuten Halt machten und in einer engen, kleinen Schlucht unser Lager wählten. Unter dem Namen Ikóhauen versteht man mehrere Gebirgsrücken von gleicher Höhe, die sich von Ost nach West erstrecken. Mit denselben beginnt ein ausgedehntes Tafelgebirge, das überall, soweit ich es kennen gelernt habe, denselben Charakter trägt. Jener rechtwinklig zerklüftete Sandstein, der den Reisenden vom Südrande der Hamáda el homra an ununterbrochen bis hierher begleitet hat, bildet auch hier ausschließlich die Masse des ganzen Gebirges. Nirgends ist die horizontale Lagerung seiner Schichten gestört. Daraus resultirt eine große Monotonie der Landschaft; man mag noch so tief ins Gebirge eindringen, stets begegnet man denselben Bergformen. Alle Gipfel und Kämme liegen in gleichem Niveau, alle Profile zeigen dieselben staffelartigen Absätze der einzelnen Schichten und alle Thäler haben denselben Verlauf, eingesenkt in den groben Schotter, der sich auf beiden Seiten in langen Terrassen

ausdehnt und gleichsam die unterste Stufe des Gebirges bildet. Ohne jeden Pflanzenwuchs und mit schwarzen Steinen überstreut tragen diese Flächen ganz den Charakter der Hamáda und bilden eine schroffe Grenze für die Vegetation des tieferliegenden, sandigen Wadi. Nur an den Vereinigungsstellen zweier Thäler erweitert sich das Flußbett auf Kosten der Schotterterrassen; sonst kommen eigentliche Thalweitungen oder eingeschlossene Ebenen nirgends vor.

Den 29. October Vormittags 9 Uhr 30 Minuten verließen wir unsern Schlupfwinkel, nachdem meine Begleiter die heiße Asche des Lagerfeuers mit Wasser gekühlt hatten, damit ein spähender Hoggar aus dessen Wärme nicht unsere Nähe errathe. Die Schlucht, in der wir übernachtet hatten, abwärts verfolgend, kamen wir bald ins Wadi Iméssela (auch Imássala), das dem Wadi Tarat zufließt. Wir gingen am Südrande des Ikóhauen entlang in der Richtung 300° auf den Berg Adámulet zu, von dem uns scheinbar nur eine kleine Ebene trennt. Zur Linken dehnt sich unabsehbar die steinige Fläche des Tasili aus, ohne die geringste Marke dem Auge zu bieten, überall nur schwarzglänzendes Gestein. — Zur Rechten haben wir die vollkommen kahlen Gehänge des Ikóhauen, der gleich den übrigen Bergen vom Gipfel bis herab zum Fuße keinen grünen Halm trägt. Je weiter wir vorrücken, desto mehr wird eine lange Bergwand sichtbar, die den Namen Wáderus trägt und vorher vom Akóhauen verdeckt war.

Um 2 Uhr 45 Minuten waren wir am äußersten Ende des ganzen Ikóhauen-Zuges angekommen und wandten uns nun nach 330°, indem wir allmälig das Westende desselben umgingen. 3 Uhr 30 Minuten hielten wir eine kleine Rast, um meinen zerbrochenen Gewehrkolben zu repariren. Dabei ging Osman folgendermaßen zu Werke: Er steckte ein Stück trockener Kameelshaut, und zwar vom Fuße, in den Wasserschlauch. Sobald dieselbe vollkommen erweicht war, wurde sie mit Sehnen um das zerbrochene Gewehr festgenäht und hierauf mit Windungen von Bindfaden bedeckt. Kaum war diese Haut in der Sonne getrocknet, so konnte ich mein Gewehr wieder handhaben, ohne die geringste Beweglichkeit an der Bruchstelle. Bis heute noch habe ich es vorgezogen, diesen Verband zu lassen, als das Gewehr einem Schmied zu übergeben. Bemerken muß ich noch, daß das Wasser, in dem die alte Kameelshaut weich geworden war, nichtsdestoweniger getrunken wurde. Um 4 Uhr 15 Minuten nahmen wir unsern Weg wieder auf und kamen bald an den senkrecht abfallenden Rand des Wadi Ireren, welches zwischen Adamulit und Ikóhauen nach Norden läuft. Die steilen Felswände, welche dieses Wadi einschließen, bilden ein schweres Hemmniß für Kameele und werden daher von den Tuareg gern gemieden. Wir zogen auf dem rechten Ufer abwärts in der Richtung 20° (4 Uhr 30 Minuten), bis wir 5 Uhr 30 Minuten an eine passirbare Stelle kamen. Obwohl wir sorgfältig unsere Kameele führten und vor jedem Schritt den besten Pfad aussuchten, war es für die Thiere eine harte Aufgabe, und mehr als einmal stürzten sie auf dem beweglichen Geröll, wobei leider auch mein einziger Aneroidbarometer zu Grunde ging.

Das Wadi Ireren (ebenso oft Erinerin genannt) ist eines der fruchtbarsten Thäler dieser Gegend. Auf weite Strecken dehnt sich das grüne Gebüsch von Téhak (Salvadora persica), Oleander und Ethel ununterbrochen aus und der betäubende Geruch des Téhak ist von Weitem bemerkbar. So tief liegt das Wadi unter der Oberfläche der Hamáda, daß die Sonnenstrahlen von den hohen Felswänden meist abgehalten werden und die Temperatur hier unten merklich kühler ist. Osman eilte aus diesem versteckten Paradiese zu entkommen, denn jedes Geräusch, namentlich das Blöken der Kameele, wiederhallte so sehr an den Flächen des Gesteins daß er fürchtete, es könnte uns den Hoggar verrathen. Daher suchten wir in einem linken Nebenzweig, dem Wadi Adámulin, für die reichlichen Regen bringende Nacht unser Lager (6 Uhr).

Den 30. October 11 Uhr kehrten wir ins Hauptthal Erinerin zurück und mußten nun eben so mühsam seine linke Seite erklettern, als wir gestern die rechte herabgestiegen waren. Oben angekommen, gingen wir am linken Ufer des Wadi Erinerin aufwärts dicht auf der Ostseite des Adámulet, dessen Kamm von N.-O. nach S.-W. läuft, während der weiter südlich gelegene Wadersin sich fast genau von Norden nach Süden erstreckt. Derselbe trägt vier bis fünf Zacken von ziemlich gleicher Größe, während alle anderen Berge ringsum eine horizontale Kammlinie zeigen. Wir zogen in südlicher Richtung am Fuße des Wádersin entlang, bis wir sein äußerstes Ende erreicht hatten, und bogen dann nach Westen um. Sobald wir uns seinem Südende näherten, trat eine Reihe von Bergen hervor, die von Nord nach Süd an Höhe abnehmen. Die bedeutendsten davon sind der Nasaret und zur Rechten der Erruin, dessen Gipfel in drei obeliskenartige Zacken zerspalten sind, die fingerförmig emporstehen. Daher vergleichen die Tuareg den Gipfel des Erruin einer aufrecht stehenden Hand. Hinter ihm erstreckt sich der lange Rücken des Tafelamin von Nord nach Süd. Wir zogen am rechten Ufer des Wadi Igargar mellen abwärts, das einen Zweig des Wadi Tafelamin bildet und von den hellen Sanddünen in der Nähe seines Ursprungs so genannt wird. Diese Dünen liegen auf der Südseite einer hohen Bergwand, Inegéddi, die sich von West nach Ost erstreckt und eigentlich nur einen Theil des Wádersin bildet. Es muß Jedem auffallen, hier mitten im Gebirge plötzlich auf hohe Dünen feinsten Flugsandes zu stoßen, während bisher nirgends auf dem Tasili Sandanhäufungen vorkamen. Hier kann man gewiß nicht von Zersetzung des Gesteins an Ort und Stelle sprechen, da die ganze Gegend aus demselben Sandstein besteht und wohl überall denselben Gesetzen der Verwitterung unterworfen ist.

Dieses ganz isolirte Auftreten von Dünen an dieser Stelle muß zu der Annahme führen, daß der Nordwind über die querlaufende Bergwand streichend den Sand dahinter anhäufte, ganz analog, wie man in der ganzen Sahara an jedem Hügel, jedem Strauch und Busch beobachten kann, wie der Wind hinter dem hemmenden Gegenstand einen Streifen von Sand zurückläßt. Wir überschritten die Dünen in der Richtung 320° um 5 Uhr 15 Minuten. Drei Stunden später schlugen wir unser Lager in einem kleinen Seitenzweig zur Linken des Wadi Tafelamin auf.

Den 31. October früh 7 Uhr 15 Minuten brachen wir auf und zogen im Wadi Tafelamin abwärts in der Richtung 330°. Zahlreiche Ethelbäume, Talch und hohes Gebüsch bedecken den sandigen Boden des Wadi, das zu den fruchtbarsten des Gebirges gehört und (8 Uhr) überall von hohen Bergen eingeschlossen ist, die alle unter dem Namen „Tafelamin" zusammengefaßt werden. 9 Uhr 30 Minuten sahen wir zur linken Seite des Wadi Tafelamin, hinter einem Berge hervortretend, das Wadi Nasaret, das sich gleich darauf mit jenem vereinigte. Es tritt also von links her ins Wadi Tafelamin, nicht, wie Duveyrier auf seiner Karte angiebt, von rechts. Wenn ich hiermit einen Irrthum jener Karte constatire, fühle ich die Pflicht zu erklären, daß mir jene Karte sehr nützlich gewesen ist und überhaupt das Werk Duveyrier's mein bester Führer war.

Um 11 Uhr 15 Minuten haben wir den hohen Berg Alumtaglil vor uns, der sich quer vor den Lauf des Wadi Tafelamin legt, so daß dasselbe hier eine Biegung nach Ost

macht und den Berg links läßt. Die Richtung unseres Weges sowie die des Wadi war bis hierher 20°, nun aber kreuzen wir dieses von der rechten zur linken Seite und verlassen es, indem wir durch das Bett eines Gießbaches aufwärts steigen und so über den Fuß des Alumtaglil hinweg ins Wadi Mihero gelangen. Dabei hatten wir den Gipfel des Alumtaglil zur Rechten (11 Uhr 50 Minuten). Das Wadi Tafelamin vereinigt sich erst weiter unten mit dem Wadi Mihero und zwar auf der Südseite des Berges Tergitmulet und nur wenig nördlich vom Alumtaglil. Sobald wir die gebirgige Scheidewand zwischen beiden Thälern überschritten hatten, betraten wir ein wahres Dickicht von Tehak und Ethel. Selbst im Wadi Erinerin hatte ich so reiche Vegetation nicht gesehen. Eine Schlingpflanze, Arenkad genannt, mit gegenständigen, herzförmigen Blättern, umgab die höchsten Ethelbäume und hing in langen Spiralen von deren Wipfel herab; sie war so häufig, daß sie förmlich ein Netz bildete und ganze Gruppen von Ethelbäumen darin versteckte, so daß man nicht durchdringen konnte. Wir wanderten thalaufwärts in der Richtung 240°, konnten aber nur mühsam unsern Weg finden. Obwohl wir hoch zu Kameel waren, schlugen uns doch allerwärts die Zweige der Ethelbäume ins Gesicht und die nickenden Federbüsche des Schilfrohres überragten uns weit. Die Kameele konnten schließlich nicht mehr durchdringen, so daß wir im sandigen Flußbett selbst unsern Weg nahmen, obwohl die Thiere bei jedem Schritt tief in den feinen losen Sand einsanken. Die hellblinkende Fläche dieses Sandes, der das Flußbett überall ausfüllt, macht den täuschendsten Eindruck von fließendem Wasser. Dazu helfen noch die hohen Grasbüschel, die vom erhöhten Uferrand herabhängen, das Schilf, das beiderseits hereinragt, und der glitzernde Reflex des Sonnenlichtes das Bild noch ähnlicher zu machen. Um 2 Uhr machen wir mitten im Wadi vor einem Schilfdickicht Halt, und Osman erklärt mir, dieses sei Sebarhbarh (fast wie unser Bach ausgesprochen). Ich hörte deutlich ein plätscherndes Geräusch aus dessen Mitte kommen, und als ich mit großer Mühe und unter Beihülfe der beiden Tuareg das Schilfrohr durchdrungen hatte, wobei ich jeden Moment Gefahr lief in dem Morastboden zu versinken, stand ich vor einem kleinen Bassin von etwa 4 bis 5 Fuß Durchmesser, in dessen Mitte fortwährend Luftblasen aufstiegen und jenes Geräusch hervorriefen, das der Quelle den Namen Sebarhbarh gab; denn damit wollen die Tuareg dieses Plätschern der aufsteigenden Gasblasen ausdrücken. Die Tiefe des Bassins betrug am Rande 5 Fuß. Das Wasser ist ziemlich geschmacklos, ein klein wenig salzig. Geruch ließ sich keiner wahrnehmen. Für die Tuareg stellt dieses Aufwallen des Wassers natürlich ein Aufkochen dar, und sie nennen die Quelle siedendheiß. Dem ist aber nicht so. Das Thermometer zeigte die Temperatur von 37·5° C. bei einer Lufttemperatur von 30°. Nach starkem Regen soll die Quelle oft überlaufen und dann Sand mit sich führen. Ringsumher auf weiten Strecken läßt sich ein weißer, salzähnlicher Absatz bemerken, der von solchen Ueberschwemmungen herrührt. Wenige Schritte von diesem Bassin befindet sich ein zweites, etwas näher dem linken Ufer des Wadi. Auch hier drang aus dem Schilfdickicht das Geräusch von aufsteigenden Gasblasen, und Frösche ließen ihr Quaken vernehmen, allein beim Eindringen in den Morast wurde der Boden so nachgiebig, daß ich meinen Versuch aufgeben mußte. Es sollen noch an mehreren Stellen analoge Quellen zu Tage treten, allein mehrere davon sind versandet und sickern nur schwach durch den Boden, andere sind durch die dichte Vegetation unzugänglich. Weiter oberhalb im Thale Mihero soll eine kalte Quelle, Inhólar genannt, zu finden sein. Ohne uns länger aufzuhalten, als die Besichtigung von Sebarhbarhet erforderte, gingen wir am rechten Ufer des Wadi aufwärts (Richtung 200°). Auf dem Wege fiel mir eine Grundmauer von 15 Fuß Länge auf, von rohen Steinen ohne Mörtel gebildet. Dem Anschein nach war hier einst ein oblonger Raum davon umschlossen. Die Tuareg erzählten mir, die Jabbaren hätten diese gebaut, um darin zu schlafen. Dicht daneben ist die Quelle der Imangasaten, die auf der Mitte einer niedrigen Terrasse, aus verändertem Sandstein bestehend, zu Tage tritt. Auch an einer Stelle am Fuße derselben sickert das Wasser hervor. Nur die oben gelegene Quelle zeigt Gasblasen. Das Wasser ist deutlich salzig.

Es war 4 Uhr 15 Minuten, als wir hier ankamen. Vorübereilende Gazellen veranlaßten mich, darauf zu feuern, und da eine davon stürzte, aber sogleich wieder auf und davon eilte, sprengte Osman mit erhobener Lanze dem verwundeten Thiere nach, konnte es aber doch nicht einholen. Ich war nur eine kurze Strecke weiter geritten, als ich zu meiner Ueberraschung eine Ziegenherde erblickte, die ängstlich zusammengedrängt gegen uns Front machte. Umsonst sahen wir uns nach einem Hirten um, obwohl an einem Talchbaume in der Nähe zwei Ledersäcke aufgehängt waren, die Datteln enthielten. Osman errieth sogleich, daß mein Schuß die Leute erschreckt haben mußte, da sie nur Hoggar erwarten konnten. Deshalb schwenkte er auf der Spitze seiner Lanze den weißen Burnus und rief so laut er konnte: „El afia, el afia" (Friede, eigentlich Gutes)! Es half aber alles nichts, Niemand wollte erscheinen. Auf dem nackten Felsboden waren auch die Fußspuren nicht zu erkennen. Ich hatte mich schon auf frisches Fleisch gefreut, das uns seit Langem fehlte und dessen Mangel ich hart fühlte; hier hoffte ich wenigstens eine Ziege kaufen zu können. Wir machten daher in einem kleinen Wadi in der Nähe der Quelle Halt (4 Uhr 45 Minuten) und erwarteten mit Ungeduld die Erscheinung des flüchtigen Hirten. Endlich erspähte ich mit meinem Fernrohr hoch oben am Berge, über einen Stein vorschauend, den Flüchtling. Trotz unseres Rufens kam er nicht herab; offenbar stehen die Hoggar nicht im Rufe, ihr Wort zu halten. Dagegen erschien plötzlich in entgegengesetzter Richtung eine weibliche Gestalt, des Hirten Frau, um als Parlamentär zu verhandeln. Osman schob sogleich den schwarzen Kattun über sein Gesicht herab, während die Frau ebenfalls mit einer Falte ihres Gewandes eine Seite ihres Gesichtes zudeckte und sich auf einen Stein niederließ. In einiger Entfernung setzte sich Osman am Boden, und so wurde mit abgewandtem Gesicht und ohne sich nahe zu kommen die Unterhandlung geführt. Es stellte sich heraus, daß der Hirt durch den Schuß erschreckt war, und als gleich darauf ein vermummter Reiter mit erhobener Lanze daher sprengte, nicht mehr zweifelte, die Hoggar seien im Anzug; daher hatte er sein Heil in der Flucht gesucht. Als der Hirt von seinem hohen Versteck sah, daß seine Frau uns wieder verließ, kam er langsam auf weitem Umweg herab und begrüßte uns. Keinem der Tuareg fiel es ein, sich über den Flüchtling lustig zu machen, und obwohl dieser kein Amosharh war, wurde stets eine gewisse Zurückhaltung im Gespräch beobachtet. Ich fragte später Osman, ob er es nicht als erlaubt angesehen hätte, eine Ziege zu schlachten, falls der Hirt nicht erschienen wäre, da wir in Ghat stets den Eigenthümer der Herde entschädigen konnten, erhielt aber die Antwort: „Niemand würde dies wagen, denn kein Mädchen würde den Betreffenden mehr ansehen!" Abends brachte uns der Sohn des Hirten eine Calebasse voll zerstampften Fleisches vom Wadan, da es aber mit saurer Milch gemischt war, blieb es für mich ungenießbar.

Den 1. November brachen wir früh 8 Uhr auf und zogen

an der Quelle der Imangasaten vorbei, auf dem linken Ufer des Wadi aufwärts in südlicher Richtung. Vor uns, etwas zur Linken, hatten wir einen hellen Dünenstreifen, an den Abhang eines Berges gelehnt. Diese Dünen tragen den Namen Idescheli. Um 9 Uhr kamen wir dicht am Wege an einen mit Schilf bewachsenen Hügel, von drei Seiten von Mauerresten umgeben, in deren Mitte ein mit Wasser gefülltes Bassin sich befand. Diese Quelle trägt den Namen Dschógog. Die Mauern bestanden aus grobem Geröll und Lehm und waren $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß dick. Der Bau war quadratisch und jede Seite maß 10 Schritt. In der Nähe sind Steinumfassungen neuen Ursprungs von Hirten für ihre Herden gebaut; ein Fremder könnte leicht darin Ruinen erblicken. Von Dschógog an ist unsere Richtung 240°. Um 10 Uhr haben wir die Dünen von Idescheli gerade gegenüber auf dem rechten Ufer. Der Berg Nasaret wird zur Linken in der Ferne sichtbar, die Gegend wird offener, die Berge rücken aus einander und rechts neben dem Nasaret sehen wir auf die offene Hamáda. (11 Uhr 48 Minuten.) Wir kreuzen nun das Wadi Mihero, das hier durch den Eintritt mehrerer Wadis, wie Wadi Dorset und anderer, an Weite zunimmt, und gehen auf dem rechten Ufer aufwärts. Hier fanden wir überall deutliche Spuren von frühem hohen Wasserstande, indem Grasbüschel hoch in den Büschen hingen und Holz und abgebrochene Zweige an hohen Stellen am Ufer angehäuft waren. Bis hierher sollen oft Krokodile herabkommen. Um 12 Uhr 50 Minuten kamen wir zum ersten Male an eine Stelle, wo Wasser anzutreffen war. Behutsam ritten wir vorwärts, um nicht etwa die Thiere zu verscheuchen, von denen meine Begleiter behaupten, sie witterten wie das Wild die Nähe des Menschen durch den Wind. Um 1 Uhr 30 Minuten machten wir mitten im Wadi Halt, im dichten Gebüsch, denn Osman blickte sorgenvoll nach der offenen Hamáda, wo er Hoggar vermuthete. Wir gingen zu Fuß an den Rand des Wadi, wo das Flußbett felsig war und mehrere große Tümpel enthielt. Rings um dieselben sah ich wirklich zahlreiche Fußspuren von Krokodilen, die im Schlamme so genau abgedrückt waren, daß ich selbst den Schuppenpanzer der Sohle erkennen konnte. Der kleine Vorderfuß läßt eine fast sternförmige Figur zurück, während die des Hinterfußes der Fußspur eines Kindes nicht unähnlich sieht. An den drei äußeren Zehen beider Füße fehlen die Krallen. Vom Wasserspiegel aus führen zahlreiche Gänge unter das überhängende Ufer, wo die Ungethüme Rast zu halten pflegen. Die Tuareg suchten mit langen Baumstämmen die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, Alles vergebens. Ich ging weiter thalaufwärts zu einem zweiten und dritten Tümpel, überall fanden sich frische Fußspuren, aber die Thiere selbst ließen sich nicht blicken. Weiter oben soll sich eine bedeutend größere Wassermenge befinden, wo sich die größten Krokodile aufhalten. Die von mir gesehenen Fußspuren gehören Thieren von 5 bis 6 Fuß Länge an. Ich versuchte Alles, um meine Begleiter zu weiterm Vordringen zu veranlassen, um doch wenigstens ein Exemplar dieser Krokodile beobachten zu können, allein der Respect vor den Hoggar vereitelte meine Versuche und beide Tuareg drängten zur Rückkehr. Sie wollten nicht einmal hier übernachten, sondern dazu einen versteckteren Punkt wählen, wo wir von der Hamáda aus nicht bemerkt werden konnten. Obwohl ich daher kein Krokodil gesehen, kann über deren Vorkommen im obern Laufe des Wadi Mihero kein Zweifel bestehen. Einen See Mihero giebt es nicht, denn auch jene größere Wassermenge höher oben, die von den Tuareg allerdings Bacher genannt wird, ist weiter nichts als eine Stelle innerhalb des Wadi, wo das Wasser sich nie ganz verliert. Die Tuareg versichern mit Bestimmtheit, daß das Wadi auch dort keine Erweiterung erleidet, sondern die Wassermenge sich dem Flußbette entlang ausdehne. Dies entspricht wohl streng genommen nicht dem Begriffe eines Sees. Die Nahrung der Krokodile soll in zahlreichen Fischen bestehen, von denen ich auch in jenen Tümpeln viele sah. Nach andauerndem Regen sind alle jene Wasserstellen zu einem Flußlaufe vereint, was die Krokodile zu weiterm Herabkommen veranlaßt; sowie aber die Wassermenge abnimmt, sammeln sie sich an den tiefsten Stellen. Oberhalb Aherer kommen keine Krokodile mehr vor. Könnte ein Reisender in Friedenszeit längere Zeit im Wadi Mihero verweilen, so würde er gewiß die Fauna und Flora dieser Gegend bedeutend reicher finden, als wir bisher gewohnt sind. Um 4 Uhr 15 Minuten traten wir die Rückreise an, die, nur am 3. November von strömendem Regen unterbrochen, anfangs glücklich von Statten ging. Am 5. wurde wieder die öde Fläche des Tasili erreicht, die nur selten durch flache Mulden mit etwas Gesträuch unterbrochen ist. Hier gefällt sich der Targi. Mit seinem Adlerauge erspäht er die Annäherung des Feindes von Weitem, und sieht er ihn in Uebermacht herankommen, so trägt ihn sein flinkes Kameel mit Windeseile über die steinige Ebene. Osman versicherte, mit dem Thiere, das er ritt, getraue er sich mitten in Feindesland, denn er wisse wohl, daß ihn keiner einhole. Mein langsames Kameel war freilich ein fatales Hinderniß; meine beiden Begleiter konnten sich vor den Hoggar schnell aus dem Staube machen, allein ich war an den Boden gebunden; deshalb meinte Osman, trotz seines guten Mehari müsse er in jenem Falle mit mir sterben, denn nie würde er mich im Stiche lassen. Glücklicherweise blieb uns die Probe erspart. Am weiten Horizont war nichts Verdächtiges zu sehen und singend zogen die Tuareg über die Hamáda. Es waren meist Kriegslieder, und sie klangen recht melodisch. Osman stimmte sein Liedchen an, so oft sich die weite Fläche vor ihm ausdehnte; im Gebirge zog er schweigsam am Wadi entlang, ganz Auge und Ohr für alles Verdächtige und jedes Geräusch vermeidend. Es war Abend, als wir in Tintorha eintrafen. Schon seit mehreren Tagen hatten meine Kräfte bedeutend abgenommen, denn der immerwährende Besuch von Tuareg am Beginn meiner Reise hatte meinen Proviant so geschmälert, daß bald nur Datteln und Bisquit übrig waren. Diese Kost auf die Dauer konnte nicht genügen. Als nun noch der wiederholte Regen dazu kam, der uns oft gründlich durchnäßte, ohne daß wir unsere Kleider trocknen konnten und uns am Feuer erwärmen, trat eine solche Erschöpfung meiner Kräfte ein, daß ich aufs Kameel gehoben werden mußte. In Tintorha war die Ermattung aufs Aeußerste gestiegen, so daß ich hier, zwischen Felsen gegen den kalten Nachtwind geschützt, mehrere Tage liegen blieb. Glücklicherweise hatten Verwandte Osman's hier ihre Hütten und strengten alle ihre Kräfte an, um mich gut zu pflegen. Sie überredeten mich, Kameelmilch zu trinken, die aber meinen Zustand nur verschlimmerte. Auf meine Bitte kochten sie mir aus Ziegenfleisch eine kräftige Brühe, die sogleich den besten Erfolg zeigte; sobald die guten Leute dies sahen, wurden sie nicht müde, mich fortwährend damit zu versehen. Ein Wink von mir genügte, um das Verlangte herbeizuschaffen, und auch Nachts war stets einer von ihnen zu meinen Diensten. Ich werde stets mit tiefster Dankbarkeit an die herzliche Pflege mich erinnern, die ich bei diesen armen Tuareg genossen habe.

Den 9. November war ich so weit gekräftigt, daß ich wieder mein Kameel besteigen konnte. Amma hatte uns schon vor Tintorha verlassen, da seine Familie dort in der Nähe wohnte. Dafür begleitete uns ein Bruder von Ufenait, dem Schech der Imangasaten. Wir zogen dicht am Fuße des Telut vorbei und hielten in Titersin an. Den 10. No-

vember kamen wir an die Quelle Ihánaren, rasteten dort ein wenig um zu kochen und erhielten unterdeß durch einen ankommenden Targi die Nachricht, daß Ichnuchen neuerdings seinen Entschluß geändert habe und der Kriegszug gegen die Hoggar stattfinden solle. Osman nahm diese Meldung mit Enthusiasmus auf und brannte nun vor Begierde, nach Ghat zu kommen, um mit seinen Freunden an dem Raubzuge Theil zu nehmen. Meinerseits sehnte ich mich nach meinem wohnlichen Hause in Ghat und der kräftigen Kost, so daß wir uns dahin einigten, die ganze Nacht hindurch zu reiten, bis wir in die Stadt kämen. Im Wadi Ouárerat hielten wir eine kurze Rast bei Einbruch der Nacht und zogen bald über die nackte Fläche, welche sich westlich von den Dünen Ghats ausdehnt. Winterlicher Nebel bedeckte die Landschaft, so daß man trotz der sternhellen Nacht nur eine kurze Strecke weit sehen konnte. Gegen Morgen des 11. November, als der Schleier sich langsam hob, wurden die Palmenkronen von Tunin sichtbar, und ein paar Stunden später knieten unsere Kameele vor dem Thore der Stadt nieder. Mein Diener, dem die Leute schon meinen Tod von den Händen der Hoggar prophezeiet hatten, begrüßte mich freudig und dankte Allah für meine glückliche Rückkehr. Meine erste Frage war nach Briefen aus der Heimath, aber leider waren keine angekommen.

### III. Geologische Beobachtungen.

Ghat, den 25. December 1876.

Die jüngsten Nachrichten aus dem Hoggarlande lauten ausnahmsweise sehr günstig, so daß man allgemein den Frieden erwartet. Ich war schon daran, mit den Kelowi nach Aä zu gehen, um jenes interessante Bergland, welches eine Art Halbinsel ins Meer der Sahara hinein bildet, näher kennen zu lernen, und dachte schon daran, von Egedes aus nach Westen durch die Länder Ader und Kidal zu ziehen, um vielleicht Timbuktu zu erreichen. Da fesselt mich wiederum die Hoffnung, doch noch das Ahaggar-Gebirge zu betreten, was ja der Hauptzweck meiner Reise war. Dort in dem centralen Gebirgsstock, der nach Duveyrier's Erkundigungen vulcanischer Natur sein soll, wird sich mehr Gelegenheit zu geologischen Beobachtungen bieten als in dem Terrain, welches ich bis jetzt durchwandert habe. Vom Südrande der großen Hamáda bis ins Tafelamin-Gebirge und darüber hinaus ist die Zusammensetzung des Bodens dieselbe. Es ist stets jener rothbraune Sandstein, der in horizontaler Lagerung die Gebirge zusammensetzt und deshalb überall ähnliche Bergformen schafft. Die Amsak-Kette, das Akakus-Gebirge, Ikóhauen- und Tafelamin-Gebirge: alles sind Tafelgebirge aus ein und demselben Gestein in unveränderter Lagerung. Die Formen, in welchen es auftritt, sind entweder Tafelberge von langgestreckter Gestalt oder, wenn die Zerklüftung der obersten Schichten aufs Aeußerste vorgeschritten ist, kommt eine gezackte Kammlinie zu Stande. Einzelne isolirte Massen sind oft auch in Kegelform anzutreffen, indem oben von der obersten Lage nur noch der jetzige Gipfelpunkt übrig geblieben ist, z. B. Nesarct, Erruin und viele kleinere. Gezackte Kammlinie zeigt das Idinen-Gebirge, Wádersin und die Berge von Auënat. Platten tragen auf ihrer Höhe das Amsak-Gebirge, Akakus- und Tafelamin-Gebirge. Dieser Sandstein geht nach unten über in feinblättrigen Schiefer von weißer, rother und grauer Farbe, ohne Thongeruch beim Anhauchen, oder auch in dichten Kalk. Im Wadi Inessan fand ich die untere Grenzlinie des Sandsteins 40 Fuß unter der Oberfläche der Hamáda. Versteinerungen, die deutlich als solche erkennbar wären, habe ich hierin keine gefunden, im Kalk dagegen kommen Crinoidenstiele häufig vor, namentlich im Akakus-Gebirge und dem Tadrart. Im Wadi Mihero fand ich unter dem Geröll einen gerundeten Stein von poröser Lava, der nach Angabe meiner Begleiter vom Ahaggar stammt. Ein Targi brachte mir einen hübsch ausgebildeten, fast 2 Zoll langen Bergkrystall, den er auf der Hamáda im Hoggarlande gefunden hatte.

Was das frühere Sahara-Meer betrifft, so kann ich nur sagen, ich habe nicht die geringste Spur davon gesehen; ja im Gegentheil, nach dem zu urtheilen, was ich auf meinem Wege von Tripolis nach Ghat gesehen, muß der Boden Nordafrikas seit langen Zeiten über dem Meere stehen, da nicht einmal Tertiärgebilde zu treffen sind, es müßte denn jede Spur davon durch Verwitterung und Erosion verschwunden sein. Was die Dünen betrifft, so wird man darin hoffentlich keinen Grund für die Annahme eines frühern Meeres finden, da sie offenbar aus dem Detritus aller anstehenden Gesteine bestehen, der durch den Wind fortgeführt und zu Dünen aufgehäuft wird. Ueber die Beweglichkeit der Dünen streitet man so viel und doch ist so reichlich Gelegenheit zur Beobachtung gegeben. Freilich kann kein Sturmwind hohe Sanddünen mit einem Male bilden; allein daß Dünen fortschreiten, läßt sich schon in Tripolis beweisen. Dort, am westlichen Rande der Palmen, sind mehrere Gärten und frühere Brunnen vom Sande begraben, und viele noch lebende Palmstämme stehen zur Hälfte im Sande. Freilich gehört eine Reihe von Jahren dazu, um solche deutliche Beispiele zu schaffen. Die Existenz von Ansiedelungen und Wegen mitten im Erg spricht so wenig gegen Veränderung der Dünen als die Existenz der Hafen- und Küstenstädte gegen die Veränderlichkeit der Meeresküsten. Ich habe in meinem Berichte über meine Reise ins Land der Asdscher-Tuareg mehrere Beispiele angeführt, wo der Wind hinter hohen Bergen Dünen angehäuft hat in Gegenden, wo sonst Sanddünen gar nicht vorkommen; wie wäre dieses Auftreten dort möglich ohne die dünenbildende Kraft des Windes? Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Dünen ihren Standpunkt ändern, im Gegentheil, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß jene Dünen, die Niederungen bedecken und rings von höherm Terrain eingeschlossen sind, unverändert ihr Volumen und ihre Stelle beibehalten, so lange nicht andere meteorologische Verhältnisse eintreten.

---

# Die Besitzungen des Amir von Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

## I.

Seit der Ausgabe des 8. und 9. Bandes von Ritter's Asien (1839 bis 1840) hat die Erforschung Irans gewaltige Fortschritte gemacht. Den ersten Umschwung in den herrschenden Ansichten über die Bodengestaltung des östlichen

Persiens führte Khanikoff's Reise (1858) herbei [1]; noch größer wurde die Umwälzung durch die Reisen, welche 1872 die Mitglieder der englischen Commission zu machen Gelegenheit hatten, als England in Ausführung des mit Persien am 4. März 1857 zu Paris abgeschlossenen Vertrages berufen wurde, die Grenzstreitigkeiten, welche sich zwischen Persien, Afghanistan und Kelat (Belutschistan) über die Grenzen in Seistan ergaben, im Wege des Schiedsspruches beizulegen [2]. In das nördliche Afghanistan drangen wiederholt zum wissenschaftlichen Kundschafterdienst herangebildete Indier vor; die Beamten der englischen trigonometrischen Landesvermessung nahmen von günstig gelegenen Hochpunkten an der englischen wie kaschmirischen Grenze zahlreiche Berggipfelmessungen vor, und wenn auch Afghanistan Europäern noch immer verschlossen ist und das Land deswegen noch nicht so genau bekannt ist wie Persien, so sind doch große Lücken bereits ausgefüllt [3].

## 1. Grenzen und Ausdehnung.

Die politischen Landesgrenzen sind schwankend, nur im Südwesten gegen die neue persische Provinz Seistan wie Kelat (Belutschistan) sind sie 1872 durch die englische Schiedsrichtercommission neu und zweifellos gezogen; im Uebrigen „steht nichts fest als die Namen der Grenzstädte“ (St. John). Gegen Kelat gilt der am linken Ufer des Lora-Flusses sich verästende Gebirgszug, später das Thal des Hilmend, im Westen gegen Persien das die Wasserscheide zwischen Harud und Herirud bildende Gebirge, dann das Thal des letztern Flusses als Grenze. Im Norden regelt gegen Turkistan ein internationaler Vertrag seine Grenze, indem England und Rußland 1873 nach längeren Verhandlungen überein kamen, den Oxus (Amu Darja) als Grenzfluß Afghanistans anzunehmen; hiernach wird im Osten der östlichste Quellfluß des Amu Darja, der aus dem Sirikul-(Victoria-)See in 4853 Meter Höhe abfließende Arm, später der Hauptstrom [4], als Landesgrenze angesehen; bei Chodscha Saleh lenkt dann die Grenze nach Südwest ab, folgt dem Wüstenrande, überschreitet den Murghab in der Gegend der Vereinigung seiner Gebirgszuflüsse und stößt dann im Herirud-Thal an die von Süden heraufziehende Grenze. Im hohen Nordosten geben einige Karten den Hauptkamm des Hindukusch bis zum nördlichsten Quellflusse des Kabul-Stromes als Grenze an und lassen diese dann am linken Ufer dieses Flusses in Schlangenlinien sich mit der indischen Grenze vereinigen; amtliche englische Karten verzichten dagegen auf Angabe politischer Grenzen in diesen Hochgebirgsthälern und lassen die Grenze in N.-O. ausgehen, da es der Zukunft vorbehalten ist zu entscheiden, ob die Gebieter in diesen Thälern sich der afghanischen Oberhoheit entziehen können oder sich ihr fügen müssen. Gegen Indien ist die Grenze ganz unbestimmt. Auf der an 2000 Kilometer langen Strecke zwischen dem nördlichsten und südlichsten Punkte ist nichts sicher als die englische Grenzlinie. Ein bald nur 50, bald bis zu 200 Kilometer breiter Strich Landes westlich der indischen Grenze ist von afghanischen Stämmen bewohnt, welche der Amir wiederholt als unabhängig erklärte oder gegen deren Züchtigung durch englische Truppen er keinen Einspruch erhob [5]. Wir erhalten hiernach als äußerste Grenzpunkte $29\frac{1}{2}$ bis $38\frac{1}{4}$° nördl. Br. und 61 bis 74° östl. L. v. Gr. Das Areal berechnet das indische statistische Amt zu Calcutta zu 400,000 engl. Quadratmeilen = 1,035,982 Quadratkilometer [6].

## 2. Bodengestaltung.

Den Norden des Landes füllen die Gebirgsketten des Hindukusch [7] aus. Dieses mächtige Gebirge bildet die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen Innerasiens und Irans; es setzt sich unmittelbar an die Karakorum-Kette an, die an ihrem westlichen Ende vom Mustagh-Passe an (76° 10′ östl. L. v. Gr.) Mustagh („Schneeberg“) genannt wird, und zieht in südwestlicher Richtung fort; unter $67\frac{1}{2}$° östl. L. fällt der Hauptkamm ziemlich scharf nach Süden ab; an seinem Fuße liegt in 2590 Meter Höhe der berühmte Engpaß Bamian, durch welchen der Weg nach Turkistan hinausführt. Jenseits desselben erhebt sich bis zu 5180 Meter der Kohibaba, von der östlich davon in Nordwestrichtung streichenden Pagman-Kette durch die Einsattelung des Unai-Passes (3449 Meter hoch) getrennt, unter welchem die Thalsohle bei Sar-i-tschasma 2693 Meter hoch liegt. Von diesem Gebirgsknoten zweigt sich nach Süden der Bergzug Gul ab, der den nach Südwest abfließenden Hilmend-Fluß auf seinem linken Ufer begleitet; vom Kohibaba aus streicht der zuletzt Ghorat genannte Bergrücken in südwestlicher Richtung weiter. Eine zweite Hauptkette sendet der Hindukusch nördlich vom Kohibaba aus; sie ist von diesem durch den Heri Rud, d. i. Fluß von Herat, getrennt und trägt anfangs den Namen Safedkoh (Sefidkuh), später Ghur, der Paropanisus der Alten, die diesen Namen jedoch auch dem Berglande bis Kabul hin beilegten. Die Bergrücken folgen zunächst noch der südwestlichen Richtung, werden später nach Nordwest gerichtet und gewinnen hierdurch Verbindung mit den Ausläufern des Elburs-Gebirges. Der Ring von Gebirgen, welche Iran von den Tiefebenen Turkistans abtrennen, ist nun geschlossen.

Noch hat kein Europäer den Hauptstamm des Hindukusch betreten oder die Spitzen seiner Berggipfel gemessen; nur einige Paßübergänge sind genauer bekannt; so im Osten die nahe bei einander liegenden Nukschan- und Dora-Päße, die in der Höhe von 5000 bis 5200 Meter aus dem Thal Tschitral nordwärts nach Badakschan führen, im Westen die

---

[1] N. Khanikoff, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie Centrale, Paris 1861.

[2] Vergl. Petermann's Mittheilungen 1874, S. 59; 1877, S. 66, und die dort citirten Werke.

[3] Die indische Regierung gebietet im bändereichen Sammelwerk „Central Asia, compiled for political and military reference“, Part. II Afganistan, Part. IV Persia (Calcutta 1871 seq.), über ein umfassendes Material zur Kenntniß Irans; dem Buchhandel sind diese Bände aus politischen Erwägungen noch vorenthalten.

[4] Afghanistan erhielt hierdurch eine weitere Ausdehnung nach Norden, als beabsichtigt war und der Amir thatsächlich geltend zu machen im Stande ist. Die Biegung des Oxus reicht von Ischkaschim in Badakschan zwar nicht so weit nördlich, als man in den letzten Jahren annahm, geht aber doch nördlicher hinauf, als 1873 vermuthet worden war; er wendet sich erst in $38\frac{1}{4}$° nördl. Br. südwestlich. Da Rußland schon jetzt in der Lage ist, an Karategin Ansprüche zu stellen, sich aber durch den Vertrag verbindlich machte, dies nicht gegen Afghanistan zu thun, so kann die mangelhafte geographische Kenntniß des Jahres 1873 politische Schwierigkeiten nach sich ziehen, wie dies zwischen Nordamerika und England im berühmten San-Juan-Streitfalle der Fall war, den 1872 der Schiedsspruch des deutschen Kaisers ohne Blutvergießen schlichtete.

[5] Im Ganzen erfolgten an 30 englische Expeditionen in dieses Grenzgebiet; ausführlich beschrieben sind sie von Lt. Col. Paget: Narrative of the Expeditions undertaken by the Panjab Frontier Force against the independent Tribes of the Border (Lahor 1874).

[6] Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde) sondern die Hochthäler am Südostabhang des Hindukusch als Kafiristan ab und erhalten auf Grund ihrer Arealberechnung für beide Länder einen Gesammtumfang von 773,351 Quadratkilometer.

[7] Chr. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. I, S. 27, schreibt Hindukoh (persisch „Indisches Gebirge“); Hindukusch („Hindutödter“, weil viele Indier vor Kälte dort umkommen) findet sich bei Fr. Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. I, und in allen neueren geographischen Werken wie Karten.

Pässe Khawak (4022 Meter hoch) und Irak (3950 Meter), der in den Engpaß von Bamian führt. Ebenso beginnt jetzt erst das Dunkel aufgehellt zu werden, das über das Anschlußgebiet an die Mustagh-Kette besteht. „In der Sitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft vom 13. Mai 1872 sprach ich [8]) die Vermuthung aus, daß jener Theil des Hindukusch, der nördlich von Tschitral liegt, auf unseren Karten eine große Veränderung erleiden würde, indem die dunkle Kette, die dort jetzt die Wasserscheide darstellt, sich viel niedriger darstellen wird als man bisher vermuthete, und daß die Hochgipfel des Hindukusch-Gebirges erst weiter südlich zu finden sind. Mir scheint Oberst Yule beizustimmen, in dessen neuer Karte der Oxus-Quellen die Wasserscheide hier in der Nähe der Paßübergänge aus Tschitral nach Wakhan und Pamir nahezu verschwunden ist, während sie sonst als eine große Kette dargestellt wurde, die alle übrigen überragt. Eine im Verhältnisse zu den Hochgipfeln geringe Höhe des wasserscheidenden Rückens ist eine bekannte Erscheinung in der Geographie des Himalaya; das Seitenstück hierzu findet sich im Hindukusch. Major Montgomerie kam neuerdings zu der Schlußfolgerung, daß die wasserscheidende Linie zwischen Hindukusch und Karakorum [9]) bedeutend nördlicher liege als die Reihe hoher Berggipfel in Tschitral, deren Höhe er vor einigen Jahren von Aussichtspunkten in Kaschmir trigonometrisch maß; die Linie, in welcher diese Bergriesen liegen, darf nicht als die wirkliche Wasserscheide betrachtet werden; die Gipfel liegen vielmehr in auslaufenden höheren Ketten.“

Die Hauptkette des Hindukusch erstreckt sich von 66 bis $74^0$ östl. L. v. Gr. Bedenkt man die hohe Lage der theilweise vergletscherten Paßübergänge, die Höhe der Thalsohle des Oxus bei Ischkaschim (3321 Meter), wo der Fluß durch den vom Hauptgebirge abzweigenden, das Land Badakschan von Wakhan und weiterhin Schignan trennenden Bergrücken nach Osten abgelenkt wird, die Länge der Thäler, die sich vom Hauptkamm nach Süden bis zum Kabul-Flusse hinziehen, und die Höhe der Thalsohle in diesen Thälern (der Ort Tschitral in der mittlern Thalstufe liegt noch bei 2175 Meter), so ist daraus der Schluß zu ziehen, daß genaue Vermessungen seinerzeit Gipfel von 8000 Meter Höhe und darüber aufzeigen werden.

Dem Hindukusch gegenüber und von diesem durch das Thal des Kabul-Flusses getrennt, der in der Senkung zwischen beiden Erhebungen in westöstlicher Richtung sich hindurchwindet, füllt mit seinen Ansätzen das Hochland südlich dieses Flusses bis Kelat hin der Safed Koh (Weißer Berg) aus, auch (zum Unterschiede vom vorgenannten Safedkoh oder Ghur) Spi Ghur genannt. Der namengebende Theil des Gebirges ist ein kurzes Kammgebirge, das unmittelbar vom Kabul-Flusse zu bedeutender Höhe aufsteigt; sein höchster Gipfel, der Sikaram, liegt bei 4760 Meter. Seine westlichen Ausläufer vermitteln den Anschluß an das Kohibaba-Gebirge und bilden die Wasserscheide zwischen dem Logar-Flusse, einem rechtsseitigen Zuflusse des Kabul-Stromes, und dem Ghazni-Bassin, dessen linke Thalseite vom Gul-Kamme dieses Gebirges gebildet wird. Gegen Nordosten bilden die Khaiber Berge seine Ausläufer, über welche in 1028 Meter Höhe der berühmte Paß gleichen Namens führt; es ist dies ein wirklicher Paß, eine Einsattelung im Bergrücken, kein Thaleinschnitt. Alexander der Große umging diesen Paß, dagegen drangen über ihn alle muselmännischen Eroberer in Indien ein. Gegen Süden zweigt sich vom Safed Koh ein langer Bergrücken ab, der die Wasserscheide bildet zwischen Gomal (östlich) und Nari (südlich) einerseits [10]), dem Tarnak und der Lora andererseits oder zwischen den Flußsystemen des Indus und Hilmend. Seine Hochgipfel müssen eine bedeutende Höhe erreichen, denn ihre Spitzen werden erst spät im Sommer schneefrei; wie sich aus der Bauernregel ergiebt, die sich an den Samai-Gipfel knüpft (der auf Karten noch fehlt, aber nach der Angabe, daß ihm westlich Arghasan, östlich Zuflüsse des Gomal entströmen, in $31\frac{3}{4}^0$ nördl. Br., $68\frac{1}{5}^0$ östl. L. v. Gr. gesucht werden muß): „Wenn Samai schwarz wird, ist das Vieh fett.“ An diese Hochgipfel setzen sich nach beiden Richtungen Seitenkämme an, die gegen Osten mit der Suleiman-Kette in Verbindung treten, gegen Westen in südwestlicher Richtung fortstreichen und, durch das Nuschki- und Kharan-Hochland verlängert, mit der Muschti- oder Kuhi-Sabs-Kette sich vereinigen, welche die Wüste von Seistan gegen Süden abschließt. Ein gemeinsamer Name für die ganze Kette fehlt; für die Bergzüge, welche den Thalkessel abschließen, in welchem in 2000 Meter Höhe der Steppensee Ab-i-stada liegt [11]) und südlich davon das Land bis Kelat hin ausfüllen, haben die Belutschen den Namen Khwadscha Amran, und Bellew, der diesen Namen zuerst bekannt machte, ist geneigt ihn anzuwenden „für die ganze große Kette, welche am westlichen Ende des Safed Koh beginnt, südwestlich fortstreicht, die Gewässer des Hilmend und Indus scheidet und in den Schorawak-Ebenen endet“ [12]).

Die Suleiman-Kette kommt nur als Grenzgebirge in Betracht; sie erstreckt sich über etwas mehr als drei Breitengrade, hängt mit dem Safed Koh durch das noch ganz unerforschte Gebirgsland Koscht zusammen und hat

---

8) Oberst Walker: General Report on the operations of the Great Trigonometrical Survey of India for the Year 1872 — 1873 (Dehra Dun 1873), p. IX.

9) Der Karakorum, von den Tibetern Thangla, „Steppenpaß“, vollständiger „Steppenpaß der großen Wildniß“ (Nyen-tschen Thangla) genannt, bildet keine zusammenhängende Gebirgskette, sondern besteht aus Hochplateaus mit aufgesetzten Gipfeln und Bergreihen. Folgendes sind die Aussprüche von Reisenden, die ihn aus eigener Anschauung kennen: „Einige dieser Hochebenen zeigen eine Höhe der Thalsohlen, wie sie sich nirgends wieder findet. Ausschließlich als Plateau, d. i. mit sehr kleinen Thälern und ohne bestimmtes Vorherrschen einer Richtung, zeigt sich vorzugsweise jener Theil Hochasiens, welcher nahe dem westlichen Ende des Künlün dieses Gebirge mit der Hauptkette des Karakorum verbindet“ (H. v. Schlagintweit). Das Plateau nahe seiner südlichen Abdachung ist 4500 bis 5100 Meter hoch und ist ein dürrer Strich von horizontalem Alluvialboden mit losen Steinen bedeckt; mehr nach dem Norden zu ist es ein Labyrinth wilder Thäler (Verchère). Shaw nahm an verschiedenen Stellen eine Unterbrechung der Karakorum-Kette wahr; die Wasserscheide wird hier fast unmerkbar und ist auf dem hohen Tafelland, auf welchem die Kette vorübergehend verschwindet, um später wieder hervorzutreten, nur schwer aufzufinden (Walker). Ein Mann, der auf der Wasserscheide entlang gehen wollte, müßte die sonderbarsten Curven beschreiben, indem er abwechselnd nach allen Richtungen der Windrose sich wenden und oft wieder rückwärts gehen müßte (Shaw). Shaw hat ganz Recht, wenn er sagt, der Karakorum sei gar keine Kette“ (Walker).

10) Für den großen Fluß, der die Siwistan genannte Landschaft entwässert und sich aus zwei starken Armen zusammensetzt, die sich nach Durchbrechung der Suleiman-Kette vereinigen und oberhalb Dera Ghazi Khan bei Dera-din-Puna den Indus erreichen, fehlt noch der Name; wir wissen nur, daß längs des südlichen Armes ein bequemer, viel begangener Handelsweg nach Kandahar führt.

11) Die Annahme eines Abflusses nördlich zum Kuram, so daß die Quelle dieses Flusses durch den See hindurch führe, bestätigen englische Karten nicht; noch die neueste, October 1876 zu Calcutta ausgegebene Karte der „Panjab and surrounding countries“ stellt das Ab-i-stada-Becken als ein eigenes Flußgebiet dar, dessen Grenzen nördlich bei $33\frac{3}{4}^0$ nördl. Br. liegen und durch den vom Safed Koh westwärts streichenden Bergrücken gebildet werden.

12) Government of India, Foreign Dept., Record No. 104, p. 27 fine.

ihre höchste Erhebung in der nördlichen Hälfte; der Gipfel Takt-i-Suleiman erreicht die stattliche Höhe von 3441 Meter. Zahlreiche Pässe führen längs der Flüsse über die Kette; nach Osten zu fällt sie in Stufen ab, die Flüsse haben tiefe Einschnitte eingerissen und diese Erosionsschluchten sind die „Pässe" der indischen Berichte, an deren Eingang regelmäßig englische Blockhäuser oder Forts (im Ganzen etwas über 60) stehen. Schon Lassen weist nach, daß der Strom der arischen Einwanderer sich auch über die Pässe des Suleiman-Gebirges nach Indien ergoß; noch wahrscheinlicher wird dies nach Grigorjew's Schlußfolgerung[13]), daß der Einfall der „Hirten" genannten Nomaden in Aegypten, die bis dahin an den Ufern des Persischen Meerbusens saßen, durch den Ueberfall der arischen Stämme veranlaßt ward; der natürliche Weg nach Indien führt von dort über Kandahar nach Dera Ghazi Khan oder höher hinauf über Ghazni nach Dera Ismael Khan.

Das Land zwischen diesem Kessel von Bergen ist Afghanistan. Es fehlt an einem gemeinsamen Mittelpunkte; die einzelnen Theile bilden sogar geographisch streng abgeschlossene Abschnitte; erst der neuesten Geschichte seit dem vorigen Jahrhundert war es vorbehalten, diese Theile, die durch die Natur nicht auf einander angewiesen sind, zu einem Reiche zu vereinigen.

### 3. Gewässer.

Den Wassern weisen die Gebirge ihre Richtung an. Das größte Flußgebiet hat der Hilmend; es umfaßt 518,000 Quadratkilometer (9410 Quadratmeilen) und reicht nördlich bis zum Safed Koh, südlich bis zu 200 Kilometer Entfernung von der Küste herab; seine Grenze bildet östlich die Khwadscha-Amran-Kette, westlich das zu Persien gehörende wüste Plateau von Chaf, welches das Kaspische Bassin von dem des Hilmend trennt. Seine Quelle liegt nahe 35° nördl. Br. in $68^1/_2{}^0$ östl. L. v. Gr.; der Oberlauf ist noch unbekannt, begangen ist nur der Unterlauf. Bei Kalah-i-Bist, nach Vereinigung aller größeren Zuflüsse — die Lora ausgenommen —, „hat der Hilmend ein Flußbett von 200 bis 300 Yards (= 182 bis 274 Meter) Breite. Seine Ufer sind 5 bis 6 Meter hoch und mit hohem Riedgras bewachsen, das Westufer ist in der Breite von $1^1/_2$ Kilometer mit Tamariskendickicht bedeckt. Der Fluß hat jetzt (Februar) den niedrigsten Wasserstand; er ist an 80 Yards (73 Meter) breit und durchwatbar" (Bellew). Diesen Charakter behält der Strom auch flußabwärts; er fließt in der großen, Seistan und Nordbelutschistan ausfüllenden Sandwüste in einem breiten Thale weiter, dessen Ufer zum Flußbett scharf abfallen. Im Winter ist der Fluß an vielen Stellen, im Sommer nirgends durchwatbar. Wassermühlen sind häufig, ebenso Dämme und Einschnitte zum Ablassen des Wassers in Bewässerungscanäle. Viele dieser Canäle sind tief gegraben und stellen sich dem Verkehre als sehr fühlbare Hindernisse entgegen. Brücken fehlen, dafür werden an den Uebergangsstellen die Ufer der Canäle angeschnitten und verflacht; sodann so viele Dornbüschel ins Wasser geworfen und mit Steinen beschwert, bis sie das Wasser überragen. Großartige Bewässerungswerke der alten Iranier fielen der Zerstörungswuth der mohammedanischen Eroberer zu Opfer; ein besonders trauriges Andenken hinterließ hierdurch Timur in Seistan.

Das zweite große Flußsystem ist das des Kabul; er sammelt die Hochgebirgswasser, die aus dem Hindukusch und Safed Koh abfließen, und ist ein wildes Gebirgswasser, das nur im Unterlauf mit aus Balken und aufgeblasenen Thierfellen gezimmerten Flößen befahren werden kann. Die neueste englische Landesvermessung stellte zwischen Lalpura und der Landesgrenze eine weite Ausbiegung nach Norden fest, während ihm sonst auf Karten ein gerader Lauf gegeben worden war. Murghab und Herirud fließen nach Norden ab und verlieren sich im Sande; das Thal des Herat-Flusses, in alter Zeit das Ausfallthor der Iranier auf ihren weiten Zügen nach Transoxanien, wobei sie bis an das Ufer des Aral-Sees gelangten, wurde in der Gegenwart leider der Weg des Einzuges für räuberische Turkmenenhorden.

### 4. Klima, Charakter der Landschaft und Producte

sind nach den einzelnen Landschaften sehr verschieden; der künftigen Eröffnung des Landes bleibt hier noch vieles zu thun übrig. Das Klima ist der höhern Erhebung wegen durchweg gesund und dem menschlichen Leben zuträglich. Reihenbeobachtungen fehlen noch; nur für Kandahar kann Bellew, der hier 1857 bis 1858 dreizehn Monate zubrachte, nach einer Jahresbeobachtung die Temperatur berechnen für den Winter zu 9·4, für den Sommer zu 30·6° C. Nach Tagen betrachtet, zeigt in den Extremen der Winter große Kälte (bis zu 15° unter Null), der Sommer unerträgliche Hitze; „heißes Land" wird die Gegend an der südlichsten Spitze des Hilmend-Flusses genannt. Die wässerigen Niederschläge sind sehr gering; St. John schätzt sie unter 127 Centimeter im Jahr; noch in Kabul fällt Schnee nicht bis ins Thal herab. Im Einzelnen liegen folgende neuere Schilderungen vor:

a. Die Thäler am Nordabhang des Hindukusch sind in Klima und Producten völlig verschieden vom Süden. Es gedeiht zwar Getreide, auch Rebstöcke sind häufig, erst im Hochgebirge wird der Baumwuchs spärlich; aber den Reichthum der Bewohner machen hier die Herden aus, Alpenwirthschaft herrscht vor.

b. Die Thäler am Südabhange des Hindukusch bis zum Kabul-Strome herab kommen hier nur für ihre Ausläufer in Betracht; die Hochthäler bilden politisch wie nach Klima und Producten eine eigene Gruppe. Am Kabul gedeihen noch Reis und Zuckerrohr; weiter treten Feigen, Aepfel, Birnen auf, Weinrebe und Maulbeerbaum finden an den Abhängen ausgedehnten Anbau[14]).

c. Das Argandab-Thal bietet Bilder des Wohlstandes und von Fruchtbarkeit. „Die Ufer sind besäet von nahe bei einander liegenden Dörfern, Gärten und Kornfeldern, die sich meilenweit hinziehen; zahlreiche Canäle zapfen das Wasser zur Bewässerung ab." Bei Kandahar werden ergiebige Goldminen im Wege des Raubbaues ausgebeutet; ebenso unvollkommen ist einige Tagereisen südwestlich davon die Gewinnung des Steinsalzes bei Kalah-i-Bist. Man löst das Steinsalz in Erdlöchern durch Uebergießen mit Wasser auf, schöpft die Soole dann in große irdene Pfannen und dampft es darin unter starker Holzverschwendung ab. Von der Landschaft Garmsel am Unterlauf des Hilmend-Flusses heißt es: „Das Land ist sehr gut angebaut und in hohem Grade fruchtbar; es bringt Weizen, Gerste, indisches Korn (Mais) und die gewöhnlichen Hülsenfrüchte; man liefert sie bis Kandahar und Kelat. Nach allen Richtungen wird das Flußwasser durch Canäle verbreitet. Weide für Hornvieh ist gering, dagegen im Ueberfluß für Kameele vorhanden. Tamarisken- und Weidendickicht liefern Brennmaterial in Ue-

---

[13]) W. W. Grigorjew: „Ueber die Beziehungen der Nomaden zu civilisirten Staaten." Russische Revue Bd. 6, S. 321 ff. (Petersburg 1875.)

[14]) Ueber die Hindukusch-Alpen werden wir später besonders berichten.

berfluß. Frühling und Sommer haben sehr gesundes Klima bei starken Frösten; die Sommermonate sind unbeschreiblich heiß, weil die Wüsten im Norden und Süden warme Winde bringen; im Herbst herrschen Sumpffieber. Wilde Thiere sind Schakal, Fuchs, Wolf und Hyäne. Wasserhuhn, Kraniche und Pelikane der verschiedensten Gattungen umschwärmen die Flußufer. Wildschweine, Hasen und Rebhühner füllen die Niederwalddickichte." Dem Culturland folgen Steppen mit guter Frühjahrsweide, auf die von Nomaden große Schaf- und Kameelherden getrieben werden; wasserlose Wüste, stellenweise mit weißer Salzkruste bedeckt, über welche Sandberge hervorragen, füllt weite Strecken an; um sich vor Erschöpfung zu retten, marschirt man des Morgens und Abends.

Die Pflanze, aus welcher Asa foetida gewonnen wird, gedeiht wild in den Umgebungen von Herat und Farah; man pflanzt sie nicht, aber Hunderte von Nomaden geben sich damit ab, den Pflanzen Wasser zuzuführen und das Harz zu sammeln. Krapp wird in Ghazni und Kandahar gebaut, mit Seidegewinnung giebt man sich im Westen ab. Früchte bilden in frischem wie getrocknetem Zustande die Hauptnahrung wie einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Baumwolle schlechter Gattung gedeiht nur in einzelnen Districten. Herden von Ziegen, Schafen, Pferden und Kameelen bilden den Hauptreichthum der Landleute, Wolle den hauptsächlichsten Gegenstand der Verarbeitung in Gewerben und im Handelsverkehr. „Unsere ältesten Handelsbeziehungen mit Afghanistan sollten unseren Wollenwaaren ein neues Absatzgebiet eröffnen, aber statt dessen erhielten wir von dort her eine immer größe Menge Rohwolle und geben dafür Baumwollwaaren ab."

Ueber den Handel liegen nur Angaben vor, soweit er Britisch-Indien berührt. Gegenstände der Ausfuhr sind in größeren Mengen Getreide, Früchte, Schafwolle, Seide, der Einfuhr von Indien Salz, Zucker, Thee und Baumwollwaaren. Der Gesammtumsatz werthete bis 1862 durchschnittlich 10 Millionen Mark, 1875 bis 1876 aber 35 Millionen Mark; verglichen mit den natürlichen Hülfsquellen des Landes gilt dies in Indien mit Recht noch immer als eine sehr niedrige Ziffer.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Bädeker's Aegypten.

Aegypten. Handbuch für Reisende von K. Bädeker. Erster Theil: Unter-Aegypten bis zum Fayum und die Sinai-Halbinsel. Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. Leipzig. Karl Bädeker 1877.

Im roth marokkoledernen Gewande ziehen seit Decennien die Reisehandbücher Bädeker's durch die Länder des Occidents. Jeder halbwegs civilisirte Mensch, der eine Reise thut, steckt ebenso sicher seinen Bädeker in die Tasche, als sein Reisegeld. Diese Bücher geben und können nur geben eine Andeutung des Sehenswürdigen und überlassen es dem Reisenden, darauf sich zu beschränken und an Ort und Stelle nachzusehen, ob auch alles „stimmt", oder sich sein Bild von Land und Leuten aus seinem eigenen Vorrath an Bildung, Erfahrung und Anschauungsvermögen zu ergänzen.

Obwohl von derselben äußern Form, ja mit demselben rothen Gewande bekleidet, sind die neuesten Reisehandbücher Bädeker's, welche über die Länder des Orients handeln, über Syrien und Aegypten, doch von ganz anderm Schlage. Sie setzen nicht mehr soviel voraus, sondern der Reisende wird ganz allmälig in eine völlig fremdartige, für ihn als gänzlich unbekannt gedachte Welt eingeführt. Daher geht dem Buche eine theils praktische, theils wirklich wissenschaftliche Einleitung voraus, die über ein Drittel des vorliegenden Bandes, „Bädeker's Unterägypten", ausfüllt. Die einzelnen Abschnitte derselben wie auch des speciellen Theils sind von den namhaftesten Fachgelehrten und Kennern des Landes verfaßt, eigentliche Originalarbeiten, alle aber einheitlich redigirt bis auf die arabische Orthographie hinaus.

Im Einzelnen heben wir besonders hervor die politisch- und physikalisch-geographische Uebersicht von Aegypten, hauptsächlich von Dr. G. Schweinfurth verfaßt:

Das jetzige ägyptische Reich hat einen Gesammtumfang von nicht weniger als 67 500 deutschen Quadratmeilen, etwa 2/3 des europäischen Rußlands, es schrumpft aber zu einem Areal von der Größe Belgiens zusammen, wenn man bloß seinen productiven Theil, das ägyptische Nilthal von den ersten Katarakten bis ans Mittelländische Meer „soweit die schwarze Nilerde reicht", ins Auge faßt. Dieses eigentliche Aegypten, „bilâd Masr" (Misraim der Bibel), ist in 14 Mudirien getheilt, während die Hauptstadt und die größeren Seehandelstädte durch eigene Gouverneure verwaltet werden.

Dazu kommen aber als zweiter Hauptbestandtheil des Reichs die Provinzen des Sudan, welche unter einem Generalgouverneur (Hokmdâr) stehen. Es sind, wie auch die beigegebene Uebersichtskarte anzeigt, gegenwärtig folgende: Chartum, Sennar, el Bahr el abiad, Kordofan, die vier Mudirien von Darfur, und das Gebiet des obern weißen Nils bis zu den großen Seen hin, ferner die zwei nubischen Provinzen Donkola und Berber, die zwei Provinzen Taka und Gedaref, welche letzteren bis vor Kurzem (als das Buch geschrieben wurde) nebst den Küstenstrichen am Rothen Meere (Suakim, Masaua, Zela) ein eigenes Generalgouvernement Kassala (unter Munzinger) bildeten — die Anordnung ist häufigen Wechseln unterworfen. Nach den neuesten Nachrichten sind jetzt alle diese Provinzen unter einem Generalgouverneur (Gordon) vereinigt.

Ein Viertel des gesammten cultivirten Bodens vom eigentlichen Aegypten, mit einem Capitalwerth von circa einer Milliarde Franken, hat der Vicekönig und seine Familie in Händen. Dieser kolossale Grundbesitz ist entstanden aus der Confiscation der Erblehen der Mameluken durch Mohammed Ali, und aller Familienstiftungen, sowie aus der Säcularisirung der Moscheengüter und der Einziehung der bei Todesfällen herrenlos gewordenen Güter. Ein anderer Theil, „Ib'adîge", sind vom Vicekönig zum Zweck der Urbarmachung als Geschenk vertheilte Brachgründe. Das Uebrige sind Regierungsgrundstücke, pro forma nach koranischem Rechte zur Nutznießung an die Fellachin gegen Steuerzahlung abgegeben, in Wirklichkeit aber deren völliges Eigenthum („Stephan").

Das eigentliche Aegypten soll nach neueren amtlichen Berichten gegenwärtig 5,250,000 Einwohner zählen: also eine außerordentlich dichte Bevölkerung, 178 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Die Einwohnerzahl des ganzen Reiches kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf 16 bis 17 Millionen schätzen.

Wie das Land, so trägt auch das seßhafte Ackervolk an den Ufern des Nils den Stempel unvergänglicher Beständigkeit trotz der endlosen Reihe von Einwanderungen und Wandlungen, über welche die Geschichte berichtet. Die Menschen, wohin auch ihre Keime geführt wurden, gestalteten sich im Laufe der Zeit immer wieder zu dem ursprünglichen Typus um. So wie beim Rind, welches durch allgemeine Seuchen oft wiederholt gänzlich (?) aus dem Lande ver-

schwunden und durch Zuzug der verschiedensten Racen aus allen Gegenden ersetzt, nach Verlauf einiger Generationen immer wieder in die charakteristische (langhörnige) ägyptische Race sich umbildete. (Ist doch wohl natürlicher zu erklären durch Zurückbleiben eines Grundstammes oder durch Einführung der ähnlichen südeuropäischen Racen.) In der schwierigen Frage über den Ursprung des Aegyptervolks kommt Schweinfurth zum Schlusse, daß wir in den scharf vom gemeinen Volke gesonderten Kasten der Priester und Krieger die Asiaten, in dem gemeinen Volke Afrikaner wieder erkennen.

Unter den heutigen Aegyptern sind folgende Gruppen zu unterscheiden:

1. Fellachen. Ihre physischen Charaktere sind: Außerordentlich starkes Knochengerüst, besonders der Schädel fest und massig, dabei aber auffallende Schlankheit. Statur im Durchschnitt von mehr als mittlerer Größe. Die Haare stets schwarz, meist gekräuselt, aber, im Gegensatz zu den Negern, von „unbeschränktem Wachsthum". Die Wimpern beispiellos dicht, die Augen „mandelförmig geschlitzt", Augenbrauen mit dicht angeschmiegten wie buschigen Haaren besetzt und auffallend geradlinig. Mund breit, dicklippig, Backenknochen breit abstehend, sehr stark entwickelt. Stirn nieder, Nasenbasis tief eingesenkt, Nase nie aquilin, Prognathie gering. Hautfarbe der eigentlichen Fellachin oder Landbewohner tiefer, als die der Städter von gleicher Race, von Norden nach Süden immer dunkler werdend. Namentlich in Oberägypten hat sich der altägyptische Typus (bei Kindern und Frauen wegen des Fehlens des Bartes leichter bemerkbar) oft in wunderbarer Reinheit erhalten. Im Delta geht der Typus mehr in den des semitischen Syrers über.

2. Kopten (eingeborene Christen), die directesten Nachkommen der alten Aegypter, circa 250,000 bis 300,000 Seelen, also etwa $1/10$ der Bevölkerung des Nilthals. Da sie meist Städter (Handwerker, Handelsleute, Beamte, Schreiber) sind, so findet man einen gewissen Gegensatz zu den Fellachen: feinern Knochenbau mit zierlichen Extremitäten, etwas geringere Durchschnittsgröße, schmälern, höhern Schädel, hellere Gesichtsfarbe. Die koptischen Landbauer, Kameeltreiber und dergleichen sind von den übrigen Fellachen nicht zu unterscheiden.

3. Beduinen. Sie verhalten sich zum Nilthalbewohner, wie das Kameel des Nilthals zu dem der Wüste. Man hat zwei große Reihen zu unterscheiden: a. eigentliche Beduinen, arabisch redende und wohl auch größtentheils aus Arabien und Syrien eingewanderte Stämme. Sie haben die dem nördlichen und mittlern Aegypten angrenzenden Wüsten inne oder leben in verschiedenen Gegenden des südlichen Nubiens als arabisirte Hirtenvölker.

b. „Bega". Sie sind zwischen Nil und Rothem Meere in Oberägypten und Nubien bis gegen Abyssinien verbreitet, und man kann sie echte Aethiopier nennen (nach Lepsius Nachkommen der Blemenyer). Die drei Hauptvölker der letzteren sind: Hadendoa, Bischarin, Ababde. Diese Aethiopier zeichnen sich aus durch eine sehr edle, fast kaukasische Gesichtsbildung, sehr dunkel-bronzefarbige Haut, prachtvolle (wohl gepflegte) Haarfülle. Gestalt ebenmäßig, mehr oder minder schlank und hager, Gliedmaßen gracil. Im Uebrigen theilen sie die Charaktere aller Wüstengeschöpfe: Dürrhalsigkeit, tadellosen Teint der Haut, frühzeitiges Runzeln der Gesichtshaut.

Die Seelenzahl aller Beduinen des eigentlichen Aegyptens, eingeschossen die ungefähr 30,000 Ababde, erreicht wohl kaum 100,000.

4. Die arabischen Städtebewohner: gemischt aus allen möglichen Typen des Orients.

5. Die Berberiner, d. h. zeitweilig zum Erwerb eingewanderte, aber nie heimisch werdende, nie sich mit Anderen vermischende Nubier, die zahlreichsten Fremden in Aegypten. Sie sind ihrer Ehrlichkeit wegen sehr gesucht, ihre Stellungen sind hauptsächlich Diener, Thürhüter, Pferdeknechte, Kutscher, Köche.

6. Neger, meist Sklaven und deren im Lande geborene Nachkommen. Die meisten Negerstämme des innern Afrikas diesseits des Aequators sind in Cairo vertreten. Schwarze nach Europa mitzunehmen, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Regierung verhindert diese Ausführung rücksichtslos.

7. Türken, kaum 100,000 Seelen, meist Kaufleute und Militär- oder Civilbeamte.

8. Levantiner: schon seit Generationen eingewanderte, in Aegypten heimisch gewordene syrische Christen. Daran schließen sich die minder zahlreichen Armenier und Juden an, letztere sehr oft rothhaarig; die Mehrzahl stammt aus Palästina.

9. Europäer: höchstens 100,000, und zwar Griechen 50 Proc., Italiener 25, Franzosen 12, Engländer (incl. Malteser) 8, Oesterreicher (besonders Dalmatiner) 4, und Deutsche 1 Proc.

Ein anderer Abschnitt der Einleitung giebt uns eine Uebersicht über die ägyptische Geschichte vom ersten König Menes an bis zum Chedive Ismail Pascha. Wesentliche Ergänzungen der Geschichte findet man überall im speciellen Theil, bei den einzelnen Oertlichkeiten eingestreut, z. B. unter Alexandria, Kairo, dem Fajum, Sinai.

Eine wichtige Abhandlung belehrt über die ägyptische Kunstgeschichte und die arabische Architektur. Selbst die Geheimnisse der Hieroglyphenschrift und der schwierigen Götterlehre werden dem Laien so gut als möglich enthüllt. Sehr anzuerkennen ist, daß auch der Naturgeschichte die nöthige Berücksichtigung geschenkt ist, besonders interessant ist der Artikel über Ackerbau und Culturpflanzen. Sogar ein kleines Vocabular für das ägyptisch-arabische Idiom lehrt den Fremdling die ersten arabischen Worte stammeln, so daß die Landeskinder, wie man zu sagen pflegt, wenigstens nicht vor seinen Ohren über seine Ausplünderung verhandeln können.

Der specielle Theil führt uns von Alexandrien nach Kairo und dessen Umgebung mit genauer Beschreibung des Sehenswerthen aus der Jetzt- und noch mehr der alten Zeit, dann nach Suez an den Canal und das Rothe Meer, nach den Städten des Delta, nach dem Fajum, und endlich dem Sinai, überall mit Beigabe zahlreicher und vortrefflicher Karten und Pläne, und mit praktischen Winken für den Reisenden. Ein zweiter hoffentlich bald nachfolgender Band wird ebenso Oberägypten behandeln.

So ist das Buch neben seinem nächsten Zweck, ein Cicerone zu sein, zugleich das beste Handbuch für Aegypten geworden, das außer den Reisenden auch keinem Gelehrten und Laien, der sich im stillen Kämmerlein für das merkwürdige Pharaonenland interessirt, fehlen darf, und eine solide Basis für den, der tiefer in seine Kenntniß eindringen will.

C. B. Klunzinger.

---



---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

## IV.

### Livadia.

Es war ein kleines bescheidenes Häuschen, wohin der Paredros den Reisenden führte. Eine ehrwürdige Matrone, die Frau des Besitzers Kokkinopulo, wies ihm ein reinliches Zimmer an, in dessen einem Winkel ein bis an die Decke reichender Haufen zusammengefalteter Steppdecken lag, wie sie in Griechenland, wo unsere Betten fast unbekannt sind, beim Schlafen benutzt werden. Lächelnd und die Hand auf der Brust folgte die Alte allen Bewegungen des Fremden; über dem Kleide trug sie einen weiten, pelzbesetzten Schlafrock und auf dem Kopfe einen Fez, der mit falschen Flechten rothen Haares umwickelt war. Gut und dienstwillig war sie, und nicht an ihr lag die Schuld, daß Belle an ihrer Küche, worin Oel und Tomaten die Hauptrolle spielten, und an ihrem dicken, bittern Weine keinen Geschmack fand. Besser mundeten ihm die schönen Forellen aus der Herkyna (heute Chiliá genannt), dem die Stadt durchfließenden Bache.

Als er am folgenden Morgen das Fenster öffnete, überschaute er mit einem Blicke den größten Theil der Stadt und die mit Fichtenwäldern bedeckten, vom Nebel theilweise umhüllten Abhänge des Helikon. Dicht bei seinem Hause lag eine ehemalige, in eine Kirche verwandelte Moschee, mit von schmächtigen Säulen getragenem Porticus und einer flachen, verrosteten, vom Wetter zernagten Kuppel. Das seiner Spitze beraubte Minareh ist jetzt mit Ziegeln eingedeckt, und die hallende Stimme des Gebetrufers durch den mißtönenden Klang orthodoxer Glocken ersetzt. Zu seinen Füßen zogen sich die freundlichen, zierlichen Häuser der Stadt, von der Morgensonne hell bestrahlt, bis an den Bach hinab, während die Oberstadt am Abhange hinauf sich ausdehnt, von Felsenschroffen überragt, auf deren einem eine mittelalterliche Festungsruine thront. Die untere Stadt liegt zu beiden Seiten der Herkyna, welche Walkmühlen treibt, unten in der Ebene in die Probatia mündet und mit derselben vereint dem Kopaïs-See zufließt. Cypressen, Platanen und Pappeln beschatten die Terrassen; nach der Ebene hin liegen weiße Häuschen inmitten wohlgepflegter Gärten voll Mandel-, Pfirsich- und Birnenbäumen, in deren Schatten Mais und Krapp gedeiht. Doch reichen diese Anlagen nicht weit; nach kaum 500 Meter machen sie der Heide und dem Sumpfe Platz. Nach Süden zu überragen zwei hohe Felswände die Stadt; zwischen ihnen zieht sich eine Schlucht hinein, der ein frischer Luftzug entströmt. Langsam stiegen die Dünste aus dem Kopaïs-See an den Bergabhängen empor und bedeckten Wälder und Wiesen mit funkelnden Thautropfen.

Bald darauf befand sich Belle auf der Straße und trat seine planlose Wanderung durch die Stadt an, gefolgt von 50 bis 60 Neugierigen, die sein Thun nicht recht begreifen, laut lachen, wenn er sich in eine Sackgasse verrannt hat, aber willig auf seine Fragen Antwort geben. Die Hauptstraße, welche den Namen der Minerva trägt, ist breit, reinlich und mit Läden eingefaßt, die mit ihren breiten hölzernen Schirmdächern eine Art bedeckten Ganges längs der Häuser bilden. Dort bewegt sich eine geschäftige, lärmende Masse

umher; die kleinen Bauern aus dem Hügellande bringen Früchte aus ihren Obstgärten, reiche Grundbesitzer aus der Ebene stellen Proben ihrer Baumwolle aus, Fuhrleute feilschen um den Frachtpreis, wandernde Schäfer wilden, ungeselligen Blickes erhalten das Geld für gestern verkaufte Lämmer, erstehen buntbedruckte Taschentücher und englisches Baumwollenzeug oder stehen regungslos und begehrlich vor dem Fenster eines Krämers, der einige Lefaucheux-Gewehre nebst Patronen zur Schau gestellt hat, und erklären sich flüsternd deren Mechanismus. Treten sie aber ein, um nach dem Preise zu fragen, so wird der Kaufmann, gleich viel was sie auch bieten, neun Male unter zehnen ihnen den Handel abschlagen, weil er als Grieche sie viel zu sehr haßt und fürchtet, um ihnen Waffen zu verkaufen. Aus der Türkei müssen sich die Wlachen jene langen Karabiner mit gekrümmtem Kolben holen, welche bei aller Einfachheit in ihren geübten Händen zu wahren Präcisionswaffen werden.

Daß am folgenden Tage ein Kirchenfest oder ein Begräbniß stattfindet, verräth jener Aushang von Kerzen, großen und kleinen, braunen und weißen, welche in kleinen Bündeln an den Dochten aufgehängt sind und bei den Bürgersleuten Zuspruch finden. Im selben Laden liegen unter Glas Kuchen und gezuckerte Früchte, wie man sie Neuvermählten schenkt und den Todten zur Seite stellt. — Weiterhin ein Schusterladen: ein großer Bursche mit Habichtsnase, struppigem Schnurrbart und Adlerauge sitzt mit untergeschlagenen Beinen und schneidet rothes Leder zu, zwei junge Leute neben ihm verfertigen Stickereien und rothe Troddeln zum Besatz, während vorn Pantoffeln mit zurückgebogener Spitze sich im Winde schaukeln. Da findet man sie in allen Größen, für Albanesenfüße, die den Athenern zufolge so lang sind, daß ihr großer Zeh schon in Makedonien ist, wenn der Hacken noch auf Böotien steht, für Griechenfüße, welche, und zwar mit Recht, bei ihren Besitzern für sehr wohlgestaltet gelten, und reizende Schuhe für Kinder. Ohne von der Arbeit aufzusehen, beantwortet der Besitzer des Ladens die Fragen seiner Kunden, schwatzt mit den Nachbaren und raucht seine Cigarette. Eine ganze Straße wird von Kupferschmieden bewohnt und klingt lustig von ihrem Hämmern wieder. Dort werden von Rothkupfer antik geformte Milchgefäße und von gelbem die langhenkeligen Kaffeekännchen gefertigt. Auch eine Art von Bazar besitzt Livadia, wo die fremden Stoffe und Waaren verkauft werden; die kleinen Buden desselben werden Abends durch Herablassen einer großen Klappe geschlossen, welche wie in den Bazaren von Constantinopel über Tags an einer aus einem höher liegenden Fenster herabhängenden Kette offen gehalten werden. Da findet man bedruckte Manchester-Tücher in schreienden Farben, gewöhnliches Porcellan aus Deutschland, grobes Glas aus Triest und eine Masse schlechter englischer Stoffe, denen nur die starke Appretur etwas äußern Schein verleiht. Frankreich ist nur durch etwas Wollenstoffe, Lederstiefel und kleine Zuckerhüte vertreten; seine feinen Industrie- und Kunsterzeugnisse haben ja in dem armen Lande nichts zu suchen und finden dort einstweilen, von Athen, Syra und Patras abgesehen, keinen Absatz. Und darin wird so bald kein Umschwung eintreten. Noch heute besitzen mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung nicht so viel baares Geld, um sich billige, fremde Stoffe kaufen zu können, und kleiden sich darum in das Zeug, was ihnen daheim die Frauen spinnen und weben, welches aber auch die acht- bis zehnfache Zeit hält, als die englischen Zeuge.

Frau Kokkinopulo. (Nach einer Photographie.)

Gäbe es eine Statistik der kaufmännischen Geschäfte in Griechenland, so würden sicher die Kaffeehäuser und Schänken darin die erste Stelle einnehmen, woraus man aber nicht schließen darf, daß die Griechen ein unmäßiges, zum Trunke neigendes Volk sind. In England, Holland und sonst im Norden besteht eine deutliche Wechselwirkung zwischen der Zahl der Wirthshäuser und derjenigen der Trunkenbolde; in Griechenland ist das nicht der Fall. Denn der Grieche trinkt am meisten Wasser, und wenn die Kaffeehäuser den ganzen Tag über gefüllt sind, so ist nur der unaufhörliche und unersättliche Trieb der Leute, sich zu sehen und über Politik zu sprechen, die Ursache davon. Sobald der Tag anbricht, erheben sich die männlichen Familienglieder, reiben sich die Augen, wischen sich das Gesicht mit dem Hemdsärmel und gehen aus, bis sie die Essensstunde wieder im Hause versammelt. Sehr bald ist so die ganze männliche Bevölkerung auf dem Marktplatze versammelt oder sitzt vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser der Stadt, vor sich ein Glas reinen Wassers und eine winzige Tasse Kaffee. Alle, Reich und Arm, rauchen Cigaretten von dem hellen, duftenden Missolunghi-Taback, und vor jedem steht, als Ersatz für unsere Streichhölzer, eine kleine Metallschale, in welcher eine

Kohle langsam verglüht. Ein solches Kaffeehaus hat im Innern durchaus keinen orientalischen Anstrich, sondern gleicht in Athen und den größeren Küstenplätzen mit seinen Marmortischen und Ledersophas den gewöhnlicheren französischen Kaffeehäusern, während in der Provinz roth oder grün angestrichene Holztische und Strohsessel genügen; an den geweißten Wänden hängen ein paar schlechte Lithographien, Scenen aus dem griechischen Freiheitskampfe oder russische Siege über die Türken darstellend. — In dem Hauptkaffeehause von Livadia trifft man die verschiedenartigsten Typen und Trachten, Beamte, Grundbesitzer und Kaufleute, Athener und Böotier. Dort unterhält sich der fränkisch gekleidete Demarch mit dem Paredros (Bürgermeister), dessen Fustanella bis auf die benachbarten Stühle hinüberreicht, wie denn überhaupt die Bürger mit sehr seltenen Ausnahmen die mehr oder weniger reiche Volkstracht beibehalten haben: eine Jacke mit langen Aermeln und eine blaue oder granatfarbene Weste von Tuch oder Sammet, mehr oder weniger mit gleichfarbigen Schnüren besetzt, oft auch schwarz mit schwarzen Litzen. Die Unterhose von rothem Tuch oder weißer Baumwolle verschwindet fast ganz unter der in unzähligen Falten liegenden, weit abstehenden Fustanella; die hohen Gamaschen mit Stulpen, welche unterhalb des Knies von einem seidenen Strumpfbande festgehalten werden, sind von feinem Tuche, bald isabellfarben, bald blau, oder auch von feiner weißer Leinwand. Reiche Leute tragen sie in Blau oder Roth, mit

Ehemalige Moschee, jetzt Kirche, in Livadia.

Gold- und Seidestickereien und in Wadenhöhe mit vier großen seidenen Troddeln geschmückt. Schwarze Lackschuhe und ein nach der jedesmaligen Mode gefalteter Fez auf dem einen Ohre vervollständigt den Anzug. Abends kommt noch ein Kragen von schwarzem, rothgefüttertem Tuche hinzu, um gegen die aus der Niederung aufsteigenden Nebel zu schützen.

Die Frauen zeigen sich, wie im Alterthume, nur selten in der Oeffentlichkeit, und erst seit wenigen Jahren sieht man sie mit ihren Männern sich mitunter im Freien ergehen. Sie haben keine individuelle Existenz und zählen in der Gesellschaft nicht mit. Abhängig und ohne jede höhere Bildung sind sie in ihr Zimmer gebannt, welches sie nur verlassen, um die Kirche oder ihre Bekannten zu besuchen. Belle hatte Gelegenheit, sie in Gesellschaft zu sehen; da saßen sie steif und schweigsam, eingezwängt in ihre sammetnen, goldgestickten Jacken und auf dem Kopfe das rothe Fez mit der langen Troddel, die meisten, namentlich die jugendlichen, geschminkt. Dazu entsprachen sie, ganz im Gegensatze zu den Männern, wenig dem Ideale, welches man sich von dem griechischen Volke macht. Das Beste an ihnen sind die schönen Haare, Augen und Zähne; aber die Haare sind schlecht angeordnet, die Augen ausdruckslos, und die Zähne zeigen sie entweder zu viel oder zu wenig. Dazu kommt eine Stumpfnase, ein großer, fleischiger Mund, vorspringende Backen und ein Mangel an Grazie, dessen Ursache in ihrer Erziehung und ihrem orientalisch zurückgezogenen Leben zu suchen ist.

Ein Fieberanfall, welchen einer aus Belle's Reisebegleitung bekam, und wie sie in Livadia zu den ständigen Landplagen gehören, nöthigte ihn zu längerem Aufenthalte daselbst,

als er anfangs dachte, und er ließ sich denselben gern gefallen, um sich von der Aufregung der Reise zu ruhen und in das Treiben des Ortes und seiner Bewohner mehr und mehr einzuleben. Sein Wirth hielt darauf, daß er die Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigte, und für deren größte erachtete er eine gewöhnliche Thurmuhr, die Lord Elgin, dem Griechenland den Verlust so vieler alten Kunstschätze zu verdanken hat, der Stadt einst verehrt hat, vielleicht als Ersatz für die weggeführten Sculpturen. — Der Kirchen giebt es in Livadia (die Stadt zählte 1870 4067 Einwohner), wie in allen Städten des Landes, viel; aber die Mehrzahl derselben sind nur kleine schmucklose Capellen theils von byzantinischem Gepräge, theils moderne Gebäude ohne jeglichen Stil. Mehrere ruhen auf antiken Fundamenten, was darauf schließen läßt, daß sie die Stelle einstiger heidnischer Tempel und Capellen einnehmen. Außerdem haben die Türken in Böotien manche Moscheen hinterlassen, welche mit unverändertem Charakter von der orthodoxen Kirche übernommen worden sind. Die Johanneskirche allein hat ihre alten interessanten Fresken, freilich in sehr schlechtem Zustande, bewahrt; sie stammen aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, sind aber noch keineswegs so häßlich und unvollkommen, als die viel moderneren Heiligen auf der geschnitzten und vergoldeten Ikonostasis, jener Wand, welche den Altar vom übrigen Tempel scheidet. — Eine ganz neue aus grauem Marmor und dem Kalksteine des Helikon erbaute Kirche ist die des heiligen Georgios nahe beim Bazar; sie liegt auf einer Terrasse oberhalb eines kleinen Platzes, hat viel Geld gekostet, aber

Schusterladen in Livadia.

bietet nichts Merkwürdiges, als den malerischen Blick auf Stadt und Gebirge, welchen man von ihrem Portale aus genießt. Nach griechischer Sitte wurde diese Kirche über der alten, dort stehenden Capelle errichtet, ohne daß der Gottesdienst auch nur einen einzigen Tag unterbrochen worden wäre. Erst nach Fertigstellung des neuen Heiligthums wurde das alte in seiner Mitte beseitigt. Mit dem Papas dieser Kirche, einem schönen, intelligenten Manne, dem man nur etwas das Bestreben ansah, sein Ansehen und seinen Einfluß zu betonen, kam Belle in ein Gespräch und hatte dadurch Gelegenheit, den Unterschied zwischen der städtischen und der Landgeistlichkeit in Griechenland kennen zu lernen. Derselbe erklärt sich aus der Art und Weise, wie beide sich ergänzen. In Griechenland ist die Geistlichkeit nicht wie in Rußland eine Art abgeschlossener Kaste oder erblicher Corporation, welche den Altardienst für sich allein besitzt und von der übrigen Gesellschaft, wenn auch nicht durch Gesetz, so doch durch Herkommen abgeschlossen ist. In Griechenland ergänzt sich vielmehr der Clerus aus den Söhnen der kleinen Kaufleute und Besitzer, während die Söhne der Papas mehr danach streben, die Universität zu beziehen, Doctoren und Advocaten zu werden und dadurch zu den beneidetsten bürgerlichen Aemtern aufzusteigen. Der zukünftige Geistliche muß zunächst die Elementarschulen besuchen und die Examina bestehen. Schon hier scheidet sich eine Menge von Aspiranten ab, die es mit ihren wenigen Kenntnissen nicht höher bringen, als bis zum Sacristan, Sänger oder etwa zum Diaconus. Wer die Diöcesanschule durchgemacht hat, wird Papas einer Gemeinde oder eines Cantons. Ueber diesen Schulen stehen nun Seminarien in Athen, das von

Rizaris gegründete Institut für theologische Studien (Rizarion) und die theologische Hochschule. In ersterm tragen zwar die Zöglinge insgesammt geistliche Gewänder, aber haben oft nur das Doctorat oder die Advocatur im Auge, schreiben selbst schon polemische Artikel in die Zeitungen und erhalten einen Unterricht von überwiegend weltlichem Charakter. Die theologische Facultät an der Universität hat kaum zehn Zuhörer; die Vorlesungen sind oft mehr philosophischer als theologischer Natur und handeln außerdem auch von der Geschichte, Geometrie, Algebra und selbst von der Medicin. Lebende Sprachen dagegen sind ausgeschlossen, so daß man in Hellas fast keinen Priester findet, der etwas anderes spricht, als sein Griechisch. Wer nun das höchste Examen besteht und Doctor der Theologie geworden ist, hat zwei Wege vor sich: entweder entsagt er den Freuden der Ehe und geht in ein Kloster mit der Hoffnung, einst dessen Abt, später Bischof

Junger Mann und Dame von Livadia. (Nach einer Photographie.)

oder gar Metropolitan zu werden, alles Stellen, welche nur Unverheiratheten zu Theil werden können; oder er läßt sich als Vicar nach einem Bischofssitze schicken, heirathet die Tochter eines alternden Amtsgenossen, übernimmt dessen Kundschaft und wird dann selbst zum Papas ernannt. Ein solcher kann es bis zum Erzpriester und selbst bis zum Mitglied der heiligen Synode bringen, aber nie zum Bischof. Dieser Classe gehören die Geistlichen der bedeutenderen Städte an.

Während sich Belle noch mit dem Papas vom heiligen Georgios unterhielt, nahte sich ein Leichenzug der Kirche. Voran schritt ein Mann, welcher den schwarz und gelben Sargdeckel trug; ihm folgten zwei andere mit großen kupfernen Platten voll gezuckerter Früchte und Backwerk, dann Chorknaben mit einem goldenen Kreuze, reich verzierten Laternen und jenen großen Scheiben aus getriebenem und vergoldetem Kupfer, wie sie beim orthodoxen Gottesdienste gebraucht werden. Dann kamen die Priester mit Kerzen in den Händen und endlich der von den nächsten Verwandten

Ein Begräbniß in Livadia.

getragene Sarg, in welchem die Leiche lag, unbedeckten Gesichtes, mit ihren reichsten Gewändern angethan und mit einem riesigen Fez geschmückt. Verwandte, Freunde und selbst Neugierige folgten, jeder eine brennende Fackel in der Hand. Die Sänger, von allen Gläubigen im Chorus begleitet, recitirten Gebete in einförmig klagender Weise, bald langsam und feierlich, bald rasch und undeutlich, die Worte halb verschluckend. Dies mißtönende Geleier trieb den Fremden um so rascher in die Flucht, als er wußte, daß die Griechen die Anwesenheit Andersgläubiger bei solchen Gelegenheiten für eine unglückliche Vorbedeutung halten. Das Begräbniß schließt übrigens in der denkbar unwürdigsten Weise: man legt den Todten auf die Erde, beraubt ihn seiner Gewänder, streift ihm die Ringe von den steifen Fingern und zieht ihm selbst das Kissen unter dem Kopfe fort. Nur zur Schaustellung und für das Publicum hat man noch ein letztes Mal dem Pallikaren seine goldgestickte Jacke, der Dame das apfelgrüne Seidenkleid, dem Bauern sein neues Hemde angelegt; nach der Vorstellung zieht man ihm den Flitter aus und hüllt ihn in das Alles gleichmachende Leintuch.

Längs der auf ein paar alten, schlecht unterhaltenen Brücken zu überschreitenden Herkyna zieht sich der älteste Theil der Stadt hin, wo zerstörtes Gemäuer noch an die böse Zeit des Befreiungskampfes erinnert. Doch erheben sich dort auch schon viele neue, oft eben vollendete Häuser, bei denen stets die Solidität auf Kosten der Zierlichkeit überwiegt. Am Gebälk und Getäfel besonders sieht man die etwas zurückgebliebene Civilisation. Da ist alles roh und primitiv; Thüren und Fenster schließen nicht und das Holz, woraus sie bestehen, ist grob und voller Knoten. Gegen Ausschmückung ihrer Häuser durch Malerei scheinen die Griechen eine Abneigung zu haben; selbst in Athen findet man meist nicht die geringste Spur davon, trotz aller großen Säle und Marmortreppen.

Mit der Industrie ist es in Livadia auch nicht besonders gut bestellt; von den drei existirenden Baumwollspinnereien war zur Zeit von Belle's Anwesenheit die eine bankerott, die zweite stand still und die dritte schien auch nicht viel Geschäfte zu machen. Außerdem besitzt die Stadt eine Anstalt zum Auskörnen der Baumwolle, einige Gerbereien und eine kleine Wollwäscherei. Die Livadier haben zwar große Neigung für solche Beschäftigungen; aber es fehlt an Sicherheit, an Erfahrung und an Hülfsmitteln, an Ingenieuren, Werkmeistern und Fachschulen und besonders an fahrbaren Straßen (die einzige weit und breit ist die nach Theben führende, auf welcher sogar ein miserabeler Stellwagen verkehrt). Von Natur aber besitzt Livadia alle Vorbedingungen, um einstmals ein Sitz der Industrie zu werden. Die Herkyna bietet auf wenigstens acht Monate im Jahre eine Wasserkraft von über 1000 Pferdekräften dar, und die Ebene des Kopaïs-Sees könnte Baumwolle genug liefern, um mehrere Fabriken zu beschäftigen und den ganzen Norden von Hellas damit zu versehen. Anstatt die groben Tücher in wachsender Menge aus Frankreich und Deutschland zu beziehen, könnten die Wollen der Herden, welche den Oeta, Parnassos und Helikon bevölkern, verarbeitet werden, und man brauchte die in Livadia gesponnene Baumwolle nicht mehr nach England zu schicken und von dort für theures Geld in der Gestalt von Calico zurückzukaufen.

---

# Die Besitzungen des Amir von Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

## II.

### 5. Die Bevölkerung Afghanistans.

Dieselbe wurde von älteren Reisenden auf 4,200,000 Seelen geschätzt; und an dieser Ziffer hält das indische statistische Amt mit seiner Annahme von rund 4 Millionen im Ganzen fest, obgleich, wie es beifügt, „bei anderen Kennern eine bedeutend niedrigere Schätzung sich findet". Für eine solche Volkszahl sprechen auch neuere Reisende. So erhob Bellew auf seinem Marsche durch die Landschaft Garmsel am untern Hilmend auf einer Länge von 240 Kilometer und einer Breite von 16 bis 20 Kilometer eine Gesammtbevölkerung von 45,450 Einwohnern, was einer Dichtigkeit von 12 Personen auf den Quadratkilometer, 640 auf die deutsche Quadratmeile gleichkommt. Derselbe Reisende fand eine verhältnißmäßig dichte ansässige Volksmasse in rasch sich folgenden Ortschaften angesiedelt, wo immer eine ausgedehnte künstliche Bewässerung sich vorfand, und traf umfangreiche Nomadenlager nahe bei einander, wo immer die Jahreszeit Futter bot. Von dieser Bevölkerung fand Bellew in Garmsel $^4/_5$ ansässig, $^1/_5$ wandernd, und da er von Schorawak im Osten bis Seistan im Westen, von dort bis Ghazni „einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung" nomadisirend traf, so ist das Verhältniß für das ganze Land zwischen der seßhaften und wandernden Bevölkerung sicher nicht günstiger. Bellew bemerkt dazu: „Im Frühjahr und Herbst setzen die Wanderungen der Nomaden mit erstaunlicher Pünktlichkeit ein und gelten als Kalenderwahrzeichen. Um den 20. März, das Frühjahrsäquinoctium, beginnen ihre Auswanderungen aus den Steppen; langsam bewegen sie sich über die Vorberge hin, Ende April, Anfangs Mai werden die Hochlandsweiden erreicht. Um den 23. September, das Herbstäquinoctium, beginnt die Rückwanderung. Ende October, Anfangs November sind die Winterquartiere erreicht und die Herden finden so in den Niederungen Futter im Frühjahr in Folge der Winter-, im Herbst in Folge der Sommerregen."

Die Afghanen, das dem Lande den Namen gebende Volk, sollen zwei Drittheile der ganzen südlich des Hindukusch wohnenden Bevölkerung bilden; der Rest entfällt auf Tadschik (Perser), Belutschen, Brahui und Indier im Süden, Uzbeken und Tadschik im Norden des Hindukusch-Gebirges. Hier kann nur von den Afghanen eingehender gehandelt werden.

Die Afghanen wissen weder selbst, wie sie zu diesem Namen gekommen sind, noch ist der Sprachforschung seine Erklärung gelungen; der Name findet sich auch nicht unter dem Volke in Gebrauch, sondern dieses nennt sich Paschtûn, was im Osten Pachtun ausgesprochen wird; aus Verderbung des Plural Pachtanah in Afghanah scheint sodann der Name entstanden zu sein. Die afghanische Ueberlieferung führt

den Namen — der in ihrer Schriftsprache Avghân geschrieben wird — auf einen Enkel des israelitischen Saul zurück, der bei ihnen Talut heißt, und macht die Afghanen zu Nachkommen des Patriarchen Jakob; daraus wurde dann jüdische Abstammung gefolgert, und die Afghanen als Nachkommen der in die Gefangenschaft abgeführten zehn Stämme Israels hingestellt. Diese Ansicht hatte sich bis auf die neueste Zeit einiger Anhänger zu erfreuen gehabt [1]); aber nicht bloß das Aeußere, sondern auch die Sprache spricht ganz entschieden gegen diese Behauptung, und die afghanische Literatur selbst entscheidet gar nichts, da sie im Ganzen jung, ausschließlich mohammedanisch ist und für die älteste Geschichte keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit besitzt.

Allgemein wird zugegeben, daß die Afghanen in ihre heutigen Wohnsitze erst später einwanderten; nach den Ueberlieferungen des jetzt herrschenden Stammes der Durani zogen sie aus Chorassan ein, und diese Angabe wird im Ganzen richtig sein, denn auf das nordöstliche Persien weist auch die geschichtliche Forschung und die sprachliche Zergliederung der Namen hin. „Der Name Pachtun (Pakhtûn, Paschtûn) ist uralt; Dorn und Lassen haben darin schon richtig die Paktyes (Πακτυες) des Herodot erkannt, die einen Bestandtheil des Perserheeres bildeten. Die Uebereinstimmung dieses Namens mit Pachtun ist ungemein merkwürdig und liefert den Beweis, daß die Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert vorhanden war, da sich der Name in dieser Form nur im Afghanischen selbst, aber weder im Persischen noch in irgend einer indischen Sprache findet. Der Name steckt ohne Zweifel im Völkernamen Pahlava, der sich in den Sanskritschriften öfter findet, aber mehr als ein Volk bezeichnen muß; denn es werden auch die Perser darunter verstanden. Sind aber die Perser mit dem Namen Pahlava bezeichnet, so ist das Wort eine Verderbniß von Parthava, womit zunächst die Parther, und dann seit der Zeit ihrer Herrschaft über ganz Iran die Perser überhaupt gemeint sind. Daß die Paktyes des Herodot indeß wirklich die Afghanen sind, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn man Herodot's Angaben näher prüft. Ihr Land lag dem der nördlichsten Inder am nächsten; sie trugen Pelzmäntel, führten einheimische Dolche und Bogen. Auch in Indien hat sich eine Erinnerung an den uralten Namen erhalten. Die von Zeit zu Zeit aus Afghanistan angesiedelten Mohammedaner heißen Pathan, was nur eine Verderbung des Plural Pakhtânah, „Afghanen", ist [2]).

Die Sprache, das Paschtu, ist, wie es Gebirgssprachen regelmäßig sind, hart, rauh und klingt unschön; wegen seines abstoßenden, das Ohr beleidigenden Klanges soll es Mohammed die Sprache der Hölle genannt haben. Ihre Zutheilung zum semitischen Sprachstamm ist schon seit länger als irrig erkannt; darüber aber, ob das Paschtu der iranischen oder indischen Familie des indogermanischen Stammes beizuzählen sei, gingen die Ansichten länger auseinander. Es gehört zu den Verdiensten Prof. Trumpp's (jetzt in München, früher Missionär) [3]), nachgewiesen zu haben, daß sie an den Beugungsgesetzen und dem Wortschatze der indischen wie iranischen Sprachengruppe theilnimmt, jedoch vorwiegend indisches Gepräge zeigt und den neuindischen Sprachen am nächsten angeschlossen wird; Trumpp will deswegen dem Afghanischen eine Mittelstellung zwischen beiden Sprachfamilien, jedoch mit stärkerer Neigung gegen die indischen Sprachen angewiesen wissen. „Da aber gegen die Theorie einer solchen Mittelstellung vom linguistischen Standpunkt mancherlei einzuwenden sein dürfte, so halte ich es für gerathener, das Afghanische für eine uralte selbständige Sprache zu nehmen und sie als einer besondern Familie der Sprachen des indogermanischen Stammes angehörig zu betrachten. Wahrscheinlich gehört die Sprache der Belutschen, die indeß noch ganz ungenügend bekannt ist, eben dahin" (Haug). Zum Schreiben bedient man sich der persischen Schrift.

Das Aeußere der Afghanen schildert Spiegel nach v. Khanikof [4]). „Der Afghane steht dem Tadschik ziemlich nahe. Die Nase ist gewöhnlich noch groß und vorn nicht zugespitzt wie bei den westlichen Iraniern, sondern abgeplattet. Die Unterlippe ist meist ziemlich dick; die Hände, namentlich die Finger, sind sehr lang; die Augen horizontal, die Augenspalte weit, aber nicht so sehr geöffnet, als bei den westlichen Iraniern. Der Gesichtsausdruck ist meist abstoßend, übelwollend; der Hals ist nicht lang und sitzt tief in den Schultern, der Wuchs ist schlanker als beim Tadschik. Die Haut hat, wenn nicht allzusehr der Luft ausgesetzt, etwas Sammetartiges, einen matten Glanz und ein schwärzliches Ansehen." Im englisch-indischen Heere und Polizeicorps sind sehr viele Afghanen eingestellt; die durchschnittliche Größe kommt mit 1690 Millimeter derjenigen der Pandschabi, Hindostani und Radschput gleich; sie sind gesucht, weil sie „große, starke, gut gebaute Leute sind; als Soldaten sind sie ungestüm, fügen sich schwer dem Garnisonsdienste wie militärischer Pünktlichkeit, sind aufbrausend und aufschneiderisch, aber unverdrossen und ausgezeichnete Reiter; mit Geld sind sie freigebig." Den Manuscripten meiner Brüder sind die auf folgender Seite angegebenen Tabellen von Körpermessungen entnommen [5]).

Die charakteristischen Kennzeichen der Afghanen, großer Kopf, langes Gesicht, große Augen, breite Backenknochen, hohe Statur bei breitem, massigem Körperbau, treten in diesen Zahlen deutlich hervor [6]). Forscher finden in der äußern Erscheinung viel Uebereinstimmung zwischen Kurden und Afghanen, ferner mit Bakhtiaris, einem im Süden des Flusses Dizful bis in die Nähe von Ispahan wohnenden Stamme der Westiranier. Diese Uebereinstimmung in den Körperformen erhält eine merkwürdige Bestätigung in den Ueberlieferungen der Belutschen über ihre Herkunft. Man hatte die Heimath der Belutschen bald in Arabien, bald unter den Kurden Armeniens gesucht. Auf ein Ursprungsland im westlichen Iran gegen Kleinasien zu weisen folgende Angaben hin, die sich in einem amtlichen Bericht von Major Green aus Kelat finden [7]): „Nach ihren Ueberlieferungen wanderten die Belutschen um das zwölfte Jahrhundert

[1]) H. G. Raverty, A Grammar of the Pushtu Language (London 1860), fragt S. 19: „In Südwestindien giebt es verschiedene Judengemeinden; wann und woher kamen sie?" Nach der Statistik von 1872 leben in Konkon 5395, in Dekhan 444 Juden, welche dem kürzlich verstorbenen Missionär Wilson „als wirkliche Nachkommen des einen oder andern der verlorenen Stämme galten; sie hatten kein Geschichtsbuch, wenige und unbestimmte Traditionen und 1839 noch keine Gesetzesrolle."

[2]) Prof. M. Haug, „Die Sprache der Afghanen". Allgemeine Zeitung 1873, Nro. 138.

[3]) Grammar of the Pashto, or language of the Afghans (London 1873).

[4]) Mémoire sur l'Ethnographie de la Perse (Paris 1866). F. Spiegel im „Ausland" 1866, S. 850.

[5]) Die Werthe sind Verhältnißzahlen. Die ganze Höhe ist als Maßeinheit genommen und sämmtliche Messungen mit dieser als Divisor getheilt; durch Multiplicirung jeder Messung mit der ganzen Höhe erhält man statt der relativen wieder die absoluten Zahlen. Die Ziffern sind Millimeter.

[6]) Das Mittel aus drei Beobachtungen von Pathan aus Kandahar ergab: Ganze Höhe 1640; Spannweite der Arme 1016; Armlänge 158. Die einzelnen Individuen weichen außerordentlich von einander ab; es spricht sich darin die bald stärkere, bald schwächere Beimischung fremder ethnographischer Bestandtheile aus.

[7]) Annals of Indian Administration. Bd. 6 (Calcutta 1862).

| | Kabul (2) | Kandahar (1) | Jusufzai von Hazara. (3) | Pathan Indien (10) | Belutschen (2) | Badakschani (2) |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Größe, absolute Höhe | 1 812 | 1 610 | 1 720 | 1 733 | 1 738 | 1 717 |
| Spannweite der Arme | 1 010 | 1 006 | 1 050 | 1 059 | 1 060 | 1 040 |
| Kopfumfang an der Stirn | 306 | 329 | 343 | 328 | 312 | 306 |
| Scheitelhöhe bis unter die Nase | 135 | 129 | 113 | 134 | 130 | 124 |
| Schläfendurchmesser | 76 | 71 | 79 | 81 | 84 | 80 |
| Kopfdurchmesser (antero-postero) | 113 | 121 | 112 | 113 | 112 | 108 |
| Aeußere Augenwinkelentfernung | 74 | — | 63 | 68 | 73 | 71 |
| Innere " | 27 | — | 29 | 25 | 27 | 26 |
| Breite der Backenknochen | 67 | 61 | 79 | — | — | 81 |
| Länge des Mundes | 38 | 28 | 37 | 37 | 38 | 34 |
| " " Ohres | 45 | 34 | 37 | 46 | 48 | 41 |
| " " Armes | 452 | 460 | 463 | 468 | 455 | 453 |
| Länge vom Rollhügel am Schenkelknochen bis zur Erde | 639 | 530 | 616 | 616 | 579 | 612 |

unter einem Führer, den sie Tschakar nennen, aus Syrien aus, überschritten den Euphrat nahe bei Bagdad und wanderten fort, bis sie Mekran erreichten. Hier ließen sich viele nieder; die anderen zogen unter demselben Oberhaupte östlich weiter, überstiegen das Hochland von Kelat, das wegen seines Klima und der Kahlheit der Berge ihren Gewohnheiten nicht zusagen mochte, und machten in Katscha Gandawa (in der Indien zugekehrten Ebene Kelats) Halt." Green fügt bei: „Nach Einziehung dieser Nachrichten hatte ich in amtlichem Auftrage Syrien zu bereisen; ich stellte über diese Ueberlieferungen Nachforschung an und fand in und um Damascus wie Aleppo viele Stämme genau mit denselben Namen, wie in Mekran und Katscha Gandawa." Ueberlieferung, Aeußeres und Sprache weisen demnach darauf hin, daß die Afghanen mit Belutschen und anderen, jetzt noch der großen Gruppe der Iranier zugerechneten Stämmen zu einer besondern Familie des indogermanischen Hauptstammes zusammenzufassen sind.

Das Sprachgebiet des Paschtu reicht vom Hindukusch im Norden bis in das Thal von Pichin im Süden; vom Hilmend im Westen bis bei Atok am Indus im Osten; es begreift die Ebenen des Yusufzai-Districtes im Norden des Indus, und die östlichen Gebirgsausläufer des Suleiman-Gebirges bis herab zu $30\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.[8]), wie die Gebirgsländer unter dem Hindukusch bis an die Grenze des jetzt zu Kaschmir gehörenden Gilgit-Thales. In diesem weiten Gebiete sitzt das große Volk der Afghanen in zahlreiche Stämme getheilt. Nur zeitweise gelang es begabten Führern, die einzelnen Abtheilungen eines Hauptstammes zu gemeinsamem Handeln zu bestimmen und die in demselben geographischen Abschnitte wohnenden Stämme sich unterthänig zu machen. Seit Dost Mohammed's kräftiger Regierung (1838 bis 1863) ist die alte Stammesverfassung gebrochen; es hat jetzt kein praktisches Interesse mehr, die Auftheilung der Afghanen in Haupt- und Nebenstämme zu verfolgen, und es kann genügen, lediglich die Namen der drei Hauptstämme der Durani, Ghilzai und Yusufzai zu nennen[9]). Als ein Beispiel, wie räumlich nahe die Namen wechseln, sei das verhältnißmäßig kurze Thal des Arghasan-Flusses (östlich von Kandahar) genannt. „Die Quellflüsse am Surghar und Samai sind von Ghilzai bewohnt, der obere Thalschluß ist in den Händen der Barakzai, der mittlere Theil bildet die Wohnsitze der Alikazai von den Popalzai; unterhalb dieser gehört das Thal wieder den Barakzai."

Eine eigene Stellung unter den Völkern Afghanistans nehmen die handeltreibenden Classen ein; es gilt dies sowohl von den aus fremder Erde zugewanderten Familien, den Indiern, Sayad (aus Persien eingewanderten Schiiten), welche den ganzen Pferdehandel in Händen haben, den Babis, seßhaften Krämern und Aufkäufern, wie denjenigen Stämmen, die sich mit dem Verschaffen der Waaren befassen, worunter die Powindah, d. i. Läufer, den ersten Rang einnehmen. Die Unsicherheit der Wege machte es zur Nothwendigkeit, daß die Verbringer der Waaren als geschlossene, militärisch organisirte Körper die Transporte gegen Angriffe gerade so zu schützen haben, als wenn sie sich in Feindesland bewegten; die Lieferung der Waaren wurde das Geschäft eigener Classen und die Beschäftigung zog einen Handelsgeist groß, der den ganzen Stamm der Powindah außerordentlich weite Reisen zur Verschaffung und dem Vertrieb der Waaren unternehmen läßt. Nach Davies[10]) bewohnen die Powindah die Hochflächen zwischen Kilat-i-Ghilzi und Ghazni östlich bis zum Suleiman-Gebirge und zerfallen in fünf Hauptstämme; sie widmen sich hier größtentheils der Aufzucht der Kameele, von denen sie große Herden besitzen; andere treiben Ackerbau. Im Sommer ziehen sie mit ihren Zelten auf den Weiden umher und entrichten dem Amir einen nach ihrem Besitze an Kameelen, Rindern, Schafen und Ziegen bemessenen Tribut. Gegen den October zu bilden sich ihre Handelskarawanen; die einen verkehren zwischen Kandahar und Herat, andere zwischen Kabul und Bokhara, der größere Theil geht nach Indien; man schätzt die Zahl

[8]) Für den Südostrand vergl. T. W. H. Talbort's Karte des Grenzstriches von Dera Ismael Khan, Journal der Asiat. Ges. für Bengalen 1871, S. 1 ff.

[9]) Eine große Zahl von Stämmen schildert F. Spiegel, Eranische Alterthumskunde Bd. I (Leipzig 1871), S. 307 ff.

[10]) Report on the Trade of Central Asia, Parliamentary Papers, London 1864.

der jährlich nach Indien kommenden Männer zu 7200 mit 35,000 Kameelen. Die Powindahs ziehen aus der Heimath mit ihren Familien aus; in Indien angekommen, richten sie in den Indusgegenden Lager ein, und lassen dort die Schwachen wie sämmtliche Frauen und Kinder zurück; die kräftigen Männer dagegen vertheilen sich über das Land und gelangen bis Karatschi an der Indusmündung, bis Benares am Ganges, ja sogar bis Calcutta. Früher reisten sie durchaus auf Kameelen; neuerdings haben sie an Hauptorten ihre Agenten und bedienen sich der Eisenbahnen und Dampfer. Im April formiren sich dann die Karawanen aufs Neue und kehren mit den in Indien für die afghanischen Märkte eingehandelten Gegenständen in die Heimath zurück. Jenseits der Grenze reisen sie bis an die Zähne bewaffnet, im britischen Indien müssen sie die Waffen ablegen. Man hofft, Powindahs auch zum Handel nach Kaschgar und Westchina bestimmen zu können. In den letzten Jahren brachen unter den Powindah Blutfehden aus, und die Zahl der Händler auf indischen Märkten nahm bedeutend ab.

Für die zweite große Gruppe der Bevölkerung ist in Geographiewerken die Bezeichnung Tadschik eingeführt worden, womit seit 13 Jahrhunderten ein persisch Redender bezeichnet und ethnographisch ein Nachkomme der alten Iranier angezeigt wird. Die Afghanen gebrauchen jedoch diesen Namen (der erst in Nachbarländern allgemein in Gebrauch kommt) nicht. Parsiwan, d. i. Städter, nennt sich die gewerbetreibende Classe dieser Gruppe; Dihwar, Dorfbewohner oder Dikkan, Landmann, heißen die den Ackerbau pflegenden Tadschik. Die Parsiwans sind sehr geschickte Arbeiter; ihre Gewebe mit dick aufgetragenen und doch haltbaren Farben erregten in Manchester großes Aufsehen; durch Einziehen von bunten Mustern in ungeschorene Schaffelle werden diese zu kostbarem Pelz umgewandelt; sehr unvollkommen sind dagegen ihre eisernen Geräthe und Stahlwaaren mit Einschluß der Waffen. „Die Einwohner von Kandahar fand ich durchgehends gut gekleidet und wohlhabend; sie benahmen sich anständig, friedfertig und machten freundliche Mienen.“ (Bellew 1871.) Neben den Parsiwans kommen noch an 12,000 Familien Neuperser vor, hier wie überall in Centralasien unter Mohammedanern der sunnitischen Secte, Kisilbaschi genannt, Nachkommen der von Nadir Schah hier angesiedelten Stämme. Die Landleute oder Dihwar sind trotzig und gewöhnen sich schwer an Ordnung; sie verrichten die schwersten Arbeiten, gelangen aber selten zu Wohlhabenheit. „Ihr Anzug besteht aus einem langen Ueberwurf, unten offenen, nicht gebundenen Hosen, dunklem Rock meist aus Filz, Gürtel und Sandalen; die Kopfbedeckung besteht aus hohen Kappen, selten aus Turbanen. Die Männer ackern, hüten das Vieh und sind leidenschaftliche Jäger.“ (Cook.) „Das Argandab-Thal aufwärts hatten wir ein Bild der Wohlhabenheit und des Ueberflusses; meilenweit führte der Weg durch Kornfelder, Gärten, die mit Recht wegen ihrer Granatäpfel berühmt sind, und Dörfer.“ (Bellew.)

Indier, hier Hindki genannt, „sind wie die Juden in Europa als Händler überall anzutreffen, sie sind reich, aber verachtet“ (Davies). Ethnographisch interessant und seinerzeit bei Zugänglichkeit der Thäler lohnendster Gegenstand eingehender Untersuchung sind die Bewohner der dem Hauptkamme des Hindukusch zunächst liegenden Thäler Tschitral und Mastutsch und westlich davon, durch den Tschitral entwässernden Kunar-Fluß getrennt, das Gebirgsland Kafiristan. Hier wohnen unter verschiedenen Namen Reste der Urbewohner des Landes, Arier im Aeußern, in Sitten und Religion[11]).

Türkisch-tatarische Stämme finden sich nur in den Provinzen nördlich des Hindukusch, insbesondere in Turkistan (Balkh-Khulm) und Maimene. Hauptrepräsentanten dieser Race sind Uzbeken und Turkmenen; Kirgisen streifen von Karategin her bis über den Oxus, haben aber diesseits desselben keine Wohnsitze. Mongolischen Ursprungs sind die Aimak und Hazara, zwei Völkerstämme im Quellgebiete des Murgab, welche durch sprachliche Untersuchungen als Nachkommen eines mongolischen Stammes erwiesen sind, der im Gefolge eines centralasiatischen Eroberers nach Iran kam.

Die Religion ist bei den afghanischen Hauptstämmen der sunnitische Islam; die Grenzvölker gegen Indien und die Parsiwan sind theilweise, die angesiedelten Perser und am Nordabhang des Hindukusch Tadschik wie Uzbeken sind ausschließlich Schiiten; zwischen beiden Parteien besteht, wie überall im Gebiete des Islam, der größte Religionshaß, der sich nicht selten in blutigen Kämpfen äußert.

### 6. Staatliche Verhältnisse.

Amir[12]) Dost Mohammed, gestorben 1863, war davon ausgegangen, daß die örtliche Verwaltung durch die Oberhäupter der in jedem Districte angesiedelten Stämme zu behandeln sei; ihren Gehorsam sicherte er sich durch starke Garnisonen seiner persönlichen Truppen an den strategisch wichtigen Punkten und durch Einsetzung seiner nächsten Familienangehörigen als Gouverneure in Hauptprovinzen. Unter dem gegenwärtigen Fürsten Scher Ali nahm die Zahl der civilen und militärischen Aufsichtsstellen zu, und wenn auch die häufigen Meldungen, daß dieses oder jenes Stammesoberhaupt (Khan), dieser oder jener Würdenträger (Sirdar) sich unbotmäßig betragen habe, darauf schließen lassen, daß die Verwaltung der eigentlichen Stammesangelegenheiten sich noch in den alten Formen bewege und in der Versammlung der Familienhäupter erledigt werde, so hat doch die Macht der Centralgewalt zugenommen. Dies spricht sich sofort in der Wahl der Gouverneure aus. Seitdem das Streben nach Selbständigkeit seitens des Sohnes des Amir, Gouverneur Jakub Khan zu Herat, den Besitz dieser Provinz gefährdete, werden die Gouverneure nicht mehr aus den nächsten Familienangehörigen, sondern aus ergebenen Dienern des fürstlichen Hauses genommen. Mit echt orientalischem Mißtrauen werden diese höchsten Beamten einer unausgesetzten Ueberwachung durch Aufpasser unterworfen; sie werden zeitweise versetzt, um der Bildung eines dem Staatsoberhaupte gefährlichen Anhanges vorzubeugen, und werden zur Revision der Steuerrechnungen nach Kabul befohlen. Dennoch ist das alte Erbübel orientalischer Wirthschaft, Untreue und Selbstsucht der Beamten, keineswegs ausgerottet, sondern ein sehr fühlbarer Krebsschaden. Der Beschwerdeweg zum Amir ist nicht ausgeschlossen, aber dieser leistet dem Uebel dadurch Vorschub, daß er in solchen Fällen nicht bloß die Angezeigten mit schwerer Geldbuße trifft, sondern diese auch solchen auferlegt, die nach seiner Ansicht dem Beamten halfen oder von seiner Handlungsweise Nutzen hatten. Mit den Finanzen steht es sehr schlecht; über die Höhe der Einnahmen ist noch keine Schätzung versucht worden, ihre Erhebung findet bald im Wege der Verpachtung, bald der Selbsteinhebung durch fürstliche Beamte statt; das letztere Verfahren ist aber nicht weniger drückend. Feste Steuerziele kennt man nicht; unvermuthet fällt der Steuerempfänger mit einer Schaar Bewaffneter in die Dörfer oder Lager der Nomaden ein und

---

[11]) Dem Amir von Kabul ist dieses Alpenvolk nicht unterthan; seine Darstellung ist der Schilderung der Hindukusch-Alpen vorbehalten.

[12]) Amir, meist verderbt in Emir, bedeutet einen Mohammedaner hohen Ranges und wurde hier im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts der Herrschertitel (s. unten).

schon der Begleitung wegen liefert Jeder das Geforderte ab; nicht Geld, sondern ein Zehnten in Vieh und Getreide wird genommen. Ganz verwerflich ist die Art der Berichtigung der Gehalte und Soldlöhne; es geschieht dies durch Aushändigung von Berechtigungsscheinen. Dem Beamten und Offiziere ist es dann überlassen, die ihm überwiesenen Naturalien im angewiesenen Bezirke sich selbst zu holen. Eine drückende Last sind Militäreinquartierungen; solche Abtheilungen treffen stets als gefürchtete Feinde und Blutsauger ein.

Die Armeestärke wird sehr verschieden angegeben. Der letzte amtliche und seither öfter lediglich wiederholte englische Bericht von 1863 lautet: „Die reguläre Armee kann zu 16 Regimentern Infanterie mit einer Nominalstärke von je 800 Mann, 3 Cavallerieregimentern zu je 300 Säbeln und einem Artilleriepark von 1 Mörser, 5 Belagerungs-, 76 Feldgeschützen und 6 Bergkanonen angenommen werden. Daneben giebt es eine 3500 Mann starke irreguläre Infanterie und als letztes Aufgebot eine Miliz, von welcher jeweils 1000 bis 1500 Mann an jedem Sammelplatze zusammengebracht werden mögen. Sehr stark ist die Cavallerie, sie kann zu 20,000 Mann geschätzt werden." Diese Angaben werden, was die Ziffern der Mannschaft betrifft, noch heute zutreffen; wenigstens liegt vom Januar 1877 eine glaubhafte Meldung dahin vor, daß die Cavallerie in 28 Regimenter zu je 600 Mann gegliedert sei; Fortschritte machte dagegen die Miliziufanterie und die reguläre Artillerie. Ein großer Theil der Miliz ist seit 1875 in irreguläre, selbst reguläre Infanterie umgewandelt; ihre Bewaffnung bilden bei der regulären Infanterie gezogene Vorderlader, für einen Theil sogar Hinterlader, die theilweise im Arsenal zu Kabul aus Vorderladern hergestellt sein sollen, bei der Cavallerie Carabiner und Säbel. Die reguläre Armee ist in blaue Röcke und rothe Hosen gekleidet, die Füße stecken in hohen Stiefeln; die Cavallerie ist ausgezeichnet beritten, und das Aussehen der Krieger martialisch, ihre Haltung soldatisch; das englisch-indische Exercierreglement wurde 1874 in das Paschtu übersetzt. Die Artillerie soll sich auf 4 schwere, 17 Maulthier- und 5 reitende Batterien gehoben haben; diese Angaben sind nicht ganz unglaubwürdig, da seit 1874 eine große Artilleriewerkstätte in Kabul eingerichtet ist und ihr fleißiger Besuch zu den Liebhabereien des Amir gehört.

## 7. Afghanistans Beziehungen zu England[13]).

Im Beginn dieses Jahrhunderts erstreckte sich das von Ahmed Schah Abdalli 1747 gegründete Reich von Herat bis Kaschmir, von Balkh bis Sindh und befand sich in den Händen seines Enkels, Zeman Schah; der mächtige Barakzai-Stamm der Durani, welcher südwestlich von Kandahar wohnt, entthronte ihn, rief seinen Bruder Mahmud zum Regenten aus, dieser wurde 1803 wieder abgesetzt von Schah Sudscha, einem Bruder von Zeman Schah, der sich auf britisches Gebiet flüchtete, hier eine Staatspension erhielt und unbeachtet in Ludhiana (an der Dehli-Lahor Eisenbahn) abstarb. An die Residenz von Schah Sudscha wurde 1808 Elphinstone abgesandt, um diesen zu einem Bündniß gegen den von Napoleon geplanten Einfall eines persisch-französischen Heeres in Indien zu bewegen; im Vertrag vom 17. Juni 1809, in welchem dem Fürsten der Titel gegeben wird „Seine Majestät der König der Durani", verpflichtet sich die englische Regierung zur Vertheidigung des königlichen Besitzes im Falle des Angriffes von einer persisch-französischen Armee, dagegen wird Afghanistan im Falle des Vorbrechens einer ausschließlich persischen Armee kein Schutz gewährt. Kaum hatte Elphinstone Kabul verlassen, so entsetzten die Barakzai den Schah Sudscha, und dieser fand nach längeren Irrfahrten schließlich 1816 ein Asyl gleichfalls in Ludhiana. In den Wirren um den Thronbesitz ging das Reich in Trümmer; dem Herrscher Mahmud Schah blieb nichts als Herat; Balkh nahm Bokhara, die unteren Indusländer eignete sich der Sikh-König an, das Hauptland wurde unter die Brüder aus dem Fürstenhause der Barakzai getheilt und Ghazni fiel dabei Dost Mohammed zu. Dieser wußte sich in kurzer Zeit auch über Kabul zum Gebieter und zum Mächtigsten unter den Barakzai-Sirdars emporzuschwingen.

Schah Sudscha gab die Hoffnung, sich selbst auf den Thron zu setzen, noch immer nicht auf; von Ludhiana aus trat er mit Randschit Singh, dem Maharadscha der Sikh, in Unterhandlungen; am 12. März 1834 kam ein Vertrag zu Stande, der im Grunde als eine Vereinbarung über Theilung der etwaigen Beute zu betrachten ist. Schah Sudscha betrat über das Sikhreich sein Land, wurde aber mit seinen Anhängern aus Kandahar von Dost Mohammed nach kurzem Aufenthalt vertrieben und wandte sich wieder nach Ludhiana, Randschit Singh hatte inzwischen von Peschawar Besitz genommen; Dost Mohammed rief die Gläubigen zum Glaubenskrieg auf und nahm den Titel an Amir-ul-Mominin, „Führer der Gläubigen", den von nun alle Landesfürsten führen. Die Sikh verstanden Zwietracht unter die Führer zu bringen; einer nach dem andern verließ das Lager und das große zur Vernichtung der Sikh zusammengezogene Heer schwand weg „wie Schnee vor der Sonne"; Peschawar blieb für die Afghanen verloren. Neue Gefahren drohten von Persien, dessen Ansprüche auf Herat und Seistan Rußland unterstützte, dem Persien seit dem Frieden von Turkmantschai (1828) offen steht. 1838 zogen die Perser vor Herat, und Dost Mohammed war geneigt, einen englischen Abgesandten zu empfangen in der Erwartung, daß dieser ihm wieder zum Besitz von Peschawar verhelfen und gegen die Sikh Luft machen werde. Capitän Burnes kam nach Kabul, brachte aber die gewünschten Zusicherungen nicht, und so wandte sich der Amir von den Briten ab und den Russen zu. Nach Burnes' Berichten war die Barakzai-Partei und ihr Oberhaupt Dost Mohammed im Kabulthale nicht beliebt; seine Hinneigung zu Rußland faßte die indische Regierung als eine neue Gefahr vor Einfällen von Westen her auf, wie sie das westliche Indien seit Mitte des 18. Jahrhunderts wiederholt gesehen hatte; ein ergebener Fürst schien eine Nothwendigkeit. Ein Vertrag vom 8. Juni 1838 zwischen England, den Sikh und Schah Sudscha leitete die Zurückführung Sudschas ein, der von nun stets den Beinamen „ul-Mulk" annimmt, womit im Moghulreiche ein dem kaiserlichen zunächst stehender Rang bezeichnet wurde. Am 8. Mai 1839 wurde Sudscha zu Kandahar gekrönt und Dost Mohammed, der sich selbst überlieferte, nach Hindostan verbannt. Sudscha fand jedoch keine freundliche Aufnahme, er konnte sich nur mit Hülfe englischer Bajonette halten. Verschwörungen brachen aus und führten zur Ermordung Sudscha's wie der britischen Schutztruppen. Nach Rächung der Angriffe auf ihre Truppen im afghanischen Kriege entließen die Engländer Dost Mohammed seiner Haft, und dieser führte von nun an ein kräftiges Regiment. Im Sikh-Krieg bereitete der Amir den Engländern Verlegenheiten, wo immer er konnte; er besetzte selbst Peschawar, räumte es aber eiligst wieder, als englische Truppen davon Besitz nahmen. Nun folgt eine Zeit freundlichen Verhaltens gegen den neuen Nachbar; Balkh im Norden des Hindukusch wird 1851 Bokhara wieder abgenommen, und im März 1855,

[13]) Hauptquellen hierfür sind Band II der Treaties relating to India and neighbouring countries (Calcutta 1863) und die betreffenden Abschnitte in den jährlichen Verwaltungsberichten für das Pandschab.

als die Brüder des Amir aufständisch zu werden drohen, schließt er mit den Engländern den ersten Freundschaftsvertrag. Inhaltreicher wird ein Vertrag vom 26. Januar 1857; auf die Dauer des englisch-persischen Krieges aus Anlaß des Vormarsches der Perser gegen Herat, welche nicht dulden wollten, daß sich dort 1855 ein Blutsverwandter des Königshauses von Afghanistan festsetzte, wurde dem Amir eine Geldsubsidie von monatlich 200,000 Mark ausbezahlt, zugleich aber das Recht beansprucht und auch ausgeübt, europäische Offiziere als Aufsichtsbeamten der richtigen Verwendung des Geldes zur Stärkung der Wehrkraft nach Kandahar abzuordnen. Nach dem Friedensschlusse mit Persien zu Paris (4. März 1857) hörte die Subsidie auf und die Offiziere kehrten wieder nach Indien zurück; Unabhängigkeitsgelüsten des Fürsten zu Herat, wo seit dem Abzuge der Perser wieder ein Blutsverwandter des Königshauses von Afghanistan herrscht, macht der Sturm der Afghanen auf die Stadt am 27. Mai 1863 ein Ende.

Dost Mohammed starb zu Herat elf Tage nach Einnahme der Stadt; in den Kämpfen um die Nachfolge in der Herrschaft ertheilte die englische Regierung jederzeit demjenigen Prätendenten, der sich factisch die Macht zu verschaffen wußte, die Anerkennung; die Schlacht von Ghazni, December 1868, brachte endgültig den gegenwärtigen Amir Scher Ali auf den Thron. Große Hoffnungen knüpften sich an den Besuch, den Scher Ali 1869 dem Vicekönig Britisch-Indiens während seiner Anwesenheit in Ambala (an der Lahor-Dehli Eisenbahn) abstattete; man erwartete insbesondere zu einem Handelsvertrage zu gelangen. Allein dem Fürsten fehlte vollständig die Macht, die Anwohner der Hauptzugänge in Zaum zu halten; mußte er doch selbst die Khaiberi mit einem Lösegeld abfinden, damit diese davon abstanden, den Landesfürsten und sein Gefolge beim Durchzug durch ihr Gebiet zu brandschatzen.

Eine große Machtfülle konnten Afghanistan die Verhandlungen des Jahres 1872/73 zwischen Rußland und England über eine Demarcationslinie in Centralasien zwischen ihren beiderseitigen Besitzungen bringen; seit dieser Zeit wird alles Land südlich des Oxus als dem Einflusse des Amir von Afghanistan unterstehend betrachtet, und die Ueberschreitung der Oxuslinie von einer russischen oder englischen Armee würde für die andere Vertragsmacht einen Kriegsfall bilden. In der That brachte der Amir seither Wakhan, Badakschan, 1875 sogar Maimana in größere Abhängigkeit — wir werden über diese Erwerbungen besondern Bericht erstatten —, und von England geschah durch Verwilligung von Geldsubsidien und Waffenlieferungen (allein 1873: 2 Millionen Mark in Geld, 20,000 Gewehre) alles, um dem Amir zu ermöglichen, seine Regierung zu stärken. Wie wenig hierin erreicht wurde, geht schon aus der Schilderung der Verwaltungszustände hervor; völlig machtlos erwies sich der Amir gegen die Grenzstämme. Den Weg über den Khaiber-Paß und am Kabulflusse aufwärts halten Khaiberi und Momand besetzt; die zweite natürliche Handelsstraße den Gomal-Fluß aufwärts ist erst in den letzten Jahren benutzbar geworden, seitdem 1875 englische Truppen jenseits der Reichsgrenze im Weidegebiet der Bhittani (Tank gegenüber) in Blockhäuser eingelagert sind und die Räuber von der Karawanenstraße fern halten.

Die Bestrebungen Englands, die Afghanen für sich zu gewinnen, waren bisher noch nicht von Erfolg gekrönt; so lange überhaupt Beziehungen bestehen, niemals war das Verhältniß befriedigend. Die Afghanen-Könige grollen den Engländern, weil diese Besitznachfolger der Sikh in ihren alten Indusprovinzen blieben. Im letzten Jahrzehnt tauchte der Vorschlag auf, diese Districte den Afghanen zurückzugeben, und 1857 scheinen solche Pläne selbst Gegenstand amtlicher Correspondenz gewesen zu sein. Jetzt sind öffentliche Meinung wie Regierungskreise von einer solchen Politik zurückgekommen; es ist darauf verzichtet, um Afghanistan als Bundesgenossen zu werben, diesem vielmehr ist es überlassen, den Wunsch nach festen Verträgen mit England zu äußern (Rede des Vicekönigs Lord Lytton vom 28. März 1877 im gesetzgebenden Körper zu Calcutta). Der Aufnöthigung des Vasallen-Verhältnisses an den südlich anstoßenden Nachbarstaat Kelat wird im gegebenen Augenblicke sicher auch der erforderliche Druck auf das Reich der Durani in Afghanistan folgen.

---

# Zur Ethnographie Altägyptens.

*a.* Zu den neuerdings wiederholt auftretenden noch keineswegs ausgetragenen ethnographischen Fragen gehört jene nach dem Ursprunge der alten Aegypter, der Leute von Kemi. Es treten sich hier zwei Ansichten einander gegenüber; die Einen, vorwiegend von linguistischen Gesichtspunkten ausgehend, stellen sie mit den Semiten zusammen. Die Anderen, und dies sind namentlich Anthropologen, vereinigen sie mit den Afrikanern, zunächst mit den Berbern.

Gerland (Behm's Geographisches Jahrbuch 1876, S. 403) nennt ihre völlige Abscheidung von den Semiten eine unmögliche, was schon aus der Betrachtung der ägyptischen, der berberischen und verschiedener anderer nordostafrikanischer Sprachen hervorginge. Deshalb und ferner aus physiologischen wie aus historisch-geographischen Gründen vereinigt er die Afrikaner mit den Semiten zu einer großen Race. In seiner dem sechsten Bande von Waitz' „Anthropologie" beigegebenen ethnographischen Weltkarte überdeckt denn auch Gerland alle Nordafrikaner und Araber mit einer Farbe. Etwas näher begründet Gerland seine Ansicht im Text zu seinem „Atlas der Ethnographie" (Leipzig 1876, S. 44). Uns erscheint jedoch das, was er über die geographische Zusammengehörigkeit, das psychische Leben, die Uebereinstimmung in Sitten und Gebräuchen zwischen asiatischen und afrikanischen Semiten sagt, weniger beweisführend für seine Theorie von der Einheit beider, als die Betrachtung über die Sprachen, welche homogenes Bildungsprincip zeigen. „Es ist merkwürdig zu sehen, wie bei dem einen Stamm die eine, bei dem andern die andere Eigenthümlichkeit entwickelt und in den sprachlichen Mittelpunkt gerückt ist, welche nur in den semitischen Sprachen alle entwickelt und verwerthet sind, wie ferner die einzelnen formgebenden Principien sich immer höher und höher entwickelt zeigen."

Auf ähnlichem Standpunkte stehen die Aegyptologen, namentlich Brugsch, der in seiner soeben erschienenen „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen" (Leipzig 1877) eine Menge Beweise für die Verbindung der alten Aegypter mit den Semiten beibringt. Nach Brugsch darf es als „sicher" gelten, daß die Wiege des altägyptischen Volkes im Innern des asiatischen Erdtheils zu suchen ist. In den Urzeiten des Menschenthums, so sagt er, weit jenseit jeder geschichtlichen Erinnerung haben die Aegypter aus uns unbekannten Gründen den Boden ihrer Urheimath verlassen,

ihren Weg der untergehenden Sonne zugewendet und schließlich die Völkerbrücke der Landenge von Suez überschritten, um an den gesegneten Ufern des heiligen Nilstroms ein neues Vaterland zu finden. Die vergleichende Sprachforschung unterstützt ihrerseits mächtig diese Vermuthung. Die ägyptische Sprache, welche sich auf den Denkmälern der ältesten Zeit ebensowohl als in den spätchristlichen Handschriften der Kopten, der Nachkommen des Pharaonenvolkes, erhalten hat, zeigt in keiner Weise Spuren einer Abstammung und Herleitung von afrikanischen Sprachstämmen. Im Gegentheile weisen die Urwurzeln und die Bestandtheile der ägyptischen Sprachlehre auf einen so innigen Zusammenhang mit den indogermanischen und semitischen Sprachen hin, daß es beinahe eine Unmöglichkeit ist, die engen Beziehungen zu verkennen, welche einst zwischen den Aegyptern und den indogermanischen und semitischen Völkern obgewaltet haben.

Bemerkenswerth ist eine griechische Ueberlieferung, der zufolge des ägyptischen Volkes Heimath in Aethiopien zu suchen sei. Nach einer bei den Alten stark vertretenen Meinung nämlich hätte eine Gesellschaft von Priestern aus der Stadt Meroë die Ehre, als die Urheber der ägyptischen Gesittung zu gelten. Stromabwärts ziehend, so wird nämlich erzählt, hätten sie sich auf dem Gebiete der spätern Stadt Theben angesiedelt und dort den ersten Staat mit theokratischer Regierungsform gegründet. Obschon diese Ansicht auf Grundlage von Ueberlieferungen des Alterthums in den Geschichtsbüchern folgender Zeiten vielfach wiederholt worden ist, so ist ihr dennoch der Stempel des Irrthums aufgedrückt, da sie jeglichen thatsächlichen Beweises entbehrt. Nicht den äthiopischen Priestern verdankt das ägyptische Reich seinen Ursprung, seine Regierungsform und die besondere Stufe seiner hohen Gesittung, vielmehr waren es umgekehrt die Aegypter, welche zuerst stromaufwärts zogen, um in Aethiopien Tempel, Städte und befestigte Plätze zu gründen und mitten unter den rohen dunkelfarbigen Bewohnern den Segen gesitteter Zustände zu verbreiten. Derjenige unter den griechischen Geschichtsschreibern, welcher die wunderliche Mähr von der ersten äthiopischen Ansiedelung in Aegypten aufgetischt hatte, war dem verwirrenden Irrthum anheimgefallen, die Bedeutung, welche Aethiopien während eines verhältnißmäßig späten Zeitabschnittes auf Aegyptens Geschicke ausübte, ohne weiteres Bedenken auf die geschichtliche Vorzeit zu übertragen.

Wenn Aegypten seine staatliche und sittliche Entwickelung Aethiopien verdankte, so müßten in dieser Urheimath Denkmäler vom höchsten Alterthum anzutreffen sein, während, stromabwärts gehend, wir nur auf Denkmäler jüngern Alters stoßen würden. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall: die ältesten Denkmäler, die Pyramiden, liegen an der Spitze des Delta, während stromaufwärts, nach Aethiopien zu, die dort vorhandenen Denkmäler die roheste Auffassung und die mangelhafteste Ausführung der ursprünglich ägyptischen Kunstrichtung zeigen.

Nach den Berichten der griechischen und römischen Schriftsteller des Alterthums, welche Gelegenheit hatten Aegypten zu besuchen und mit den Einwohnern des Landes in nähern Verkehr zu treten, hatten die Aegypter selber den Glauben, Urbewohner ihres Landes zu sein. Das fruchtbare Nilthal bildete ihrer Meinung nach Herz und Mittelpunkt der gesammten Welt. Westlich davon saßen die Völkergruppen, welche den gemeinsamen Namen Ribu oder Libu führten, die Vorfahren der Libyer. Bewohner der Nordküsten Afrikas, dehnten sie ihre Wohnsitze, dem Sonnenaufgange entgegen, bis zu den Gegenden an der Kanopischen Nilmündung (der von Rosette) aus. Den Angaben der Denkmäler zufolge gehörten sie einem hellfarbigen, blauäugigen, blond- und rothhaarigen Menschenstamme an. Nach den Untersuchungen Faidherbe's wären die ersten Vertreter dieses Stammes aus dem Norden Europas nach Afrika übergesiedelt, indem sie ihren Weg durch Spanien nahmen und sich allmälig in den Besitz der libyschen Küstengebiete setzten.

Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß bereits in den fernliegenden Zeiten des vierten Königshauses der ägyptischen Herrscher einzelne diesem Volksstamme angehörende Leute (Männer, Weiber und Kinder) in Aegypten einwanderten, um als gewandte Tänzer, Fechter und Turner in öffentlichen Schauspielen aufzutreten, ganz so wie es noch gegenwärtig die Aegypten bereisenden Moghrebiner mit ihren Possen und Kunststücken zu halten pflegen. Nur zeichnen sich die Libyer auf den Grabkammern, welche in die Zeit vom vierten bis zum zwölften ägyptischen Königshause gehören, vor den rothbraun gefärbten Aegyptern durch eine hellgraue oder hellbraune Haut aus, so daß es beinahe den Anschein gewinnt, als hätten sie mit den späteren weißfarbigen Libyern keine nähere Verwandtschaft.

Das große vielgegliederte Völkergewirr, welches als Urheimath die weiten Landstrecken und Wassergebiete des obern Nils bewohnte, von der ägyptischen Grenze an am ersten Wasserfalle bei Syene, führt auf den Denkmälern die gemeinsame Bezeichnung der Nahasu. In den bunt gemalten Darstellungen erscheinen sie in schwarzer oder dunkelbrauner Hautfärbung mit deutlich erkennbaren Negergesichtern und in einer durchaus ursprünglichen und einfachen Kleidung. Kein Zweifel, daß wir in ihnen die Vorfahren der heutigen Negerstämme zu begrüßen haben. In den Zeiten des höchsten Alterthums wohnten ihre nördlichen Stämme in unmittelbarster Nähe der ägyptischen Grenze, während die von den alten Aegyptern zur Zeit des 17. Jahrh. v. Chr. oft genannten Kar oder Kal (Vorfahren der Galla?) die südlichsten damals gekannten Stämme der großen innerafrikanischen Völkerfamilie bildeten. Diese dunkelfarbigen Nachbarn beunruhigten nicht selten die ägyptischen Unterthanen des Südens, und die Könige mußten zu den Waffen greifen, um die ungläubigen Horden zurückzudrängen, und ihren Einfällen durch starke Wachen und wohlgebaute Festen eine Grenze setzen.

Im Osten dagegen, jenseit der Landenge von Suez, begegnen wir den Leuten, welche die Ägypter als Amu zu bezeichnen pflegten. Will man diesen Namen aus dem Semitischen als „Volk“ oder aus dem Altägyptischen als „Rinderhirt“ erklären, so ist in beiden Fällen das Eine sicher, daß die alten Aegypter diesen Ausdruck in gewissermaßen verächtlicher Weise gebrauchten. Jene Amu waren die Heiden, die Kafir der alten Zeit. In den buntfarbigen Darstellungen kennzeichnet sie vor allen die gelbe oder gelblichbraune Farbe der Haut, während ihre Bekleidung bald eine gewisse Einfachheit, bald in der Wahl des Schnittes und der farbigen eingewebten Zeichnungen den Sinn für Pracht und Reichthum verräth. Seit langer Zeit sind jene Amu als Vertreter semitischer Volksstämme aufgefaßt worden, obwohl nach Brugsch derselbe Name auch mehrere Völker umfaßt, welche mit dem rein semitischen nur eine geringe Verwandtschaft zu haben scheinen.

Als die merkwürdigsten Völker auf dem Gebiete der Amu werden im Laufe der ägyptischen Geschichte die Cheta, die Char (oder Chal) und die Ruten (oder Luten), die ehemaligen Bewohner Palästinas und Syriens, in achtunggebietenden Thaten und Gestalten erwähnt. „Unbestreitbar feststehend“ ist, daß selbst in den ruhmreichsten Zeiten der ägyptischen Königsgeschichte die Amu diejenigen Ländereien im Deltalande bewohnten, welche am Menzaleh-See lagen. Eine große Zahl von Städten und Dorfschaften, Gräben und Wasserbecken auf diesem Gebiete führte einstmals

unverkennbar semitische Namen. Eine Anzahl derselben wird von Brugsch (S. 188 bis 196) mitgetheilt und erläutert. Das wohlbekannte On (Heliopolis der Griechen) bedeutet im Altägyptischen wie im Hebräischen „Stein“. Die „Feste des Azaba“ bei Meades ist hebräisch „Feste des Ozäb“ (des Götzenbildes), und das griechische Byblos, die Stadt Bailos, stammt vom hebräischen Balas, die Maulbeerfeige; Kahani im Delta hat seinen Namen vom hebräischen Kohen (Priester).

Aber auch nach anderer Richtung hin bekundet sich das Vorhandensein semitischer Schößlinge auf altägyptischem Boden. Die in den Todtenstätten gefundenen Denksteine, Särge und Papyrusrollen bezeugen die zweifellose Anwesenheit semitischer Personen, welche im Nilthale ansässig waren und gleichsam das Bürgerrecht erlangt hatten, sowie andererseits die Neigung der Aegypter, ihren Kindern semitische oder in seltsamer Mischung halb semitische, halb ägyptische Namen zu geben. Diese Neigung des ägyptischen Geistes zum semitischen Wesen erklärt Brugsch nur aus einem langen Zusammenleben und frühzeitigen Beziehungen beider Volksstämme. Der vom Nil zum Euphrat gehende Handelsverkehr trug das Seinige dazu bei. Auch die Thierwelt, soweit sie ihre Heimath nicht im Nilthale hat, liefert dafür Belege, wie dieses semitische Lehnwörter, sus für Pferd, kamal für Kameel, beweisen können. Das Bestreben, dem semitischen Wesen in der angedeuteten Weise den Hof zu machen, artete in den Zeiten der 19. und 20. Dynastie zu einer wahrhaft närrischen Sucht aus, semitische Wörter an die Stelle ägyptischer in die Muttersprache einzuführen, und diese Sucht bestand gerade bei den Gebildeten und Priestern. Man wandte z. B. folgende semitische Wörter an: rosch, Kopf; sar, König; beit, Haus; bab, Thür; bir, Brunnen; birkata, See; ketem, Gold; schalom, begrüßen u. s. w.

Im Osten des Niederlandes, in der Umgegend von Ramses und Pitom, hatten sich im Laufe der Zeit die eingewanderten Semiten so breit gemacht und ein solches Uebergewicht über die einheimische ägyptische Bevölkerung erlangt, daß im Laufe der Jahrhunderte eine allmälige Verschmelzung beider Völker entstand. Sie führte zuletzt zur Bildung eines Mischvolkes, dessen Spuren sich bis auf den heutigen Tag an derselben Stelle erhalten haben. Brugsch theilt eine aus der Zeit der 19. Dynastie stammende Urkunde mit, in welcher den Schasu aus dem Lande Aduma (Edom) gestattet wird, sich im Lande Sukot anzusiedeln, um dort sich mit ihrem Vieh zu ernähren. „Offenbar trieb sie die Hungersnoth nach den getreidereichen Fluren des gesegneten Deltalandes, woselbst sie in der Nähe der ihnen stammverwandten, aber seßhaften Bewohner ihren zeitweiligen Aufenthalt in Zeltlagern nahmen.“

Weiter hatten die Aegypter lebhaften Verkehr mit den semitischen Char oder Chal, mit welchem Namen nicht nur das Volk, sondern auch das Land Phönizien bezeichnet wurde. Nach und von dem Lande Char kamen und gingen reichbeladene Schiffe. Selbst Sklaven aus Char waren eine sehr beliebte Waare, die mit hohem Preise von den Aegyptern erstanden wurden. Nach den Urkunden begannen die Wohnsitze dieser Char schon bei der Feste Zar, das ist Tanis-Ramses, und dort bildeten sie den Kern der semitischen arbeitsamen, seßhaften, kunstfertigen, mit dem Handel und der Seefahrt vertrauten Bevölkerung. „Der Einfluß der seßhaften Char auf ägyptisches Wesen ist unverkennbar in tausend Einzelnheiten, deren Kenntniß wir den Mittheilungen der Denkmäler und den Papyrusrollen verdanken. Selbst die feste Stadt Zoan scheint ein Ursitz der Phönizier gewesen zu sein; sie bildete einen wichtigen Knotenpunkt des Handels mit dem gesammten übrigen Aegypten. Der Name der Stadt Zor, neben dem von Zoan, erinnert zu sehr an das bekannte Zor-Tyrus im Heimathlande der Phönizier, um es bei einer Besprechung über Spuren des phönizischen Volksstammes in Aegypten außer Acht zu lassen.“

Von allen semitischen Sprachen erwähnen die Denkmäler nur der Sprache der Char, als der wichtigsten. Wer in Aegypten lebte, redete ägyptisch, die Sprache der Leute von Kemi; wer im Süden weilte, mußte die Sprache der Nahesi oder dunkeln Völker reden; wer sich nach Norden begab, auf asiatisches Gebiet, mußte mit der Sprache der Phönizier vertraut sein.

Noch heutzutage begegnet der Wanderer an den Ufern des Mensaleh-Sees, in der Nähe der alten Städte und Bezirke von Ramses und Pitom, einem ganz eigenen Menschenschlage von Schiffern und Fischern, deren Sitten und Gebräuche, deren geschichtliche Ueberlieferungen, so schwach sie auch immer sein mögen, und deren Vorstellung von göttlichen Dingen sie als Fremde gegenüber den eigentlichen Aegyptern kennzeichnet. Die Anwohner der bezeichneten Gegend, früher Christen, welche sich den Namen der Malakin beilegen, waren unruhige und widerspenstige Unterthanen der Chalifen. Bei ihnen, welche die baschmuritische Mundart der koptischen Sprache redeten, findet sich ein unverkennbarer Ueberschuß von semitischen Worten, deren Ursprung bis in die alten Zeiten zurückreicht, als die Char im Delta saßen. Was indeß als Hauptmerkmal ihres alten heutzutage vergessenen Ursprungs gelten darf, das ist das nicht-ägyptische, gleichsam den Hyksosbildern entlehnte breitknochige Gesicht mit der trotzig aufgeworfenen Lippe, welche den Schiffern vom Mensaleh-See mehr als alles Uebrige den Stempel des Fremdländischen verleiht.

Ob aus all diesen semitischen Einwirkungen, deren thatsächliches Vorhandensein erwiesen ist, sich nun aber eine starke, wesentlich modificirende Beimischung semitischen Blutes bei den Aegyptern annehmen läßt, dürfte nicht so ohne Weiteres zugestanden werden. Neben der historisch-linguistischen Anschauung haben wir nämlich noch die naturwissenschaftliche in Betracht zu ziehen und überhaupt noch andere Stimmen zu vernehmen, ehe wir das Material für ein Urtheil beisammen haben.

Da ist es nun vor allen Prof. Rob. Hartmann in Berlin, welcher (Zeitschrift für Ethnologie 1869 und in seinem Werk „Die Nigritier“) für ein Aboriginerthum der Aegypter einsteht. „Nichts läßt uns vermuthen, daß Mena und sein Haus nicht etwa Kinder afrikanischen Bodens, sondern vielleicht Ankömmlinge aus Asien gewesen.“ Zur Zeit der Pyramidenerbauung stand die ägyptische Cultur bereits auf bedeutender Höhe, und so früh man auch die asiatischen Culturzustände setzen mag, es zwingt keine chronologische Speculation, kein genealogisches Ergebniß, kein Resultat direct angestellter Vergleichung dazu, in der Cultur Assyriens, Persiens, Indiens eine Muttercultur der altägyptischen anzunehmen. Vielmehr ergiebt sich, daß die altägyptische Civilisation diejenige gewisser Districte Asiens beeinflußt habe, ja, daß sie ferner anregend auch auf die Entwickelung europäischer Cultur gewirkt. Als endlich aber einmal wirklich rohe Horden asiatischer Nomaden, die Hyksos, in Aegypten einbrachen, da eigneten diese sich die ägyptische Cultur an.

Waren nun aber die alten Aegypter keine Asiaten, keine Semiten, so fragt sich, zu welchem afrikanischen Stamme sie gehörten? Nach Hartmann waren es Imoscharh oder Berbern, die, von Libyen oder Hochsudan herkommend, sich des fruchtbaren Nilthals bemeisterten. „Hier, unter sehr günstigen Bedingungen menschlicher Existenz, auf einem Boden, der seine Fruchtbarkeit nie ganz verliert, unter den Eindrücken einer Natur, reich an in regelmäßigen Pausen sich

erfüllenden Contrasten von Gut und Böse, an einer unversiechlichen Ader des Lebens und Segens inmitten der todten Wüste, da entwickelte sich denn unter dem neueingedrungenen Stamme jene Cultur, welche eigentlich so recht Ausfluß der localen Landesbeschaffenheit, dabei aber sehr viel allgemein Afrikanisches behalten hat."

Daß die alten Aegypter in den heutigen Kopten und Fellachen sich erhalten haben, wird trotz der arabischen Sprache der letzteren nun nicht mehr angezweifelt. Ihre physische Aehnlichkeit mit Berabra oder Nubiern, mit libyschen Beduinen sowie mit gewissen südlich von Dongola wohnenden Aboriginerstämmen steht außer Zweifel. „Freilich," sagt Hartmann, „dürfte man weder mit Denkmälern noch mit Mumienresten hinsichtlich der Erkenntniß des physischen Altägypters weit gelangen, wenn man nicht die directen lebenden Abkömmlinge desselben und die diesen stammverwandten Stämme zur Vergleichung mit jenem ehrwürdigen Materiale vor Augen hätte. Denn sowohl Kopten wie Fellachen und mohammedanische Städtebewohner sind Nachkommen der alten Bebauer des Nilthals, Erben ihrer physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten, in manchen Gegenden des Landes noch ganz rein, in anderen schon etwas mit dem Blute fremder, namentlich aber syro-arabischer Eindringlinge gemischt. Trotz aller stattgehabten Kreuzungen prädominirt aber der ägyptisch-berberische Typus noch heute im vollsten Maße unter der Bevölkerung. Es würde eine gänzliche Unfähigkeit zur Beobachtung, ja es würde geradezu eine bestimmte Absicht verrathen, sollten sich noch jetzt Leute finden, welche die häufige, vorherrschende Wiederkehr der monumentalen Retu-Physiognomien und Körper innerhalb der Neuägypter hinwegleugnen wollten."

Sehen wir uns nach anderen Schriftstellern um, so finden wir, daß Peschel (Völkerkunde 518) die Retu unbedenklich mit den Berbern und Ostafrikanern zusammenstellt; Fr. Müller (Allgemeine Ethnographie 445) läßt auch die innige Verwandtschaft der Berbern und Altägypter bestehen, leitet aber beide aus den Euphratländern ab und nimmt für Hamiten und Semiten, weil sprachlich[1]) nahe verwandt, eine Urquelle an.

Bereits im Jahre 1846 hatte Dr. Pruner-Bey in einer kleinen Arbeit (Die Ueberbleibsel der ägyptischen Menschenrace) auf das Fortbestehen der alten Retu in dem feinern und elegantern Theil der heutigen ägyptischen Bevölkerung hingewiesen, neben dem ein grober mehr negerartiger Typus zu finden ist. Ausführlicher beschäftigte dieser Anthropolog sich mit der Ethnologie Aegyptens dann in seiner Abhandlung Sur l'origine de l'ancienne race égyptienne (Mém. de la soc. d'anthropologie I, 399 — 433), wobei er namentlich durch Untersuchung der Körpereigenschaften zu folgenden Schlüssen gelangte:

1. Der physische Typus der auf den Monumenten dargestellten Aegypter, welchen wir durch ihre heutigen Nachkommen controliren können, nähert sich dem des Berbers, und infolge dessen betrachten wir den alten Aegypter als einen Zweig des großen libyschen Stammes.

2. Die Linguistik ihrerseits bestätigt die Verwandtschaft der gegenwärtig bei der heutigen Berberrace und den alten Kopten im Gebrauch befindlichen Sprachen.

3. Einige historische Documente sprechen zu Gunsten dieser Ansicht.

4. Wenn der physische Typus des Altägypters sich jenem des arischen Hindu nähert, so läßt uns die Linguistik im Stiche, um hier eine directe Verwandtschaft zwischen beiden Racen annehmen zu dürfen.

5. Die Geschichte der Mizraimiten ist unzweifelhaft viel älter als die unserige. Hat es ein Vorwärtsschreiten der Sprachen gegeben, so ist diejenige Aegyptens älter als die arischen und das Hottentoten-Idiom, welches vielleicht das älteste unter allen noch lebenden Idiomen ist.

6. Ich zögere gleich bindende Folgerungen über den groben Typus zu ziehen, den man auch auf den ältesten Monumenten dargestellt findet. Bezeichnet er etwa nur die Grenze derselben feinern Race oder ist er das Ergebniß einer Mischung mit dem Neger, dem Turanier, dem Hottentoten — eine Mischung, die noch in vorgeschichtliche Zeit fällt?

7. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß eine ältere, weniger feine und intelligente Race das Nilthal vor der Ankunft jenes libyschen Zweiges, welcher die heute noch von uns bewunderte Civilisation schuf, im Nilthale angesessen war.

8. Diese Urrace, wenn wir sie einmal annehmen, hat, wenn auch nicht sichere Spuren ihrer Anwesenheit, doch wenigstens unverlöschbare Züge in der Körperbildung und der Sprache zurückgelassen.

Man sieht, Pruner, der den physischen Aegypter besser als irgend ein anderer Forscher kennt, steht auf Seiten der afrikanischen Abstammung.

Ueberblicken wir die widerstreitenden Ansichten und geben wir einen einseitig linguistischen wie einseitig anthropologischen Standpunkt auf, die allerdings jeder für sich ihre Berechtigung haben, so scheint es uns, als ob die ganze Frage wiederum als ein Beispiel aufgefaßt werden kann, daß von einer absoluten Racentrennung keine Rede mehr sein kann. Weist die Linguistik die Zusammengehörigkeit der nordafrikanischen Hamiten (also der Berbern, Retu, Bedschavölker ꝛc.) mit den vorderasiatischen Semiten nach, so haben die Anthropologen Recht, wenn sie ihrerseits die Verschiedenheit der physischen Eigenschaften betonen, die im Laufe der Zeit auf afrikanischem Boden sich durch das „Mittel" herausgebildet haben. Von einer Einfügung der semitischen Elemente in die Sprachen der Nordafrikaner durch Mischung in früherer Zeit wird aber wohl kaum die Rede sein können; das Gemeinschaftliche erscheint uns als ein ursprüngliches Erbtheil beider. Semiten wie Hamiten gingen aus einer Quelle hervor, ihre heutige Verschiedenheit ist das Product der Zeit und des geographischen „Mittels". Man darf nun entweder Afrika oder Vorderasien für die gemeinschaftliche Urheimath beider Zweige annehmen; alle Untersuchungen über die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Wiege deuten aber bisher auf Asien hin, und so möchten auch wir uns hier für dieses als die Urheimath des hamito-semitischen Stammes entscheiden.

[1]) „Die Verwandtschaft tritt nicht so sehr in den fertigen Sprachformen als vielmehr in der Einheit des Organismus und der Identität der pronominalen Flexionselemente hervor."

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Der Ingenieur Messedagha in Kairo hat, wie in der Pariser Geographischen Gesellschaft am 2. Mai 1877 mitgetheilt wurde, eine trigonometrische Karte von Coelesyrien im Maßstabe von 1:200,000 gezeichnet und ein Memoir dazu geschrieben, worin die Geschichte des Landes seit 2600 Jahren, der physische und politische Zustand desselben und die Archäologie behandelt werden. Bei seinen Wanderungen hat der Autor mehrere bisher unbekannte antike Monumente entdeckt, wie einen von Aelius Hadrianus der Diana geweihten Tempel und das Grabmal des Lysimachus, eines Generals Alexander des Großen (?), welches im Antilibanus auf einer nur mit Hülfe von Seilen zugänglichen Stelle sich befindet. In der Mitte der Nische, welche den noch mit einer schweren Deckelplatte verschlossenen und seines Inhalts wohl noch nicht beraubten Sarkophag birgt, befindet sich noch die Büste des Lysimachus und eine auf ihn bezügliche griechische Inschrift.

— Capitän Butler, welcher im vorigen Jahre in der Verkleidung eines chinesischen Kaufmanns 200 engl. Meilen des Atrek-Flusses (Grenze zwischen Rußland und Persien) aufgenommen hat, hat sich laut Telegramm datirt Calcutta 20. Mai an den vicekönigliche Hof zu Simla begeben, um über seine Wahrnehmungen zu berichten.

— England hat von seinem Rechte (s. Bd. XXXI, S. 224) Gebrauch gemacht, in Ketta in Belutschistan ein Telegraphenbureau errichtet und die Telegraphenlinie in Angriff genommen. Wie aus Calcutta vom 20. Mai berichtet wird, erreichen jetzt Nachrichten aus Kandahar, welche früher drei bis vier Wochen dazu brauchten, Indien in sechs Tagen.

— Auf Sumatra hat sich die Provinz Langsar und damit die ganze Ostküste von Atschin den Holländern unterworfen, der Radscha hat die Bedingungen der holländischen Regierung angenommen und die Blockade ist aufgehoben worden.

— In Hongkong ist mit einem Capitale von 400,000 Taels, das sich auf 2000 Actien vertheilt, eine Versicherungsgesellschaft „On-tai" errichtet worden, welche ausschließlich unter chinesischer Leitung stehen und mit chinesischem Gelde arbeiten wird — ein weiterer Schritt, den die Chinesen auf der Bahn der Emancipation von den Fremden thun.

— Soeben (Anfang Juni) ist bei D. Reimer in Berlin der erste Band von F. von Richthofen's „China" in prachtvoller Ausstattung erschienen. Wir werden so bald als möglich eine Besprechung desselben unter Beigabe einiger höchst charakteristischen Abbildungen aus den Lößgebieten Nordchinas bringen, wenn wir auch gleich hier darauf hinweisen müssen, wie unmöglich es ist, im knappen Raume eines Zeitschriftsartikels der Bedeutung eines Werkes gerecht zu werden, welches die Frucht vierjähriger Reisen und ebenso langer Studien ist.

— Japanische Fächerindustrie. Der britische Viceconsul in Osaka, Herr Annesley, giebt einige Mittheilungen über die Ausfuhr japanischer Fächer. Dieselbe betrug im Jahr 1875 etwa 3 Mill. Stück im Werthe von 90,000 Doll. Die im Verhältniß zu früheren Jahren bedeutende Zunahme erklärt sich zu einem guten Theil aus der Weltausstellung in Philadelphia. Fast alle Fächer gehen nach Amerika, nur wenige nach England. Der amerikanische Vertrieb befindet sich in den Händen weniger Häuser, die beinahe ein Monopol besitzen. Der Hauptfabrikplatz für die „Ogi" oder faltbaren Fächer ist Osaka, wo alle Arten dieser fast ausschließlich begehrten Fächer gearbeitet werden; das Bemalen derselben wird in Kiyoto vorgenommen. Die Japanesen jedoch beziehen ihren Hausbedarf aus Nagoya, und diese Fächer sind wohlfeiler. Aus einer eingehenden Schilderung der „Hiogo News" ersehen wir, daß auch in diesem Geschäftszweig die vollständigste Theilung der Arbeit stattfindet. Zur Zeit der Verschlossenheit des japanischen Reiches war auch der theuerste Fächer noch billig zu nennen; seit Zulassung der Ausländer aber sind auf Bestellung einzelne Fächer zu 10 bis 15 Doll. das Stück angefertigt worden. In alten Zeiten überstieg der Verkauf im ganzen Reiche selten 10,000 Stück. (A. Z.)

— Die Russische Geographische Gesellschaft, welche an Rührigkeit alle anderen zu übertreffen anfängt, unternimmt die Veröffentlichung einer historischen Skizze der geographischen Forschungen im nördlichen Asien, welche Berichte von allen Expeditionen, ein Verzeichniß von Werken über Nordasien und eine Karte mit Angabe der wichtigen Reiserouten enthalten soll. Das Werk wird 1879 erscheinen, d. h. zum dreihundertjährigen Jubiläum des Zeitpunktes, wo Jermak, der Eroberer Sibiriens, den Ural überschritt.

— Der Kaiser von Rußland hat seine definitive Zustimmung zum Bau der Eisenbahn von Orenburg nach Taschkend gegeben. Die Linie soll von Orenburg über Orsk nach dem Dschity Kul und Kuyuk-See führen und sich dort gabeln; der nördliche Arm schließt über Troizk und Jekaterinburg an die sibirische Bahn an, der südliche geht in weitem Bogen mit Vermeidung der Steppe und Wüste nach Taschkend. Letzterer ist 1800 Werst lang, die Troizker Zweigbahn 300.

— Die Frage, in welcher Stadt die zu errichtende sibirische Universität ihren Sitz erhalten soll, ist endlich zu Gunsten von Omsk, dem administrativen Centrum von West-Sibirien, entschieden worden. Lange Zeit schien es, als würde die Regierung Tomsk vorziehen; aber schließlich entschied sie gegen letztere Stadt, weil dieselbe ein Hauptverbannungsplatz ist, und die Studenten dort leicht von den politischen Gefangenen beeinflußt werden könnten. Der Bau des Gebäudes soll sofort beginnen, so daß es im Juli 1880 bezogen werden kann. Die jährlichen Unterhaltungskosten belaufen sich auf 307,000 Rubel.

— Die Frage über die Expedition an die Angara (vergl. „Globus" XXXI, S. 368) ist in ein neues Stadium getreten und scheint nun bedeutend größere Dimensionen annehmen zu wollen. Herr Sibiriakow hat nämlich die Russische Geographische Gesellschaft benachrichtigt, daß er zu einer weitern Geldspende bereit sei, wenn mit der Angara-Expedition eine genaue Untersuchung der Verbindungen des Ob und Jenisei durch den Fluß Ket, und des Jenisei und der Lena durch die Angara und den Ilim verbunden würde. Da eine befriedigende Lösung dieser Frage von der größten handelspolitischen Bedeutung ist, indem dadurch eine directe Wasserstraße von der Nordwestgrenze Chinas über den Baikalsee, die Angara, den Jenisei, Ket, Ob und Tobol fast bis an die Grenze des europäischen Rußlands erschlossen würde, so beschloß der Vorstand der Geographischen Gesellschaft, diesen Vorschlag der für die Angara-Expedition ernannten Commission zu überweisen. (Russ. Revue 1877, Heft 4.)



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

## V.

Das Thal der Herkyna und das Orakel des Trophonios. — Das Kloster Stiris. — Arachova. — Besteigung des Parnassos. — Nach Kastri (Delphi).

Die größte Merkwürdigkeit Livadias, wie der Name des antiken Lebadeia heute ausgesprochen wird, ist die Höhle des Trophonios, der Sitz eines Orakels, welches schon im sechsten vorchristlichen Jahrhundert solchen Ruf besaß, daß Krösos von Lydien sich dorthin um Rath wandte, und welches noch im zweiten nachchristlichen Säculum allein von allen böotischen Wahrsagestätten Rathlosen das Kommende verkündete. Der Weg dorthin führt am Bache aufwärts in die wilde Schlucht, deren graue und rothe Felswände senkrecht in den Fuß eines Vorberges des Helikon (des antiken Laphystion) einschneiden, und die von enormen herabgerollten Steinblöcken ganz überschüttet ist. Kommt man näher, so entfaltet sich vor dem Beschauer eine der großartigsten und malerischesten Ansichten in ganz Hellas. Der breite, schäumende Bach fließt unter einer einbogigen, spitzen türkischen Brücke daher; zur Linken beschatten große Platanen eine hervorsprudelnde Quelle; zur Rechten die schroffen Felsabstürze des Eliasberges, von mittelalterlichen Mauerresten gekrönt, und im Hintergrunde endlich die geheimnißvolle enge Schlucht. Aus jenem alten Festungsgemäuer soll nach dem Volksglauben ein Gang in die darunter befindliche Höhle hinabführen; doch hindurchgegangen ist noch Niemand. Jene Quelle mit lauwarmem Wasser zur Linken, die am Fuße der östlichen Felswand hervorquillt, ist die alte Herkyna, die heutige Chilia. Der von ihr gebildete Bach war in alten Zeiten die Grenze zwischen der Stadt und dem westlich davon gelegenen heiligen Bezirke des Trophonios, und jeder, der dessen Orakel befragen wollte, mußte zuvor im Bache baden, weshalb auch das Bild der Quellnymphe in einer nahen Grotte mit dem Gotte des Orakels zu einer Gruppe vereinigt war, ähnlich wie die des Asklepios und der Hygieia. Den Mittelpunkt des Heiligthumes bildete der mit einer Statue von der Hand des Praxiteles geschmückte Tempel des Trophonios, welcher wahrscheinlich nahe dem linken Ufer des Baches, an der Stelle einer Kirche der Panagia, in welcher sich mehrere Granitsäulen, Architekturfragmente und Inschriften erhalten haben, stand. Außerdem enthielt der Tempelbezirk noch ein Heiligthum der Demeter und eine Statue des Zeus, während der Tempel der Quellnymphe Herkyna, in welchem dieselbe als Jungfrau mit einer Gans in den Händen dargestellt war, auf dem rechten Ufer des Baches stand. Herkyna — so berichtet Pausanias (IX, 39, 2) — spielte mit der Demeter Tochter Kora (Proserpina), als ihr eine Gans, die sie in Händen hielt, entschlüpfte, in die nahe Höhle entlief und sich unter einem Stein verbarg. Kora eilte herzu und griff nach dem Vogel; als sie aber den Stein, unter welchem er lag, aufhob, sprudelte eine Quelle hervor, und davon wurde der neuerstandene Bach Herkyna genannt.

Am Fuße der westlichen Felswand ist eine Oeffnung sichtbar, durch welche bis in den Anfang unseres Jahrhunderts das Wasser einer frischen, kalten Quelle, welche die Ein-

wohner Krya (die Kalte) nannten, hervordrang, bis dieselbe plötzlich versiegte, und bald darauf mitten im Bette der Herkyna dreifach getheilt wieder hervorbrach. Wahrscheinlich (sagt C. Bursian, Geographie von Griechenland I, S. 208) sind ähnliche Veränderungen schon früher mit dieser Quelle vorgegangen, da alte Zeugnisse von zwei unmittelbar neben einander hervorsprudelnden Quellen reden, die eine „das Wasser der Vergessenheit", die andere das „der Erinnerung" genannt, aus welchen der, welcher das Orakel befragen wollte, trinken mußte. In der Nähe jener Quelle ist in der Fels-

Die Herkyna (Chiliá) bei Livadia.

wand, am linken Ufer des Baches, eine viereckige Kammer von 12 Fuß Länge, 11 Fuß Breite und 8 bis 9 Fuß Höhe ausgearbeitet, an deren Wänden Steinsitze angebracht sind; daneben finden sich eine große Anzahl größerer und kleinerer Nischen und unmittelbar über dem Boden eine enge Oeffnung, die zu einem unterirdischen Gange führt, der 25 bis 30 Fuß tief in das Innere des Berges eindringt und in einer zweiten Höhle, deren Boden jetzt mit Wasser bedeckt ist, endet. Es sind das Anlagen, deren Bestimmung durchaus nicht mehr mit einiger Sicherheit zu erkennen ist; bei den mannigfachen Veränderungen, welche namentlich mit Bezug auf die Wasseradern hier vorgegangen zu sein scheinen, wäre

Korakolithari (der Rabenfels).

es wohl möglich, daß die Quellen der Herkyna im Alterthume aus dem Boden dieser Kammer hervordrangen, letztere selbst also die Grotte war, in welcher die Gruppe des Trophonios und der Herkyna aufgestellt war. Keineswegs befand sich aber hier die Orakelstätte selbst, wie Manche, z. B. Ulrichs und Belle, wollen; dieselbe lag vielmehr oberhalb des heiligen Hains auf oder an dem Berge und war eine in Form eines Backofens, d. h. eines bienenkorbähnlichen Gewölbes künstlich ausgebaute unterirdische Höhle von vier Ellen Breite und acht Ellen Tiefe, deren obere Oeffnung ein auf einem Marmorfundamente ruhendes, eisernes Gitter umschloß. Wie sehr es die Priester verstanden, durch langwierige Vorbereitungen, welchen sich die das Orakel Befragenden zu unterziehen hatten, und möglichst grauenerweckende Proceduren, welche der Höhlenreichthum des Berges erleichterte, den geheimnißvollen Zauber des Orakels zu erhöhen und zu erhalten, möge man selbst bei Pausanias im 39. Capitel des neunten Buches nachlesen. In einer jener Höhlen hat man eine Capelle eingerichtet, wo alljährlich am Sonnabend vor dem Osterfeste Gottesdienst stattfindet. Derselbe ist aber nie sehr zahlreich besucht, weil der Zugang zur Höhle ziemlich gefährlich und an manchen Stellen nur mit Hülfe eiserner, im Felsen befestigter Klammern möglich ist. Da aber während des Unabhängigkeitskampfes eine Anzahl livadischer Familien dort Zuflucht fanden und so dem Türkenschwerte entgingen, so wird aus Dankbarkeit die Capelle bis auf den heutigen Tag in gutem Zustande gehalten.

Es war Abends, als Belle von dem Ausfluge in die Schlucht der Herkyna nach der Stadt zurückkehrte, und mit ihm die Schaar Neugieriger, die sich ihm angeschlossen und ihm beim Ueberschreiten des Baches, beim Klettern u. s. w. willig geholfen hatten.

Die Simandra (Schallbrett) im Kloster Stiris.

Als er am folgenden Morgen erwachte, hing der Himmel voller Wolken und der Donner rollte in den Hochthälern des Helikon und Parnassos; die Regenzeit habe begonnen, sagten die Maulthiertreiber. Trotzdem wurde der Aufbruch nach dem Kloster Stiris beschlossen und in Begleitung eines jungen Livadiers, Alexandros Stavros (s. Abbildung auf S. 18), ins Werk gesetzt. Von allen Seiten liefen Neugierige hinzu, die Abreisenden zu sehen und ihnen Lebewohl zuzurufen; selbst die Fenster waren von Zuschauern besetzt, ein Zeichen, wie selten sich dort Reisende zeigen. Es geht durch die oberen Straßen des Ortes bergauf, über einen dem Aussehen nach ganz türkischen Bazar; dann noch ein Blick auf die von Grün umgebene freundliche Stadt und die Seeebene dahinter, und der Weg tritt in ein Thal, das im Süden vom Helikon und dessen Ausläufern überragt wird. Bald danach führt er über Abhänge, wo Lentiscus, Eichen und Myrthen grünen und der dichte, thaugetränkte Rasen und die schwarze Erde auf ungewöhnliche Fruchtbarkeit deuten. Um so schärfer zeichnete sich dahinter der finstere, großartige Berg aus, dessen Spitzen der Nordwind allmälig von ihren Nebelkappen zu befreien anfing. Nach drei Stunden wurde an einer Quelle gerastet, die am Fuße des Korakolithari (Rabenfels) entspringt. Es ist das eine Art Plateforme, welche die Trümmer eines alten Castells trägt; noch heute ist dort ein Gendarmenposten aufgestellt, um die seit je als Hauptsitz der Räuber geltende Umgegend zu über-

wachen, welche mit ihrem Wirrwarr von buschigen Hügeln den Klephten die schönsten Verstecke bietet. Zur Rechten führt der Weg nach Arachova ab, während der Reisende den nach Distomon einschlug und bald einen wilden Engpaß, einfach Steno (die Enge) geheißen, erreichte. Der Pfad, welcher noch hier und da Spuren türkischer Pflasterung zeigt, führt hoch über dem felsenbedeckten Bette eines Gießbaches hin und tritt nach anderthalbstündigem schwierigen Ansteigen auf eine sanftgewellte Hochebene, aus welcher nur hier und da einzelne Felsen mit Resten kleiner antiker Befestigungen hervorragen. Zur Rechten zeigen sich die gutgebauten Häuser von Distomon und auf dem langen, kahlen Hügel darüber die Reste der Akropolis von Ambrysos. Doch der Tag neigte sich seinem Ende zu, so daß sie südwärts weiter eilten, um noch vor Einbruch der Nacht das Kloster in Stiris zu erreichen. Sie verließen hier das Flußgebiet des Kephisos und des Kopaïs-Sees und stiegen ein enges Thal hinab, welches sie in dasjenige des Korinthischen Meerbusens führte. Als sich dasselbe erweiterte, sahen sie Felder und eingehegte Weideplätze, Häuser von Cypressen und Pappeln beschattet, und an dem gegenüberliegenden bewaldeten Bergabhange einige Dörfer. Zu ihren Füßen lagen die Kuppeln und die neuen Gebäude des Klosters, das dem „Lukas von Steiris" geweiht ist. Ein Kreuz erhob sich auf antiken Grundmauern und bezeichnete die Grenze des klösterlichen Gebietes. Wenige Minuten später langten sie vor der Pforte an und wurden vom Abte und seinen Mönchen freundlich bewillkommnet. Aber selbst das Zimmer des Abtes, welches er willig dem Reisenden als das beste im ganzen Kloster einräumte, hatte weder ein Schloß an der Thür noch Scheiben in den Fenstern, so daß Belle zu seinen Reisedecken greifen mußte, um das Eindringen des Windes und Regens zu verhindern. Auch an Insecten fehlte es auf den mit Teppichen von Arachova bedeckten Divans des Klosters nicht.

In der Mitte des fruchtbaren und gut angebauten Thales liegt ein niedriger tafelförmiger Hügel, heute Palaiochora (Altstadt) genannt, mit sehr alterthümlichen Mauerresten:

Der Gipfel des Parnassos.

dort lag Alt-Steiris, das zu Ende des phokischen Krieges zerstört wurde. Zwanzig Minuten nordwestlich davon steht das Kloster an steilem Bergeshange, der ebenso wie der Gipfel Mauertrümmer aus meist regelmäßigen Steinen trägt, welche einer befestigten Stadt von dreieckiger Form angehört haben. Das war Neu-Steiris, welches an einem höher gelegenen Orte wieder aufgebaut wurde. An seine Stelle ist dann im zehnten Jahrhundert (960) das Kloster getreten, dessen nach dem Muster der Sophienkirche in Constantinopel erbaute Kirche als die schönste in Griechenland gilt und Belle für den Umweg, den er ihretwegen gemacht, reichlich belohnte. Denn sie interessirt wegen ihrer guten Erhaltung und wegen ihres ehrwürdigen Alters. Die große Mittelpforte führt in die Vorhalle (Narthex), deren Gewölbe mit Mosaiken geschmückt sind; das dunkele Innere erinnert an Sanct Nicodemus in Athen (s. Bd. XXXI, S. 51). Eine hohe Kuppel wird von Arcaden mit überhöhten Bogen getragen, und rings um das Schiff läuft eine Bogengallerie, wie in den Kirchen von Constantinopel, wo dieselbe für die Frauen bestimmt war. Auch ihre alten Fenster hat sie bewahrt, wie überhaupt ihre allgemeine Gestalt; leider aber ist sie einem herumziehenden italienischen Künstler in die Hände gefallen, der die alten Gemälde mit Kalk übertüncht und in der Kuppel schreckliche Tauben von Gyps angeklebt hat. Gerade als Belle's Zug das Kloster verlassen wollte, versammelten sich die Mönche zum Gottesdienste; das Instrument, welches die Säumigen zu demselben rief, war noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Türkenherrschaft, welche den Gebrauch der Kirchenglocken den Christen nicht gestattete. Statt dessen mußten sie sich der Simandra bedienen, wie sie in Stiris noch angewendet wird: zwischen zwei Pfählen hängt ein hölzernes mit Eisenstreifen beschlagenes Brett, auf welches zwei Mönche mit gekrümmten eisernen Hämmern schlagen, so daß kurze dumpfe Töne entstehen, welche den Türken in seinem Kef nicht so stören konnten, wie die ihm verhaßten Glocken.

Belle schlug den Weg nach Arachova ein, welcher ihn bergauf und bergab über zahlreiche trocken liegende Gießbäche am Südabhange der Berge zwischen Helikon und Parnassos entlang führte. Wolken hatten den Gipfel desselben von Neuem umhüllt, und das Wetter, welches am Morgen noch schön gewesen war, schlug in Regen um, so daß die Pferde auf

den nassen Felssteigen ausglitten. Dazu wehte ein eisig kalter Wind, und selbst Alexandros Stavros, der muntere, gesprächige Führer, wurde schweigsam und zog sich seinen grauen Wollmantel über den Kopf. So ging es sechs Stunden lang im Unwetter über eine verzweifelt einförmige Landschaft fort, und als sich endlich Arachova zeigte, war zuvor noch eine tiefe, sich quer davorlagernde Schlucht zu umreiten. Auf gewundenen treppenartigen Stiegen führte der Weg in den Ort, wo sie beim Vorsteher freundlichen Willkommen, ein hellflackerndes Herdfeuer zum Trocknen ihrer Kleider

Oberstes Plateau des Parnassos.

und ein Abendessen fanden, letzteres um so willkommener, als die Vorräthe ihres Koches von dem strömenden Regen in einen weichen Brei verwandelt worden waren. Aber welch schreckliches Essen wurde ihnen statt dessen vorgesetzt!

Felsengrab beim Dorfe Kastri.

Suppe von Tomaten, Wasser, ranzigem Oel und Citronenscheiben; gekochtes Hammelfleisch mit spanischem Pfeffer; Reis mit ranzigem Oel; gekochte Gurken mit Tomaten, Oel und Citrone, steinharter Ziegenkäse; mit Harz und Pinienäpfeln zusammen gekochter Wein, der nach dem Bocksschlauche roch, in welchem man ihn aufbewahrte; halbgebackenes Brot ohne Bärme und Salz und zum Nachtische bittere Oliven in Salzlake. Während des Essens hatte sich viel Volks in das Zimmer gedrängt und starrte mit Bewunderung auf den Fremden. Auffallend war der Unterschied zwischen diesen schönen, kräftigen Gebirgsbewohnern und den elenden Leuten drunten in der Kopaïsebene. Die Kinder hier oben sind große, bausbackige Geschöpfe voller Leben, die Männer wahre Athleten, die Greise rüstig wie Jünglinge, und wenn

es mit ihnen zum Tode geht, so sterben sie, ohne die Schwäche des Alters kennen gelernt zu haben. Die Frauen sind stark und haben ein etwas wildes Gesicht mit durchaus albanesischem Typus; viereckiges Kinn, breiter Mund, schöne weiße Zähne, hoch geschwungene Augenbrauen, niedere, von dunkelen Haaren beschattete Stirn zeichnen sie aus. Alles, was sie und ihre Männer auf dem Leibe tragen, ist ihr Werk: sie scheeren die Schafe, spinnen und weben die Wolle, verfertigen daraus Jacken und Mäntel und verzieren dieselben mit grober, aber gefälliger Stickerei. Alle haben sie dieselbe Kleidung: ein einfaches gestreiftes Hemde, am Halse offen, mit langen Aermeln, eine rothe Schürze von dicker Wolle und einen großen braunen Mantel von grobem Tuche, ohne Aermel, ohne Verzierung, vorn offen und ohne Falten bis zum Knie reichend. —

Als sich Belle zur Ruhe begeben wollte, trat ein magerer, struppiger Hirt herein, schüttelte sich wie ein Hund das Regenwasser ab und verkündete, daß der Regen aufgehört habe, der Wind nach Südwesten herumgegangen sei und daß man für den morgigen Tag gutes Wetter erwarten könnte. Da er auch auf Befragen angab, daß die Stege auf dem Parnassos noch gangbar seien und nur auf dem Gipfel schon Schnee liege, so wurde die Besteigung des Berges beschlossen.

Noch bei Nachtzeit verließ die Gesellschaft, von ihrem Führer Alexandros, mehreren Einwohnern von Arachova, welche oben im Gebirge einem Bären auflauern wollten, und etwa einem Dutzend Gendarmen begleitet, welche die landesüblichen spitzen Pantoffeln und Gamaschen über ihren Uniformshosen trugen, Arachova. Die Gendarmen waren vom Eparchen von Livadia ihnen nachgeschickt worden und mußten mit ihrem Kopfe für die Sicherheit der Reisenden bürgen. Anderthalb Stunden ging es einen steilen Felsweg über den schroffen Südabfall des Parnassos hinauf. Oben auf dem Plateau angelangt, lauerten sie lange, bis sich die Baumwipfel vom Sonnenschein rötheten, im buschigen Versteck auf den Bären, jedoch ohne Erfolg; reichlich aber entschädigte sie der Blick auf einen Theil des Korinthischen Meerbusens und der herrliche Sonnenaufgang. Dort oben dehnt sich in 1228 Meter Höhe eine große, ganz von Bergen umgebene Hochebene aus, deren südlichsten Theil ein kleiner See einnimmt; sein im Sommer ganz versiegendes Wasser hat nur durch einen unterirdischen Spalt Abfluß und tritt südlich von Delphi durch ein brunnenartiges Loch wieder als Quelle Sybaris zu Tage. Westlich von dieser größern Ebene liegt eine kleinere, und zwischen beiden erhebt sich ein kegelförmiger Fels, in welchem nahe unter dem Gipfel eine geräumige, im Innern mit Tropfsteingebilden bedeckte Höhle sich öffnet, die dem Pan und den Nymphen geweihte Korykische Höhle, heutigen Tages ein Zufluchtsort für die Briganten des Parnassos. In der That bewiesen, als Belle sie betrat, einige halbverbrannte Holzstücke, daß unlängst Leute sie besucht hatten. Da nun die Schäfer schon das Gebirge verlassen hatten, so war es nicht undenkbar, daß einige Thunichtgute in der Nähe sich befanden und, durch die Ankunft der Gesellschaft aufgejagt, sich in der Nähe versteckt hatten. Darum theilten sich die Gendarmen in zwei Hälften, deren eine die Vorhut bildete, deren andere hinten marschirte, während einige rechts und links das Gestrüpp absuchten. Auch die Hütten, welche die Bauern von Arachova beherbergen, so lange sie hier oben das im Herbste gesäete Getreide ernten und ihr Vieh weiden, wurden leer gefunden.

Felsengrab bei Kastri.

Sie begannen nun von der nordöstlichen Seite her auf steilem Wege den mit Schnee bedeckten höchsten Gipfel des Gebirges (Lykoreia des Alterthums, heute Liakura genannt, 2459 Meter hoch) zu ersteigen. Bald hörte der Fichtenwald auf und kahler Felsboden begann; selbst für die Maulthiere wurde der Anstieg nun zu beschwerlich, und die Gesellschaft war gezwungen, bei schneidend kaltem Winde eine Stunde lang mit Händen und Füßen sich auf einem Schneelager emporzuarbeiten. Oben aber entschädigte sie eine herrliche Rundschau für die ausgestandenen Strapazen: im Osten die grünen Gefilde von Böotien, der Kopaïs-See, das sonnige Attika, Euböa und das Meer mit seinen Inseln; im Norden Oeta, Pindus und Pelion, alle mit schneeigen Kuppen, und weiter noch der Olymp und der klosterreiche Athos; im Süden die wilde Engschlucht von Delphi und der im Sonnenschein funkelnde Meerbusen von Korinth, jenseits dessen in blauer, verschwimmender Ferne des Peloponnes Hochgipfel herüberschauen, und im Westen jenseit des bergigen Chaos von Aetolien die von Wolken umschleierte Adria. Ein Schauspiel, nicht mit Worten zu beschreiben!

Der Abstieg war beschwerlich; mit Freuden ruhten sie bei einem Feuer, welches die Maulthiertreiber im Schutze eines Felsens angezündet hatten. Es war schon Mittag und dabei noch gut sechs Stunden Weges bis Delphi. Der stoßende Schritt der Thiere und die Härte der Saumsättel aber zwang die Reisenden, zu Fuße zu gehen. Quer durch das Gestrüpp, ohne Weg und Steg ging es hinunter, als plötzlich Alexandros Stavros eilig von vorn zurückkam und

dem Führer der Geleitmannschaft zuflüsterte: „die Räuber!“ Nicht einen Augenblick zögerten die Gendarmen: sechs von ihnen umringten sofort als Leibwache die Fremden, die sechs anderen schwärmten aus, um jeden Hinterhalt unschädlich zu machen, und ihr Führer ging voran, um zu kundschaften. Und wirklich sah man menschliche Gestalten in dem Gestrüpp sich bewegen und Flintenläufe blitzen, und schon hatten die Gendarmen die Bande rings umstellt, und man hörte die Flinten laden. Da löste sich der Knoten: es waren nicht Räuber, sondern junge Leute aus Amphissa am Westfuße des Parnassos, welche sich dem Militärdienste entzogen hatten und nun in Erwartung einer Ministerkrisis, welche ihre Partei obenauf bringen und ihnen ungestrafte Rückkehr sichern würde, den Winter in Gesellschaft der Bären und Adler im Gebirge zubrachten. Für solche Leute hat der Bauer stets ein Herz, weil nach der allgemeinen Ansicht der Herr Demarch es stets so zu wenden weiß, daß das Loos bei der Aushebung auf die Anhänger der Oppositionspartei trifft. Wer sich auf solche Weise betrogen wähnt, entrinnt in die Berge, erhält Nahrung von seinen Freunden und Verwandten und wird von den Gendarmen nicht sonderlich belästigt. Das waren denn auch die Leute gewesen, welche die Korykische Grotte bewohnten, da sie zu so später Jahreszeit auf einen Besuch im Gebirge nicht mehr rechnen konnten. Auch diesmal hatten die Gendarmen keine Lust, mit den Gesetzesverächtern anzubinden; dieselben wurden vielmehr von Belle mit Taback, an dem sie Noth litten, beschenkt und verabschiedeten sich mit herzlichem Händedruck. So war das einzige Opfer des Zusammentreffens der arme Alexandros, der sich zwischen den Felsen den Fuß vertreten hatte und nun auf einem Maulthiere zu Thal geschafft werden mußte.

Zur Linken blieb der Weg nach Arachova. Der Abend nahte, Wolken sammelten sich von Neuem und es begann zu regnen. Steil ging es hinunter ins Thal des Pleistos, und manchen Seufzer entlockte der schlimme Pfad dem Verletzten, ehe sich die Häuser von Kastri zeigten. Vorher wurden noch zwei antike Felsengräber passirt; das eine, nach Art einer Thür aus dem gewachsenen Steine gehauen, war durch ein Erdbeben von oben bis unten gespalten worden. Spät Abends erst erreichten sie ihr dürftiges Obdach in Kastri, das an die Stelle Delphis getreten ist; eine alte weise Frau, wie sie in den griechischen Dörfern die Heilkunst ausüben, wurde zu Alexandros geholt, legte ihm Compressen aus Kuhmist, der mit Wein gekocht war, auf und versicherte, daß der Kranke binnen drei Tagen zu Fuße nach Livadia zurückkehren könnte. Letzterer schenkte dem auch vollen Glauben und wies hartnäckig die Hülfe des Arztes von dem „Ajaccio“, welcher Belle begleitete, zurück.

---

# Ethnographisches über die Westaustralier.

Die Zahl der Ureingeborenen Australiens schwindet immer mehr zusammen; sie ziehen sich vor den weißen Ansiedlern zurück oder sterben aus. Man zählte im Jahre 1871 in Neu-Süd-Wales nur 983, in Victoria 1330, in Südaustralien 3369 Eingeborene, während man sie in Queensland vor 20 Jahren auf 15,000 schätzte. Für das Northern Territory berechnete man 10,000, für das ganze große Westaustralien 20,000 Eingeborene, somit etwa 50,000 Eingeborene für den ganzen Continent. Sprachforscher und Ethnologen sind eifrig bemüht zu sammeln, was noch unter den Schwarzen zu sammeln ist, wenn auch jetzt schon mit einem weit geringern Erfolge als früher, da namentlich in den östlichen Colonien die Eingeborenen schon zu sehr von europäischem Wesen berührt werden, um ganz tadellose Objecte für das Studium abzugeben. Dies war anders in der Zeit, als die Europäer erst erschienen, und wenn wir eingehende und gute ethnographische Berichte aus den Zeiten der ersten Berührung haben, sind diese gewöhnlich den späteren vorzuziehen. So bietet ein australisches Vocabular [1]), welches leicht sich dem Blicke des Ethnographen entzieht, eine reiche Menge an dieser Stelle nicht gesuchten Stoffes aus dem häuslichen und geistigen Leben der Westaustralier, den wir hier excerpiren und mit einigen vergleichenden und erläuternden Bemerkungen (dieselben sind in fette Klammern gesetzt) versehen wollen.

Abba, ein Wort freundlicher Begrüßung, wobei die Eingeborenen zugleich ausspucken und sich mit der Hand die Brust reiben. Das Ausspeien wurde wohl aus abergläubigen Gründen anfangs eingeführt, um sich vor übelen Einflüssen zu schützen. Als die ersten Ansiedler in York ankamen, gingen ihnen die Schwarzen mit grünen Zweigen entgegen. **(**Uralter, weit verbreiteter Aberglaube, daß man durch Ausspucken sich vor schädlichen Einwirkungen schützen könne. „Begegnet man früh einem alten Weibe, so bedeutet dies Unglück; um dieses abzuwenden, muß man dreimal ausspucken, ohne sich umzusehen.“ Grohmann, Aberglauben aus Böhmen Nr. 1517. Vergl. das 6. Idyll Theokrits v. 39. 40.**)**

Ballarok, Zuname einer der großen Familien, in welche die Eingeborenen Westaustraliens zerfallen. Mit diesen Familien stehen die Ehegesetze in Verbindung. Es darf kein Mann eine Frau heirathen, welche denselben Namen wie er selbst führt, und die Kinder führen sämmtlich den Namen der Mutter. Da nun der Jagdgrund oder das Landeigenthum in der männlichen Linie erbt, so folgt, daß das Land niemals zwei Generationen nacheinander in den Händen von Männern mit demselben Familiennamen ist. Hat ein Mann verschiedene Frauen von verschiedenen Familiennamen, so werden seine Ländereien unter eben so viel neue Familien vertheilt. Es giebt in Westaustralien vier Hauptfamilien, die Ballarok, Dtondarap, Ngotak und Naganok. **(**Es ist dies der von E. B. Tylor Totemismus genannte Gebrauch, der auch in Afrika und bei den nordamerikanischen Indianern wiederkehrt (Tylor, Researches 281), desgleichen werden bei Samojeden und Ostjaken Ehen unter Leuten desselben Geschlechts vermieden (Castrén, Ethnol. Vorlesungen, St. Petersburg 1857, 107.)**)**

Bardi, eine eßbare Larve oder Wurm, von aromatischem Geschmacke, die roh oder geröstet den Eingeborenen als Lieblingsspeise gilt und im Grasbaume (Xanthorea) vorkommt. Man erkennt ihr Vorkommen im Baume am Absterben des Wipfels.

Bil-yi, der Nabel. Ein Mensch mit großem Nabel ist ein guter Schwimmer; ob man gut oder schlecht schwimmt,

[1]) A descriptive Vocabulary of the language in common use amongst the Aborigines of Western Australia. By George Fletcher Moore. London 1842.

hängt davon ab, ob die Mutter die Nabelschnur des Betreffenden bei der Geburt ins Wasser warf oder nicht. (Mit dem Nabelschnurreste ist bei vielen Völkern Aberglauben verknüpft. Bei uns selbst spielt die Nabelschnur noch eine große Rolle; manches hat darüber zusammengestellt Dr. H. Ploß, Das Kind, Stuttgart 1876, I, 40. ff.)

Birok, die Sommerzeit vom December bis Januar. Diese Zeit folgt auf Kambarang und wird gefolgt von Burnorn. Es ist die Hochsommerzeit, wenn Leguane und Eidechsen häufig sind. Die Eingeborenen unterscheiden sechs Jahreszeiten:

Maggoro, Juni und Juli, Winter.
Filba, August und September, Frühling.
Kambarang, October und November.
Birok, December und Januar, Sommer.
Burnorn, Februar und März, Herbst.
Wan-yarang oder Geran, April und Mai.

Bogal, der Rücken, ein Grabhügel oder daher das Grab selbst. Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode eines Eingeborenen werden Vorbereitungen zu seiner Beerdigung gemacht. Seine Weiber und weiblichen Verwandten beginnen zu heulen und zu schreien und kratzen sich das Gesicht, bis das Blut fließt und die Haut sich abschält. Die nächsten Verwandten beginnen das Grab zu graben, wohin der in ein Kängurufell gehüllte Leichnam gebracht wird. Dort beginnt das Geheul von Neuem. Nun wird dem Todten der Bart abgeschnitten, verbrannt und mit der Asche reibt man die Stirnen der Verwandten ein. Der Nagel wird vom Daumen, und zuweilen auch vom kleinen Finger abgelöst, wobei man Feuer anwendet. Nachdem dies geschehen bindet man den (linken?) Daumen mit einem Finger der rechten Hand fest zusammen, worauf der Körper zur Bestattung geeignet ist. Das Grab wird $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und 4 Fuß tief gegraben; auf den Boden desselben legt man Eucalyptuszweige und läßt dann den in seinen Kängurumantel gehüllten Leichnam herab. Das Grab dehnt sich, je nach der Sitte des Stammes, dem der Verstorbene angehörte, entweder von Süd nach Nord oder von Ost nach West aus. Die Gebirgsstämme begraben nordsüdlich, den Kopf nach Süden, den Körper auf die rechte Seite gelegt mit dem Gesichte der aufgehenden Sonne zugewandt, und die Erde des Grabhügels wird in halbmondförmiger Gestalt an der westlichen Seite des Grabes aufgeschüttet. Diese Begräbnißart heißt Gotyt. Die Stämme der Niederung dagegen begraben ostwestlich, legen den Leichnam auf den Rücken und wenden das Gesicht desselben gegen Mittag. Die Erde wird in zwei Haufen, einer zu Kopf, der andere zu Füßen, aufgeworfen. Diese Begräbnißart heißt D-yuar. In beiden Fällen wird das Grab ganz mit Zweigen gefüllt und dann die Erde darüber aufgehäuft. Während dieser Vorgänge sitzt der Zauberer (Boylagadak) des Stammes in seinen Mantel eingehüllt am Kopfende des Grabes, neigt von Zeit zu Zeit sein Ohr zur Erde und lauscht aufmerksam auf das Davonfliegen des Geistes und auf die Mittheilungen, welche der letztere ihm etwa über die Ursache oder den Urheber des Todes zu machen hat. Nachdem er angeblich diese Nachricht empfangen, hebt er schweigend sein Wurfbrett (Miro) und zeigt nach der Himmelsrichtung, wo der Feind zu suchen ist, der den Stamm seines Kriegers beraubt hat, wobei er nicht versäumt, den Haß der ängstlich Lauernden noch mehr auf eine schon gehaßte Familie oder ein Individuum zu lenken. Sobald nun durch den Tod eines Mitgliedes des rivalisirenden Stammes der Rache genügt ist, werden die Bäume in der Nähe des Grabes frisch mit tiefen Hiebmarken versehen. Das Grab wird eine gewisse Zeit hindurch regelmäßig besucht, und nachgesehen, ob es nicht gestört oder entweiht ist. Später wird eine kleine Hütte aus Zweigen oder Rohr darüber erbaut und oft ein Feuer davor angezündet, damit der Geist des Verstorbenen nach Belieben in der Ruhe der Nacht sich daran erwärmen kann.

Boyer, Name gewisser eiförmiger glatter Steine, die an verschiedenen Orten gefunden werden und der Sage nach vom Himmel gefallen sein sollen. (Stimmt mit dem universellen Aberglauben von den Donnerkeilen, die vom Himmel gefallen sind und unter denen man bald vorgeschichtliche Steingeräthe, bald Belemniten (Versteinerungen) versteht.)

Boyla Gadak, ein mit Zauberkraft Begabter. Diese Kraft ist nur Männern eigen, welche sich, im Besitze derselben, unsichtbar durch die Luft bewegen und ihre Feinde tödten können, indem sie sich nächtlicher Weile zu ihnen stehlen und von ihrem Fleische schmausen oder als Quarzstückchen, Schmerzen verursachend, in ihre Opfer eindringen. Andere Boyla Gadaks können aber dem entgegenwirken und das Boyla (die Zauberkraft) in Gestalt von Quarzsplittern aus dem Leidenden hervorziehen. Nach dem Glauben der Eingeborenen ist der Tod der Menschen nicht nothwendig und natürlich. Alle Krankheiten und besonders die tödtlichen, werden übernatürlichen Einflüssen zugeschrieben; deshalb muß, wenn Jemand stirbt, zur Wiedervergeltung ein anderer Mensch getödtet werden, gleichviel ob der Tod durch die Hand eines Feindes, durch einen Zufall oder aus natürlichen Ursachen erfolgte. Im erstern Fall wird der Tod am Mörder selbst oder einem seiner Verwandten gerächt.

(Die Schamanen sind allenthalben gleich, ihr Handwerk ist dasselbe und dieselben Kunstgriffe, das Heraussaugen eines lebenden Käfers, eines Steines ꝛc. wird in Sibirien, bei den Regendoctoren Afrikas, bei den Medicinmännern Nordamerikas, bei den Dajaks (Spenser St. John, Far East I, 177) ꝛc. geübt. Der Pfarrer Boll in Württemberg heilte einen Kranken, indem er ihm einen viele Ellen langen Draht aus dem Gehirn betete.)

Buka, Kleidungsstücke, besonders der Mantel aus Kängurufell. Um einen großen Mantel, wie die Weiber ihn tragen, herzustellen, bedarf man drei Felle; die der weiblichen Kängurus, weil leichter als die der männlichen, werden vorgezogen. Mit dem Dtabba, dem Messer, schaben die Weiber alle Weichtheile vom Felle ab und machen dasselbe dann mit Fett und Thon gar. Das Zusammennähen erfolgt mit den Sehnen des Kängurus oder mit Binsen. Die haarige Seite wird nach innen getragen.

By-yu, die Frucht der Zamia, ist an und für sich giftig; die Eingeborenen, welche sehr erpicht darauf sind, weichen sie erst in Wasser ein und vergraben sie dann eine Zeit lang im Sande, wodurch sie ihre giftigen Eigenschaften verliert. Geröstet schmeckt sie wie Kastanien. (In dieser Entgiftung der Zamiafrucht, welche an die Präparation des südamerikanischen Maniok erinnert, liegt ein bemerkenswerther Fortschritt.)

Dardar, Trauer um einen Todten bei den Frauen. Sie machen sich mit weißem Thon Striche über die Stirn, die Wangen, das Kinn und um die Augen.

Deni, Schwager, Schwägerin. Die Brüder der Frau sind des Mannes Deni; seine Brüder aber sind für sie Kardoman, heirathbare Verwandte, weil, wenn ein Mann stirbt, sein nächster Bruder die Wittwe selbstverständlich zur Frau nimmt. (Also Schwagerpflicht wie bei den Hebräern (Deuter. 25, 5 bis 10), auch anderweitig bei Mongolen, Tupis Koljuschen ꝛc. bekannt.)

Djanga, der Todte, das Wiedererscheinen Verstorbener. Man wendet diese Bezeichnung auch auf die Europäer an, von denen man glaubt, sie seien Eingeborene, welche, nur mit anderer Farbe, wieder in ihr Heimathland zurückkehrten.

Diese Anschauung herrscht im Osten wie im Westen Australiens und entstand wohl aus der Vorstellung, daß nur derjenige, welcher mit dem Lande bekannt ist, seinen Weg dorthin findet. Alte Australier haben oft Europäer als ihre Verwandten angesprochen und waren fest von deren Identität überzeugt.

Djanni, die Rinde der Banksia und der Hakea, dient zur Herstellung der langen spitzen Stöcke (wanna), mit welchen die Frauen Wurzeln graben, und als eine Art Fackel, die bei kühlem Wetter von Männern und Frauen mitgeführt wird, um sich daran zu erwärmen.

Dju-nong, der Pfriem aus einem feinen Knochen des Kängurubeines, mit welchem zur Zeit der Pubertät den Knaben das Septum der Nase durchbohrt wird, um einen Knochen (Mal-yat) hindurchzustecken.

Dumbun, eine Höhle. In einer Höhle bei York wurden eine in die Felswand eingegrabene runde Figur und dabei einige Eindrücke von offenen Händen entdeckt. Die Eingeborenen erzählen, daß der Mond dieses Werk ausgeführt habe.

Dy-er, Schwanz des wilden Hundes, der von den Eingeborenen auf der Stirn als Zierrath getragen wird.

Gümbu, uriniren. Die Weiber legen Binsen oder das Laub des Grasbaumes auf den Boden, wenn sie ihr Wasser lassen, da es Unglück oder Krankheit verursachen würde, wenn man über die bloße Erde wegginge, wo sie urinirt haben.

Gundir, ein zwei Fuß langer Sack aus Känguruhaut, anderthalb Fuß weit, von der Mutter auf dem Rücken getragen, um darin die Kinder von der Geburt bis zum vierten, ja sechsten Jahre zu tragen; denn so lange dauert zuweilen die Säugezeit.

Julagoling, Name des Planeten Venus; wird als schönes junges, mit Zauberkraft versehenes Weib betrachtet. (Bei den Eingeborenen Victorias ist dieser Planet die Schwester der Sonne (Transact. Ethnol. Soc. New Series I, 301), bei den Indianern Britisch Guianas, als Abendstern, Frau des Mondes (Schomburgk II, 328).)

Kadjin, die Seele, der Geist. Er erhebt sich nach dem Tode und geht über das Meer auf die Insel der Seelen.

Kardobarrang, ein Weib nehmen. Ein Mann kann niemals ein Weib nehmen, das denselben Familiennamen wie er selbst führt. Seine Weiber sind ihm entweder von Jugend auf anverlobt, oder er hat sie von einem verstorbenen Bruder geerbt, oder er hat sie entführt. (Vergleiche Ballarok.))

Kole, ein Eigennamen. Kinder erhalten Eigennamen nach Umständen, welche bei ihrer Geburt vorkommen, welche sich auf eine besondere Localität oder ein Ereigniß beziehen oder die Gefühle der Eltern bei der Geburt wiedergeben. Diese Namen werden leicht mit Anderen als Freundschaftszeichen ausgetauscht so, daß der ursprüngliche ganz in Vergessenheit geräth und der Adoptivname bleibt. (Dies Zeugniß des Namentausches bei Australiern ist deshalb von Belang, weil die Sitte bisher nur bei den malayo-polynesischen Völkern und in Amerika beobachtet worden war. (Vergl. R. Andree in Zeitschrift für Ethnologie 1876, 259.))

Mandjar, eine Messe oder Jahrmarkt, bei welcher die Eingeborenen verschiedener Districte zusammenkommen, um gegenseitig die Producte ihrer Länder auszutauschen. Als einst die Leute aus dem Norden, vom Murray-River und von Perth zusammenkamen, wurden die nachstehenden Artikel ausgetauscht. But it is rather an interchange of presents, than a sale for an equivalent. Die nördlichen Leute brachten: Bumerangs (kyli), Schilde (wunda), Jagdstöcke oder Keulen (dowak), Wurfbretter (miro), Speere (gidgi), Quarz (borryl) zu Speerspitzen, Keulen (D-yuna). Die Murrayleute boten dafür: Gürtel aus Opossumhaar (Nulbarn), leichte Speere (burdun), Dy-er (siehe oben), Federn zum Schmuck (kokalyang), Ocker zum Färben (wilgi), Gürtel aus Menschenhaar (niggara). Die Perthleute brachten: Kadjo, ein Gummi, mit dem die Hammerköpfe an die Stiele befestigt werden, Mäntel (boka), Kopfbänder von Opossumfell (kun-yi), Menschenhaar (wundu) in Strähne geflochten und als Kopfzierrath getragen, Schildkröten (Bu-yi), Halsbänder von Opossumfell (bururo), weißen Thon (dardak). (Die ersten Anfänge eines regelmäßigen Handels bei den Australiern.)

Mangara, das Haupthaar; es ist lang, schlicht, zuweilen gekräuselt, wird von der Stirn zurückgebunden. Die häufigste Farbe ist Schwarz; verschiedene Töne sind indessen nicht selten und zuweilen kann man auch sehr hellfarbiges Haar sehen.

Miga, der Mond; die Eingeborenen haben für die verschiedenen Phasen des zu- und abnehmenden Mondes besondere Bezeichnungen.

Mon-yo, ceremoniöse Zusammenkunft, bei welcher gewissen alten Frauen die Würde und das Amt einer Moyran oder Großmutter übertragen wird. Bei dieser Gelegenheit werden zwischen der Moyran und der Person, welche ihr die Würde überträgt, Geschenke ausgetauscht. Letztere ist gewöhnlich ein einflußreicher Mann des Stammes. Durch diese Ceremonie werden der Frau außerordentlich wichtige Privilegien eingeräumt. Sie kann von nun an nicht mehr als Weib entführt oder zu einem Rachéopfer gemacht werden. Ihr Einfluß auf den Stamm wird ein gewaltiger, sie kann ihn zum Kriege aufhetzen oder Steitigkeiten beilegen. Sie mischt sich ungefährdet zwischen zwei Streitende, die zum Kampfe schreiten wollen, und bricht die Widerhaken ihrer Speere ab.

Mu-yang. Positura aboriginum in actu coitus est admodum singularis et valde differt ab ea quae in usu est inter alias gentes. (Wird bestätigt von A. Oldfield (Transact. Ethnol. Soc. New Series III, 251): Their mode of copulation is sitting face to face. Vergl. was Bessels (Arch. f. Anthropol VIII, 111) über diese Angelegenheit von den Eskimos am Smith-Sunde bemerkt.)

Myerbakkal, Menses der Frauen. Während derselben müssen die Weiber sechs bis acht Tage abgesondert in kleinen Hütten wohnen.

Netingar, die Ahnen, Vorfahren, von denen die Eingeborenen keine bestimmte Ansicht haben und nur wissen, daß es große Leute waren. Nach einigen kamen sie über das Meer, nach anderen aus dem Innern von Norden oder Nordosten. Nach ihrem allgemeinen Glauben gehen die Geister der Todten nach Westen über das Meer zur Insel der Seelen, welche sie mit der Heimath ihrer Vorfahren in Verbindung bringen.

Nodytch, der Todte. Die Eingeborenen haben eine große Abneigung die Namen Verstorbener zu nennen; sie bezeichnen die Todten daher allgemein mit Nodytch. (Die Sitte, daß der Name Verstorbener nicht mehr genannt werden darf, ist weit verbreitet (Zeitschr. f. Ethnol. 1876, 262); so bei den Indianern am Cowlitz, in ganz Britisch-Columbia, bei den californischen Indianern, den Moskito-Indianern, den Guaycurus am Paraguay, den Abiponern, den Masai in Ostafrika, den Samojeden, auf den Shetland-Inseln, bei den deutschen Zigeunern. Selbst in Japan und China finden sich davon Spuren.)

Nulbarn, seilartiger Gürtel aus Opossumfell, der vielmal als Schmuck um den Leib gewunden getragen wird

und in den man den Hammer, den Wurfstock und verschiedene Kleinigkeiten steckt. Er dient auch, durch Anschnüren, als Hungergürtel.

Ngambarn, Tättowiren, wird durch Einschnitte bewirkt, deren Wundränder möglichst offen gehalten werden, um große Narben zu erzeugen. Diese, auf der Brust, dem Rücken, den Armen und Schultern angebracht, sind bei Männern wie Frauen üblich. Zu den Einschnitten benutzt man scharfe Quarzstückchen.

Nganga, die Sonne, ist weiblich bei den Westaustraliern; der Mond ist ihr Mann. Sie erzählen, daß die Daran oder Ostmänner da, wo Wasser und Himmel zusammenstoßen, die Sonne sich aus dem Wasser erheben sehen.

Walbyn, Heilen durch Zaubermittel, den Boyl-ya oder bösen Geist, die Ursache alles Uebels, austreiben. Der damit Betraute knetet den Patienten an den kranken Theilen mit den Händen und sucht solchergestalt allmälig den Boyl-ya nach den Extremitäten zu drängen. Nach jedem Kneten schüttelt er sorgsam die Hände und bläst darauf, um sich selbst vor den bösen Einflüssen zu schützen, da der Boyl-ya gewöhnlich unsichtbar entflieht. Zuweilen aber nimmt er die Form eines Stückchens Quarz an, in welchem Falle er gefangen und als Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Die Leute, welche diese Art der Heilkunst verstehen, werden weit und breit aufgesucht. (Vergl. Boyla Gadak.)

Wardo-narrowin, durstig sein, von wardo, Kehle, und narrowin, brennen. Die Eingeborenen vermeiden es, aus stehendem Wasser direct zu trinken, sondern graben in einiger Entfernung davon ein Loch in den Sand und trinken das dahin einfiltrirende Wasser. Selbst Quellwasser filtriren sie durch Grasbaumblätter, um sich vor Insectenlarven ꝛc. im Wasser zu schützen.

Waugal, fabelhaftes Wasserungethüm, in den Tiefen der Gewässer hausend, mit übernatürlichen Kräften begabt, vermag die Eingeborenen zu überwältigen und zu verschlingen. Es greift namentlich die Weiber an und die auserwählten schwinden langsam dahin und sterben. Alle Wunden und Geschwüre, die anderweitig nicht erklärt werden können, schreiben die Eingeborenen diesem Ungethüm zu, welches sie sich in Gestalt einer geflügelten Schlange vorstellen.

Wilgi, Ocherthon, der am Feuer gebrannt eine hellziegelrothe Farbe annimmt. Mit dem so gewonnenen Pulver, das zuweilen mit Fett versetzt wird, reiben sich die Eingeborenen ein; die Frauen nur Kopf und Gesicht, die Männer den ganzen Körper. Manchmal bringen sie es auf den Beinen nur in Gestalt von Querstreifen an, welche dann Hosenmustern gleichen. Ursprünglich als Schutzmittel gegen Insectenstiche angewandt.

Wundab-buri, der Name für ein englisches Boot, nach seiner einem Schild (wunda) gleichenden Gestalt. Die westaustralischen Eingeborenen besitzen keine Canoes noch irgend ein Mittel über das Wasser zu setzen. Sie beschreiben mit großer Lebhaftigkeit den ersten Eindruck, welchen die auf ihr Land hinzukommenden Schiffe auf sie machten und hielten sie für geflügelte Ungeheuer der Tiefe, vor denen sie landeinwärts flohen. (Die Australier im Osten sind wenigstens zu einfachen Rindenkähnen vorgeschritten; jene an der Torresstraße sind bekannt mit den entwickelten Fahrzeugen der Polynesier.)

Yago, Weib (Plur. Yagoman). Die Weiber sind die Sklavinnen der Männer, und schleppen deren Eigenthum sowie die Kinder in Säcken auf dem Rücken. Sie müssen die Hütten bauen, Feuer machen, Wurzeln graben und dem Manne geben, während dieser nicht einmal immer seine Jagdbeute mit ihnen theilt. Auf diese Weise besteht zwischen beiden wenig Anhänglichkeit, und das Weib läuft oft mit einem neuen Liebhaber fort. In der Jugend sind ihre Formen symmetrisch, ihre Bewegungen graciös, ihre Stimmen musikalisch, ihre Gesichtszüge angenehm; das verliert sich im Alter.

Yetti, ein Gesang. Sie haben keine regelmäßigen Lieder, aber sie besingen in einer Art von Recitativ alle hervorragenden Tagesereignisse oder geben in der Erregung ihren Gefühlen durch Gesang Ausdruck, indem sie in einem hohen Tone beginnen und allmälig und in regelmäßigen Intervallen in einen tiefen Ton übergehen.

Richard Andree.

---

# Die Indianer Canadas.

Kl. Folgende Notizen, die in gedrängter Form den officiellen Berichten entnommen sind, gewähren ein Bild der gegenwärtigen Lage der Indianer Canadas, welches schon deshalb nicht uninteressant sein mag, weil es den Unterschied zwischen der indianischen Politik der Union und derjenigen Canadas und den Erfolg der letztern erweist. Während in Amerika betrügerische Beamte und vertragsbrüchige Behandlung fortwährende Reibungen und Vernichtungskriege hervorrufen, ist Canada davon befreit geblieben.

## Die Indianer von Ontario.

In dieser Provinz besitzen die 3207 Köpfe zählenden (im letzten Jahre um 17 vermehrten) Six Nations und Missisaguas etwa 52,000 Acres Land. Ihr Grund- und Personalbesitz wird auf 1,460,000 Doll. geschätzt. Etwa ein Viertel ihrer Reserve steht in Cultur und ist genügend ertragreich; auch besitzen sie Pferde, Kühe und die gewöhnlichen Ackerbaugeräthe, selbst auch Maschinen. Sie verkauften im verflossenen Jahre ziemlich viel Brennholz und ihr Wohlstand mehrt sich von Jahr zu Jahr. Beide Stämme besitzen 13 Schulen, die von 547 Schülern besucht werden, und acht der Lehrer sind Indianer. Eine höhere Schule ist gleichfalls vorhanden. Von diesen Schulen werden zwei von den Indianern selbst, die übrigen von Missionsgesellschaften erhalten. Die Six Nations besitzen einen freudig aufblühenden landwirthschaftlichen Verein. Etwa 800 von ihnen sind noch Heiden, die übrigen gehören der englischen Kirche an. Die Missisaguas sind alle Wesleyaner. Während der beiden letzten Jahre haben die Six Nations außer den gesetzlichen Arbeitsleistungen über 3000 Doll. für Wege und Brücken ausgegeben.

Die Chippewas, Munsees und Oneida-Indianer an der Thames zählen 1167 Köpfe, welche auf ihrer 20,388 Acres großen Reserve wohnen. Ihr Fortschritt auf dem Wege zur Civilisation ist ein langsamer aber sicherer; ihre Sitten haben sich einigermaßen gebessert. Die vorhandenen acht Schulen werden von Eingeborenen unter der Aufsicht von Missionären geleitet.

Die Mohawks der Quinte-Bay sind 784 Köpfe stark. Ihre Reserve ist 27 engl. Quadratmeilen groß; 9500 Acres stehen in Cultur und 4500 Acres dienen zur Weide. Der Werth ihres Eigenthums wird auf 505,090 D. veranschlagt. Die drei Schulen werden von 110 Kindern besucht, unter deren Lehrern eine Indianerin fungirt. Dieser Stamm nimmt stetig an Zahl und Civilisation zu.

Die Mississaguas von Alewick, Rice Lake, Mud Lake und Scugog zählen 503 Personen. Sie besitzen 7269 Acres als Reserve, von denen 1373 in Cultur genommen sind, und ihr Eigenthum hat einen Werth von etwa 172,500 Doll. Die vorhandenen drei Schulen unterrichten etwa 135 Schüler. Die Indianer der Rice- und Mud-Seen sind wohlhabend und ziemlich civilisirt; diejenigen von Alewick etwas zurückgeblieben und die Wenigen bei Scugog in elendem Zustande, so daß der Agent ihre Versetzung an den Mud Lake empfahl, wo sie unter besserm Einflusse stehen würden.

Die Chippewas von Snake Island, Ruma, Beausoleil Island, Nawash und Saugeen zählen 1267 Köpfe und sind im Besitze einer Reserve von 26,540 Acres ohne den Flächeninhalt der beiden Inseln. 3458 Acres sind cultivirt. Der Werth ihres Eigenthums beläuft sich auf nahe an 200,000 Doll. Sie verkauften im verflossenen Jahre um 15,775 Doll. Körbe, Boote u. s. w. eigenen Fabrikates. Sie bessern sich stetig, was Moralität und Civilisation anbetrifft, leiden in keiner Weise Noth und vermehren sich, mit Ausnahme der Stammfamilie von Saugeens.

### Die Indianer der Manitoba-Insel und des nördlichen Ufers des Huron-Sees.

Der von den Indianern noch nicht cedirte Theil dieser Insel wird von Ottawas, einigen Chippewas und Pottawatamies bewohnt. Das Dorf Wikeemikong enthält eine Bevölkerung von 712 Seelen, die sämmtlich dem römisch-katholischen Glauben angehören. 150 Kinder besuchen die Schulen. Die 1500 Acres, auf welchen Feldbau getrieben wird, geben gute Ernten und versorgen die Indianer mit Lebensmitteln. Sie treiben einen kleinen Holzhandel und fabriciren Flanell und grobes Tuch in größeren Quantitäten. Der Werth des persönlichen Eigenthums beläuft sich auf 18,220 Doll. Eine Bande von 69 Indianern bewohnt eine 2241 Acres große Reserve guten Landes am Sucker Creek; aber bloß 15 Acres stehen in Cultur und ihr Eigenthum wird auf nur 531 Doll. angeschlagen. Michiguedinong ist von Chippewas eingenommen.

Von den 8036 Acres werden 216 bebaut und liefern gute Ernten. Diese Indianer sind fleißig und gesittet. Zu Schascheguaning wohnen in einem regelmäßig angelegten Dorfe unter sehr günstigen Verhältnissen 117 Chippewas, während eine andere Bande von 113 Köpfen zu Scheguiandale wegen ihres nomadischen Lebens nicht so gut daran sind. Von 5106 Acres sind nur 70 in Cultur genommen. Einige kleinere Banden, die ziemlich gut fortkommen, leben ebenfalls auf der Insel. Der 420 Köpfe starke Stamm Spanish River ist mit wenigen Ausnahmen noch heidnisch; er treibt Landwirthschaft, welche ihm bereits zum Wohlstande verholfen hat. Von den White-Fish-River-Indianern sind bloß noch 20 auf ihrer Reserve; die übrigen haben sich zu anderen Banden geschlagen. Die Missisagua beschäftigen sich mit der Jagd; es sind ihrer 116. Die gleiche Beschäftigung üben die 73 Köpfe starken Serpent-River-Indianer, welche aber auf einer höhern Culturstufe stehen. Gutes Land und schöne Waldungen besitzen die 163 Thessalon-River-Indianer, welche moralisch noch tief stehen, aber angefangen haben, sich mit Holzfällen und Bergwerksarbeiten zu beschäftigen. Von der Jagd leben ferner 143 meist heidnische, gesittete Indianer am Fish Lake und eine kleine Anzahl am Gumbling Point. Die Indianer am Parry-Sund sind ziemlich zahlreich. Zu ihnen gehören die Ojibewas (503 Personen) zwischen dem Nipissing-See und Penetanguischene, 143 Köpfe am Heavys Inlet, 126 und 49 am See Nipissing, die Shavanaga- und Sandy-Island-Indianer (165) und schließlich die Parry-Sound-Island-Indianer (72). Ihre Reserven sind 407 engl. Quadratmeilen groß und sie pflanzen auf 1580 Acres Getreide und Kartoffeln. Sie leben meist in Blockhäusern und Hütten. Sie produciren nichts zum Verkaufe. Die Sault-St.-Marrie-Indianer (647) leben auf zwei Reserven. Sie besitzen über 12,000 Doll. an Häuserwerth, 68 Pferde, 105 Rinder, 47 Schweine und produciren bedeutend Feldfrüchte. Sie haben drei Schulen mit 70 Schülern und sind im Fortschritte begriffen.

### Die Indianer Quebecs.

Die Caughnawaga-Bande zählt 1557 Personen und lebt auf einer 30,000 Acres großen Reserve. Sie besitzt viele Hausthiere und lebt meist in Häusern. Die Feldproducte sind von Bedeutung. Wohlstand und Civilisation sind im Steigen. Das Gleiche ist von den Lake-of-two Mountains-Indianern zu sagen, welche 547 Köpfe stark sind und 16,000 Acres Land besitzen. 114 Kinder besuchen die Schulen. Die St.-Regis-Indianer (984) besitzen Eigenthum im Werthe von 65,500 Doll. und leben auf einer 24,250 Acres großen Reserve, von welcher sie übrigens nur 3750 in Besitz genommen haben, wovon 1270 im Feldbau stehen, 910 als Weide benutzt werden und der Rest Wald ist. Die Hälfte der Bande beschäftigt sich mit der Landwirthschaft und ist viel weiter fortgeschritten als die andere Hälfte, welche als Holzfäller, Flößer und Jäger ihr Verdienst sucht. Die Schule wird nur von 35 Kindern besucht. Die Abenakis von Pierreville (266) besitzen etwa 50,000 Doll. an Werthen. Sie haben ein Dorf und zwei Kirchen, sind aber faul und dem Trunke ergeben, trotzdem es ihnen eigentlich an Intelligenz nicht fehlt. Die jüngere Generation kann lesen und schreiben. Sie verkaufen Pelze, Körbe u. s. w. um etwa 15,000 Doll. jährlich. Die Montagnais-Indianer (283) leben auf der etwa 5 bis 6 Quadratmeilen großen Lake-St.-John-Reserve, haben aber bloß 64 Acres in Cultur und benutzen 40 bis 50 als Weide. Sie stehen noch auf tiefer Bildungsstufe, sind faul, trunksüchtig, aber freundlich und haben keine Schule.

### Die Indianer von New Brunswick.

Sie sind alle arm, faul, verschmähen jede Arbeitsgelegenheit, leben aber friedlich, wenn ihnen der Branntwein fern gehalten wird. Die Reserven, welche ihnen zugetheilt sind, bleiben beinahe unbenutzt. In der Gegend von Chatam leben 903 Personen und zahlreiche kleine Banden bewohnen in einer Gesammtzahl von 509 Köpfen die übrigen Districte von New Brunswick.

### Die Indianer von Nova Scotia.

Die Bear-River-District-Indianer (363) besitzen eine Reserve von 3000 Acres, von welchen 100 unter dem Pfluge stehen, 400 zur Weide und der Rest zur Deckung des Holzbedarfes dienen. Sie bereiten etwa für 3000 Doll. Oel aus gefangenen Delphinen und verkaufen außer Holz noch etwa um 4000 Doll. Felle jährlich. Der Schulbesuch

der Kinder beträgt etwa 10 Proc. In der Grafschaft Pictou befinden sich etwa 200 Indianer, welche noch wenig Besitzthum haben. Sie schreiten auf dem Pfade der Civilisation nur langsam vorwärts. Sie haben nur zwölf kleine Häuser und keine Schule. Im Antigonish-District lebt eine Bande von 158 Personen. Ihre Reserve ist 700 Acres groß, von denen 200 cultivirt sind. Sie fängt langsam an ihr nomadisches Leben aufzugeben; viele ihrer Mitglieder sind arbeitsam und nüchtern. Die Micmac-Indianer vom Port Hood (245) besitzen 3200 Acres Land, von denen etwa ein Sechstel dem Feldbau gewidmet ist. Einige dieses Stammes treiben Landwirthschaft und wohnen in Häusern, andere nur in Wigwams; manche haben ein Handwerk erlernt oder gewinnen ihren Unterhalt durch Jagen oder Fischen. Ihre Moralität ist gut; sie besitzen eine Schule mit 20 bis 30 Schülern. Am Cap Breton wohnen 234 Indianer, welche größtentheils Christen sind. Sie zeichnen sich durch ruhiges, nüchternes und fleißiges Betragen aus und bewohnen einen etwa 3 Meilen langen Landstrich, auf dem sie Hafer und Kartoffeln ziehen, welche zu ihrem Unterhalte nöthig sind.

### Die Indianer der Prinz-Edward's-Insel

zählen 302 Köpfe und leben in einer 1320 Acres großen Reserve, von denen nur 60 cultivirt sind. Trotzdem etwa die Hälfte der Kinder die Schule besucht, ist doch der Fortschritt dieses Stammes auf dem Wege der Civilisation ein äußerst langsamer.

### Die Indianer von Manitoba und dem nordwestlichen Territorium.

Die Portage-Bande im westlichen Manitoba besteht aus Jägern, welche zwar friedlich sind, aber doch sich hier und da kleiner Diebstähle schuldig machen. Sie sind unzufrieden und wollen bessere Vertragsbedingungen.

Die zu einer großen Bande vereinigten Swampy Crees und Saultraux leben im Districte St. Peter und sind unter einander uneinig. Die drei Banden am Roseau-Flusse haben den Weg der Cultur beschritten und dies ist auch von den Indianern am Manitoba-See zu sagen, welche sich definitiv niedergelassen haben, um Ackerbau zu treiben. Leider ist die Trunksucht unter ihnen ziemlich verbreitet.

### Die Indianer von British Columbia

sind noch nicht genau gezählt worden, werden aber auf 35,000 geschätzt. Sie wohnen in Wigwams, an der Küste jedoch in Dörfern, worin jedes Haus 10 bis 15 Familien beherbergt und in seinem unbeschreiblichen Schmutze einen Herd für ansteckende Krankheiten bildet, die unter ihnen wüthen. Die Missionäre haben an manchen Orten bereits mit Erfolg gegen diesen Mißstand gewirkt.

In der Landwirthschaft haben mehrere Banden bedeutende Fortschritte gemacht und andere trotz ungünstiger Terrainverhältnisse einen vielversprechenden Anfang gemacht. Die Reserven sind viel zu klein und deshalb herrscht in manchen Stämmen Unzufriedenheit. Man ist damit beschäftigt, diese Mißstände zu heben. An der Küste werden ungeheure Mengen Fische gefangen, welche das Hauptnahrungsmittel sind. Außerdem verkaufen die Indianer jährlich um ungefähr 350,000 Doll. Thran und Felle sowie um 2000 Doll. Preißelbeeren. Seitdem die Einfuhr geistiger Getränke verboten ist, brennen die Indianer aus Beeren, Kartoffeln u. s. w. Schnaps, was sie von amerikanischen Soldaten in Alaska lernten. Dies muß jedoch auf dem Wege der Gesetzgebung bekämpft werden.

---

# Eine Missionsfahrt durch Mikronesien.

Nur selten dringt eine Kunde von den abgelegenen Inselgruppen des Großen Oceans zu uns, denn wenn auch Hawaii, Tahiti, Samoa, Fidschi u. s. w. durch Dampfer- und Segelschifflinien in regelmäßiger Verbindung mit der Außenwelt stehen, so bleiben wir doch oft jahrelang ohne Nachricht von den unzähligen kleineren Gruppen Polynesiens, Melanesiens und Mikronesiens, welche doch jede für sich eine kleine abgeschlossene Welt bilden, deren noch so wenig bekannte Bewohner für uns in jeder Hinsicht von höchstem Interesse sind. Walfischfänger, Arbeitsschiffe und Händler, die allein dort verkehrenden Fahrzeuge, finden es nicht in ihrem Interesse, Nachrichten über ihr Arbeitsfeld zu vermitteln, und nur ausnahmsweise berührt jene isolirten Gestade ein Kriegsschiff, heutzutage unsere besten Vermittler von Nachrichten aus abgelegenen Erdpunkten, während einzelne Forschungsreisende im Stillen Ocean von jeher zu den Seltenheiten gehört haben. Desto größern Werth müssen die hin und wieder auftauchenden Berichte der auf zahlreichen Gruppen ansässigen Missionäre haben, vor allen diejenigen der von der amerikanischen (Congregational) Missionsgesellschaft in Honolulu ausgesandten. Alljährlich macht das Missionsschiff der Gesellschaft „Morning Star“ die Rundfahrt zwischen den verschiedenen Stationen in Mikronesien, um den ein ganzes Jahr isolirten Missionären — meistens Amerikaner und Eingeborene von Hawaii — Unterstützung und Nachrichten zu überbringen. Ueber die letztjährige Fahrt des „Morning Star“ durch Theile der Gilbert-, Marshall- und Carolinen-Gruppen liegt uns jetzt der Bericht vor [1].

Am 5. Juli 1876 verließ die Missionsbrigg mit Capitän Colcord und 18 Personen an Bord den Hafen von Honolulu und steuerte mit gutem Wetter und günstigen Winden nach Südwesten; am 21. passirte sie den Aequator, sichtete zwei Tage später die Insel Peru und ankerte am Abend des 24. nach einer Fahrt von über 2000 Meilen [2], 18 Tage nach der Abfahrt, bei der Missionsstation auf Tapituea (Taputeuea), einer der südlichsten Hauptinseln des Gilbert- (Kingsmill-) Archipels. Auf den 18 Koralleninseln dieser Gruppe, von welchen sich keine mehr als 30 Fuß über dem Meere erhebt, sind jetzt im Ganzen sieben Missionsstationen; bei derjenigen auf Tapituea befinden sich zwei hawaiische Geistliche mit ihren Familien.

Die Eingeborenen, welche von dem amerikanischen Admiral Wilkes auf seiner wissenschaftlichen Weltumsegelung (1840) „sehr gefährlich, tückisch und dem Kriege ergeben“ gefunden wurden, scheinen jetzt, Dank den Anstrengungen der Missionäre, viel gesitteter und friedfertiger geworden; auch hat

---

[1] „Pacific Commercial Advertiser“, Honolulu, 20. Januar 1877.

[2] Nautische (60 = 1°), wie alle in diesem Artikel.

der früher sehr verbreitete Kindermord (keine Mutter durfte mehr als drei Kinder am Leben lassen) bedeutend nachgelassen. Nach dreitägigem Aufenthalt, welcher zum Ausladen der Missionsvorräthe und Einnehmen von frischen Lebensmitteln und Wasser benutzt wurden, setzte der „Morning Star" die Fahrt nach dem 100 Meilen nördlich gelegenen Apamama fort, wobei Nonouti, wo sich augenblicklich keine Mission befindet, links liegen blieb. Am 29. angekommen, nahm er ein Faß Kokosnußöl als Beisteuer der Eingeborenen an Bord und segelte noch denselben Abend nordwestlich nach Maiana, wo am nächsten Tage fünf Meilen von der Station geankert wurde. Auch hier wurde der hawaiische Missionär wohl gefunden, worauf das Schiff nach zweitägiger Windstille an Tarawa vorbei nach Marakei fuhr und dann nach kurzem Aufenthalt nach dem 40 Meilen westlicher gelegenen Apaiang, der Hauptinsel des Archipels, hinübersegelte. Am Morgen des 4. August fuhr der „Morning Star" in die schöne Lagune derselben ein und ließ den Anker bei 6 Faden Tiefe vor dem Missionsgebäude fallen. Schon 1857 gründete der Amerikaner Birgham, der die damalige Einwohnerzahl der Insel auf 3200 angab, die dortige Mission, die jetzt unter der Aufsicht des Reverend Taylor mit einem hawaiischen Gehülfen steht. Bei dem vorjährigen Besuche des Schiffes hatte man die Missionäre in sehr gefährlicher Lage zurückgelassen, ein englischer Händler war kurz vorher erschlagen worden, und der Mörder ging frei umher, die Eingeborenen waren wild und unbändig und drohten die Vernichtung aller Fremden, so daß man kaum gehofft hatte, die Missionäre dieses Mal noch am Leben zu sehen; um so größer war deshalb die Freude, die Mission in völliger Sicherheit zu finden. Der Grund lag darin, daß unterdessen im Monat April der englische Kriegsschooner „Renard" angekommen war, dessen Capitän unter Androhung der Zerstörung der ganzen Insel den „König" Tekaie von Apaiang zwang, den Mörder von Marakei, wohin er sich geflüchtet, holen und ausliefern zu lassen, worauf er Angesichts seiner sämmtlichen Landsleute auf dem Landufer der Lagune von der Mündung einer Kanone weggeschossen wurde. Durch diesen gerechten Racheact eingeschüchtert, hatten seither die Eingeborenen alle Fremden mit größter Freundlichkeit behandelt. Nachdem alle Vorräthe auf dem guten Steinwerft der Mission gelandet und ein vom amerikanischen Consul in Honolulu geschenktes Sternenbanner über dem Gebäude derselben aufgezogen und mit 13 Schüssen salutirt worden, segelte der „Morning Star" am 8. August nach dem 68 Meilen nördlich gelegenen Butaritari. Diese Insel liegt mit Makin innerhalb desselben Korallenriffs und ist mit jenem die nördlichste des ganzen Archipels. Obgleich wahrscheinlich sämmtliche Gilbert-Insulaner aus einer Vermischung von Einwanderern aus Samoa im Südosten und Ponapi (in der Karolinen-Gruppe) im Nordwesten entstanden sind, so unterscheiden sich doch die Bewohner dieser beiden Inseln sowohl durch ihren sanften und friedfertigen Charakter als ihre regelmäßigen Züge und hellere Hautfarbe von den kleineren, hageren, sowie wilden und verrätherischen Eingeborenen aller südlichen Inseln des Archipels, wogegen identische Sprache, Sitten und Gebräuche trotzdem für eine gemeinsame Abstammung sprechen. Auf Makin wurde die erste Mission im Gilbert-Archipel im Jahre 1852 gegründet. Der hawaiische Missionär von Butaritari, welcher auf der vorjährigen Reise nach Honolulu mitgefahren war, wurde wieder auf seiner Insel gelandet, worauf der „Morning Star", die Gilbert-Gruppe verlassend, nach Nordwesten auf den Marshall-Archipel zusteuerte.

Diese Gruppe zerfällt in die beiden parallel nord-südlich laufenden Ketten, von denen die östliche Natak und die westliche Ralik heißt; da aber die geologische Formation beider — niedrige Korallenatolls oder Laguneninseln von bedeutendem Umfange —, sowie Volk, Sprache und Tättowirung dieselben sind, können sie füglich unter dem gemeinsamen Namen zusammengefaßt werden. Nach sechstägiger, durch schwache Winde verlängerter Ueberfahrt erreichte der „Morning Star" am 17. August die 250 Meilen nordwestlich von Butaritari gelegene Insel Ebon, die südlichste und zugleich Hauptinsel der Ralik-Kette, auf welcher die herrschende Häuptlingsfamilie ihren Wohnsitz hat. Nachdem die beiden amerikanischen Geistlichen der dortigen im Jahre 1858 gegründeten Mission im besten Wohlsein befunden, segelte das Schiff nach der 90 Meilen nordöstlich entfernten Insel Dschaluit, wo es fünf Tage liegen blieb.

Dschaluit ist heutigen Tages die Metropole von ganz Mikronesien. Die Firma A. Capelle & Comp. hat sich hier etablirt und dadurch die Insel zu einem Centralpunkt gemacht. Sie hat ein schönes Waarenhaus von 100 Fuß Länge und 40 Fuß Breite gebaut, welches 8000 Dollars gekostet hat und in dem man eine große Auswahl europäischer Waaren zu mäßigen Preisen finden kann. Die Firma besitzt vier Fahrzeuge, darunter eine Brigg von 200 Tonnen, welche zwischen den Inseln umherkreuzen und Kobra (getrocknete Kokosnuß) der Eingeborenen einsammeln und nach Dschaluit bringen, von wo sie nach Europa verschifft wird. Sie hat ferner gute und bequeme Wohnhäuser, eine Schmiede- und Tischlerwerkstätte sowie eine Kirche mit Schule, in welcher den eingeborenen Kindern Englisch gelehrt wird. Die Eingeborenen, die wie alle Marshall-Insulaner von den Karolinen eingewandert zu sein scheinen, sind von kleinerer Statur und dunklerer Hautfarbe als die Hawaiier; Kotzebue und Chamisso, die 1817 im „Rurik" den Archipel entdeckten, halten sie für die sanftesten und friedfertigsten aller Insulaner. Die Bewohner von Dschaluit gehen jetzt fast alle bekleidet, statt wie früher bloß einen Gürtel mit hängenden Baststreifen oder kleinen viereckigen Matten zu tragen, auch sollen sie ziemlich fleißig sein. Sie lieben den hawaiischen Missionär Kapali und behandeln die fremden Händler mit Achtung. — Die Lagune ist für Schiffe leicht anfahrbar und hat einen guten und stillen Ankerplatz, auf welchem sie dicht am Ufer bei 12 Faden Tiefe liegen können. Man kann zu allen Fluthzeiten landen und bei jeder Windrichtung durch drei gute Passagen durch das Riff aufs Meer gelangen. — Am 29. August segelte der „Morning Star" westlich nach Mili, der südlichsten Insel der Natak-Kette, wo auch die Sprache Verschiedenheiten von derjenigen auf den anderen Inseln zeigt. — Am 1. September ankerte das Schiff in der großen Lagune vor der Missionsstation; die Insel ist gegen 3 engl. Meilen lang, durchschnittlich nur 5 Fuß über dem Meere erhoben und dicht mit Wäldern von Brotfruchtbäumen, Pandanus, Kokospalmen und Bananenstauden bedeckt. Da der dortige Missionär, ein Hawaiier, im Jahre vorher gestorben war, wurde ein neuer Geistlicher ans Land gesetzt, die Wittwe des Verstorbenen zum Leidwesen der Eingeborenen an Bord genommen und dann nördlich nach dem nahegelegenen Arno gesteuert. Nachdem die Vorräthe ausgeschifft und die Beisteuer der Insulaner (Kokosnußöl) eingeladen worden, erreichte das Schiff am 6. das nordwestlich gelegene Madschero (Mejuro bei Meinicke), welche Insel ebenfalls lang und schmal sowie äußerst fruchtbar und dicht bewaldet ist. Auch hier wurde die seit 1858 bestehende Mission in gutem Zustande befunden, worauf das Schiff südöstlich nach Dschaluit zurückfuhr. Von hier führte der Cours an der kleinen Insel Kili vorbei nach dem 90 Meilen gegen Westen entfernten Namarik, worauf das Schiff wieder nach Ebon zurückkehrte, wo mehrere Missionäre mit ihren

Familien und Dienern an Bord kamen, und dann am Abend des 15. September, nach vollendetem Besuche aller sechs Missionsstationen der Marshall-Gruppe, nach dem 320 Meilen östlich entfernten Ualan, der östlichsten Insel des Karolinen-Archipels, gesteuert wurde.

In Ualan oder Kusaie finden wir im Gegensatze zu den bisher geschilderten niedrigen Lagunenatolls die erste gebirgig aus dem Meere aufsteigende Insel, denn das dichtbewaldete Innere derselben erhebt sich in zwei Spitzen bis zu 1900 und 2150 Fuß Höhe. So isolirt liegt Ualan im Großen Ocean (denn auch die nächste Insel im Westen ist 150 Meilen entfernt), daß erst im Jahre 1806 der Yankee-Walfischfänger Strong diese romantische Insel entdeckte, die deshalb auch als Strong's Island bekannt ist [1]). Die auf wenige Hunderte zusammengeschmolzenen Eingeborenen sind von sanftem und friedfertigem Charakter; sie wohnen ausschließlich am Meeresufer, da, wie bemerkt, die Thäler und Höhen des gebirgigen Innern mit undurchdringlichem Urwald bedeckt sind.

Windstillen und Gegenströmungen verlängerten die Ueberfahrt des „Morning Star" auf zehn Tage, so daß erst am 25. September die schon im Jahre 1852 gegründete Missionsstation auf der kleinen Nebeninsel Lele in der Chabral-Bay erreicht wurde, worauf nach fünftägigem Aufenthalt das Schiff die Fahrt nach Westen fortsetzte, um, ohne zu ankern, an den Inseln Pingelap und Mokil vorbeifahrend, wo je ein Eingeborener von Ponapi als Missionär und Lehrer thätig ist, am 4. October diese große Insel selbst zu erreichen.

Ponapi, die Hauptinsel der Karolinen, schon 1595 von Quiros entdeckt, aber erst 1828 von dem Russen Lütke wiedergefunden, erhebt sich weniger steil, aber mit ebenso üppiger Vegetation als Ualan, bis zu 2860 Fuß Höhe; ein Korallenriff von 75 Meilen im Umkreis mit vielen kleinen Eilanden, zwischen denen die Bergströme zahlreiche schiffbare Einfahrten gebrochen, umgiebt mit seiner seichten Lagune die Hauptinsel, welche wahrscheinlich die letzte, höchste Bergspitze eines einst ausgedehnten Landes bildet, da sie noch heutigen Tages in langsamem Sinken begriffen ist. Unter den an Zahl sehr geringen Eingeborenen sind jetzt drei amerikanische Missionäre mit ihren Familien auf verschiedenen Stationen ansässig. Die erste vom „Morning Star" besuchte war diejenige bei Ronikiti am Südende der Insel, vor welcher das Schiff 10 Meilen entfernt außerhalb des Riffs ankerte. Zwei Tage später wurde die Mission Kenan an der von hohen Bergen umgebenen Matalanim-Bay an der Ostküste besucht, wo der Ankerplatz in der Lagune sechs Faden Tiefe hat; überall wurde die Ankunft des Schiffes von Fremden wie Eingeborenen mit großer Freude begrüßt. Nachdem dann die letzten Vorräthe bei der Station Oua am Nordende der Insel gelandet worden, segelte der „Morning Star" nach Westen weiter, um fünf Tage später die fast 300 Meilen entfernte Gruppe der Mortlock-Inseln zu erreichen.

Dieselbe besteht aus den beiden nur 15 Meilen von einander entfernten niedrigen Laguneninseln Lukunor und Sotoan, von denen letztere die größere ist; auf beiden ist je ein Hawaiier als Lehrer thätig. Die Mission unter den als kühne Seefahrer berühmten Eingeborenen hat in neuerer Zeit bedeutenden Erfolg gehabt; die Schulkinder kamen an Bord des Schiffes und sangen ihre Lieder, während die Missionäre bei diesem Besuche 260 neue Bekehrte in die Kirche aufnahmen. Sotoan war der westlichste vom „Morning Star" auf dieser Fahrt besuchte Punkt, und trat das Schiff am 31. October die Rückfahrt nach Osten an. Bei Ponapi, das am 6. November erreicht wurde, blieb das Schiff sieben Tage liegen und nahm frisches Wasser, Holz und Yams ein. Die Rückfahrt berührte Mokil am 16., Pingelap am 21., Ualan am 25. und Ebon in der Marshall-Gruppe am 29. Zwei Tage später überfiel ein plötzlicher Sturm aus Osten das Schiff und riß mehrere Segel und Stangen fort, so daß dasselbe in Dschaluit, wo es am 3. December ankam, drei Tage zum Repariren liegen blieb. Am 11. ankerte der „Morning Star" wieder bei Marakei im Gilbert-Archipel; da das Meer zu hoch ging, um eine Landung mit dem Boote zu gestatten, wurden die nöthigsten Vorräthe für die Mission in ein Faß gepackt, welches die Eingeborenen glücklich durch die Brandung zogen. Nach sechstägiger Vorbereitung zur Rückreise in Apaiang nahm das Schiff am 21. December die letzten Wasserfässer in Butaritari an Bord und trat die Heimfahrt nach dem fernen Hawaii im Nordosten an, um nach einer schnellen aber stürmischen Ueberfahrt von 25 Tagen am 14. Januar 1877 wieder in den Hafen von Honolulu einzulaufen.

Diese Rundfahrt des „Morning Star" von $6^1/_2$ Monaten beweist zweifelsohne, daß der jetzige Stand der Missionsarbeiten in Mikronesien von Wichtigkeit und gutem Einfluß wäre, wenn nicht das schnelle Hinschwinden der eingeborenen Bevölkerung einen beunruhigenden Schatten auf den Erfolg würfe, der übrigens im Gilbert-Archipel am geringsten und in den Karolinen am bedeutendsten zu sein scheint. Zum Beweise, daß die Führer der Missionsbrigg bei der Rundfahrt auch nicht die praktische Seite aus den Augen lassen, mögen unter anderen folgende Gegenstände aus der Frachtliste des Schiffes angeführt werden: 92 Fässer Kokosnußöl, 45 Bündel Matten, 15 Kisten Muscheln, 850 Kokosnüsse, 1 Bündel Kriegskeulen, 1 Sack Schildpatt, 2 kleine Canoes, 1 Bündel Steinbeile, 1 Sack Fungus und 122 Kisten Curiositäten, Waffen, Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände der Eingeborenen.

Zum Schluß sind in folgender Liste die astronomischen Bestimmungen des Capitän Colcord sämmtlicher vom „Morning Star" auf dieser Reise berührter Punkte zusammengestellt; da dieselben in manchen Einzelheiten von unseren bisherigen Karten abweichen, mögen sie von Werth sein. Ferner wurden den einheimischen Inselnamen die fremden meistens von den ersten Entdeckern gegebenen Bezeichnungen in Parenthese beigefügt.

| | Südl. Br. v. Gr. | Oestl. L. v. Gr. |
|---|---|---|
| Pern (Francis) . . . . . . . . . . | 0° 56′ | 176° 6′ |
| Tapitnea (Drummond) . . . . . . . | 1° 12′ | 174° 40′ |
| | Nördl. Br. v. Gr. | |
| Apamama (Hopper, Simpson ꝛc.) . . | 0° 10′ | 174° |
| Maiana (Gilbert, Hall) . . . . . . | 1° | 173° |
| Tarawa (Marshall und Knox) . . . | 1° 29′ | 173° |
| Marakei (Matthews) . . . . . . . | 2° | 173° 25′ |
| Apaiang (Matthews, Charlotte) . . . | 1° 52′ | 172° 54′ |
| Butaritari (Pitt) . . . . . . . . . | 3° | 172° 45′ |
| Ebon (Boston) . . . . . . . . . . | 4° 38′ | 168° 45′ 6″ |
| Dschaluit (Banham) . . . . . . . . | 5° 54′ | 169° 45′ 6″ |
| Mili (Mulgrave) . . . . . . . . . | 6° 8′ | 171° 40′ 6″ |
| Madschero (Arrowsmith) . . . . . . | 7° 15′ | 171° |
| Namarik (Baring) . , . . . . . . . | 5° 35′ | 168° 12′ |
| Ualan oder Kusaie (Strong) . . . . | 5° 19′ | 163° 10′ |
| Pingelap (Musgrave) . . . . . . . | 6° 15′ | 160° 52′ |
| Mokil (Duperrey oder Wellington) . | 6° 41′ | 159° 5′ 3″ |
| | | Ronikiti-Station. |
| Ponapi (Ascension) . . . . . . . . | 7° | 158° 20′ |
| Lukunor (Mortlock) . . . . . . . . | 5° 30′ | 154° |

Franz Birgham.

[1]) Nach Meinicke II, S. 348, wurde sie 1804 von dem Amerikaner Crocer entdeckt und Strong benannt.

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

Aus Aegypten. Der Sklavenhandel besteht in der Türkei und in Aegypten ungestört und unbelästigt von allen Declamationen westeuropäischer Philanthropen weiter. Hadschi Tahir Effendi in Stambul, Ulema und Präsident des großen Rathes für den öffentlichen Unterricht (!), ist bei den Mohammedanern wegen seiner Weissagungskalender eine sehr geschätzte und berühmte Persönlichkeit. Wie die Nationalzeitung vom 27. März 1877 berichtet, giebt er in seinem diesjährigen Kalender die glücklichen Tage an, an welchen die Gläubigen weiße Sklavinnen kaufen sollen. In Aegypten (Kairo) sind — alle Gegenreden haben das Factum nicht umgestoßen — unlängst 110 weiße und 152 schwarze Sklavinnen aus dem Harem des gestürzten und ermordeten Muffetisch (Finanzministers) zusammen für den Preis von 13,000 Pf. St. verkauft worden. Das geschah im Palaste des frühern Eigenthümers, während der Rest der menschlichen Waare in eine in Kairo wohlbekannte Localität, wo Tag für Tag die Equipagen der Paschas vorfahren, geschafft und dort unter den Hammer gebracht wurde. So meldet der Correspondent der British and Foreign Anti-Slavery Society. — Die interessantesten Nachrichten über den heutigen ägyptischen Sklavenhandel giebt de Cosson (The Cradle of the Blue Nile. London, Murray 1877). Alle Befehle, welche der Vicekönig gegen den Sklavenhandel erläßt, sind wirkungslos und nur darauf berechnet, die öffentliche Meinung in Europa zu beschwichtigen. So lange die Frauen europäischer Consuln fortfahren, vom Chedive werthvolle Geschenke anzunehmen (worüber man die vortrefflichen Correspondenzen der „Allgemeinen Zeitung" aus Alexandria vergleichen mag), können deren Männer nicht energisch auftreten und dem Schwindel ein Ende machen. Als de Cosson in Massaua war, langte dort der Obereunuche der Mutter des Chedive an, um mehrere hundert Sklaven für Hochzeitsfeierlichkeiten am Hofe zu erstehen. Mr. de Sarzec, der dortige französische Consul, erhebt seinen steten Widerspruch; aber die ägyptischen Behörden kümmern sich nicht darum und scheuen sich selbst nicht, dessen nach Frankreich bestimmte Depeschen abzufangen. In der abessinischen Provinz Galabat findet der Verkauf selbst christlicher Sklaven und der reizenden Gallamädchen, letztere das Stück zu 30 bis 70 Dollars, ganz offen statt; ebenso im ägyptischen Zeila und Tadschurra, wo Pascha Abu Bekr und seine Söhne die offenkundigsten Sklavenhändler sind. Des Chedives Dampfer haben regelmäßig Sklaven an Bord; des Chedives Harem empfing im vorigen Juni 18 Gallamädchen als Geschenk Abu Bekr's; aus des Chedives Häfen Zeila, Tadschurra, Massaua und Suakin werden jährlich 25,000 Sklaven exportirt. Tausende gehen bei Nacht in arabischen Dhaus nach Dschidda und werden dort bei den türkischen Behörden verzollt; die Einzelheiten sind zu gräulich, um hier mitgetheilt zu werden. Was nützt solchen versteckten Operationen gegenüber die Sendung Gordon's nach dem Sudan und die M'Killopp's ins Rothe Meer, welche mit der pomphaften Ankündigung in Scene gesetzt werden, daß nun dem Menschenhandel ein Ende gemacht werden solle. Ein Telegramm aus Alexandria vom 15. Mai 1877 an „Daily News" meldete schon, daß Gordon die Unterdrückung der Sklaverei schwieriger fand als er erwartete; Kassala sei voll von Sklaven und der letzte große Dampfer brachte Sklaven nach — Kairo. Es ist hohe Zeit, daß eine europäische Macht, vor allen England, einschreitet und seinen wiederholten Forderungen Nachdruck verleiht. Als Gordon im Februar dieses Jahres nach kurzer Abwesenheit in England zum zweiten Male (das erste Mal war er vom Februar 1874 bis gegen Ende 1876 am obern Nil behufs Ausbreitung und Befestigung der ägyptischen Macht thätig) den Sudan betrat, hegte er die schönsten Hoffnungen: alle Gouverneure des Sudan vom ersten Katarakte bis zum Aequator hin waren ihm unterstellt worden, ebenso die Küsten des Rothen Meeres, und er hielt seine Machtfülle für so groß, daß er behauptete, es könne nur an ihm liegen, wenn er nicht den ganzen Sklavenhandel mit Stumpf und Stiel ausrotte. Der Sudan bringe seine Kosten und seine Soldaten auf, so daß der größte Theil der ägyptischen Armee entlassen werden könnte (wurde aber nur zu bald in der europäischen Türkei gebraucht). Allein bis jetzt ist er nicht glücklich gewesen, abgesehen von seinen Friedensunterhandlungen mit König Johannes von Abessinien, mit denen ihn der Chedive betraut hatte. Dieselben haben, wie vorauszusehen war, zum erwünschten Ziele geführt; denn Aegypten ist des Krieges, der ihm Tausende von Menschen und Hunderttausende von Thalern gekostet, müde und hat, von Massaua abgesehen, seine sämmtlichen Truppen von den Grenzen Abessiniens zurückgezogen, während letzteres andererseits keinen Länderzuwachs beansprucht, sondern nur einen Zugang zum Rothen Meere. Und den soll Aegypten geneigt sein zu bewilligen, indem es alle Zölle in Massaua aufheben und nur die Einfuhr von Kriegsmaterial beschränken will; auch verheißt es, der Wahl des Abuna, des kirchlichen Oberhauptes von Abessinien, durch den koptischen Patriarchen in Kairo allen Vorschub zu leisten. Diese Bedingungen sind für den abessinischen Sieger nicht sehr glänzend; aber auch er hat alle Ursache, sich nachgiebig zu zeigen. Seine Herrschaft ist jungen Datums; nur indirect gehört er zu der heiligen Familie der Negus; seine Unterhäuptlinge sind unruhigen und rebellischen Geistes und Menelek von Schoa, dessen Familie seit drei Jahrhunderten schon dort herrscht, ist in sein Reich eingefallen und hat sich der Hauptstadt Gondar bemächtigt. Durch alle diese Umstände soll auch Johannes friedfertigen Geistes geworden sein. Inzwischen ist in dem erst unlängst eroberten Darfur eine Revolution ausgebrochen und Gordon soll zur Unterdrückung derselben dorthin abgehen.

Daß es bei solchen Zeitläuften auch der Kairiner Geographischen Gesellschaft, welche ihr Haupt, Dr. Schweinfurth, verloren, nicht besonders gut geht, ist erklärlich. Auch sie leidet an der allgemeinen Landeskrankheit, nämlich an einer vollständig leeren Casse, da sowohl der von der Regierung verheißene Zuschuß als auch die Beiträge der Mitglieder ausgeblieben sind. Aus diesem Grunde, und mehr noch weil ihr wirklich bedeutende Capacitäten fehlen, wird die Gesellschaft wohl ihrer baldigen Auflösung entgegengehen — ein Loos, das bereits so manchen durch vicekönigliche Launen hervorgerufenen Institutionen, denen später die geeigneten Männer zur Aufrechthaltung und Weiterführung fehlten, zu Theil geworden ist.

— Vom Oberstlieutenant Prschewalski, Chef der wissenschaftlichen Expedition, welche die Russische Geographische Gesellschaft nach Mittelasien ausgesendet hat, ist folgendes Telegramm eingegangen: „Uelnsew (?) 6. Juni. Ich bin zweihundert Werst östlich vom Lob-nor gegangen. Alle wissenschaftlichen Arbeiten sind gelungen. Ich habe drei wilde Kameele gefangen. Wir sind alle gesund. Aus Kuldscha werde ich einen eingehenden Bericht senden." (A. K.)



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

VI.

Delphi. — Krisa. — Amphissa oder Salona. — Nach Patras.

Die Thalschlucht, in welcher Griechenlands berühmteste Orakelstätte lag, besitzt eine Großartigkeit und finstere Schönheit, welche auf den Beschauer von gewaltiger Wirkung ist. Auf einem Absatze des Parnasos, einer sanft nach Süden geneigten Terrasse, liegen heute zwischen Weinpflanzungen und niedrigen Oelbäumen die wenigen Häuser von Kastri. In einer Entfernung von nur 200 Meter vom Orte fällt der Felsboden steil zum Thale des Pleistos hin ab, welcher noch 300 bis 400 Meter weiterhin fließt und hinter welchem die schroffen, waldbedeckten Höhen des Kirphis-Gebirges sich erheben. Ueber Kastri steigen die nackten Felswände der Phaidriaden auf, selbst wieder überragt von dem schneeigen Gipfel des Parnasos. Rechts hin reicht der Blick durch das enge Thal bis zum Thurme von Arachova hinauf, links, westwärts, bis zur ölbaumreichen Ebene von Salona und dem Meerbusen von Galaxydi. Auf dem schmalen Streifen ebenen Bodens, welchen unsere erste Abbildung zeigt, lagen die zahlreichen Heiligthümer von Delphi, von denen nur überaus Wenig die Jahrtausende überdauert hat. Doch fällt es nicht schwer, an der Hand des alten Periegeten Pausanias und des Plutarch, der in Hadrianischer Zeit Zeuge der zweiten Blüthe Delphis war, die Lage der einzelnen Gebäude festzustellen; auch trifft der Reisende in Kastri Leute, welche an den Ausgrabungen der Franzosen vor etwa einem Jahrzehnt Theil genommen haben und für manche Partien ganz taugliche Führer abgeben.

Wenig genug ist es freilich, was von alten Resten sich auf dem geheiligten Boden erhalten hat, Untermauerungen vor allem, Nischen in den Felswänden, einst bestimmt, Weihegeschenke aufzunehmen, und zahlreiche Inschriften, in welchen die Freilassung von Sklaven unter der Form einer Schenkung an Apollo verkündet wird. Sind aber auch die Werke von Menschenhand verschwunden, so hat doch die Natur hier keine oder nur unmerkliche Veränderungen erfahren: heute, wie einst vor Jahrtausenden, entströmen dem Boden an den gleichen Stellen vier Quellen, Kastalia, Sybaris, Kassotis und Delphusa mit Namen, welche den besten Anhalt zur Orientirung auf der Trümmerstätte gewähren. Nähert man sich derselben von Osten her, so passirt man bald hinter jenen Felsgräbern (s. oben S. 70 bis 72) zunächst einen geräumigen Unterbau, welcher die Grundmauern und Marmortrümmer von nicht weniger als vier Tempeln und Capellen hinter einander trägt, sodann die Reste des Heiligthumes des Heros Phylakos, der die Perserschaaren des Xerxes zurückgeschlagen haben soll, und diejenigen des Gymnasiums, dessen Platz heute ein Kloster der Gottesmutter einnimmt. Gleich darauf erreicht man die Stelle, wo die kahlen Wände der aus graublauem Kalke bestehenden Phaidriaden unter stumpfem Winkel zusammenstoßen, und eine gewaltige, wenn auch nur kurze Schlucht nordwärts tief in das Massiv des Gebirges einschneidet und zur Regenzeit einem Gießbache Abfluß nach dem Pleistos gewährt. Noch ehe man dessen Bett durchschreitet, erblickt man in der östlichen Felswand, welche im Alterthume den Namen Hyampeia führte und von welcher

Ansicht von Kastri (Delphi). (Nach einer Photographie.)

in den ältesten Zeiten die Tempelräuber hinabgestürzt wurden, eine große viereckige Nische eingehauen. Dieser geglättete Felsen enthält seinerseits wieder mehrere kleinere Nischen zur Aufnahme von Weihegeschenken und eine größere, welche heutigen Tages als Capelle des heiligen Johannes dient. Unterhalb derselben tritt eine starke Quelle zu Tage, füllt ein großes, künstlich ausgehauenes, viereckiges Becken und fließt dann dem Pleistos zu; das ist die berühmte Kastalia, welche den zur Befragung des Orakels herbeiströmenden Pilgern das Wasser zu der nöthigen symbolischen Reinigung und Heiligung darbot. Von einer begeisternden Kraft desselben wußten die Hellenen nichts; erst römischer Glaube hat Quelle und poetische Gestaltungskraft in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Etwas weiter unterhalb steht am Eingange der Schlucht ein türkisches Quellhaus, welches bis zum Jahre 1840 von einer mächtigen Platane beschattet wurde, derselben, unter welcher der Sage nach Latona ihrer göttlichen Zwillinge genas. In jenem Jahre wurde der alte wurmstichige Baum abgehauen und durch zwei junge ersetzt, welche die Tradition lebendig erhalten sollen. Kaum 150 Meter westlich von dort erreicht man eine noch stellenweise erhaltene Umfassungsmauer, welche in ziemlich unregelmäßiger Gestalt außer dem Apollotempel selbst ein Theater, ein Rathhaus, Schatzhäuser, Altäre, Hallen und eine unendliche Menge von Weihegeschenken, besonders Statuen, umschloß. Hat doch Kaiser Nero allein an 500 eherne Standbilder von Göttern und Menschen von dort weggeschleppt! Griechische Städte und Staaten in Asien wie in Europa hatten einst gleich am Eingange dieses Tempels ihre Thesauren, welche ihre und ihrer Verbündeten Spenden an Geld und Weihegeschenken, namentlich die Zehnten von der Kriegsbeute, bargen; Pausanias sah noch diejenigen von Theben, Athen, Korinth; Sikyon, Potidäa, Akanthus, von Siphnos, Knidos, Klazomenai, Syrakus und Massalia. Ebenso wie hier die verschiedensten griechischen Stämme ihre Schätze einträchtig neben einander häuften, waren auch zum Tempel selbst Gaben aus allen von Hellenen bewohnten Gegenden zusammengeflossen, als das alte Gotteshaus im Jahre 548 niedergebrannt war. Was von diesem neuen durch die Alkmäoniden prachtvoller, als es ausbedungen war,

Die Quelle Kastalia.

wieder hergestellten Gebäude sich erhalten hat, beschränkt sich auf einen polygonalen Unterbau, welcher erforderlich war, um eine ebene Fläche zu erhalten, auf Reste des Tempelsockels und Bruchstücke großer dorischer und kleinerer ionischer Säulen. Die Cella des Tempels umschloß außer dem Cultbilde und dem Opferherde mit ewig brennendem Feuer den berühmten „Nabel der Erde“, einen mit Binden bedeckten weißen Marmorblock in Gestalt eines abgestumpften Kegels. Dort trafen nach der Sage, die Pindar, Strabo und Pausanias berichten, zwei Adler oder Raben zusammen, welche Zeus gleichzeitig vom westlichsten und östlichsten Ende der Welt aussandte, um den Mittelpunkt derselben zu ermitteln. Und nicht ganz unrichtig bemerkt Strabo, daß Delphi wenigstens für Griechenland diesseit und jenseit des Isthmus als Centrum anzusehen sei, und erklärt mit aus dieser vortheilhaften Lage die Bedeutung des Ortes. Mehr noch habe freilich das Orakel gewirkt, welches unter allen vorhandenen als das zuverlässigste gegolten habe. Die Orakelstätte selbst lag in dem hintersten, westlichen Theile des Tempels, dem Adyton; dasselbe, tiefer als der Fußboden des übrigen Tempels gelegen und in Form einer Höhle überbaut, enthielt einen schmalen Felsenspalt, aus welchem ein kalter Luftzug emporstieg, welcher als die Ursache der prophetischen Verzückung der Pythia galt. Daß der Schlund einst irgend welche Gase ausgehaucht habe und die verzückten Symptome der Pythia denen geglichen, welche man heute in Folge von Vergiftung mittelst Kohlenoxydgas beobachtet, wie Belle behauptet, ist keineswegs erwiesen. Die weissagende Frau, welche über funfzig Jahr alt sein mußte, bestieg einen über dem Spalte stehenden Dreifuß, nachdem sie sich durch einen Trunk aus der Quelle Kassotis — dieselbe entspringt wenig nördlich vom Tempel innerhalb des Peribolos (der Umfassungsmauern) und existirt noch heute als Brunnen des heiligen Nikolaos — und durch Kauen von Lorbeerblättern vorbereitet hatte. Strabo meint, daß aufsteigende Dämpfe die Verzückung hervorriefen; Pausanias, daß das Wasser der Kassotis in den Schlund stürzte und von unten als berauschender Dampf wieder emporsteige. Das Räthsel mag sich, wie so manche ähnliche Wunder, einfach so lösen, daß die Pythia mit den Priestern unter einer Decke steckte und nur in

erheuchelter Extase jene unzusammenhängenden Wörter ausstieß, welche von daneben sitzenden Männern aufgefangen und in Hexameter gebracht wurden.

Dicht neben dem Tempel und der Quelle Kassotis, welche ein immergrüner Wald von Lorbeer und Myrthen umgab, mit deren Zweigen die Tempeldiener das Heiligthum fegten, lag in der nordwestlichen Ecke des geheiligten Bezirkes das Theater, in welchem an den pythischen Festen die musischen Wettkämpfe und die Volksversammlungen der Delphier abgehalten wurden. Das Halbrund desselben ist heute ganz verschüttet und nur die südliche fast ganz mit Inschriften bedeckte Mauer ist noch sichtbar. Der Umstand, daß das heutige Kastri auf der Stelle des alten Heiligthumes erbaut ist, steht umfangreicheren Nachgrabungen sehr im Wege.

Der Bach Kastalia und die Felswand Hyampeia (zur Rechten).

Solche würden aber sicher noch lohnende Ausbeute ergeben, wenn man auch weiß, daß die wiederholten Plünderungen des Tempels durch die Phoker, Gallier und Römer und namentlich Constantin, welcher, um sein Byzanz zu schmücken, die griechischen Städte ihrer Kunstwerke beraubte, dort in arger Weise aufgeräumt haben.

Nördlich, westlich und südlich von dem Heiligthume dehnte sich in alter Zeit die profane Stadt der Delphier aus. Wieder ist es eine Quelle, die Delphusa (heute Kerna genannt), der einstige Stadtbrunnen, welche neben dem zum Theil in den Felsen gehauenen Stadium fast das einzige noch vorhandene Object aus antiker Zeit darstellt. Weiterhin beweisen Gräber und Sarkophage, daß auch im Westen wie östlich von der Stadt die Begräbnißstätten der Alten sich ausdehnten.

Westlich davon liegen die Tennen des heutigen Kastri, und von dort aus überschaut man bereits einen Theil der Ebene von Salona, welche sich südwärts bis an den Golf von Korinth erstreckt. Nur ein zweistündiger Marsch trennte den Reisenden vom Meeresufer; aber der Weg hinab gehört

zu den denkbar schlechtesten selbst in Griechenland. Zuerst umgeht er einen felsigen Ausläufer, welcher die alte Stadt im Westen überragte und von Philomelos im phokischen Kriege befestigt wurde, und senkt sich alsdann rasch hinab in die Ebene. Da in alten Zeiten dies die nächste Verbindung zwischen Delphi und dem Meere war, welche die meisten überseeischen Pilger benutzten, so muß diese Straße einst ungleich gangbarer gewesen und erst im Laufe der Zeiten so arg verfallen sein. Je weiter man hinabsteigt, um so mehr verliert die Landschaft an Wildheit; die Oelbaumpflanzungen werden dichter und reicher, und nach rechts öffnet sich das Thal von Salona, welches die schluchtenreichen, dicht bewaldeten Berge von Doris und der mächtige Kiona im Norden abschließen, welch letzterer bis zu 2468 Meter ansteigt, mithin den Parnasos noch um 18 Meter überragt, und auf welchem im Alterthume die Gebiete der Aetolier, der ozolischen Lokrer und der Oetäer zusammenstießen. Ein ganz anderes Land begann dort oben schon: wie sich jene wilden, finsteren Waldgebirge von den kahlen, leuchtenden, harmonisch verlaufenden Felsbergen Böotiens und Attikas unterschieden, so auch ihre Bewohner, welche nachweisbar mit fremden, nicht griechischen Elementen vermischt waren, von den rein hellenischen der östlich und südlich gelegenen Landschaften. — Während Belle mit seiner Begleitung mühsam hinabstieg, erhob sich ein äußerst heftiger Wind, wie sie in Griechenland in jedem nach Süden gerichteten Thale vorzüglich im Sommer vorkommen. Die kalte Luft der Berge drängt in ungleich heftigen Böen nach unten, von wo die von der Sonne erwärmten Schichten

Ansicht von Krisa, vom Thale des Pleistos und vom Parnasos.

nach oben gestiegen sind, stürmt heulend durch die Schluchten, biegt die Bäume zu Boden und stürzt selbst Reisende, die sich nicht rasch genug unter Felsen und Gebüsch retten, in den Abgrund. Dieser Wind erhebt sich stets zwei bis drei Stunden nach Sonnenaufgang, nimmt gegen Mittag an Heftigkeit zu und hört bei Sonnenuntergang auf. Nachts herrscht fast vollständige Ruhe und nur gegen Mitternacht weht manchmal eine leichte Brise.

Endlich war das in einem herrlichen Oelbaumwalde versteckte Chryso erreicht, neben welchem noch Mauerreste des antiken Krisa erhalten sind. Dieselbe war in den ältesten Zeiten eine mächtige Stadt und beherrschte die fruchtbare, zu ihren Füßen sich ausdehnende Ebene bis zu der Mündung des Pleistos, wo ihr Hafen Kirrha stand. Selbst Delphi scheint anfangs in einem Abhängigkeitsverhältniß zu Krisa gestanden zu haben; wenigstens erpreßte letzteres von den nach der Orakelstätte ziehenden Pilgern so lange schweren Tribut, bis es den Priestern gelang, ihre Beschützer zu dem ersten sogenannten Heiligen Kriege zu entflammen, der mit der Vernichtung Krisas und seiner Hafenstadt endete. Der Priesterübermuth setzte es durch, daß die Flußebene ihrem Gotte geweiht und der Ackerbau dort verboten wurde; nur Pferderennen zur Feier der pythischen Spiele sollten dort abgehalten werden, eine Anordnung, welche freilich vielfach trotz wiederholter Gewaltmaßregeln übertreten wurde. Denn Krisa wurde später wieder erbaut, die Ebene von dem nahen Amphissa aus bestellt, und Kirrha war noch in römischer Zeit Hafen für Delphi.

Von Chryso ging es weiter bergab um den westlichen Fuß des Parnassos herum nach Salona, einer kleinen Stadt

von 6000 Einwohnern, welche reizend inmitten eines grünen Waldes am Fuße eines alten Schlosses liegt, das auf antiken Fundamenten erbaut ist. Deutlich läßt sich noch die Mauer der Akropolis unterscheiden, deren Zerstörung für die Freiheit Griechenlands den Anfang vom Ende bezeichnete. Denn als die delphischen Amphiktyonen mit den angeblich tempelräuberischen Amphissäern nicht fertig werden konnten, gingen sie im Jahre 338 den König Philipp von Makedonien um Hülfe an, und dieser benutzte die günstige Gelegenheit, um sich zum Herrn von ganz Hellas zu machen. — Zur Türkenzeit gehörte Salona zu denjenigen Städten, wo die herrschende Race am zahlreichsten vertreten war; und noch heutigen Tages treiben thessalische Kaufleute directen Handel mit dem Korinthischen Meerbusen über Lamia und Salona. Die Tracht der Kameeltreiber einer solchen Karawane, ihr Gesichtsschnitt, ihre fremdartige Sprache, ihre langhaarigen, zweibuckeligen Kameele, kurz alles muthet einen so fremd an, daß man sich in ein ganz mohammedanisches Land versetzt glaubte, wenn nicht das Kreuz auf der nahen Kirche und Glockentöne dem widersprächen. Der Weg von Salona zur Skala oder dem Hafenplatze führt nach einem kurzen Abstieg durch die Ebene, welche ein wahrer Wald vielhundertjähriger, verwachsener, zerspaltener und doch noch reichlich fruchtbringender Oelbäume bedeckt. Es ist das in der That diejenige Pflanze, welche dem trägen, sorglosen Griechen am besten zusagt, weil sie so gut wie gar keine Pflege verlangt, selbst nicht beim Anpflanzen junger Schößlinge. Ein wenig Sorgfalt und Betriebsamkeit, namentlich beim Pflanzen und Ernten, welches letztere stets bis in den Januar aufgeschoben wird, statt im November vorgenommen zu werden, könnten den heutigen Ertrag — Hellas zählt nahe an 800,000 steuerpflichtige Oelbäume und producirt jährlich 6,300,000 Kilogramm Oel — sicherlich noch bedeutend vergrößern. Aber diejenigen, deren Sache es wäre, die unwissenden Bauern darüber zu belehren, haben dazu vor lauter unseliger Politik keine Zeit, und so bleibt Alles beim Alten, und nach

Anführer einer türkischen Karawane.

Griechische Oelmühle.

wie vor erzeugt man ein abscheuliches ranziges Oel. Nur in der Umgegend von Patras haben einige Grundbesitzer neuerdings Verbesserungen in der Oelbereitung eingeführt und es dadurch erreicht, daß ihr Product auf dem Londoner Markte Absatz gefunden hat.

Vom Ende dieses Oelbaumwaldes ist das Meer und die einsame Skala von Salona, vier bis fünf Schuppen und eben so viele Kneipen, noch eine halbe Stunde entfernt. Nach Süden zu springen völlig kahle, steinige Berge in die See vor und bilden eine Bucht, die ihren Namen von Galaxydi trägt, einer kleinen Stadt von etwa 4000 ausschließlich vom oder für das Meer lebenden Bewohnern. Man findet dort nur Schiffbauer, Verfertiger von Tau- und Segelwerk, Schiffscapitäne, Matrosen, Fischer und dergleichen, und wie das in solchen Städten gewöhnlich ist, übertrifft die Anzahl der Frauen die der zum Theil auf See abwesenden Männer: man zählte 1870 dort 1900 männliche und 2600 weibliche Einwohner. Galaxydi steht mit der Außenwelt wöchentlich einmal durch einen Dampfer in Verbindung. Belle bediente sich desselben, um über das durch den Korinthenhandel zu Wohlstand gelangte Vostitza nach Patras, der dritten Stadt des Königreiches Griechenland nächst Athen und Syra, zu gelangen.

Klippenstrand bei Galaxydi.

---

# Die Vulcanausbrüche auf der Insel Hawaii im Februar 1877.

Von **Franz Birgham.**

„Der Hawaiische (Sandwich-) Archipel ist bekanntlich rein vulcanischen Ursprungs, und können seine elf Inseln als die verschiedenen aus dem Meere hervorragenden Gipfel eines ungeheuern Vulcans angesehen werden, der sich im Stillen Meere zwischen 155 und 160° westl. L. und 19 bis 22° nördl. Br. vom Meeresboden erhebt. Die Inselgruppe bildet einen langen Halbbogen, der sich vom Nordwesten 400 engl. Meilen lang nach Südosten hinzieht. Die einzelnen Inseln sind unzweifelhaft allmälig in dieser Richtung entstanden, denn Kauai und Niihau, die nordwestlichsten, tragen alle Spuren höhern Alters als die in der Mitte gelegenen Inseln Oahu, Molokai und Maui, während auf Hawaii, der südöstlichsten und zugleich größten, noch heute die letzten zwei Krater dieses ungeheuren Feuerherdes glühen. Und wie um dieser Theorie den letzten Beweis zu liefern, befinden sich auch diese auf dem Südostende der Insel, während Untiefen im Meere in derselben Richtung von der Insel eine langsame Hebung des Meeresbodens durch die allmälig weiter treibende vulcanische Kraft und das einstige Erscheinen eines neuen Eilandes erwarten lassen. Von den hohen Bergen Hawaiis ist der zweitgrößte der Mauna Loa („der große Berg"), der letzte brennende Vulcan. Auf seinem Gipfel, 13,760 Fuß über dem Meere, liegt der active Krater Mokuaweoweo, während auf seinem Südostabhange, 3970 Fuß über dem Meere (also fast 10,000 Fuß niedriger), der große Krater Kilauea einen unabhängigen, immer thätigen Nebenkrater bildet" [1]).

Beide Krater bilden ovale Einsenkungen von mehreren Meilen Umfang mit senkrechten Seitenwänden; unter gewöhnlichen Umständen beschränkt sich die vulcanische Thätigkeit am Boden derselben auf mehrere an Zahl, Größe und Gestalt beständig wechselnde Becken, in welchen sich die flüssig kochende Lava mit ebenfalls veränderlichem Niveau in heftiger Wellen- und Fontainenbewegung befindet. In gewissen Zeit-

[1]) „Ausland" 1876, S. 85.

räumen bricht sich die zu hoch gestiegene Lava mittelst ihrer eigenen Schwere einen Weg durch die Seiten des Berges, gewöhnlich in der Nähe des Gipfels, und wälzt sich mit wechselnder Stärke und Zeitdauer als verheerender Strom flüssigen Feuers in die Ebenen hinab; Steine, Asche und Schlacken werden, im Gegensatz zum Vesuv und vielen südamerikanischen Vulcanen, nie von den hawaiischen Kratern ausgeworfen. Derartige große Lavaausbrüche fanden auf Hawaii seit Entdeckung der Gruppe durch Cook vor 99 Jahren nicht weniger als zehn statt. (Nach einer althawaiischen Tradition hatte die Göttin Pele, die Beschützerin der activen Krater, so zu sagen der weibliche Vulcan der hawaiischen Mythologie, früher ihren Sitz auf dem großen Krater Haleakala („das Haus der Sonne") auf der nordwestlich gelegenen Insel Maui, bis Moana, der Meergott, sie nach Hawaii vertrieb; seit historischen Zeiten ist jedoch, wie bemerkt, alle vulcanische Thätigkeit ausschließlich auf letzteres beschränkt.)

Der erste bekannte Ausbruch fand im Jahre 1789 aus dem Kilauea statt, wobei eine große Abtheilung hawaiischer Krieger, welche auf einem Eroberungszug des ersten Kamehameha den Bezirk Puna passirte, von den heißen Sandwolken und giftigen Gasen des Kraters überrascht und bis auf den letzten Mann getödtet wurde. Im Jahre 1801 fand der einzige bekannte Ausbruch aus dem Hualalai an der Westküste der Insel statt; ein ungeheurer Lavastrom wälzte sich bis ans Meer hinab und bildete die Haifisch-Spitze (Lae Mano). Seit jener Zeit scheint der Hualalai vollkommen unthätig und erloschen [1]). Der dritte Ausbruch kam 1823 aus dem Kilauea und erreichte nach kurzem Laufe mit einer Breite von 5 engl. Meilen die Südküste. Fast zu gleicher Zeit brach die Lava auf allen Seiten des Gipfels des Mauna Loa hervor und floß wochenlang nach verschiedenen Richtungen die Abhänge hinab. Als fünften Ausbruch sandte der Kilauea 1840 einen Lavastrom nach Osten, welcher nach zweiwöchentlichem Laufe bei Nanawale die Küste erreichte. Im Januar 1843 wälzte sich der sechste Ausbruch die Nordostseite des Berges hinab auf den Mauna Kea zu, an dessen Fuß er sich in zwei Arme theilte, um erst nach vierwöchentlicher Dauer zum Stillstand zu kommen. Neun Jahre später (Februar 1852) floß die Lava nach Osten gerade auf das Städtchen Hilo zu, von welchem nur noch 7 engl. Meilen entfernt sie im April stehen blieb; und schon am 11. August 1855 kam der achte Ausbruch in der Nähe des Gipfels hervor und floß nördlich vom letzten wieder auf Hilo zu, um dieses Mal nach siebenmonatlicher Thätigkeit sich demselben bis auf 5 Meilen zu nähern. Am großartigsten war der Lavastrom vom Februar 1859, welcher sich nordwärts zwischen Hualalai und Mauna Kea hindurchwand, um dann, nach Westen biegend, nach viermonatlichem Laufe von über 40 engl. Meilen bei Kiholo das Meer zu erreichen; die ausgeworfene Lavamenge wird auf 2 Mill. Tonnen geschätzt. Wieder neun Jahre später fand der zehnte Ausbruch statt, der an Verderblichkeit seine sämmtlichen Vorgänger übertraf. Am 2. April 1868 begann ein Erdbeben von ungewohnter Stärke, welches mit wochenlanger Dauer fast alle Gebäude in den Südbezirken Puna und Kau zerstörte. An demselben Tage fand eine verderbliche Erderuption bei Kapapala statt, während zu gleicher Zeit eine ungeheure Fluthwelle die ganze Südostküste verheerte, beides mit großem Verlust von Menschenleben. Am 7. endlich brach die Lava des Kilauea nach einem unterirdischen Laufe von 40 Meilen nach Westen in Kau hervor, um über das fruchtbare Kahuku hinweg das Meer zu erreichen und die Südspitze der Insel (Kalae) zu bilden [1]).

Es zeigt sich demnach, daß die vulcanischen Eruptionen auf Hawaii in durchschnittlichen Zwischenräumen von je neun Jahren auf einander folgen, so daß man seit dem letzten Ausbruche von 1868 allgemein einen solchen für das Jahr 1877 vorhersagte, eine Annahme, die auch mit sonderbarer Pünktlichkeit in Erfüllung gegangen.

Schon im Jahre 1872 senkte sich etwa ein Drittel des Bodens im Krater Mokuaweoweo um 200 bis 300 Fuß und am 9. August begann nach langer Pause ein activer Lavasee wieder seine Thätigkeit, welche ohne Unterbrechung bis heute fortdauert. Als Schreiber dieses im Februar 1875 diesen Gipfelkrater besuchte, bestand der active Theil aus einem 500 Fuß breiten, kreisrunden See flüssiger Lava in der südwestlichsten Ecke des tiefsten Theiles, aus dessen Mitte eine 100 bis 150 Fuß hohe Fontaine, von Gas und Schwefeldämpfen umhüllt, beständig in die Höhe stieg [2]). In dem seit Menschengedenken immer thätigen Kilauea fand ich im Juli 1874 den flüssigen Lavasee (South Lake, Hale mau mau) auf 200 Fuß hoher Anhöhe am Südende des Kraters durch eine schmale Quermauer aus Lava in zwei runde Becken von resp. 150 und 200 Schritt Durchmesser getheilt, in deren erstem sich das Niveau der kochenden Lava mit 10 bis 15 Fuß hohen Fontainen nur 10 Fuß unter dem Rande, in dem andern dagegen um 20 Fuß tiefer befand. Auf der Westseite stand eine Anzahl theils thätiger, theils erkalteter Eruptivkegel [3]). Im April 1876 meldete dagegen die „Honolulu Gazette", daß, obgleich im Februar beide Krater noch sehr thätig waren, sie seit Kurzem vollkommen ruhig und anscheinend erloschen seien, was jedoch nur als Anzeichen bevorstehender, verstärkter Thätigkeit anzusehen sei, und zwar mit Recht, denn schon gegen Ende September schrieb ein Correspondent auf Hawaii: „Als wir den Kilauea passirten, sahen wir viel Feuer. In dem South Lake stiegen an verschiedenen Stellen Fontainen auf, während sich in der Mitte desselben eine große Insel aus erkalteter Lava etwa 50 Fuß hoch erhob, an welcher die Wellen der feurig flüssigen Lava brandeten." Zu gleicher Zeit machte sich ein Erdbeben in Honolulu fühlbar. Auf dem Mauna Loa selbst blieb hingegen Alles noch ruhig, bis endlich am 14. Februar 1877 der langerwartete elfte Lavaausbruch stattfand [4]).

Derselbe begann ganz plötzlich am Mittwoch Abend zwischen 9 und 10 Uhr und zwar ohne das starke Erdbeben, welches gewöhnlich vorher eine Eruption ankündigt. Am vorhergehenden Nachmittage war der ganze Berggipfel von dichten Rauchmassen und schwarzen Wolken eingehüllt gewesen, welche sich gegen 9½ Uhr theilten, worauf ein blendend feurigrother Wiederschein auf den noch über dem Krater hängenden Wolken sichtbar wurde. Vom Deck eines Dampfers, welcher in dem 40 engl. Meilen nach Nordwesten gelegenen Hafen von Kawaihae vor Anker lag, konnte man fünf verschiedene Feuersäulen aus dem Gipfel des Berges aufsteigen sehen, und zwar anscheinend nicht aus dem Mokuaweoweo,

[1]) Vergl. „Eine Besteigung des Mauna Hualalai", „Globus", Bd. XXIX, S. 145.

[1]) Vergl. hierüber „Globus": „Vulcanische Ausbrüche auf Hawaii", Bd. XXV, S. 357, und „Vulcanische Verwüstungen auf Hawaii", Bd. XXVI, S. 17. Eine Karte der Insel mit Angabe der Lavaströme und Specialplänen der Krater brachten Petermann's „Geographische Mittheilungen" 1876, Heft X, Tafel 19.

[2]) Vergl. „Am Gipfelkrater des Mauna Loa", „Globus", Bd. XXX, S. 42 bis 44.

[3]) Vergl. „Ein Tag im Krater des Kilauea", „Ausland" 1876, S. 85 bis 88.

[4]) Nach den Berichten in der „Hawaiian Gazette" vom 28. Februar, dem „Pacific Commercial Advertiser" vom 3. und 10. März und Correspondenzen im „San Francisco Chronicle", sowie Privatmittheilungen aus Honolulu.

welcher nur matt leuchtete, sondern aus dem kleinen Nebenkrater Pohakuhanalei am Südende des erstern. Der Anblick war ein großartiger, indem die blutroth erleuchteten Rauchmassen mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu einer ungeheuren Höhe hinaufgetrieben wurden. Ein Augenzeuge in dem Orte Waimea, das 50 Meilen nördlich von dem Vulcan liegt, meldet, daß die Rauchwolken bis zu nicht weniger als 16,000 Fuß Höhe über den Gipfel des 14,000 Fuß hohen Berges aufstiegen und sich dann zu einer dichten Schicht ausbreiteten, welche den Himmel auf ein Areal von 100 engl. Quadratmeilen bedeckte. Die Geschwindigkeit, mit welcher sie emporgeschleudert wurden, war so groß, daß sie die ersten 5000 Fuß in einer einzigen Minute zurücklegten. Dabei war die Beleuchtung so stark, daß alle Theile der Insel tageshell wurden und man sogar in Waikapu, 100 Seemeilen nordwestlich auf der Insel Maui, eine große Feuersbrunst in den Rohrfeldern und Zuckermühlen der Ulupalakua-Plantage auf dem davorliegenden Haleakala befürchtete. Zu gleicher Zeit brach ein Lavastrom in der Nähe des Gipfels hervor und floß rasch den Abhang des Vulcans hinab, wie man deutlich an dem allmälig weiterrückenden Feuerschein beobachten konnte; die Richtung seines Laufes ist in Folge der Entfernung und Unwegsamkeit des Berggipfels schwer zu bestimmen, doch wird angenommen, daß der Lavastrom sich, gleich seinem Vorgänger vom Jahre 1868, südlich nach Kau oder noch wahrscheinlicher nach Westen auf den Bezirk Kona zu herabwälzte. Jedenfalls erreichte er während der Nacht die den Berg umgebenden Wälder, da man am folgenden Tage schwere Rauchwolken vom obern Rande des großen Kona-Waldes auf dem Westabhang des Vulcans aufsteigen sah, und auch der ganze Gipfel von denselben eingehüllt war, so daß kein weiterer Feuerschein sichtbar wurde. Am Abend, 24 Stunden nach dem Anfang der Eruption, erfolgten vier nicht sehr starke Erdbebenstöße, die in Waimea und Kohala fühlbar waren, und es ist anzunehmen, daß zu jener Zeit der Lavastrom nach einem Laufe von etwa 10 engl. Meilen zum Stehen kam oder seinen Weg durch eine Spalte unterirdisch fortsetzte; nach anderen Nachrichten hätte sich der Eruptivkrater schon nach sechsstündiger Thätigkeit geschlossen. Thatsache bleibt, daß bereits am 16. der Gipfel des Vulcans von dem 30 Meilen westwärts gelegenen Orte Hilo wieder vollkommen wolkenfrei und anscheinend erloschen zu sehen war.

Hiermit hatte jedoch die Thätigkeit der Göttin Pele keineswegs ein Ende genommen, denn schon nach achttägiger Pause brachen die vulcanischen Kräfte mit erneuter Heftigkeit an einer ganz neuen, unerwarteten Stelle hervor. An der Mitte der Westküste der Insel Hawaii befindet sich die Kealakeakua-Bay, die Todesstätte Capitän Cook's, über welche ich bereits im vergangenen Jahre schrieb:

„Diese, die schönste Bay Hawaiis, schneidet gegen 2 engl. Meilen breit mit geraden Ufern tief ins Land hinein. Ein fast senkrechter Pali (Abhang, Absturz) von 500 Fuß Höhe schließt sie auf der Landseite ab und macht jede Landung an den vom weißen Schaum der brandenden Wogen bedeckten Felsen unmöglich; auf beiden Seiten dagegen läuft das Land in niedrigen Flächen schwarzer Lava aus, spärlich mit Gruppen von Kokospalmen und stachlichen Cactus- und Ricinusstauden bedeckt, zwischen denen man hier und da die dunkelgrauen Hütten einiger Kanaka-Dörfer erblickt."

„Einer neuern Theorie zufolge ist die Bay ein nach dem Meere offener, enormer, hier versunkener Krater, und zwar leiht das senkrechte, alle Merkmale anderer hawaiischer Krater aufweisende Pali auf der Landseite, ferner eine quer über die Einfahrt zur Bay laufende Sperrbank oder Untiefe sowie auch die bedeutende Tiefe des Wassers dieser Ansicht viel Wahrscheinlichkeit, um so mehr als auch wirklich ein kleiner Lavakegel 2 Meilen nördlich bei dem Orte Nawawa am Meeresufer steht" [1]).

Kartenskizze der Kealakeakua-Bay.

Diese bisher nur theoretische Annahme (denn seit historischen Zeiten hat im Bezirke Kona nie ein Ausbruch stattgefunden, noch haben die Kanakas eine Tradition über solchen) hat nun durch die neue Eruption eine vollständige Bestätigung gefunden.

Am 24. Februar, also 10 Tage nach dem geschilderten Gipfelausbruch, wurden die Bewohner der an der Bay liegenden Dörfer Kaawaloa, Napoopoo und Keei gegen 3 Uhr Morgens durch einen sehr heftigen Erdbebenstoß aufgeschreckt, und gleich darauf wurden draußen auf dem Meere etwa 1 engl. Meile vom Ufer eine große Anzahl rother, blauer und grüner Lichter bemerkt, die man sich gar nicht erklären konnte und von Manchen für die Laternen eines zu erwartenden Dampfers gehalten wurden, doch erregte ihre ungeheure Zahl bald allgemeine Befürchtung. Erst mit Tagesanbruch, als man zahlreiche Dampf- und Rauchwolken aus dem Wasser aufsteigen und unzählige Lavastücke auf der Oberfläche umhertreiben sah, erkannte man, daß nichts weniger als der Ausbruch eines unterseeischen Vulcans dicht vor der Einfahrt in die Bay die Ursache der merkwürdigen Illumination gewesen sei.

Das Südufer der Kealakeakua-Bay wird von der weit ins Meer hinauslaufenden Keei-Spitze gebildet und scheint es, daß der neue Krater aus einer unterseeischen Spalte besteht, welche in gerader Richtung nach W.-N.-W. etwa eine Seemeile weit von der Spitze ins Meer hinausläuft, da man auf dieser ganzen Strecke Lava und Rauch aufsteigen sah. Dieselbe Spalte, welche zweifelsohne durch das Erdbeben entstand, setzt sich auch auf dem Lande etwa 3 engl. Meilen weit nach O.-S.-O. ins Innere fort; die Breite derselben wechselt dort von wenigen Zoll bis zu 3 Fuß, und konnte man an verschiedenen Stellen das Seewasser in den Spalt hinabstürzen sehen, um in Dampfwolken wieder aufzusteigen (vergl. die Karte).

Während des Tages langte der kleine Dampfer „Kilauea", welcher den Passagier- und Frachtverkehr zwischen den verschiedenen Inseln des Archipels vermittelt, in der Bay an und sandte sogleich drei seiner Ruderboote direct auf die Stelle der Eruption, wo das Wasser wie über Stromschnellen

[1]) „Am Grabe des Entdeckers", „Globus", Bd. XXIX, S. 49. Mit Bezug auf das an jener Stelle mit Abbildung geschilderte Denkmal zum Andenken an Capitän Cook ist jetzt hinzuzufügen, daß im September vergangenen Jahres das englische Kriegsschiff „Fantôme", Capitän Long, die Bay besuchte, bei welcher Gelegenheit aus zwölf alten, aufrechtstehenden, 32pfündigen Kanonen, die mit Schiffsketten verbunden wurden, eine hübsche Einfriedigung um den Obelisken und durch Anpflanzung von Algaroba und anderen Pflanzen eine möglichste Verschönerung derselben hergestellt wurde.

heftig aufwogte und kochte, und rings umher Lavablöcke und Dampfsäulen unaufhörlich aufstiegen. Während die Boote hier umherkreuzten, wurden sie häufig von den ausgeworfenen bis zu 2 Cubikfuß großen Lavablöcken von unten getroffen, eines derselben sogar sechs Mal in einer Minute; da die Lava jedoch ganz weich war, wurde kein Schaden angerichtet. Fast alle Stücke waren beim Erreichen der Oberfläche rothglühend und sandten Dampf und intensive Schwefelgase aus; es war die sehr leichte, poröse und bröckliche Lavaart, welche die Hawaiier „Aa" nennen und die gewöhnlich am Anfang von Eruptionen ausgeworfen wird. So lange die Stücke heiß und brennend waren, schwammen sie vermittelst der darin enthaltenen Gase auf der Oberfläche des Wassers, sobald sie sich aber abkühlten und vom Wasser durchdrungen wurden, sanken sie eben so rasch, wie sie aufgestiegen. Zu einer Zeit trieben mehrere hundert Stück umher und wurden einige derselben in die Boote genommen: sie waren im Innern weißglühend und so weich, daß man die Lava mit einem Stocke umrühren konnte, da das Wasser nicht weiter als einen Zoll tief eingedrungen war. Auch wurde das sogenannte „Pele's Haar" gefunden, eine Lavaart, die bisher nur in den activen Kratern vorkam und aus langen glasartigen Fäden besteht, die man früher dadurch entstanden glaubte, daß ein scharfer Wind dieselben von den aufsteigenden Lavafontainen abwehte und zu feinen Haaren ausspann. Wie dasselbe aber in dem unterseeischen Vulcan entstehen kann, ist vollkommen unerklärlich. Jedenfalls erreichten nur die leichtesten Lavastücke die Oberfläche des Wassers, während bei Weitem der größere und schwerere Theil bei dem Hervorquellen aus dem Eruptionsspalt auf dem Grunde des Meeres zurückblieb. Die Küste fällt hier in Terrassen von je 20 Faden Tiefe auf 40, 60 und 100 Faden ab, bis etwa eine Seemeile vom Ufer das Senkblei keinen Grund mehr findet; der neue Krater befindet sich in der Tiefe von 20 bis 60 Fuß, gerade im Curs der von Süden in die Bay einfahrenden Schiffe, und bricht die Lava jedenfalls durch den erwähnten Spalt aus einer dieser alten Lavaterrassen hervor. Auch konnte man in den Booten ein dumpfes donnerndes Geräusch hören, welches die aus dem submarinen Krater ausbrechende Lava verursachte. Am Nachmittage näherte sich auch der Dampfer der Eruption, wobei er von einem Lavablocke mit solcher Kraft getroffen wurde, daß derselbe eine fußlange Kupferplatte vom Bug abriß. Unzählige von dem Vulcan getödtete Fische trieben auf dem Wasser umher und wurden von den in ihren Canoes umherkreuzenden Kanakas als willkommene Beute aufgesucht. Leider ist kein Versuch zur Feststellung der Temperatur des Meeres über dem Krater gemacht worden.

Die weißen Ansiedler des Bezirkes Kona befanden sich auf dem steilen Pali, von wo aus sie mit Ferngläsern die interessante Naturerscheinung beobachteten. Von den Eingeborenen wurde diese Thätigkeit der Göttin Pele wie gewöhnlich als Vorläufer eines Unglücks für die königliche Familie angesehen, ein Aberglaube, welcher wirklich sechs Wochen später durch den Tod des jungen Kronprinzen Leleiohoku (am 10. April) eine traurige Bestätigung erhalten hat.

Am merkwürdigsten bleibt die Thatsache, daß die vulcanische Kraft sich zum ersten Male in dem Bezirke Kona einen Ausweg gebrochen, und unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieser unterseeische Ausbruch in engem Zusammenhang mit jenem vom 14. Februar auf dem Gipfel des Mauna Loa steht, und zwar daß der damalige kurze Lavastrom nach einem unterirdischen Laufe von 25 Meilen nach Westen (wie solche schon oft bei früheren Eruptionen vorgekommen) sich in dem versunkenen, frühern Krater der Kealakeakua-Bay einen neuen Ausweg gebrochen, um so mehr als die geschilderte Spalte fast genau auf den östlich gelegenen Gipfel des Vulcans zuläuft. Die Erwartung, daß der submarine Krater sich bis zur Oberfläche des Meeres erheben oder überhaupt längere Zeit in Thätigkeit bleiben würde, hat sich nicht erfüllt, denn bereits am 10. März meldete der „P. C. Advertiser":

„Exit Pele. Das englische Kriegsschiff „Fantôme", welches Kona am Montag verließ, berichtet, daß in Kealakeakua Alles ruhig sei, da die submarine Eruption vom 24. Februar bereits am 26. gänzlich erloschen ist; auf der Stelle des Ausbruchs wurden 32 Faden Tiefe gelothet."

* * *

Anhang: Vulcanische Thätigkeit im Mai.

Aber schon nach zweimonatlicher Ruhe begann Göttin Pele von Neuem ihre Arbeit, und zwar dieses Mal im Innern des Kraters Kilauea selbst. Seit einiger Zeit schien der erwähnte bisher immer active Lavasee South Lake vollkommen erloschen und bildete einen hohen Hügel schwarzer todter Lava. Um 3 Uhr Nachmittags am Freitag, den 4. Mai, spürten die Bewohner des Hotels „Volcanoe House", welches dicht am Rande des Kraters steht, einen starken Erdbebenstoß, welcher einen langen Spalt auf der östlichen Seite des Kraterbodens bildete; wenige Minuten später begannen Fontainen flüssiger Lava aus demselben emporzusteigen. Zu einer Zeit waren nicht weniger als 50 dieser Springbrunnen flüssigen Feuers in Thätigkeit, von welchen einige eine Höhe von 100 Fuß erreichten. Sie setzten sich allmälig nordwärts an dem Spalt entlang fort, bis sie den Rand des 600 Fuß tiefen, kleinen Nebenkraters Kilaueiki („kleiner Kilauea") erreichten, welcher seit Menschengedenken erloschen ist, und die Lava in denselben hinabfloß. Dieses seltene Naturereigniß dauerte sechs Stunden, woranf eine Fontaine nach der andern ihre Thätigkeit einstellte und wieder vollkommene Ruhe in den Riesenkratern Hawaiis eintrat [1]).

[1]) Die Wirkungen der großen Fluthwelle, welche in Folge des peruanischen Erdbebens vom 10. Mai auch den Sandwich-Archipel erreichte, sind, als nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes passend, nicht erwähnt worden, dürften dagegen im Zusammenhange mit den Gesammterscheinungen jenes ungeheuern Naturereignisses in einer spätern Arbeit eine Schilderung finden.

---

# Die Gletscher Nordgrönlands und die Bildung der Eisberge [1]).

Grönland ist ein durchaus bergiges, an der Küste von tiefen Meerbusen oder Fjorden durchschnittenes Land. In Ländern, die nicht constant mit Eis bedeckt sind, kann man solche Fjorde gewöhnlich als Gebirgsthäler weiter verfolgen; hier stößt man jedoch sehr bald auf Gletscher, welche die Fjorde ausfüllen. Bei weiterer Verfolgung der Gletscher verliert sich bald der Gegensatz von Berg und Thal, und man steht vor dem mächtigen, meerähnlichen Inlandeis

[1]) Vorliegende Mittheilungen sind einem Vortrage des Herrn Amund Helland aus Christiania entnommen, welcher im Jahre 1875 Nordgrönland bereiste und die Resultate seiner Reise im Leipziger Verein für Erdkunde besprach.

(Sermerssuak oder das große Eis der Eskimos), zu dem man immer gelangt, von welcher Stelle man auch ins Innere Grönlands einzudringen versucht. Die Mächtigkeit dieses Inlandeises ist schwer zu bestimmen; bei Ilartdlek schätzt sie Helland auf 700 Fuß. Die Oberfläche ist ziemlich eben und daher passirbar. Die großen Gletscher, welche von dem Inlandeis zu den Fjorden führen, repräsentiren uns die Abflüsse dieser kolossalen Eismasse.

Den großen Gletscher von Jakobshavn kann man nur vom Lande aus erreichen, da der Fjord, welcher zu ihm führt, so vollkommen mit Eisbergen und Eisstücken angefüllt ist, daß man kaum das Wasser wahrnehmen kann. Der Gletscher kommt vom Inlandeis, führt in das Meer hinaus und wird am Ende in Eisberge zerbrochen. Seine Oberfläche ist außerordentlich zerklüftet, seine Breite verschieden; an einer Stelle betrug sie 4·5 Kilometer; die Neigung ist $1/2^0$. Die Moränen sind nur klein. Wenn man den Druck des großen Inlandeises bedenkt, so kann man sich die lebhafte Bewegung dieses mächtigen Gletschers ungefähr erklären. Durch das Fadenkreuz eines Theodoliten beobachtet, ist die Bewegung schon nach wenigen Minuten bemerkbar, und selbst ohne ein solches Meßinstrument ist das Fortrücken wahrzunehmen. Nach den Messungen, die im Monat Juli des Jahres 1875 ausgeführt wurden, sind für Punkte, die 400, 449, 1049 Meter vom Ufer des Gletschers entfernt liegen, die Geschwindigkeiten beziehungsweise gleich 14·70, 15·24, 19·77 Meter für den Zeitraum von 24 Stunden. Es sind dies Zahlen, wie sie kein anderer Gletscher aufzuweisen hat. Bei zwei kleineren Gletschern, Alangordlek und Akuleaknta, betrug die Bewegung ungefähr nur 0·5 und 0·4 Meter in 24 Stunden. Dagegen bei dem Riesengletscher von Torsukatak, welcher wiederum große Eisberge producirt, wurde eine Geschwindigkeit bis zu 10 Metern in 24 Stunden gemessen. Die Breite dieses Gletschers beträgt ungefähr 9 Kilometer, die Neigung $2^0$. Wie bei allen Gletschern wächst hier die Geschwindigkeit mit dem Abstande vom Ufer, und zwar sind die Differenzen, welche sich gezeigt haben, ganz bedeutend. Der große Gletscher von Jakobshavn, der in der Mitte eine Bewegung von nahezu 20 Metern in 24 Stunden hat, zeigt am Ufer eine Geschwindigkeit von nur 0·02 Metern. Deshalb sind in diesem Gletscher bis einige Hundert Fuß vom Ufer nur geringe Spaltenbildungen vorhanden; von da an ist er wegen der tiefen Risse nicht mehr weiter zu betreten.

Die großen Gletscher, welche vom Inlandeise kommen, bilden nun das Material zu den Eisbergen, deren Bildung zuerst von dem dänischen Forscher Dr. Rink erklärt wurde. Es sind in dem Meere an den grönländischen Küsten vier Arten von Eis zu unterscheiden. Erstens das gewöhnliche Wintereis, welches in allen Buchten Grönlands im Winter gebildet wird und jeden Sommer schmilzt; zweitens das gefährliche Treibeis (Sikorssuit der Eskimos), welches jedes Jahr in ungeheuren Massen die Ostküste von Grönland entlang kommt, um Cap Farewell biegt und dann in die Davisstraße hineingeht; ferner das sogenannte Westeis, welches auch Treibeis ist, aber wahrscheinlich der Ostküste von Amerika entstammt. Als vierte Art sind die Eisberge aufzuführen. Während die drei vorigen Arten auf dem Meere entstanden sind, kommen die Eisberge aus den Fjorden Grönlands von den Gletschern und treiben von da aus in die Davisstraße und das Atlantische Meer.

Hier sei darauf hingewiesen, daß nur die großen Riesengletscher, welche vom Inlandeis gespeist werden, eigentliche Eisberge bilden. Die kleineren Gletscher, die von den Bergen auf den Seiten des Fjords herabkommen, gehen zwar häufig mit großen Moränen ins Meer hinaus, bilden aber keine Eisberge. Früher glaubte man, daß die Eisberge von den Gletschern über die steilen Felsen hinabrollen und so ins Meer gelangen. Aber wo Eis von einem Gletscher über eine Felsenwand hinabrollt, wird es zerschlagen, und es können höchstens Stücke von der Größe eines Hauses gebildet werden, aber nie Eisberge. Die Bildung derselben geht vielmehr auf folgende Weise vor sich. Der Gletscher kommt von dem Inlandeis und läuft in einem Thal, welches allmälig nach dem Meere zu immer tiefer wird, unter den Meeresspiegel hinabsinkt und so in einen Fjord übergeht, den der Gletscher mit seinen Eismassen anfangs noch ausfüllt. Die Ebene des Fjordes neigt sich immer mehr und es wird, da das Eis specifisch leichter ist als das Wasser, eine Grenze eintreten, wo die untere Fläche des Gletschers nicht mehr am Boden des Fjordes haftet, sondern vom Wasser in die Höhe gehoben und getragen wird. Durch Experimente hat sich ergeben, daß von Gletschereis, welches im Meere schwimmt, $6/7$ des Volumens unter der Oberfläche, $1/7$ über derselben sich befindet, nicht, wie oft behauptet wird, $1/9$. Haben wir z. B. einen Gletscher von der Mächtigkeit von 700 Fuß, so wird die Grenze, wo er vom Wasser emporgehoben und getragen wird, sich da befinden, wo der Fjordsboden bis zu einer Tiefe von 600 Fuß gesunken ist, und es werden alsdann von der gesammten Mächtigkeit des Gletschers 100 Fuß über, 600 Fuß unter dem Meeresspiegel liegen. In diesem schwimmenden Zustande erhält sich aber der Gletscher nicht lange, sondern er zerfällt bald, nachdem er noch eine Strecke ins Meer hineingerückt ist, in Eisberge. Man sagt dann, daß der Gletscher „kalbt", der Bildungsact heißt eine „Kalbung" und die Bruchstücke des Eises nennt man „Kalbeis".

Ein solcher Act, deren Helland drei beobachtete, bietet ein sehr imposantes Schauspiel dar. Zuerst vernimmt man ein ungeheures Getöse, und weiße Wolken aufspritzenden Meerwassers, wie bei einem großen Wasserfalle, werden sichtbar. Zu gleicher Zeit wurde beobachtet, wie ein großer Eisberg von dem Gletscher losging und sich herumwälzte; indem er sich erhob, stürzten große thurmförmige Theile desselben hinab, in lauter kleine Stücken zerschellend. Das Getöse wurde noch dadurch vermehrt, daß die vor dem Gletscher lagernden, früher losgelösten Eisberge mit in die allgemeine Bewegung hineingeriethen. Es werden bei einem solchen Vorgange außerordentlich große Massen in Bewegung gesetzt. Ein Eisberg ragte allein 284 Fuß aus dem Meere auf; der größte an anderer Stelle beobachtete Eisberg zeigte sogar eine Höhe von 386 rhein. Fuß über dem Meeresspiegel. Man kommt zu erstaunlichen Zahlen, wenn man die jährliche Eisproduction eines solchen Eisfjordes berechnet. Um die Masse zu bekommen, die ein Gletscher täglich dem Meere zuführt, muß man die vordere Wand, da, wo der Gletscher kalbt, und die mittlere Geschwindigkeit desselben berechnen und beide Größen mit einander multipliciren. Die Größe der vordern Wand ergiebt sich als das Product aus der Mächtigkeit (welche man findet, wenn man die über das Wasser hinausragende Höhe mit 7 multiplicirt) und der Breite des Gletschers. Bei dem großen Gletscher von Jakobshavn war z. B. die über die Meeresoberfläche hinausstehende Wand 40 Meter hoch, die gesammte Mächtigkeit mithin 280 Meter; die Breite war, wie bereits erwähnt, 4·5 Kilometer. Die vordere Wand beträgt danach über 1 Million Quadratmeter (der Querschnitt ist als ein Trapez berechnet, wobei die Seiten des Fjords unter 20 Grad geneigt sind). Die tägliche mittlere Geschwindigkeit wurde zu 14·25 Meter gefunden, und der Gletscher wird also an einem Sommertag durchschnittlich etwa 16 Millionen Cubikmeter Eis liefern. Beim Gletscher von Torsukatak sind

die Zahlen folgende: die Höhe 105 Meter, die Breite 9 Kilometer, die mittlere Geschwindigkeit 6·83 Meter täglich. Sein Querschnitt ist daher beinahe 1 Million Quadratmeter, und die tägliche Eisproduction beträgt ungefähr 6·3 Millionen Cubikmeter Eis. Wenn man nun auch diese Zahlen nicht auf alle Tage des Jahres anwenden kann (was bei Jakobshavn eine jährliche Production von 5800 Millionen Cubikmetern und bei Torsukatak eine solche von 2300 Millionen ergeben würde), so sind doch die Zahlen in Folge der langsamern Bewegung im Winter nicht bis auf die Hälfte zu reduciren, denn auch im Winter finden Kalbungen statt. Es liegt somit die jährliche Production der erwähnten beiden Gletscher zwischen 2900 bis 5800, beziehungsweise zwischen 1150 bis 2300 Millionen Cubikmetern. Daß die Gletscher übrigens auch im Winter kalben, wenn der ganze Fjord mit Wintereis bedeckt ist, ist ein großer Segen für die spärliche Bevölkerung; denn in den dadurch entstandenen weiten Spalten des Wintereises wird das Wasser offen gehalten, und dort finden sich dann die Seehunde meist in Menge ein.

Bemerkenswerth ist, daß Grönland kein eigentlich feuchtes Klima hat. Bei Jakobshavn z. B. betrug die Regenhöhe von Juli 1873 bis Juli 1874 219·7 Millimeter, von Juli 1874 bis Juli 1875 183·7 Millimeter. Daß dennoch so große Gletscher auftreten, hat seinen Grund in dem großen Areal, von welchem aus die Gletscher gespeist werden. Dieses Areal, das große Eisfeld, liegt merkwürdigerweise niedriger als die Grenze des ewigen Schnees. Die Berge an der Küste sind noch über dem Niveau des Inlandeises frei von Schnee, so daß man auf schneefreien Bergen stehen und auf das große Inlandeis hinabblicken kann. Die Schneegrenze betrug an einigen beobachteten Stellen 970 und 800 Meter, die Höhe des Inlandeises an der einen schon erwähnten Stelle nur 251 Meter.

Kleinere, nicht Eisberge bildende Gletscher treten in Grönland besonders da auf, wo die Berge sich auf den Seiten der Fjorde zu bedeutenden Höhen (Helland fand Höhen bis zu 2032 Meter) erheben. Sie sind außerordentlich zahlreich vorhanden, denn alles, was in anderen Fjordländern kleine Bergflüsse darstellt, ist hier in Gletscher verwandelt, so daß man auf einer Tagereise ein halbes Hundert solcher Gletscher passiren kann.

Dr. Rink nahm 1850 eine Karte von den auf der Südseite des Umanak-Fjordes gelegenen Gletschern auf. Diese Gletscher wurden 1875 von Helland mit in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen, wobei die Veränderungen constatirt werden konnten, die in 25 Jahren hier vor sich gegangen sind.

Der imposante Gletscher von Sermiarsut ging im Jahre 1850 ins Meer hinaus und dasselbe war auch 1875 der Fall. Dieser Gletscher besitzt eine aus Gneiß- und Basaltblöcken bestehende Seitenmoräne von der außerordentlichen Höhe von 183 Metern (583 rhein. Fuß). Man kann beobachten, wie von diesem Gletscher Steine continuirlich ins Meer fallen, welches wichtig ist erstens hinsichtlich der in Moränen gefundenen marinen Versteinerungen, welche wir uns dadurch entstanden denken können, daß die im Meer lebenden Thiere durch die herabfallenden Steinmengen in der Moräne begraben werden; zweitens wegen des Transportirens der Steine durch Eisschollen. Wenn nämlich das Meerwasser vor einem Gletscher gefriert, so fallen die Steine auf die Oberfläche des Eises, und wenn das Eis im Frühjahr schmilzt, so treiben die Eisschollen oft mit sehr großen Mengen von Steinen beladen ins Meer hinaus, während die Eisberge gewöhnlich keine Steine führen.

Nicht fern von diesem Gletscher liegt der Gletscher Assakak, dessen Abstand vom Meere 1850 nach Dr. Rink 251 Meter war. 1875 war dieser Gletscher ganz schwarz von Geröllen und Gesteinstrümmern, so daß man auf mehreren Stellen nicht wußte, ob man auf der Moräne oder auf dem Gletscher stehe. Sein Ende lag 1875 500 Meter vom Meeresspiegel entfernt, so daß er sich im Ganzen circa 250 Meter zurückgezogen hat.

Der Gletscher Sorkak, südöstlich von den beiden vorigen, war 1850 mit Staub und Geröllen bedeckt, und erst mehrere hundert Ellen vom Meeresufer schimmerte das Eis unter dieser Decke hervor. Im Jahre 1875 dagegen ging dieser Gletscher mit einer mächtigen Moräne ins Meer hinaus und endigte mit einer Wand von 25 Meter Höhe. Sein Endpunkt war in 25 Jahren um mehrere hundert Ellen vorgerückt. Es geht daraus hervor, daß in derselben Gegend sich der eine Gletscher zurückziehen kann, während ein anderer gewaltig vorrückt.

Die großen Gletscher der Eisfjorde ändern gleichfalls ihren Endpunkt; wenn der Gletscher von Jakobshavn z. B. in drei Tagen nicht gekalbt hat, so wird sein Endpunkt sofort 60 Meter weiter in dem Fjord liegen und wird sich dann nach stattgehabter Kalbung wieder zurückziehen. Man erkennt aus diesen Thatsachen, daß die Gletscher in kurzer Zeit großen Veränderungen unterworfen sind.

---

# Die Milch im Aberglauben.

Bei der hohen Bedeutung, welche unter den Lebensmitteln der viehzüchtenden Völker die Milch einnimmt, so daß sie mit ihren Producten in Folge der großen Abneigung des Viehnomaden, ohne dringendes Bedürfniß Stücke seiner Herde zu schlachten, bei einzelnen als das hauptsächlichste, wenn nicht fast einzige Subsistenzmittel auftritt, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sich um sie ein reicher Aberglaube gerankt hat und sie schützend überall umgiebt. Die leichte Veränderlichkeit ihres Zustandes, abhängig von so vielen natürlichen Umständen, welche dem Auge des Ungebildeten verborgen liegen, und statt deren er mit ungebildeter und daher desto lebhafterer, kühner Phantasie nach anderen in seinem Gedankenkreis liegenden sucht; die mannigfaltigen Einflüsse, welche auf das Vieh und seine Milchproduction, auf Qualität und Quantität derselben wirken; der geheimnißvolle Zusammenhang, welcher zwischen ihr und ihrer Erzeugerin waltet, und welcher sich im Glauben des Naturmenschen auch noch fortsetzt, nachdem sie das Euter verlassen hat; dies Alles läßt die Milch wie kein anderes seiner Lebensmittel geeignet erscheinen, die Phantasie des Naturmenschen zu beschäftigen und reichen Stoff seiner rastlos nach dem Warum der Erscheinungen fragenden Wißbegierde zu liefern. Versuchen wir es, diesen Aberglauben nach seinen verschiedenen Richtungen hin darzustellen.

Im Allgemeinen ist das Melken Sache der Weiber, während das Weiden des Viehes und damit Zusammen-

hängendes Geschäft der Männer ist, und nur sehr vereinzelt fällt auch die erstere Beschäftigung den Männern zu, wie namentlich bei den Kaffern, wo wohl unter dem Einfluß der Ideen von der unreinen Natur des Weibes und der Hochschätzung des Hirtenberufes das Weib von der ganzen Viehbesorgung ausgeschlossen ist [1]), und bei einzelnen Grenzvölkern Abyssiniens, z. B. bei den Bogos und im Sarac, bei denen das Melken als etwas den Frauen Unanständiges gilt [2]). Bei den Todas in Indien ist das Melken der Büffelkühe etwas so Heiliges, daß es nur den Dorfpriestern gebührt, welche durch starke Reinigungen und mancherlei Ceremonien auf ihren Stand vorbereitet sind, und welchen selbst der Genuß der Milch untersagt ist [3]). Bei den Badagas im Nilgiri-Gebirge besorgen und melken nur Männer das Vieh [4]).

Gern sieht der deutsche Aberglaube, wenn kein Fremder beim Melken im Stalle ist [5]), der leicht irgend einen übeln Einfluß auf Kuh oder Milch ausüben könnte, selbst wenn es noch nicht eine Hexe ist, vor deren viehschädlichem Treiben, namentlich auch vor deren Lobe [6]), man sich überhaupt gar nicht genug hüten kann. Sie werden daher auch vielfach Milchdiebin, Milchzauberin u. s. w. genannt [7]), und wessen Augen durch einen Zauber geschärft sind, dem erscheinen sie in der Kirche auch mit Melkkübeln auf dem Kopfe [8]).

Besondere Vorsicht erfordert das Melken der Kuh, wenn sie ihr erstes Kalb geworfen hat: da muß es in einen neuen Topf geschehen und Milch und Topf dem ersten Bettler geschenkt werden [9]), auch darf von diesem Kalbe nichts gebraten werden, da sonst die Kuh verdorrt [10]). Ueberhaupt ist das Melkgefäß nicht ohne Bedeutung. In vielen Theilen Indiens weigert sich der Besitzer der Kuh, dieselbe in andere als die eigenen Gefäße zu melken [11]), und nie wird es der Damara wagen, sein Vieh in ein frischgewaschenes oder überhaupt reines Gefäß zu melken [12]); Sache der Hunde ist es bei ihm, die Milchschüssel reinzulecken, Auswaschen würde Verseigen der Kuh zur Folge haben [13]), während der deutsche Aberglaube gerade die Reinlichkeit wenigstens vom melkenden Mädchen verlangt und Unreinlichkeit mit Nichtrahmen der Milch bedroht [14]). Rochholz [15]) führt auf die Reinlichkeit, welche die Folge eines Todesfalls ist, indem dann neu gestreut und das ganze Haus aufgewaschen wird, auch den Glauben des Berner Kanderthals zurück, daß die Milch viel Niedel (Rahm) ergiebt, wenn eine Leiche im Hause ist.

Die Milch, der Kuh entnommen, hat damit noch nicht aufgehört, Einfluß auf diese auszuüben. Der ideelle Zusammenhang zwischen beiden läßt eine Veränderung der Milch auch auf die Milch im Innern der Kuh gleichartig einwirken und kann in bösen Fällen die Milchproduction selbst hindern, das Vieh verseigen lassen. Namentlich ausgesprochen findet sich dieser Aberglaube im östlichen Afrika; er hindert hier nicht nur die Käsebereitung, welche das Vieh behext, indem es die Milch verhärtet [16]), welche übrigens auch den Bewohnern des westlichen Afrikas zu Mungo Park's Zeit gänzlich unbekannt war [17]), ebenso wie auch den Bewohnern Indiens, welche auch jetzt nur, wohl unter europäischem Einfluß, in einer Stadt Käse fabriciren, obgleich sogenannter Quark vielfach consumirt wird [18]), sondern verbietet selbst jedes Kochen der Milch, weil dieses gleichfalls die Kuh verseigen macht und sie behext. Der Somali wird seine Kameelmilch daher nicht wärmen [19]), vielfach dortige Völker den weißen Reisenden keine Milch verkaufen, weil man weiß, daß diese sie kochen und dadurch Viehseuchen erzeugen [20]), wie gleicherweise die Fulah [21]) und westliche Negerstämme [22]) es nicht an solche thun, von denen sie ein Sieden der Milch vermuthen, die Bewohner des Königreichs Karagwah im äquatorialen Innern sogar nicht an diejenigen, welche Bohnen oder Salz essen [23]). Fügen wir hieran einen merkwürdigen, vielleicht auf gleichem Gedankengange beruhenden Brauch der Inselesthen. Wenn frische Milch, der sogenannte Kälbertanz, also wohl die erste nach dem Werfen der Kuh, gekocht wird, steigt ein Kind auf den Ofen und brüllt dreimal wie ein Kalb, worauf man ihm die Milch giebt; nun kann der Kuh die Milch nicht durch Hexerei genommen werden [24]). Doch scheint hier weniger Gewicht auf dem Kochen der Milch zu liegen als darauf, daß die Kuh durch Nachahmung des Kalbsgebrülles damit versöhnt werden soll, daß ihr die Milch widerrechtlich entzogen ist, und sie dieselbe nunmehr nicht etwa zurückhält, ein Gedanke, analog dem, welcher den Tänzen der nordamerikanischen Indianer in Thiermasken zu Grunde liegt.

Nach oberdeutschem Aberglauben darf man kein Brod mit einem Messer in die Milch oder Milchsuppe schneiden, sondern muß es einbrocken; man nimmt sonst damit den Kühen den Nutzen, die Milchergiebigkeit [25]); rührt man die Milch gar mit einem schneidenden oder stechenden Instrumente um, so entstehen der Kuh Schmerzen am Euter und sie giebt rothe Milch [26]).

Derartige Gründe machen wohl überhaupt dem Naturmenschen schwierig, dieses Product, durch welches ihm so mancher Schaden zugefügt werden kann, zu verkaufen. Schwer entschließt sich der Damara dazu [27]), sein Religionsgesetz verbietet es dem Braminen [28]), als Verbrechen betrachten es viele Beduinen [29]) und arges Schimpfwort ist ihnen „Milchverkäufer" [30]). Auch der Deutsche giebt nicht gern Milch aus dem Hause, ohne einen Tropfen Wasser hinzuzumischen [31]), auch nicht in einem unbedeckten Topf, da dies das Buttern im Hause verhindert [32]); er bezahlt bei einem Kuhkauf im fremden Dorfe noch extra einen Milchpfennig, damit die Milch nicht zurückgehalten werde [33]); er nimmt keinen Dank für geschenkte Milch entgegen, der ihm die Kuh verseigen macht [34]).

Merkwürdigerweise findet sich das Verbot des deutschen Aberglaubens, Milch nach Sonnenuntergang zu verkaufen [35]), auch bei den Mongolen wieder, wo sogar auch bewölkter Himmel schon den Kauf hindert [36]). Tritt uns hier also ein Zusammenhang der Milch mit der Sonne entgegen, so bietet uns der deutsche Glaube noch einen weitern mit dem Blitze, indem das durch Einschlagen desselben entstandene Feuer nicht mit Wasser, sondern nur mit Milch, namentlich neugemolkener, gelöscht werden kann [37]), und indem ferner das Ausnehmen des Nestes eines Rothkehlchen, eines der Blitzvögel der Deutschen, außer mit Einschlagen des Blitzes noch mit Rothwerden der Milch bedroht ist [38]). Auch das Tödten des Marienkäferchens, welches selbst für ein rothgeflecktes Rind gilt und den Namen Ankenkälblein führt, zieht, wenn es vorsätzlich geschehen ist, in einigen Gegenden von Oberdeutschland den Verlust der Milch in der Kuh nach sich [39]).

Nicht nur das böse Auge kann das Verseigen der Kuh bewirken, wogegen wie gegen alle Anfechtungen der Hexen das Salz, der Kuh zwischen die Hörner [40]) oder in das Milchgefäß gestreut [41]), als bestes Vorbeugungsmittel gilt — in Oberdeutschland schützt auch der auf dem Düngerhaufen stehende geisterabwehrende Hollunder das Vieh der nächstgelegenen Stallung [42]) —, nein, die Hexe vermag auch die Milch der Kuh zu entziehen, ohne sie zu melken, ohne sie zu berühren. Dazu genügt ihr in Deutschland ein Bohrer oder ein Messer, in eine Eichensäule gesteckt, woran ein Stück hängt, aus welchem sie die Milch fließen läßt, oder auch eine Axt, in die Thürsäule geschlagen, wo dann der Axthelm die Stelle des Euters vertritt, oder auch ein einfaches Handtuch [43]), selbst aus der Mistgabel vermochte eine Hexe in Schwaben zu melken [44]), und auch aus über den Weg, den

die Kühe gehen, gespannten Hanffäden ist ein solches Melken möglich[45]). Dagegen muß in Serbien die Hexe Mitternachts vor dem Georgstage nackt oder nur im Hemd zuerst etwas Milch vom eigenen Vieh, dann in einen andern Kübel, worin ein Strick liegt, vom fremden melken, und zu Hause dann diesen Strick in den andern Kübel legen; hierdurch wird die Milch aus dem fremden Vieh in das eigene herübergezogen[46]) — in Deutschland läßt überhaupt schon das Mischen der Milch von zweier Herren Vieh dem des einen die Milch versiegen[47]). Nach einem in Oberdeutschland herrschenden Aberglauben erlangt man die Nachbarmilch folgendermaßen: Samstagnacht muß die Hexe nackt auf allen Vieren rückwärts zum Nachbarthor kriechen, es rücklings ersteigen und, mit einer Hand sich festhaltend, unter gewissem Spruch drei Spähne ausschneiden[48]).

Die Inselesthen haben zum Behuf der Beraubung der Nachbarkühe eigene Geister, Puuk auch Kratti genannt, welche entweder den Schmand der Nachbarkübel fressen oder die Kühe selbst aussaugen und die Milch ihrem Herrn als Butter, deren sie sich durch Vomiren entledigen, überbringen. Gelingt das Buttern nicht, so ist dieser Raub eines Nachbargeistes natürlich Schuld daran[49]).

Uebrigens giebt es Mittel, die Sünderinnen zu strafen und fernere Hexerei zu verhindern. Man schüttet die siedende Milch auf den Herd und peitscht sie mit einer Ruthe, dann fühlt die Hexe die Prügel auf dem Rücken[50]), oder schüttet die verzauberte Milch auf glühende Kohlen, was die Hexe gleichfalls plagt und ihr die Ruhe nimmt[51]). Drastischer ist das Mittel, welches Luther in seinen Tischreden aufführt, in die Milch zu sch . . . . ., dann umzurühren und sie dem Teufel anzubieten[52]). Die Inselesthen machen, um verdorbene Milch wiederherzustellen, mit einer heißen Sichel ein Kreuz durch dieselbe[53]).

Hexengegenwart läßt Milch blau oder blutig werden und verhindert das Buttern[54]); gleichfalls bringt ihr Lobspruch[55]) Gefahr; siedend Wasser, auf den Fleck gegossen, wo die Kühe fressen, läßt diese verseigen[56]). Wenn man mit dem Milcheimer über eine Wagendeichsel tritt, oder wenn ein Schwein an demselben riecht, gerinnt die Milch, doch kann der Einfluß im letztern Falle durch schnelles Trinkenlassen eines Pferdes aus dem Eimer aufgehoben werden[57]). Dicke Sahne erhält bei den Serben die Milch, wenn der erste Holzspahn, der beim Fällen des Weihnachtsstammes abfällt, unter das Milchgefäß gelegt wird — sie wird dann ebenso dick[58]) — oder wenn man dem für jedes Haus zu Weihnachten gewählten Besucher eine recht dicke Decke umlegt[59]).

Wie im Canton Saleur die Hausgeister (Follets) auch Sorge für ihre Lieblingskuh tragen[60]), so ist es in Deutschland die Hausschlange, welche gern im Stall erscheint und dem Vieh Glück bringt; vertreibt man sie, so erschlägt man seine eigene Kuh[61]); auch die Kellerkröte, die sogenannte Muhme oder der Kellerhund, scheint im Zusammenhange mit dem Milchertrag̈niß der Kühe zu stehen, da sie täglich mit dem Abraum der Melkkübel gefüttert wird[62]). Daß im Märchen die Vorliebe der Schlangen und Kröten für Milch häufig vorkommt, ist bekannt.

Bei einzelnen Völkern wird die Milch gar nicht benutzt, so bei den Nagas und Garros, Stämmen südlich von Assam, denen ihr Genuß als ungesund und schwächend gilt[63]), wenig auch bei den Bodo und Dhimal[64]), ferner in Japan[65]), bei den Passumahs[66]), bei den Bihé, welchen er als sündhaft erscheint[67]), am untern Zaire[68]); bei den Kaffern ist sie Wittwern und Wittwen, ersteren einen halben, letzteren einen ganzen Monat lang nach dem Tode der Ehehälfte, wo sie als unrein gelten, untersagt[69]). Bei den Badagas im Nilgiri-Gebirge muß das Mädchen während der ersten Menstruation drei Tage lang in einer abgesonderten Hütte (wie die Wöchnerin) verweilen und darf keine Milch berühren[70]). Am auffälligsten in dieser Beziehung erscheint aber wohl, daß der Genuß der Milch dem ganzen Erdtheil Amerika fremd war und es theilweise seinen Ureinwohnern noch ist, trotzdem im Norden Büffel und Elenthier, im Süden das Lama in reicher Fülle vorhanden waren[71]). Müller leitet daraus einen Grund gegen die asiatische Besiedelung Amerikas her, welche doch jedenfalls den Gebrauch der Milch mitgebracht haben würde, so daß wir ihn wenigstens bei einzelnen Stämmen hätten finden müssen[72]). Nur im sauern oder geronnenen Zustande, welche Form auch bei den Bewohnern Indiens[73]) sowie bei den Hottentoten und Kaffern[74]) die gewöhnliche ist, wird die Milch verzehrt von den Kalmücken[75]), den Fulah in Bonda[76]) und den weiblichen Bewohnern von Karagwah im mittlern Afrika, während die Männer derselben sie frisch genießen[77]). Das Mittelalter hielt die Milch sauer vielfach für ein Beförderungsmittel der Lepra, namentlich wenn man Milch und Fisch zusammen aß[78]). Die Ziegenmilch, deren Genuß auch wahrscheinlich der Priesterin der Polias in Athen untersagt war[79]), verabscheuen die mohammedanischen Neger des westlichen Afrika, obgleich sie das Fleisch der Ziege essen[80]), ebenso die Bewohner des Sarae im östlichen[81]); die Schafmilch ist den Männern bei den Hottentoten verboten[82]).

Carl Haberland.

[1]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. II, S. 382. Ausland 1860, S. 123; 1862, S. 397.
[2]) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 383.
[3]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, S. 423.
[4]) Jagor in Verh. der Berlin. Ges. für Anthrop. 1876, S. 201.
[5]) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Anhang: Aberglaube Nro. 503.
[6]) Grimm, a. a. O. S. 605.
[7]) Ebendaselbst.
[8]) Ebendaselbst S. 610 und Aberglaube Nro. 636. 685. 783. Für den Böhmerwald Ed. Duller. Das deutsche Volk S. 90.
[9]) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 736.
[10]) Ebendaselbst Nro. 376.
[11]) Heber's Leben und Nachrichten über Indien, herausgegeben von F. Krohn. Berlin 1831. Bd. II, S. 72.
[12]) F. Galton. The Narrative of an Explorer in tropical South Africa. London 1853, p. 139.
[13]) Ch. J. Andersson, Reise in Südwestafrika, übersetzt von Lotze. Bd. I, S. 246.
[14]) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 754.
[15]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Bd. I, S. 180.
[16]) K. Andree, Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, nach Burton, Speke 2c. Leipzig 1861, Bd. II, S. 325.
[17]) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika. Aus dem Englischen. Berlin 1799, S. 52.
[18]) J. Kerr, The domestic Life, Character and Customs of the Natives of India. London 1865, p. 170 Note.
[19]) Andree, a. a. O. Bd. I, S. 281.
[20]) Ebendaselbst, Bd. II, S. 146. 245.
[21]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. Leipzig 1749 ff., Bd. III, S. 179.
[22]) Th. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste. Uebersetzt von Ehrmann. Weimar 1805, S. 98.
[23]) Andree, a. a. O. Bd. II, S. 289.
[24]) J. B. Holzmayer, Osiliana (in Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat). Dorpat 1872, S. 110.
[25]) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848 bis 1855, Bd. I, S. 264. A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. I, S. 410. Rochholz, a. a. O. Bd. I, S. 50.
[26]) Rochholz, a. a. O. Bd. I, S. 50.
[27]) Galton, a. a. O. S. 139.
[28]) Heber, a. a. O. Bd. II, S. 12.
[29]) Burckhardt, Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar 1830, S. 94.

30) Ebendaselbst, S. 451.
31) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 653.
32) Panzer, a. a. O. Bd. I, S. 267.
33) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 987. Panzer, a. a. O. Bd. II, S. 306.
34) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 467.
35) Ebendaselbst Nro. 1023.
36) „Globus", Bd. XXVIII, S. 380, Bd. XXX, S. 135.
37) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 1001. 1122. Birlinger, a. a. O. Bd. I, S. 401. 407.
38) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 629.
39) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 267.
40) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 753.
41) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 760.
42) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 129.
43) Grimm, a. a. O. S. 605. Birlinger, a. a. O. Bd. I, S. 407.
44) Birlinger, a. a. O. Bd. I, S. 124.
45) F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849, S. 170.
46) „Globus", Bd. XXX, S. 94.
47) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 466.
48) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 151.
49) Holzmayer, a. a. O. S. 16. 113.
50) Birlinger, a. a. O. Bd. I, S. 408.
51) Ebendaselbst.
52) Ebendaselbst S. 409.
53) Holzmayer a. a. O. S. 110.
54) Grimm, a. a. O. S. 605.
55) Ebendaselbst.
56) Hexenprotokoll, bei Birlinger, a. a. O. Bd. I, S. 125.
57) Grimm, a. a. O. Aberglaube Nro. 820.
58) „Globus", Bd. XXX, S. 56.
59) „Globus", Bd. XXX, S. 71.
60) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 113.
61) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 111.
62) Ebendaselbst.
63) J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Uebersetzt von R. Wagner. Bd. III, zweite Hälfte, S. 235.
64) B. H. Hodgson, On the Origin etc. of the Kooch, Bodo and Dhimal People in Journal of the Asiatic Society of Bengal 1849, p. 743.
65) Fr. Müller, a. a. O. S. 400.
66) Waitz, a. a. O. Bd. 5, erste Hälfte, S. 129.
67) „Ausland" 1860, S. 877.
68) Waitz, a. a. O. Bd. II, S. 375.
69) Waitz, a. a. O. Bd. II, S. 389.
70) Jagor in Verh. der Berliner Ges. f. Anthrop. etc. 1876, S. 200.
71) J. Carver, Reise durch die inneren Gegenden von Nordamerika (in Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Hamburg 1780 bis 1790, Bd. I) S. 227. Waitz, a. a. O. Bd. III, S. 384, Bd. IV, S. 344. J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867, S. 347.
72) Ebendaselbst S. 9.
73) Kerr, a. a. O. S. 170 Note.
74) G. Klemm, Allgemeine Culturwissenschaft. Leipzig 1854 bis 1855, Bd. I, S. 265.
75) Ebendaselbst, Bd. I, S. 264.
76) Mungo Park, a. a. O. S. 51.
77) Andree, a. a. O. Bd. II, S. 287.
78) Birlinger, a. a. O. Bd. II, S. 398.
79) Schoemann, Griechische Alterthümer. Berlin 1871 bis 1873, Bd. II, S. 430.
80) Winterbottom, a. a. O. S. 98.
81) Munzinger, a. a. O. S. 383.
82) P. Kolb, Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der Guten Hoffnung. Nürnberg 1719, S. 469.

# Aus allen Erdtheilen.

**Nachrichten von Prschewalski.** Aus Kuldscha schreibt uns vom 25. Mai (6. Juni) 1877 der Collegien-Assessor Herr Albert Regel: „Dieser Tage sind Nachrichten von Prschewalski an einen Bekannten angekommen, und ich habe seinen Dolmetscher ausfragen können. Nach den Angaben des Letzteren besteht der Lob-nor an der besuchten Stelle doch nur aus verschiedenen Sumpfseen, zwischen denen ein mohammedanisches Fischervolk, von ihm als Tarantschen bezeichnet, im Schwimmen und Bootlenken erfahren, ungefähr 300 Familien stark, angesiedelt ist. Prschewalski ist es gelungen, durch seine Jäger drei wilde Kameele erlegen zu lassen. Ihre Gestalt sei diejenige der zahmen; nur sei die Behaarung eine sehr kurze und dichte. Die Zustände in Kaschgar werden von Prschewalski als unerquicklich bezeichnet. Die ganze Reise sei mehr geographisch wichtig als erfolgreich in interessanten Ergebnissen und Sammlungen gewesen. Jetzt weilt Prschewalski am Flusse Juldus, wo ihm die von Jakub-Beg aufgedrungenen schlechten Kameele fielen. Sie haben das Gepäck auf Packpferde gelegt und gehen zu Fuß. Kurze Zeit wird der Reisende am Kunges (rechter Nebenfluß des Ili) verweilen und dann von Kuldscha aus, wie er beabsichtigt, durch China nach Tibet gehen."

Ueber seine eigenen Arbeiten schreibt uns derselbe als Kreisarzt in Kuldscha angestellte Herr am 19. Mai: „Bis jetzt habe ich offizielle Berichte über meine Tour in den Karatau und über den Zustand des Gartenbaues in Taschkent zusammengestellt, welche, so annähernd sie auch bloß abgefaßt waren, in der Turkestanischen Zeitung zum Abdrucke kamen. Einen dritten Bericht über meine Tour nach Werny habe ich ebenfalls eingesandt, aber noch nichts Weiteres darüber erfahren. Dem Gouverneur des Siebenstromlandes habe ich eine Skizze einiger Merkwürdigkeiten des Rayons von Kuldscha übergeben, welche er sich für den orientalistischen und archäologischen Bericht erbat. In einer officiellen Arbeit über die Syphilis, noch unveröffentlicht, ist wichtiges ethnographisches Material enthalten. Nach meinen flüchtigen Privatbriefen hat mein Vater Berichte für die „Gartenflora" und den „Petersburger Herold" verfaßt. Meine einzige eigene positive Arbeit werden die naturhistorischen Briefe sein, welche der Reihe nach im Bulletin des Naturalistes de Moscou zum Abdrucke gelangen. Die vom Kaufmanne Kamenski projectirte Expedition nach Urumtsi, Manas und Gutschen, an welcher ein Photograph, ein Topograph, der Geologe Norpe aus Petersburg und ich theilnehmen sollten, ist bis jetzt nur Gegenstand politischer und praktischer Combinationen geblieben."

Dr. Regel, welcher auf seinen häufigen Amtsreisen einen tiefen Blick in die Verhältnisse jenes fernen Winkels des russischen Reiches gethan hat, wird, sobald im Herbste seine botanischen Obliegenheiten ihm mehr Muße übrig lassen, für den „Globus" geographische und ethnographische Beiträge einsenden.

## Afrika.

— Das Haus Goulding & Comp. in Dublin hat von der ägyptischen Regierung die Concession erhalten, die zahlreichen und ergiebigen, auf einem Gebiete von circa 60 engl. Quadratmeilen zerstreuten Petroleumquellen an der afrikanischen Küste des Meerbusens von Sues auszubeuten.

(Petermann's Mittheilungen.)

— Am „Mulud", dem Geburtsfeste des Propheten, ist unter Kanonendonner der erste Spatenstich an der sogenannten Medscherda-Linie geschehen, welche im Thale des gleichnamigen Flusses aufwärts die Stadt Tunis mit dem algerischen Eisenbahnnetze in Verbindung bringen soll. Die französische Volksvertretung hat schon im März neben ver-

schiedenen anderen rein algerischen Bahnen für die 220 Kilometer lange Medscherda-Linie ein Reinerträgniß von 10,122 Francs per Kilometer ohne jede Discussion bewilligt, und das Bancapital von circa 80 Mill. Francs ist aufgebracht. Mit der Aussteckung der Trace ist man nahezu fertig, und im Bardo, dem Regierungspalaste des Bey, arbeitet eine ständige Commission an der schleunigen Grundeinlösung der verschiedenen Theilstrecken.

— Als Ergebniß der Roudaire'schen Forschungen und Vermessungen im südlichen Algerien und Tunesien (s. Bd. XXIX, S. 288) liegt jetzt ein Bericht an den französischen Unterrichtsminister über die „Mission des Chotts" vor (in den Archives des missions scientifiques et littéraires), welcher mit einer schönen großen Karte im Maßstabe von 1 : 400,000 ausgestattet ist. Dieselbe enthält sämmtliche dort angestellte Nivellements und zeigt auf den ersten Blick den Umfang des gesammten Gebietes, so weit es unter dem Meeresspiegel liegt resp. wieder unter Wasser gesetzt werden könnte. Die Arbeit ist ein sehr werthvoller, weil exacter Zuwachs zu unserer Kenntniß Nordafrikas, und wenn Lesseps' Plan eines südalgerischen Binnenmeeres auch nicht zur Ausführung gelangt, so müssen ihm doch die Geographen dankbar sein, daß er den Anstoß zu Roudaire's Untersuchungen gegeben hat. Wir denken später näher auf seine Arbeit einzugehen.

— Der französische Ingenieur Duponchel bereist im Auftrage der Regierung gegenwärtig (Frühling 1877) den Süden Algeriens, um sein Project einer Sahara-Eisenbahn (von Alger über Laghuat, Metlili, Goleah u. s. w. bis Timbuktu) an Ort und Stelle zu studiren. Später denkt man Timbuktu mit Saint Louis am Senegal und so die beiden afrikanischen Colonien mit einander zu verbinden. Oberst Champanhet hält über diese Pläne in Paris öffentliche Vorträge, wie einst Herr von Lesseps über den Suez-Canal. Die Ausführung derselben liegt freilich noch in weitem Felde.

— Die Blockade der Küste von Dahome Seitens der Engländer (vergl. „Globus" XXXI, S. 319) ist Ende Mai aufgehoben worden, nachdem der König die ihm auferlegte Buße von 500 Faß Palmöl gezahlt hat. Die „Gambia" freilich, welche 200 Faß davon nach England bringen sollte, ist unterwegs gescheitert.

— Von Cameron's „Quer durch Afrika" ist die von uns schon mehrfach erwähnte deutsche Ausgabe (zunächst des I. Bandes) bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Wir weisen um so mehr auf dieselbe hin, als dem unseren Lesern freilich nur auszugsweise bekannten Texte die volle Zahl der Originalillustrationen (152 Holzschnitte und 4 Facsimiletafeln) sowie die ausführliche große Karte des Mr. Turner beigegeben ist, und da die deutsche Ausgabe einen wesentlich billigern Preis hat als die englische.

— Wie Petermann's Mittheilungen nach dem Calwer Missionsblatt (Mai 1877) berichten, haben im September 1876 die Herero ein Gebiet von nahezu 4000 Quadratmeilen an die englische Regierung abgetreten und nur etwa halb so viel für sich behalten. Die dortigen deutschen Missionäre, deren Stationen jedoch fast alle auf dem nicht abgetretenen Gebiete liegen, haben den Abgesandten der Cap-Regierung bei seinen Unterhandlungen unterstützt. Auch die Namaqua stellten sich im November unter englischen Schutz. Diese englische Machterweiterung zusammen mit der Annexion von Transvaal ist eine neue Beunruhigung für die Portugiesen, welche sich mehr und mehr in ihrem südafrikanischen Besitze, welchen sie weder zu heben noch zu verwerthen verstanden haben, bedroht sehen. Statt den Boers in Transvaal zu helfen und sich damit ein Bollwerk gegen das englische Vordringen zu sichern, verkauften sie an die Kaffern Gewehre und Munition, führten so das Ende des Freistaates herbei und sehen nun zunächst ihren schönen Hafen in der Delagoa-Bay bedroht. Die Beschuldigung des Sklavenhandels, welche die englischen Afrikareisenden und Offiziere Cameron und Young offen gegen die Portugiesen erhoben haben, suchen diese zwar auf die Mißgunst und das Bedürfniß der Engländer zurückzuführen, die portugiesische Colonialverwaltung in Verruf zu bringen und sich damit den Weg zu weiteren Annexionen zu bahnen. Allein das ist wohl kaum nöthig, da jeder Einsichtige die bodenlose Verrottetheit der Colonien kennt, und die Betheiligung am Sklavenhandel oder dessen Unterstützung Seitens einzelner Portugiesen nun einmal nicht abzuleugnen ist. Jedenfalls ist auf portugiesischer Seite jetzt das Bestreben unverkennbar, das Jahrhunderte lang Versäumte rasch nachzuholen und die Colonialregierung zu heben. Daher die in der Kammer beantragte Untersuchung über die Theilnahme der Portugiesen am Sklavenhandel und über Mittel zu seiner Unterdrückung; daher die Stiftung der Comissão central permanente de geographia in Lissabon und die wissenschaftliche Expedition nach Innerafrika, für dessen Kenntniß Portugal in Jahrhunderten so viel wie nichts gethan hat; daher die in Paris abgeschlossene Anleihe von 1000 Contos, welche für Bauten in den südafrikanischen Colonien bestimmt sind, und die sofortige Absendung von technischem Personal nach Mosambique und Angola. Der Minister des Aeußern hat erklärt, daß die Behauptung der portugiesischen Stellung in Südafrika eine Lebensfrage für das Land sei — möge es dafür noch nicht zu spät sein und die beabsichtigten Verbesserungen nicht wieder, wie so oft schon, einfach auf dem Papiere stehen bleiben.

— Als ein Andenken an einen der eifrigsten und verdienstvollsten Erforscher Südafrikas haben wir das Buch von Thomas Baines über die Goldregionen des südöstlichen Afrika zu begrüßen (The Gold Regions of South Eastern Africa, by the late Thomas Baines, Esq., London, Stanford 1877). Aehnlich wie C. Mauch, kämpfte Baines sein Leben lang um seine Existenz, und doch leisteten die beiden rastlosen Wanderer so Großes für die Kenntniß von Südafrika. Die Geschichte seines bescheidenen, bewegten Lebens, von seinem Freund, dem bekannten Geographen Hall in Capstadt, geschrieben, wird Jeder mit Interesse lesen, und seine Aufzeichnungen über seine sechsjährigen Reisen in dem Ländercomplex zwischen dem Oranje-Fluß und Zambezi, geziert mit vielen seiner hübschen Skizzen, reihen sich dem frühern Buche „Explorations in South West Africa in 1865" an und umfassen mit jenem zusammen so ziemlich Alles, was er in geographischer Beziehung für Südafrika gethan hat. Die sorgfältigen Distancemessungen auf allen seinen Routen, zum Theil schon in den „Geographischen Mittheilungen" und im „Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft" veröffentlicht, finden sich hier mit seinen Breitenbestimmungen und Höhenmessungen als Hinterlassenschaft von bleibendem Werth, aber die Schilderungen seiner Abenteuer und Wanderungen sowie die Nachrichten über die einzelnen Goldfelder werden auch in weiteren Kreisen gewürdigt werden. Seine große von Hall revidirte Karte zeichnet sich in dieser Ausgabe durch den weit umspannenden Rahmen und die Einzeichnung anderer neuer Forschungen aus.

(E. Behm in „Petermann's Mittheilungen" 1877, S. 232.)

---



---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. | № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

# Nordenskiöld's Expedition nach dem Jenisei 1875.

## I.

Die schwedische Expedition nach Sibirien im Jahre 1875 [1]) hatte die Aufgabe, durch das Karische Meer bis zu den Mündungen des Ob und Jenisei vorzudringen, um so einen neuen Handelsweg zwischen Nord-Europa und Nord-Asien aufzusuchen, und, falls es die Zeit gestattete, weiter nach Nordosten zu segeln, um die Existenz eines dort vermutheten Landes festzustellen. Daneben sollten geologische, botanische und zoologische Studien, namentlich auf Nowaja Zemlja, betrieben werden. An einem noch nicht feststehenden Punkte wollten sich die Theilnehmer dann trennen und die Einen zur See nach Schweden zurückkehren, während die Anderen einen der großen sibirischen Flüsse hinaufzufahren und quer durch das russische Reich ihre Heimath wiederzugewinnen gedachten. Diesen Plan hatte 1874 der seit zwei Jahrzehnten in den arktischen Regionen unermüdlich thätige Prof. Nordenskiöld gefaßt; der reiche Großhändler Oskar Dickson in Göteborg stellte in hochherziger Weise die nöthigen Mittel zur Verfügung, und schon ein halbes Jahr später war ein kleines Segelschiff, der „Pröven", für die Nordfahrt hergerüstet. Zwei Botaniker, die Doctoren Kjellmann und Lundström, und zwei Zoologen, Dr. Stuxberg und Dr. Theel, hatten sich dem Prof. Nordenskiöld angeschlossen und waren Ende Mai 1875 insgesammt in Tromsö angelangt, und von dort datirt der Beginn des Reisetagebuches, welches den Dr. Theel zum Verfasser hat und welchem nachstehende Zeilen entlehnt sind.

Das Einschiffen der Lebensmittel an Bord des „Pröven", die Verpackung der wissenschaftlichen Instrumente und der tausenderlei Dinge für ihre Studien und Sammlungen ließen den Reisenden Zeit genug, um diese niedliche kleine Stadt weit jenseit des Polarkreises kennen zu lernen. Trotz ihrer 5000 Einwohner spielt sie in jenen entlegenen Gebieten eine große Rolle, ist der Sitz des Stiftsamtmannes und des Bischofs und das Endziel weitaus der meisten Handlungsreisenden, welche Norwegen besuchen. „Dort setzen sie mehr ab — schreibt Georg Hartung, Norwegische Reise, S. 117 [1]) — als eine Stadt von 5000 Einwohnern ver-

[1]) Vergl. „Globus" XXVIII, S. 208, 272, 347; XXIX, S. 121.

[1]) Georg Hartung und Albert Dulk, Fahrten durch Norwegen und die Lappmark. (Stuttgart, 1877.) Das Buch bezweckt eine Reiseroute für das schwedische Lappland und das großartige Küstenland Norwegens zu geben in Form einer gegenständlich belehrenden und überall die Anschauung anregenden Unterhaltung, dem Nichtreisenden wie dem Reisenden nutzbar. In die Schilderung der norwegischen Landschaft ist das älteste geschichtliche Leben des Stammes in örtlichen Bildern, sodann auch Sitte und Brauch der Gegenwart verwebt worden, um die Eigenart von Land und Leuten in entsprechender Weise hervortreten zu lassen (s. besonders das Capitel „Aus dem Sittenleben"). So anregend der von Hartung verfaßte Theil des Buches ist, so ist uns Dulk's „Gang durch die Lappmark" doch noch interessanter und fesselnder erschienen. Was Hartung zum Schluß von Norwegen sagt, finde hier eine Stelle: „Volk und Land treten dem Deutschen eigenartig aber sympathisch gegenüber. Wilde schaumbekränzte Klippen, von Schären durchfurcht, eine inselumgürtete Küste, ein Labyrinth vielgestaltiger Wasserwege mit tief eindringenden gegabelten Fjordspiegeln bilden in der sagenreichen Heimath der alten Normannen den Reiz der Küste; wüstenartige Gebirgseinöden, ragende Kämme und Zacken, schimmernde Schneeflächen, braungraue Moore und wiederum schroffe Felswände mit niederstürzenden Wasserfällen führen uns dem Innern des Landes zu; in diesem schmücken

brauchen kann, dahin bringen sie außer dem Unentbehrlichen auch den Luxus, feste und warme Kleiderstoffe, wollene Decken und Hausgeräthe, Eisen und Stahl, aber auch Sammet und Seide, bunte Teppiche und Nippsachen, künstlichen Bronzeguß, Silber- und Goldschmuck. — In Tromsö wohnen geschickte Optiker und Uhrmacher mit wohl ausgestatteten Läden, Marchand-Tailleurs, deren Lager und Kleiderschnitt der Mode folgen, Schuhmacher, die nicht bloß solide, sondern auch feine Arbeit liefern. Tromsös Läden befriedigen die verschiedensten und selbst hoch gesteigerte Ansprüche. Da findet der Fischer den bescheidenen aber dauerhaften Tuchrock, die Weste und Hose, den Sonntagshut, die wasserdichten Schmierstiefel und den handfesten Regenrock; da erhandelt auch der Lappe, welcher mit Fellen zur Stadt kam, so manche

Professor Nordenskiöld.

billigen Gegenstände. Oberhalb der Stadt, an der Abdachung und im Grün des Birkendickichts haben die Vermögenden ihre Landhäuser, in den Wohnungen der Stadt stehen ihre theuren Möbeln und Pianos; von Zeit zu Zeit unternehmen sie Reisen nach den großen Städten und Bädern des Auslandes, Lehrer geben Musikstunden, fremde Virtuosen kommen in der guten Jahreszeit herbei und veranstalten Concerte; selbst ein Ole Bull verschmähte es nicht, in Tromsö sich hören zu lassen. Das Familienleben, der Comfort, die Geselligkeit, Causerie, etwas Musik, Lectüre, ein Tänzchen, das Kartenspiel, der Grog, das sind die Mittel zur Verschönerung der Tage und zur Aufheiterung des Lebens. Zweimal wöchentlich erscheinen „Tromsö-Posten“ und „Tromsö-Stiftstitende“, jedoch so, daß an vier Tagen in jeder Woche ein Blatt ausgegeben wird, und überdies

---

düstere Föhrenwälder und saftgrünes Birkengebüsch mit silberweißen Stämmen die Abhänge, brausende Elven und leuchtende Seen den Thalgrund aus. Nicht Dörfer, nur Ansiedelungen, einzeln oder zu Gauen lose gruppirt, bedecken Thalgrund und Abhang, Schären und Inseln; aber einzelne größere Handelsplätze an der Küste, Mittel- und kleine Städte bilden neben der Hauptstadt die Knotenpunkte des Verkehrs, die pulsirenden Adern des Volkslebens. Das Volk inmitten dieser groß gearteten Natur ist tüchtig, bieder, treu, anhänglich der vererbten Weise der Väter; doch regsam und aufmerkend auch in dem fortschreitenden Verständniß für das Streben der neuen Zeit. Bedächtigkeit und Selbstbeschränkung zeichnen den Volkscharakter nicht minder aus als Muth und Ausdauer; die Selbständigkeit der Individualität — der typische Grundzug des germanischen Stammes — ist in ihm ungebrochen geblieben.“

bringen die großen Postdampfer im Sommer alle 3 bis 4, im Winter alle 14 Tage auswärtige Zeitungen." Oeffentliche Unterhaltungen giebt es nicht; dagegen ein neu errichtetes natur- und culturhistorisches Museum, und „vortreffliche Photographien liefert Herr Behrends, der alljährlich für den Sommer aus Bergen herüberkommt. Sich abphotographiren zu lassen, das ist dann außer den Einkäufen ein ziehender Beweggrund, etwas, das die Reise pikant macht. Denn lebhaft muß hier oben im Norden der Austausch der Photographiebildnisse sein. In ungeheurer Verbreitung finden sie sich bis in die entlegensten Wohnplätze." — „Viel Verkehr ist in den Straßen der unter $69\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. gelegenen Stadt für gewöhnlich selbstverständlich nicht. Aber während des langen Sommertages ist es um die Geisterstunde noch lebhaft. Da ergehen sich die, welche die Tagesarbeit an geschlossene Räume fesselte, um Luft zu schöpfen, und wohl erklärlich ist, daß selbst solche, die freier über ihre Zeit gebieten, gerade dann noch einmal ihre Wohnungen verlassen, um draußen zu spazieren. Am Wasser und rings umrahmt von groß gearteter Gebirgsnatur steht Tromsös bescheidene Häusermasse. Auf dem freien Platze, der die im Mittelpunkt gelegene stattliche Holzkirche umgiebt, und in der breiten, von Süd nach Nord ziehenden, auf und nieder steigenden Hauptstraße trifft der Blick die wilden, beschneiten Fjelde oder die von diesen eingeschlossene Meeresfläche. Hoch ragt drüben jenseits des Sundes der schneegekrönte Tromsdals Tind auf schneebedecktem Gebirge, voll und hell beschienen von dem gemilderten, aber nicht gebrochenen Lichte der tief stehenden Sonne."

Der „Pröven", auf welchem die Fahrt zum Jenisei von Statten ging, ist eine Schluppe von 450 Tonnen, die schon an zwanzig Jahre als „fangstjakt" die arktische See befahren hat, und war vor acht Jahren in Folge einer starken Havarie gründlich erneuert worden. Ihre Maße sind 55 Fuß

Tromsö.

Länge, $17\frac{1}{2}$ Fuß Breite, 13 Fuß Höhe. Vom Back steigt man zu zwei Kabinen hinunter, wo Capitän, Mannschaft und Küche untergebracht sind; ebenso enthält das Hintertheil des Fahrzeuges zwei Räume, deren einen, $13\frac{1}{2}$ Fuß breit, 6 Fuß lang, $5\frac{1}{4}$ Fuß hoch, Nordenskiöld bezog, während der andere ziemlich ebenso große den vier Naturforschern und ihren Instrumenten angewiesen wurde. Der Capitän, N. J. Isaksen, befuhr nun schon zum siebenzehnten Male das Eismeer; Zweiter im Commando war J. K. Abrahmsson; außerdem waren noch 2 Harpunirer, 5 Matrosen, 1 Stewart, 1 Koch und 1 Junge an Bord, im Ganzen 17 Menschen. Proviant war für 14 Monate vorhanden.

Am 8. Juni schleppte der kleine Dampfer „Tromsö" den „Pröven" kostenfrei aus dem Hafen der gastlichen Stadt; aber schon in einer Entfernung von 60 Kilometer von dort zwang noch am selben Tage kurz vor Mitternacht widriger Wind, bei Renö (Renthier-Insel) vor Anker zu gehen und dort fünf Tage zu liegen. Dieselben wurden zur naturwissenschaftlichen Durchforschung der Umgegend und zum Besuch einer schönen Tropfsteinhöhle auf Renö verwendet. Erst am 14. Juni erhob sich eine frische Brise von Süden und trieb sie schnell bei Vandö, Skaarö und dem vogelreichen Fuglö vorbei in das offene Meer. Drei Tage später wurde das Nordcap umsegelt, und bei dem günstigen Westwinde kam schon am 18. Juni die nördlichste Festung von Norwegen, Vardöhuus, in Sicht. Jene entlegenen fjordreichen Küsten waren damals überaus belebt: mehr als fünfzig Schiffe, groß und klein, Segler und Dampfer, durchschnitten das Meer nach allen Richtungen. Von Vardöhuus aus wurde der Cours nach dem südlichen Theile von Nowaja Zemlja gerichtet. Dreizehige Möven, langschnäbelige Raubmöven, kleine Lummen und Sturmvögel waren die einzigen lebenden Wesen, welche das Schiff auf dieser Ueberfahrt begleiteten. Während derselben wurde, sobald es die Witterung gestattete, fleißig mit dem Lothe und dem Schleppnetze gearbeitet, die Wassertemperatur in verschiedenen Tiefen gemessen und ähnliche Arbeiten vorgenommen. Erst als man sich am 21. Juni dem Lande näherte, zeigten sich Robben und bald darauf auch die ersten Eisschollen. Im Frühling und Frühsommer ist nämlich die Westküste Nowaja Zemljas in einer gewissen Entfernung vom Lande von einem compacten, fast allenthalben unpassirbaren Eisgürtel umgeben, welcher später im Jahre verschwindet und in welchem sich erfahrungsmäßig östers schon zeitig zwei Durchfahrten bilden. Diese

sind nur mit leichtem Treibeis bedeckt und verbinden den eisfreien Wasserstreifen längs der Küste mit dem offenen Ocean im Westen. Die eine dieser Oeffnungen pflegt sich vor Matotschkin Schar, der Meerenge zwischen den beiden Hauptinseln Nowaja Zemljas, hinzuziehen und durch die starken in dieser Enge herrschenden Strömungen bedingt zu sein, während die andere etwa einen Breitengrad südlicher auf der Höhe des Nördlichen Gänsecaps anzutreffen ist. Nordenskiöld wählte die letztere, passirte dieselbe hinter einem voransegelnden „fangstfartyg“ ohne sonderliche Schwierigkeiten und ankerte am 22. Juni 9 Uhr Abends in einer kleinen, wenig geschützten Bucht unmittelbar nördlich vom Gänsecap. Ohne weiteres Zögern ließen sich die Gelehrten an Land rudern und betraten unter lautem Hurrah und mit dem Rufe: „Hoch Professor Nordenskiöld, hoch Nowaja Zemlja!“ den ersehnten arktischen Boden. Der kurze Aufenthalt an der hier flachen Küste wurde mit zoologischen und botanischen Sammlungen im Meere und auf dem Lande ausgenutzt und dann am 24. Juni wieder aufgebrochen. Der „Pröven“ legte etwa 40 Kilometer nach Norden zurück und ging noch am selben Abend in der Karmakuli-Bay vor Anker, wo er bis zum 28. blieb und wo außer einer Robbe eine Anzahl von Spinnen, Insecten und Vögeln den Gelehrten zum Opfer fielen. Die Temperatur erhob sich in diesen Tagen nie über 1° C.; Schnee fiel und am 27. trieb ein Nordwest die Eisbarre landwärts, so daß mächtige Eisblöcke mit

Lummen auf Nowaja Zemlja.

dumpfem Getöse gegen den „Pröven“ stießen. Am 29. und 30. Juni kreuzte derselbe gegen Norden; der Juli nahm mit einem blauen Himmel, mit Sonnenschein und sommerlicher Temperatur seinen Anfang. Wie ein Spiegel lag das Meer da und weithin funkelten die Eisschollen wie Diamanten. Am 2. Juli 4 Uhr Morgens ließ der „Pröven“ seinen Anker in einer nicht weiter bezeichneten Bucht fallen.

Da sich am Lande in der Ferne vier Renthiere zeigten, und der Küchenzettel der letzten Zeit nur Pökelfleisch und Conserven aufgewiesen hatte, also ein wenig frisches Fleisch erwünscht war, so begab sich Dr. Theel an das nahe Ufer. Der Nebel, welcher dasselbe bis dahin verhüllt hatte, zertheilte sich plötzlich und ließ ein wunderbares Schauspiel sehen. Ganz nahe bei dem „Pröven“ und zu beiden Seiten desselben zeigten sich zwei schroff aufsteigende Berge, deren stufenförmige Abhänge buchstäblich, so weit das Auge reichte, mit Myriaden von Vögeln bedeckt waren. An ihrem ebenholzschwarzen Rücken und weißen Bauche, an ihrem Fluge, Geschrei und an der senkrechten Haltung beim Sitzen erkannte man sie sofort als Lummen. Würdevoll, unbeweglich, ein Individuum gegen das andere gepreßt, daß kein Stein dazwischen zu Boden fallen kann, brüten sie auf ihren Eiern. Andere erheben sich in zahllosen Schaaren, aber stets nur in einer einzigen Linie, in die Luft. Hier und da zeigt sich auch eine dreizehige Möve und hoch oben am Himmel ein „Bürgermeister“. Manche von den Lummen lassen sich wohlgefällig von den heranrollenden Wogen schaukeln und tauchen dann und wann den Schnabel ins Wasser, um sich ihre Nahrung zu fischen, während andere wüthend mit den Schnäbeln auf einander loshacken, um sich einen Brüteplatz

Ansicht in Matotschkin Schar.

zu erobern, und meist erst durch Dazwischenkunft Dritter zur Einstellung der Feindseligkeiten sich bewegen lassen. Auch beim Landen nichts als Vögel, darunter als neue Arten schottische Gänse mit langem Halse und wilde Gänse, während das Meer seinen Reichthum an Individuen durch eine ganze Bank weißer Delphine darthut, welche meist eine Länge von 4 bis 5, ja sogar bis 6 Meter erreichen.

Der Marsch am Lande war keineswegs leicht; die Hitze der Sonne war (unter 73° nördl. Br.) unerträglich und Theel mit seinen Begleitern bald in Schweiß gebadet. Der Weg ging über Berg und Thal, bald durch Gießbäche hindurch, bald über lehmige Halden, wo der Fuß jeden Augenblick stecken blieb, bald über Gletscher und Eiskrusten, deren eine zusammenbrach und dem Gelehrten zu einem unfreiwilligen Bade in eiskaltem Wasser verhalf. Das war aber rasch vergessen, als sich ein prächtiger Eisfuchs in seinem schwarzsammetnen Sommerkleide, der ärgste Feind der Vögel und ihrer Eier, und nach dessen eiliger Flucht vier weidende Renthiere am Meeresstrande zeigten, deren zwei nach langem vorsichtigen Anpürschen ihnen zur Beute fielen. Ein prächtiger Anblick für ein Jägerherz, die beiden erlegten Thiere auf dem glitzernden Schneefelde! Schnell machte sich Nils, einer der Begleiter, an die Arbeit, kehrte sie auf den Rücken, schnitt sie auf und entfernte das Gescheide, eine Maßregel, deren Nichtbefolgung das Fleisch sehr bald ungenießbar macht. Später erst wurde dasselbe abgeholt und lieferte schon am selben Abend einen saftigen Braten, der im Geschmacke an Rehwildpret erinnert. Nachmittags wurde ein Netz mit mehreren Lummen ins Meer versenkt und eine Stunde später rasch an Bord geholt; von den Vögeln waren nur noch die Skelete übrig, statt ihrer aber hatte man Hunderte von Amphipoden (eine Art Schaltthiere) gefangen. Es ist diese Weise des Köderns fast das einzige Mittel, um sich große Crustaceen zu verschaffen.

Russisches Kreuz auf Cap Grebjoni.

Am folgenden Tage fuhr der „Pröven“ in die Bay, welche die Russen „besimennaja“, d. h. die Namenlose, nennen. Frühzeitig am 5. Juli begaben sich Nordenskiöld und Theel zu Boote an den Eingang der Bucht, um deren Lage astronomisch zu bestimmen. Stellenweise passirten sie wahre Wolken von Lummen, und wenn sie ihre Gewehre abfeuerten, so erhoben sich die Thiere, durch den Knall und das Echo von den Bergwänden erschreckt, in solchen Massen, daß davon buchstäblich die Sonne verdeckt wurde. Nach dreistündigem Rudern waren sie an Ort und Stelle und schlugen ihr Zelt auf; während Nordenskiöld seine Beobachtungen anstellte (er hat drei verschiedene Punkte der Besimennaja-Bay astronomisch festgelegt), schleppten die Matrosen Treibholz herbei, zündeten ein tüchtiges Feuer an und kochten das Essen nach lappländischer Weise, etwas fett freilich für unsern Geschmack, aber gerade geeignet für die innere Erwärmung bei 3° C. Am andern Morgen streifte Theel die Umgegend ab und sammelte Spinnen, Milben und unzählige Asseln, Fliegen, Mücken und große Schnaken, welche an feuchten Stellen und den kleinen Teichen in Ueberfluß vorhanden waren.

Gleich nach ihrer Rückkehr lichtete der „Pröven“ den Anker und warf ihn am 7. Juli in Matotschkin Schar wieder aus. Aber während des Nachmittags und der nächstfolgenden Nacht war dort der Andrang des Treibeises so arg, daß das Schiff zweimal seinen Standort zu wechseln genöthigt war. Gegen Norden erstreckten sich längs der Westküste von Nowaja Zemlja die Eismassen beinahe bis zum Lande, so daß man für jetzt dort nicht, wie beabsichtigt war, weiter vordringen konnte. Dagegen war das Eis im westlichen Theile der Straße gebrochen und schien anfangs die Durchfahrt nach Osten zu gestatten. Ein Fischerboot von Hammerfest jedoch, welches vorbei segelte, traf weiterhin auf eine unüberwindliche Eismauer und mußte von seinem Versuche abstehen. Am 12. Juli segelten Nordenskiöld und Kjellmann nach Osten, um den Zustand des Eises zu untersuchen, während Lundström in Begleitung eines Matrosen einen nahen Berg von mehr als 3000 Fuß Höhe bestieg, der eine weite Umschau gestattete. Dort oben herrschte der Tod; nur das Heulen des Sturmes und das Klatschen des Regens gegen die Felsen unterbrach das tiefe Schweigen. Landeinwärts zeigten sich, soweit das Auge reichte, nur Berge und Thäler mit großen Gletschern und gefrorenen Flüssen. Die Meerenge glich einem mächtigen, blauen Bande, das sich zwischen den Bergen hinzog, und letztere selbst waren bald von Nebel oder Regen umhüllt, bald von dem fahlen Lichte der Mitternachtssonne beschienen. Obwohl Lundström erst am folgenden Tage müde und zerschlagen von seinem Ausfluge zurückkehrte, so fühlte er sich doch durch die herrliche Fernsicht reichlich belohnt. Oben hatte er zum Gedächtniß seiner Besteigung einen Steinhaufen errichtet und ein Minimalthermometer nebst einer Flasche, welche seine Adresse in Französisch enthielt, zurückgelassen. Die Tage, welche die Expedition in der Meerenge zubrachte (7. bis 13. Juli), waren von dem schönsten Wetter begünstigt, und das Thermometer stieg bis 17° C. Allein die Recognoscirungen

hatten gezeigt, daß der östliche Theil der Straße mit dichtem Eise bedeckt war und voraussichtlich so bald nicht frei werden würde, so daß Nordenskiöld, da der Weg nach Osten und Norden versperrt war, zunächst südwärts und dann durch die Karische oder Jugorsche Straße (erstere zwischen Nowaja Zemlja und der Insel Waigatsch, letztere zwischen dieser und dem Festlande) nach Osten vorzudringen beschloß. Am 13. Juli wurde Matotschkin Schar verlassen, am 14. bei der Skodde-Bay (südwestlich von der Meerenge), wo sie einen reichen Fund an schönen Juraversteinerungen machten, am 16. beim Nördlichen Gänsecap, am 18. beim Südlichen Gänsecap und am 21. in Kostin Schar, der Meerenge zwischen Nowaja Zemlja und der vorliegenden Insel Meshduscharski (d. i. die zwischen den beiden Meerengen Gelegene), geankert, so daß sie in diesen neun Tagen um etwa $2^1/_2$ Breitengrade weiter nach Süden gelangten. Ueberall gingen sie an Land und stellten eifrig Untersuchungen über geologische Beschaffenheit, Thier- und Pflanzenleben u. s. w. an und sammelten ein Material, wie es in solcher Vollständigkeit keiner ihrer Vorgänger in Nowaja Zemlja gewonnen hat.

Samojeden-Lager.

Am 24. ging es weiter nach Süden; als sie sich aber am 25. unter stürmischem Wetter der Karischen Straße näherten, fanden sie dieselbe vollständig von Eis gesperrt. Da der Wind viel zu heftig war, um einen Ankerplatz zu suchen, so segelte der „Pröven" weiter nach Süden. Ein dichter Nebel hüllte sie stundenlang ein; erst gegen Mittag des 26. Juli hellte sich das Wetter auf, und zur Linken zeigte sich die Insel Waigatsch und davor eine kleinere, welche spitze Samojedenzelte trug. Doch ein neuer Sturm aus Nordwesten brach los und zwang das Schiff, gerade nördlich von der Jugorschen Straße, gegenüber dem durch ein russisches Kreuz ausgezeichneten Cap Grebjoni, vor Anker zu gehen. In der Folge wurde der Sturm, welcher bis zum 30. Juli anhielt, so heftig, daß es erst am letzten Tage möglich war, mit einem Boote das ganz nahe gelegene, schützende Land zu erreichen. Die Lage der Expedition war dadurch augenblicklich etwas kritisch geworden; denn sie mußte annehmen, daß der starke Nordost das Eis in den südlichen Theilen des Karischen Meeres angehäuft und die Möglichkeit, noch in diesem Jahre zu Schiffe weiter nach Osten vorzudringen, sehr verringert hatte. In der Folge zeigte sich freilich, daß der Wind gerade stark genug gewesen war und das Eis sogar noch weiter südlich, als die Jugorsche Straße, getrieben hatte: norwegische Schiffe, welche kurz zuvor dieselbe passirt hatten, waren mit dem Eise zusammen in die Karische Bay getrieben und dort fast zehn Wochen in demselben fest gehalten worden.

# Die Colonie Süd-Australien.

Rückblicke auf ihre Entwickelung und statistische Daten.

Von **H. Gr.**

Den Theil des australischen Continents, welcher im Westen von 132° und im Osten von 141° östl. L. Gr., im Süden vom Südlichen Ocean und im Norden von 26° südl. Br. begrenzt wird, bildet die Colonie Süd-Australien, wie sie ursprünglich im August 1834 durch eine britische Parlamentsacte 4. und 5. William IV, c. 95 geographisch bestimmt wurde. Dies Areal bemaß 300,000 Quadratmiles oder 192,000,000 Acres und war damit nahezu $2^1/_2$ mal so groß wie Großbritannien und Irland. Im Jahre 1861 ward das sogenannte No Man's Land, welches zwischen 129° und 132° östl. L. Gr. liegt und vom Südlichen Ocean bis zu 26° südl. Br. reicht, der Colonie einverleibt, welche damit einen Flächeninhalt von 383,328 Quadratmiles oder 245,329,920 Acres annahm. Dieses werthlose, zum großen Theile mit dichtem Scrub (Akaziendickicht) bestandene Wüstenland verdient seinen Namen mit Recht, und es wird wohl für immer ein „no man's land" bleiben. Durch die weitere Zugabe des Northern Territory, worunter alles Land nördlich von 26° südl. Br. bis zur Nordküste und zwischen 129° und 138° östl. L. Gr. zu verstehen ist, erhielt die Colonie im Jahre 1863 ihren jetzigen Umfang, welcher sie ziemlich siebenmal so groß macht wie das heutige Königreich Preußen. Sie umfaßt einen Flächeninhalt von 914,730 Quadratmiles, d. i. 585,427,000 Acres oder 43,025 deutsche geographische Quadratmeilen, und ist damit nächst West-Australien die größte Colonie des Continents. Bei einer stark ausgebildeten Configuration mißt die Südküste 2400 und die Nordküste 4126 Miles mit resp. 61 und 21 bis jetzt bekannten Häfen und Zufluchtsorten für Schiffe. Sollte der Name der Colonie einmal von der Lage entnommen sein, so wäre die Bezeichnung Mittel-Australien wohl richtiger gewesen, denn Süd-Australien ist keineswegs unter den fünf Colonien die südlichste, sondern vielmehr Victoria.

Es möge noch bemerkt werden, daß eine neueste, sehr sorgfältig ausgeführte Grenzvermessung mittelst voltaischer Signale ergeben hat, daß die Colonie Victoria an ihrer westlichen Grenze einen Strich Land in der Breite von $1^1/_2$ und in der Länge von 242 Miles, d. i. ein Areal von mehr denn 360 Quadratmiles, besitzt, welches, 141° östl. L. Gr. als Grenze angenommen, zu Süd-Australien gehören sollte. Es ist über diese Angelegenheit viel mehr hin- und hergestritten worden, als sie wirklich Werth hat, und man hat dieselbe im Jahre 1874 vor den Privy Council in London zur Entscheidung gebracht, ohne daß letztere bisher erfolgt wäre. Es handelt sich bei dieser Frage auch um die Mündung des Glenelg-Flusses, die aber schon darum wenig Bedeutung hat, weil die Einfahrt durch eine Barre versperrt ist. Die wirkliche Grenze zwischen Süd-Australien und Victoria würde also gegenwärtig bis auf Weiteres nicht in 141°, sondern in 140° 58′ 7·26″ östl. L. Gr. liegen.

Nach dem jetzigen Sprachgebrauche zerfällt die Colonie in die drei Theile Süd-Australien im engern Sinne, Central-Australien und Northern Territory. Unsere nachfolgenden Angaben über die gegenwärtigen Zustände der Colonie werden sich nur auf die angesiedelten Districte in Süd-Australien beziehen. Central-Australien ist, abgesehen von den Stationen des Ueberlandtelegraphen, von Weißen unbewohnt, und das Northern Territory mit seiner jungen Ansiedelung um Port Darwin gedenken wir in einer besondern Arbeit ausführlicher zu behandeln.

Die Colonie Süd-Australien wurde, unter Zugrundelegung des politischen Systems eines damaligen berühmten Oekonomisten Namens Edward Gibbon Wakefield, von einer englischen Gesellschaft, welche sich „The South Australian Colonization Association" nannte, ins Dasein gerufen. Das Land sollte nicht, wie fehlerhafter Weise in West-Australien geschehen war, in großen Blöcken, sondern in Sectionen von je 640 Acres zu mäßigen Preisen verkauft werden, und aus dem Erlöse waren Arbeitskräfte aus dem Mutterlande herbeizuschaffen. Es wurde indeß die Colonie in dieser Weise später derartig mit Einwanderern überfüllt, daß die Ankommenden keine Beschäftigung finden konnten und daß ein großer Theil derselben, welcher die Mittel dazu hatte, nach einer andern Colonie, namentlich nach Victoria, auswanderte. In Folge dessen trat die sogenannte Sutherland-Parlamentsacte ins Leben, nach welcher nur ein Drittel des Ertrages aus dem Verkaufe von Kronland auf freie Einwanderung und zwei Drittel dagegen auf öffentliche Bauten, wie Eisenbahnen u. s. w., verwendet werden sollten. Aber diese Acte wurde nach etlichen Jahren wieder aufgehoben und es ward parlamentarisch bestimmt, daß die ganze Einnahme aus Kronlandverkauf zur allgemeinen Revenue zu schlagen und daraus, sobald es das Interesse der Colonie verlange, eine bestimmte Summe für freie Einwanderung auszuwerfen sei.

Die Proclamirung der Colonie fand am 28. December 1836 in unmittelbarer Nähe des jetzigen Badeortes Glenelg (Holdfast Bay) statt, und ihr erster Gouverneur wurde Captain John Hindmarsh. Die ganze Bevölkerung summirte an diesem Tage auf 546. Drei Tage später, also am 31. December, wurde der von dem Ingenieur Mr., jetzt Sir George Kingston vorgeschlagene und vom Oberingenieur Colonel Light gebilligte Platz für Anlegung einer Stadt — der jetzigen City of Adelaide — vom Gouverneur Hindmarsh nach manchen Einsprüchen denn doch genehmigt und als solcher officiell erklärt.

Die Bevölkerung nahm rasch zu und belief sich nach einem Decennium im Jahre 1846 schon auf 25,893, im Jahre 1856 auf 104,708, 1866 auf 163,452 und am Schlusse des Jahres 1876 auf 225,677, d. i. 117,208 männlichen und 108,469 weiblichen Geschlechts oder 15,235 mehr als im Vorjahre. Es wurden im Jahre 1876 geboren 8224 oder 37·9, und es starben 3550 (darunter 1228 Kinder im Alter unter einem Jahre) oder 16·38 per Tausend der Bevölkerung. Die größte Sterblichkeit herrscht in Süd-Australien im Kindesalter bis Ende des zweiten Jahres und, was sehr auffällig ist, in dem sonst kräftigsten Lebensalter vom 35. bis zum 40. Jahre.

Die Zahl der Irren mehrt sich, wie in den übrigen Colonien des Continents, so auch in Süd-Australien von

Jahr zu Jahr in bedenklicher Weise. Im Jahre 1876 wurden 154 solcher Unglücklichen, gegen 111 im Vorjahre, dem Irrenhause überwiesen. Dies ergiebt 1 auf je 1500 der Bevölkerung. Das heiße Klima, die herrschende Trunksucht[1]), der stete und rasche Wechsel in allen Lebensverhältnissen und die dadurch bedingte Gemüthsaufregung, wie sie in den jungen Colonien, wo der Eine den Andern oft recht gewissenlos schiebt und verdrängt, bestehen, dürfen wohl als die erklärenden Momente dieser Erscheinung angesehen werden.

Um neue Colonisten, namentlich aber billige Arbeiter bei Eisenbahnen, welche in der Länge von 394 Miles gebaut werden, zu gewinnen, hat das südaustralische Parlament für das Jahr 1876 die Summe von 120,000 Pf. St. für freie Einwanderung aus Großbritannien und auch aus Deutschland, von Hamburg aus, bewilligt. In dieser Weise wurden im Jahre 1876 im Ganzen 7408 Personen aus Europa frei nach Port Adelaide befördert, nämlich 5127 aus England, 1282 aus Irland, 325 aus Schottland und 674 aus Deutschland. Auch für das Jahr 1877 ist wieder dieselbe Summe für Einwanderung vom Parlamente votirt worden. Es ist aber dadurch der Arbeitermarkt der Colonie zur Zeit so überfüllt worden, daß nicht bloß die Löhne gewichen sind, sondern daß es überhaupt schwer hält, Arbeit und Verdienst aufzufinden. In Folge dessen hat nun die Regierung der Colonie im Februar dieses Jahres die Ordre an ihren Generalagenten in London ergehen lassen, mit der Sendung von Auswanderern vorläufig auf drei Monate innezuhalten. Die nach Kopfgeld bezahlten Agenten, deren Gewissen oft genug sehr faltig ist, können unwissenden Leuten schon vorschwatzen, wie groß Süd-Australien sei und wie schwach dabei die Bevölkerung, indem durchschnittlich erst eine Person auf je vier englische Meilen entfalle. Aber nicht nur ist der größere Theil des Landes wegen der Erbärmlichkeit des Bodens für Culturzwecke unbrauchbar, sondern es läßt auch die jährliche Regenmenge über eine bestimmte Grenze hinaus keine Agricultur mehr zu. Es wäre geradezu thöricht sich einzubilden, daß in der Colonie Süd-Australien, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, einen Markt zu erreichen, keine natürliche Grenze für Betreibung des Ackerbaues existire und daß das ganze große Areal nur auf der Menschen Hände warte, um angebaut zu werden. Es hat, im Gegentheil, die jetzige Ansiedelung von Süden herauf eigentlich schon die Höhe des Breitengrades erreicht, über welche hinaus wegen der fehlenden Nässe der Ackerbau sehr unzuverlässig, ja unmöglich wird. Die Gegend nordwärts von der sogenannten Regenlinie (Goyder's Line of Rainfall), wie sie der Generalfeldmesser der Colonie, Mr. G. W. Goyder, gezogen hat und die so ziemlich mit der Höhe des Mount Remarkable in $32^0 42'$ südl. Br. abschließt, sollte, um einigermaßen sicher zu gehen, nur noch zu Viehweiden benutzt werden. Wenn die Colonialregierung trotz dieser Warnung eines so erfahrenen Mannes, wie Mr. Goyder ist, dennoch in neuester Zeit über diese Grenze hinaus Vermessungen für Agriculturland hat ausführen lassen, so werden die, welche sich dort mit Ackerbau befassen wollen, bald genug schlimme Erfahrungen machen. In dem neu eröffneten nördlichen Agriculturdistricte Dalhousie, in $32\frac{1}{2}^0$ südl. Br. und $139^0$ östl. L. Gr., ernteten die armen Farmer im letzten Jahre einen halben Bushel Weizen vom Acre und waren damit ruinirt.

Regen bringt Segen. Er erfüllt den Farmer mit Hoffnung und begründet seinen Wohlstand. Je mehr Regen fällt, desto reicher die Feld- und Gartenfrüchte. Die durchschnittliche jährliche Regenmenge in der City of Adelaide, der Hauptstadt der Colonie, in $34^0 55' 33''$ südl. Br. und $138^0 38'$ östl. L. Gr. beträgt nach den seit dem Jahre 1839 angestellten Beobachtungen 21·55 Zoll, gegen 24 Zoll in England, und fällt hauptsächlich in den Monaten Mai bis October an ungefähr 110 Tagen im Jahre. Das Jahr 1876 war aber ein ungewöhnlich trockenes und lieferte auf dem Observatorium in Adelaide nur 13·424 Zoll. Die natürliche Folge war, daß die Ernte kläglich ausfiel, und in den nördlichen, der Regenlinie schon zufallenden Districten eine Mißernte mit zum Theil kaum einem halben Bushel Weizen vom Acre ergab. Es war dies freilich das trockenste Jahr, welches die Colonie seit ihrer Gründung erfahren hatte. Das bisher an Regen ärmste war 1869 mit 14·460 Zoll, das an Regen reichste 1851 mit 30·633 Zoll.

Die Vertheilung des Regens in den Agriculturdistricten scheint — fast möchte man sagen — von Launen abzuhängen, denn Gegenden, welche einander nahe liegen, weisen oft ein sehr verschiedenes Quantum Regen auf, ohne daß sich diese Differenz aus localen Verhältnissen erklären ließe. Nach einem Durchschnitt der letzten zehn Jahre fiel in den Mount Lofty oder Barossa Ranges eine jährliche Regenmenge von $40\frac{1}{2}$, in Mount Barker von 30, in Gumeracha von 32 und im Südosten der Colonie von 25 bis 30 Zoll. Dagegen wurden in demselben Decennium auf den Adelaider Ebenen nur 18 bis 21, auf Yorke's Peninsula 13, in Port Augusta $9\frac{1}{4}$, am Lake Alexandrina 16, in Goolwa in der Nähe der Mündung des Murray $17\frac{1}{2}$ und in Blanchetown, 100 Miles in gerader Linie den Murray River hinauf, $12\frac{1}{2}$ Zoll Regen durchschnittlich registrirt.

Am Schlusse des Jahres 1876 waren 26 Graffschaften mit 40,967 Quadratmiles oder 26,218,880 Acres für Agriculturzwecke proclamirt worden. Davon befanden sich aber erst 6,938,029 Acres in Privatbesitz, d. i. es waren 4,781,835 Acres zu Preisen zwischen 1 Pf. St. 2 Sch. 2 P. und 1 Pf. St. 8 Sch. pro Acre gegen Baarzahlung verkauft und 2,156,194 Acres zu 1 Pf. St. 5 Sch. 8 P. bis 1 Pf. St. 15 Sch. 4 P. pro Acre auf Credit weggegeben worden. Der große Rest verblieb noch Kronland. Mit dem Creditgeben hat es folgende Bewandtniß. Der Käufer hat in diesem Falle 10 Proc., die als Zinsen für drei Jahre Credit angesehen werden, auf die Kaufsumme zu leisten. Nach Ablauf dieser Zeit, in welcher er das Land cultiviren muß, mag er entweder die Kaufsumme entrichten oder wie zuvor einen abermaligen Credit auf drei Jahre in Anspruch nehmen. Dann aber muß volle Baarzahlung stattfinden.

Als die ersten Colonisten eintrafen, fand man das Land ausgedörrt, der Boden war hart gebacken und anscheinend nicht zu bearbeiten. Man hielt den Ackerbau auf solchem Boden und unter solchem Klima für unmöglich, und aus dieser falschen Annahme resultirten viele Leiden der jungen Ansiedelung. Weizen mußte aus Tasmanien importirt werden und Mehl wurde in Adelaide mit 100 Pf. St. pro Tonne (2200 Pfund) verkauft. Unter solchen Umständen machte man einen ersten Versuch mit Weizenbau, und derselbe gelang über alle Erwartung. Lange Zeit hielt man dann dafür, daß sich Weizen nur im Radius von 20 Miles um Adelaide herum cultiviren lasse, aber auch diese Voraussetzung wurde bald widerlegt. Heute erstreckt sich der Weizenbau bis zur

[1]) Man kann sich einen Begriff von der herrschenden Trunksucht machen, wenn man die Statistik der Colonie vergleicht. Im Jahre 1875 wurden bei einer mittlern Bevölkerung von 207,660 nicht weniger als 2086 Personen wegen Betrunkenheit an öffentlichen Orten und des dabei verübten Unfugs vom Polizeirichter bestraft. Dies würde 1 Proc. der Bevölkerung ausmachen, gegen 0·98 und 0·74 Proc. in den beiden Vorjahren, und das Jahr 1876 hat noch weitere Fortschritte aufzuweisen. Diese Statistik wird um so widerwärtiger, wenn man erfährt, daß ein sehr beträchtlicher Bruchtheil der dieser nobeln Passion anhängenden Gesellschaft dem weiblichen Geschlechte angehört.

Höhe von 160 Miles hinauf, und Süd-Australien ist gewissermaßen die Getreidekammer von ganz Australien geworden.

Von den in runder Zahl $1^1/_2$ Millionen Acres, welche sich im Jahre 1876 unter Cultur befanden, standen 1,082,949 unter Weizen, gegen 898,820 im Vorjahre. Es wurde aber nur von 871,057, d. i. 27,763 weniger als im Vorjahre, wirklich geerntet. In Folge der außerordentlichen Dürre mußte das Wachsthum von 149,424 Acres zu Grünfutter verwendet werden und auf 62,468 gab es gar nichts zu ernten. Der gewonnene Ertrag wird auf 5,857,569 Bushel geschätzt, d. i. 6 Bushel 43 Pfund vom Acre (60 Pfund Weizen gelten für einen Bushel). Davon dürften nach Abzug des eigenen Consums 2,926,232 Bushel oder 79,087 Tonnen Mehl für den Export übrig bleiben, während im Vorjahre 10,739,834 Bushel geerntet wurden und 217,000 Tonnen Mehl zur Ausfuhr gelangten.

Im Jahre 1838 wurden versuchsweise die ersten 20 Acres mit Weizen bestellt und in den beiden folgenden Jahren resp. 120 und 1059. Im Jahre 1846 erstreckte sich der Weizenbau schon auf 26,134 Acres, stieg dann im Jahre 1856 auf 162,011, im Jahre 1866 auf 457,628 und endlich im Jahre 1876 auf 1,082,949. Der Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre für Weizen stellte sich auf 5 Sch. $3^1/_2$ P. oder 5 Mark 30 Pfg. und der durchschnittliche Gewinn vom Acre in diesem Decennium auf $8^5/_6$ Bushel.

Ueber den Ackerbaubetrieb in Süd-Australien, der, wie gesagt, hauptsächlich auf Weizen gerichtet ist, mögen noch folgende Bemerkungen beigefügt werden:

1. Der Boden ist in vielen Gegenden dadurch total erschöpft worden, daß man jahrelang, ohne zu düngen, dieselben Felder continuirlich mit Weizen bestellt hat.

2. Die Ernte schlägt in Folge des rothen Rostes, in Folge großer Dürre und in Folge von Heuschreckenwanderungen öfters fehl.

3. Mit dem Export in Jahren einer guten Ernte hat es auch seine Schwierigkeit. Die Colonien Victoria und Tasmanien bauen bereits mehr Weizen als ihr Consum erheischt und exportiren selber. Neu-Süd-Wales, welches gegenwärtig noch ungefähr 44,000 Tonnen Mehl jährlich importiren muß, wird durch Vorschiebung seiner Eisenbahnen nach dem Westen und Süden zu, wo, namentlich im Westen, vortrefflicher Weizenboden existirt, diese Einfuhr bald ermäßigen. Queensland, dessen Weizenproduction sehr unbedeutend ist, braucht eine jährliche Zufuhr von 22,500 Tonnen Mehl, die sich bei steigender Bevölkerung noch mehren muß. Süd-Australien wird also später mit seinem Absatz hauptsächlich auf Queensland, Neu-Seeland — in diesen Colonien hat es mit Californien zu concurriren — und auf das wenig bevölkerte West-Australien und Süd-Afrika (Mauritius und Cap der Guten Hoffnung) angewiesen sein, welche indeß den Ueberschuß einer reichen Ernte in Süd-Australien nicht absorbiren können. Eine Ausfuhr von Weizen und Mehl nach England ist der Kosten wegen nur in Jahren möglich, wo in Australien niedrige und in England hohe Preise herrschen.

An anderen Getreidearten wird in der Colonie nicht viel gebaut, etwa noch 12,000 bis 13,000 Bushel (à 45 Pfund Gewicht) Gerste und 3000 bis 4000 Bushel (à 40 Pfund) Hafer.

Boden und Klima Süd-Australiens wie auch der übrigen Colonien qualificiren sich ganz außerordentlich für Weinbau. Die Abhänge an den Hügeln produciren Weine, welche noch kräftiger sind als die spanischen und portugiesischen, während die von Trauben, welche in höher gelegenen Districten gewachsen sind, mehr den leichten Weinen des Rheines gleichen. Eine im vorigen Jahre von competenter Seite ausgeführte Analyse von 200 Sorten australischer Weine ergab für die meisten einen Procentsatz von Alkohol, welcher über 26 lag und bis zu 32·2 hinaufreichte. Während die leichten Weine des europäischen Continents gegen einen geringen Eingangszoll in England zugelassen werden, sind die starken und kräftigen Weine Australiens so hoch belastet, daß daraus geradezu ein Prohibitivzoll wird. Die Zollbehörden in England gehen von der irrthümlichen Voraussetzung aus, daß keine reinen natürlichen Weine einen höhern Alkoholgehalt besitzen als 26 Proc. und daß alle Weine darüber hinaus alkoholische Zubereitungen und daher für das Steuerquotum von 1 Sch. pro Gallone nicht mehr zulässig seien. Durch diese unbegründete Annahme, von der sich die englische Regierung trotz aller wiederholten Vorstellungen nicht abbringen läßt, werden nun die starken australischen Weine mit über 26 Proc. Alkohol einem Eingangszolle von 2 Sch. 6 P. pro Gallone unterworfen und damit vom englischen Markte so gut wie ausgeschlossen. Aus diesem Grunde und weil es an Absatzquellen fehlt sind manche größere Weinberge der Colonie in letzter Zeit eingegangen oder doch verkleinert worden. Im Jahre 1875/76 waren 4971 Acres dem Weinbau zugewiesen, gegen 5050 im Vorjahre. Es befanden sich darauf 4,565,402 tragbare Stöcke, gegen 4,874,507, und es wurden 727,779 Gallonen Wein gewonnen, gegen 648,186.

Wenn die Ansiedelungen auf Ackerbau sich erst 160 Miles von der Südküste aus nach Norden zu erstrecken, so sind die Squatters mit ihren Viehherden schon 500 Miles weit ins Innere vorgedrungen, und neuerdings haben einige derselben umfangreiche Areale zu beiden Seiten des Ueberlandtelegraphen in Central-Australien in Pacht genommen, um darauf Viehzucht zu versuchen. Der Landcomplex, welchen die Squatters jenseit der Grafschaften occupirt haben, beläuft sich gegenwärtig auf mehr denn 190,000 Quadratmiles. Der Viehstapel der Colonie stellte sich am 31. März 1876 im Vergleich zu den voraufgehenden Decennien wie folgt:

| Jahr | Pferde | Rindvieh | Schafe |
|---|---|---|---|
| 1838 | 480 | 2,500 | 28,000 |
| 1846 | 2,000 | 56,986 | 681,374 |
| 1856 | 22,260 | 272,746 | 1,962,460 |
| 1866 | 70,829 | 123,820 | 3,911,610 |
| 1876 | 93,122 | 185,342 | 6,120,211 |

Fettochsen wurden in den letzten zehn Jahren durchschnittlich mit 14 Pf. St. 10 Sch. und fette Hammel bester Qualität mit 15 Sch. pro Stück bezahlt.

Die heiße Jahreszeit beginnt mit Mitte November und hält bis Mitte März an. Die heißesten Monate sind Januar und Februar, in denen das Thermometer in den südlichen Ansiedelungen der Colonie schon bis auf 116° F. oder $37^1/_3$° R. im Schatten und auf 164° F. oder 59° R. in der Sonne gestiegen ist und dort alle Jahre über 100° F. oder 30° R. im Schatten steigt. Nach den letzten zehnjährigen Beobachtungen betrug die höchste Temperatur in Adelaide im Monat Januar 113·5° F. oder 36° R. und im Februar 110° F. oder 35° R. im Schatten, während die mittlere höchste Tagestemperatur im Schatten in diesen beiden Monaten sich auf resp. 86·4° F. und 86·3° F. oder ungefähr 24° R. stellte. Den höchsten Stand erreichte nach den bisherigen Beobachtungen das Thermometer in Adelaide am 26. Januar 1858 mit 116·3° F., am 9. und 14. Januar 1862 mit 115° F. und am 14. December 1876 mit 114·2° F. im Schatten. Daß man sich bei einer Hitze von 100° F. und darüber, welche noch dazu in der Regel von einem man möchte sagen glühenden Nordwinde und von mächtigen Staubwolken begleitet ist, nichts weniger als be-

haglich und zur Arbeit aufgelegt fühlt, braucht nicht erst angedeutet zu werden. Und doch belästigt diese trockene Hitze nicht in dem Maße wie eine um 15 bis 20° F. niedrigere Temperatur in den Tropen, wo die Luft mit Wasserdämpfen nahezu gesättigt ist. Z. B. in Port Darwin an der Nordküste Australiens mag das Thermometer zur Zeit des Nordwest-Monsuns (Regenzeit) auf 88° F. oder 25° R. stehen, aber gleichzeitig zeigt das Hygrometer 86° F. an, während in den angesiedelten Districten des Südens der Colonie bei 100° F. das Instrument etwa 65° F. anzeigen würde.

In den Wintermonaten, d. i. in der Regenzeit von April bis October, sinkt die Temperatur gelegentlich wohl auf 35° F. oder $^5/_9$° R. herab, doch sind als mittlere Temperaturen 52 bis 55° F. oder 9 bis 10° R. anzunehmen. Es friert Einen in diesen Tagen nicht minder als in Deutschland bei starker Kälte, und in allen Wohnungen flackert und knistert in den Kaminen ein mächtiger Klotz vom red oder blue oder white gum (Eucalypten) und erschreckt nicht selten die Umhersitzenden durch eine ungefährliche Explosion, welche durch die in den vielen kleinen Blasen oder Höhlungen des Holzes eingeschlossene und nun durch die Hitze ausgedehnte Luft erzeugt wird.

Der Australier ist Patriot genug, um sein Vaterland dem Auslande gegenüber mit allem möglichen Ruhme zu umgeben und dadurch das Wachsthum der verhältnißmäßig noch sehr geringen Bevölkerung zu begünstigen. Man hat das Klima der australischen Colonien als ein außerordentlich gesundes, ja normal gesundes hinstellen wollen und vergißt dabei, daß dort ebenfalls viele gefährliche Krankheiten, wie Typhus, Diphteritis, Masern, Dysenterie u. s. w., heimisch sind und ihre Ernte halten. Statistisch erwiesen ist, daß das Lebensalter des Menschen sich in Australien abkürzt und daß die Sterblichkeit im Kindesalter eine ganz enorme ist, zumal in der Colonie Süd-Australien. Nach einem aus fünf Jahren entnommenen Durchschnitt starben von je 100 Kindern, deren Alter unter einem Jahre liegt, alljährlich in Süd-Australien 14·24, in Victoria 11·86, in Queensland 11·07, in Neu-Süd-Wales 9·57 und in Tasmanien 9·45 Proc.; und von allen Kindern unter fünf Jahren in Süd-Australien 54·17, in Queensland 46·33, in Victoria 45·50, in Neu-Süd-Wales 42·14 und in Tasmanien 28·08. Es würde also für das Kindesalter das Klima von Süd-Australien das gefährlichste und das von Tasmanien das günstigste sein.

Die Gesammtrevenue im Jahre 1876 erreichte die Höhe von 1,320,205 Pf. St., gegen 1,143,312 im Vorjahre oder 5 Pf. St. 18 Sch. 4 P. pro Kopf einer mittlern Bevölkerung von 223,000 Seelen. Die Revenue bemaß im Jahr 1846 47,286 Pf. St., im Jahre 1856 479,978 Pf. St. und im Jahre 1866 1,064,323 Pf. St. Die öffentlichen Ausgaben dagegen bezifferten 1,323,337 Pf. St., gegen 1,176,412 Pf. St. im Jahre 1875.

Die Colonialschuld hatte am 31. December 1876 die Höhe von 4,337,200 Pf. St., d. i. 19 Pf. St. 6 Sch. 4½ P. pro Kopf der Bevölkerung erreicht. Von der im October vorigen Jahres vom Parlemente bewilligten Anleihe von 2,940,100 Pf. St. kamen erst 500,000 Pf. St. zur Hebung. Der Rest wird aufgelegt werden, wie die neuen Bauten, namentlich die Eisenbahnen, vorschreiten.

Der Import der Colonie im Jahre 1876 belief sich auf den Werth von 4,576,164 Pf. St., gegen 4,203,802 Pf. St. und 3,983,290 Pf. St. in den Vorjahren, und verblieb davon im Betrage von 4,098,953 Pf. St. in der Colonie, während der Rest re-exportirt wurde. Die Totalausfuhr bezifferte die Höhe von 4,816,170 Pf. St., gegen 4,805,052 Pf. St. und 4,402,855 Pf. St. in den Vorjahren, und entfielen davon auf den Export von Stapelproducten 4,338,959 Pf. St. Zu den letzteren zählen in erster Reihe Weizen, Kupfer und Wolle. Die Ausfuhr an Weizen summirte auf den Werth von 1,171,530 Pf. St., gegen 831,266 Pf. St., und die an Weizenmehl auf den von 796,902 Pf. St., gegen 819,395 Pf. St. im Jahre 1875. An Kupfer und Kupfererz wurden für 592,000 Pf. St. exportirt, gegen 753,166 Pf. St. und 700,323 Pf. St. in den Vorjahren, an Gold im Werthe von 9888 Pf. St., gegen 7034 Pf. St., und an anderen Mineralien nur für 884 Pf. St., gegen 2186 Pf. St. im Jahre 1875. Unter den Kupferminen der Colonie verdienen gegenwärtig bloß noch zwei Erwähnung, welche wirklich reich an Kupfer sind und ihren Besitzern gute Dividenden gewähren. Es sind dies die Moonta, auf der im April 1877 im Ganzen 1687 Personen in Thätigkeit waren, und die Wallaroo auf Yorke Peninsula. Die einst so berühmte Burra-Burra-Kupfermine, 90 Miles nordöstlich von Adelaide, hat ihren alten Ruhm völlig eingebüßt. Im Jahre 1876, wo noch 300 Personen in Arbeit standen, überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um 21,915 Pf. St., und seit dem 24. August 1872 wurde überhaupt keine weitere Dividende vertheilt. Der Export an Wolle bemaß den Werth von 1,547,259 Pf. St., gegen 1,833,519 Pf. St. und 1,762,987 Pf. St. in den Jahren 1875 und 1874. Zwar ging das producirte Quantum an Wolle über das der Vorjahre hinaus, allein die niedrigeren Marktpreise ergaben eine Differenz im Werthe.

Die Zahl der im Jahre 1876 in Port Adelaide ein- und ausgelaufenen Schiffe summirte auf 1870, gegen 1634 im Vorjahre, mit einem Tonnengehalte von 704,452 gegen 611,381.

Die Colonie besaß sechs größere Banken mit blühenden Geschäften, deren Activa sich am Schlusse des Jahres 1876 auf 5,768,953 Pf. St. und deren Passiva — bestehend in 442,541 Pf. St. Banknoten und 3,316,036 Pf. St. Depositen — sich auf 3,826,354 Pf. St. beliefen. Außerdem existirte eine Sparcassenbank, an welcher sich während des Jahres 1876 im Ganzen 25,186 Depositoren mit Einlagen von 533,050 Pf. St., die mit fünf Procent verzinst wurden, betheiligten.

Süd-Australien geht mit Eisenbahnbauten rasch vorwärts. Zu Ende des Jahres 1876 waren schon 317½ Miles (darunter 71 Miles Pferdebahnen) fertig und in Verkehr, sämmtlich bis auf 33 Miles Staatsbahnen. Die älteste Bahn der Colonie ist die, welche in einer Länge von 9½ Miles die City of Adelaide mit Port Adelaide verbindet und am 21. April 1856 eröffnet wurde. Ferner waren am Schlusse des Jahres 1876 noch 139 Miles in Bau begriffen, und 291 Miles waren projectirt und vom Parlamente genehmigt. Unter den letzteren befindet sich auch eine Bahn, welche in der Länge von 214 Miles von Port Augusta ab, an der Spitze des Spencer Golfs, nordwärts in den sogenannten Far North bis zu einem Punkte führen soll, welcher „Government Gums“ heißt und westnordwestlich von der nördlichen Spitze des Lake Torrens, in 30° 8′ südl. Br. und 138° 10′ östl. L. Gr. liegt. Diese Bahn wird das erste Glied in der Great Northern Transcontinental Railway bilden, welche dereinst Süd-Australien mit der Nordküste der Colonie bei Port Darwin verbinden soll. Bei Eröffnung des Parlaments am 31. Mai 1877 erklärte der stellvertretende Gouverneur, Oberrichter S. J. Way, daß das Ministerium auch eine Vorlage einbringen werde, welche den Bau einer Eisenbahn von Port Darwin oder von Southport aus nach den ungefähr 90 Miles südlich gelegenen Goldfeldern bezwecke.

Die Telegraphenlänge maß zu Ende des Jahres 1876 schon 4351 Miles, gegen 3904 im Vorjahre. Die Legung

eines Telegraphen nach der Grenze von West-Australien (Port Eucla) an der Meeresküste entlang, um sich dort mit dem Telegraphen zu verbinden, welchen die Regierung der Colonie West-Australien dahin führen läßt, soll noch vor Ende dieses Jahres beendet sein. Damit wäre denn auch endlich West-Australien mit den übrigen australischen Colonien und dadurch wieder mittelst des Kabels mit allen Continenten der Erde in telegraphischen Verkehr gesetzt.

Bis zum Jahre 1851 ruhte die Executive in den Händen des Gouverneurs und in einem Rathe von acht Personen, welche der Gouverneur nach Belieben ernannte. In diesem Jahre erhielt die Colonie ihre erste Constitutionsacte. Ein Legislative Council wurde eingesetzt, bestehend aus 24 Mitgliedern, von denen ein Drittel vom Gouverneur und zwei Drittel vom Volke gewählt wurden. Wählbar in denselben war, wer eine jährliche Rente von 200 Pf. St. oder ein Allodium im Werthe von 2000 Pf. St. besaß, und wählen konnten alle die, welche einen geringen Besitz oder ein Haus in Miethe hatten. Dieser Council war zwar berechtigt, Gesetze zu berathen und zu beschließen, ihm fehlte aber die Controle über den Landfond, welche nach wie vor dem Gouverneur verblieb. Allein den Colonisten genügte dieses Zugeständniß nicht, und bald trat eine starke Agitation für volle parlamentarische Repräsentation, auf der Basis des allgemeinen Stimmrechts bei Ballot, und für ein dem Parlamente verantwortliches Ministerium ein. So kam die noch heute geltende Constitutionsacte zu Stande, welche am 24. October 1856, nachdem die Bestätigung der Königin eingetroffen war, proclamirt wurde. Darnach besteht das Parlament aus zwei Häusern: dem Legislative Council und dem House of Assembly. Der Legislative Council, der nicht aufgelöst werden darf, zählt 18 Mitglieder, welche summarisch, d. i. von der ganzen Colonie ohne Wahldistricte, auf zwölf Jahre gewählt werden. Alle vier Jahre treten sechs Mitglieder, der Anciennität nach, aus. Wer dreißig Jahre alt und drei Jahre in der Colonie ansässig gewesen, ist wählbar, und wer 21 Jahre alt, einen Grundbesitz im Werthe von 50 Pf. St. besitzt oder für ein gepachtetes Grundstück 20 Pf. St. oder für eine gemiethete Wohnung 25 Pf. St. pro Jahr zahlt, ist Wähler. Die Assembly wird auf drei Jahre gewählt, kann aber schon früher aufgelöst werden, und zählte anfänglich 36 Mitglieder aus 18, seit dem Jahre 1873 jedoch 46 aus 22 Wahldistricten. Wer 21 Jahre alt ist und sechs Monate in der Colonie gewesen, ist Wähler und kann gewählt werden.

Die dem Parlamente verantwortliche Regierung wird von sechs (früher fünf) Ministern geleitet: dem Chief Secretary, welcher gewöhnlich der Premier ist, dem Attorney-General oder Justizminister, dem Treasurer oder Finanzminister, dem Commissioner für Kronland und Einwanderung, dem Commissioner für öffentliche Arbeiten und dem Minister für Ackerbau und Erziehungswesen. Das früher ungleiche Gehalt der Minister ist jetzt egalisirt und beträgt für Jeden jährlich 800 Pf. St.

Seit dem Jahre 1856, wo, wie erwähnt wurde, die jetzige Constitution ins Leben trat, sind nicht weniger als 29 Ministerien am Ruder gewesen. Daß bei einer solchen Wirthschaft die wahren Interessen der Colonie leiden und den persönlichen nachstehen, unterliegt keiner Frage und hat sich sattsam bestätigt. Fast immer lag bei einem Ministerwechsel in Wahrheit nichts weiter zu Grunde, als daß die sogenannten „Outs“, d. i. die Parlamentsmitglieder, welche zur Zeit nicht Minister waren, die „Ins“, d. i. die Minister, aus ihrer amtlichen Stellung verdrängen und selber die Emolumente und Ehren derselben genießen wollten. Ein rein parlamentarisches Ministerium wird einem Lande immer wenig Segen bringen. Der Ende Januar 1877 abgetretene Gouverneur der Colonie, Sir Anthony Musgrave, ein sehr intelligenter Mann, wies mit gutem Rechte beim Abschiedsdiner, welches das Parlament ihm zu Ehren veranstaltet hatte, auf die Gefährlichkeit solcher steten Wechsel hin und schlug vor, man möge ein Ministerium doch wenigstens für die volle Zeit der Administration eines Gouverneurs im Amte belassen.

Im Mai 1877 wurde der Grundstein zu einem neuen Parlamentsgebäude gelegt, dessen Kosten auf vorläufig 120,000 Pf. St. berechnet sind.

Der Gouverneur der Colonie ist der Repräsentant der Königin von Großbritannien und genießt, außer der schön gelegenen, geräumigen Wohnung und einer einträglichen Government-Farm, ein jährliches Einkommen von 5000 Pf. St. Durch seine Unterschrift erhalten die Beschlüsse des Parlaments ihre Gültigkeit, und nur in bestimmt vorgezeichneten Fällen muß die Sanction der Königin eingeholt werden. Bis jetzt standen folgende zehn Gouverneure an der Spitze der Colonie:

Captain John Hindmarsh (28. December 1836 bis 16. Juli 1838), Lieutenant-Colonel George Gawler (12. October 1838 bis 15. Mai 1841), George Grey, Esq. (15. Mai 1841 bis 25. October 1845), Lieutenant-Colonel Frederick Holt Robe (25. October 1845 bis 2. August 1848), Sir Henry Ed. Fox Young (2. August 1848 bis 20. December 1854), Sir Richard Graves Mac Donnell (8. Juni 1855 bis 4. März 1862), Sir Dominick Daly (4. März 1862 bis 19. Februar 1868), Right Honorable Sir James Fergusson (16. Februar 1869 bis 6. December 1872), Sir Anthony Musgrave (8. Juni 1873 bis 27. Januar 1877), Honorable Sir William Wellington Cairns (24. März 1877 bis 17. Mai 1877). Aus Gesundheitsrücksichten sah sich letzterer zum allgemeinen Bedauern der Colonisten gezwungen zu resigniren.

---

# Die jetzige Lage der Bewohner der Kurilen.

(Nach einer Mittheilung des „Golos“.)

Von **Albin Kohn.**

Bis ganz vor Kurzem gehörten die nördlichen Kurilen zu Rußland, die südlichen, Iturup und Kunaschir, zu Japan. Durch den am 7. Mai 1875 zwischen Rußland und Japan geschlossenen Vertrag wurden sie jedoch an das letztere abgetreten, welches dafür Rußland seinen Antheil an der Insel Sachalin (Krafto) überließ, die nun statt Sibiriens mit Verbrechern colonisirt werden soll. Die Regierung Japans nahm diese Inseln im September 1875 in Besitz, und diesem Umstande verdanken wir folgende Nachrichten über dieselben.

Von allen 26 Inseln sind derzeit nur fünf bewohnt; es sind Schumschu, Onekotan und Schiaschkotan, wo Kurilen, und Urup und Simusir, wo Aleuten leben.

Die Kurilen sind die Urbewohner der Inseln und haben ihnen ihren Namen gegeben. Sie haben einen sehr lebhaften Handel mit Kamtschatka und Japan getrieben. Vorzüglich

brachten sie Biber- und Fuchsfelle, Riemen aus Seehundsfell und ganze Seehundsfelle, Federn zu Pfeilen und Anderes nach Japan, wofür sie verschiedene Manufacturwaaren, Seidenzeug, Porcellan- und Eisengeschirre u. s. w. eintauschten. Jetzt schwindet dieser Volksstamm zusehends; auf allen drei von ihm bewohnten Inseln leben überhaupt nur noch 72 Personen beiderlei Geschlechts. Sie bekennen sich zum orthodoxen russischen Glauben, den sie freilich eben so wenig begreifen, wie sie früher ihre schamaitischen Glaubensformeln begriffen. Nur mit Mühe verschaffen sie sich jetzt die nöthigen Nahrungsmittel, und die Ursache davon ist durchaus nicht im Mangel derselben auf den Inseln oder im Meere, das ihre Küsten bespült, auch nicht in der physischen Beschaffenheit des Bodens, sondern in der vollständigen Umwandelung ihrer Lebensweise, ihrer Sitten und Gewohnheiten zu suchen.

Die Insel Schumschu ist verhältnißmäßig reich von der Natur ausgestattet; sie ist weniger gebirgig als die anderen Inseln, und besitzt keine mit Schnee bedeckten, unfruchtbaren Bergkuppen. Im Innern befinden sich in bedeutender Höhe tiefe Seen, denen eine Menge kleiner Flüßchen entströmt, die von Fischen wimmeln. Ueberall findet sich das schönste Gras in Ueberfluß, und wenn auch nur wenig Bäume, und zwar ausschließlich die Eller und Zirbelkiefer, auf der Insel wachsen, so fehlt es den Bewohnern doch nicht an Bau- und Brennholz, welches ihnen in genügender Menge vom Meere angeschwemmt wird. Die See ist auch reich an Fischen; vorzüglich wimmelt es von Häringen, Kabliaus, Flundern und anderen. Im Frühlinge kommen aus dem Ochotskischen Meere Walfische in großer Anzahl herbei; doch befassen sich weder die Kurilen noch die Aleuten mit ihrem Fange, trotzdem beide Volksstämme weder Fleisch noch Fett dieser Thiere verachten. Häufig ereignet es sich, daß die Küsten von Schumschu ganz mit Seekrebsen bedeckt sind, welche mit Leichtigkeit gefangen und als Speise verzehrt werden könnten. Endlich wuchert in geringer Tiefe und in der Nähe der Küsten Seetang, ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, das nur gesichtet und getrocknet zu werden braucht.

Die Insel ist nicht reich an Säugethieren; man findet auf ihr nur Füchse und Ratten. Der Gemüsebau datirt erst seit Kurzem, und die Bewohner verdanken seine Einführung einem Handelsdiener des Kaufmanns N. Philippeus, welcher durch die russische Regierung contractlich verpflichtet war, die Bewohner der Kurilen mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Wurzelgewächse können auf der Insel ihre normale Entwickelung erreichen und gerathen sehr gut; dagegen verkümmern Blattgewächse, wie z. B. die Kohlarten, wegen der heftigen Winde, welche während des ganzen Jahres wehen. Trotz des verhältnißmäßigen physischen Reichthums der Insel Schumschu herrscht unter den Bewohnern derselben die größte Armuth. Sie leben zusammengedrängt auf dem nördlichen Ende der Insel, in der Nähe der größten Bucht, in Erdhütten und in der Nähe eines fischreichen Sees. Mundvorräthe und andere Bedürfnisse, wie Mehl, Grütze, Salz, Zucker, Thee, Reis, Speck, Pulver und Blei, liefert ihnen Philippeus, dessen Magazine sich auf dem südlichen Theile der Insel befinden. Hier befindet sich auch eine orthodoxe Capelle, in welcher jährlich ein Mal von einem reisenden Popen Andacht abgehalten wird.

Einige Mitglieder dieser kleinen Gemeinde beschlossen, man weiß nicht aus welchem Grunde, nach den Inseln Onekotan und Schiaschkotan überzusiedeln, wo ihre Lage noch weit unsicherer und schwieriger ist, als auf Schumschu. Von Onekotan kommen die Leute ein Mal im Jahre nach Schumschu, um ihre Jagdbeute abzusetzen und sich für das ganze Jahr mit Mundvorrath zu versorgen. Schlimmer aber steht es mit den Bewohnern von Schiaschkotan, welche oft das ganze Jahr über nicht nach Schumschu kommen können, weshalb Philippeus sie mit Nahrung versorgen muß. Denn da sie hauptsächlich von Fischen und Seehunden leben und keine Vorräthe sammeln, so müssen sie, wenn Stürme den Fang unmöglich machen, einfach hungern und würden ohne jene Hülfe umkommen.

Die Inseln Simusir und Urup sind, wie schon gesagt, von Aleuten bewohnt, welche sich alle zum orthodoxen Christenthume bekennen. Der Boden, den sie bewohnen, bringt nichts hervor; deshalb haben sie auch nicht den geringsten Begriff vom Ackerbau. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich auf Jagd und Fischfang, welcher letztere nur Kabliaus liefert. Von Säugethieren sind es hauptsächlich Biber, welche gejagt werden; solche lebten früher auf allen Kurilischen Inseln, haben jetzt aber bedeutend abgenommen und sind auf einigen Inseln in Folge des unrationellen Jagens gänzlich verschwunden. In letzter Zeit ist die Biberjagd durch Amerikaner, welche die Inseln besuchen, noch unergiebiger gemacht worden; denn nicht genug, daß sie rücksichtslos die Thiere wegfangen, zwingen sie die Eingeborenen, nöthigenfalls mit Gewalt, noch Bälge für Branntwein herzugeben. Im Winter jagen die Aleuten auch Füchse; doch auch diese sind derzeit schon eine Seltenheit geworden.

Die Insel Urup scheint eine industrielle Zukunft zu haben; denn während des Verweilens der russischen und japanesischen Commissare auf der Insel (1875) entdeckte man ein sehr großes Lager von Eisenerz, das gegen 80 Procent Reinmetall enthält. Der jetzt die Insel bewohnende Volksstamm wird wohl aber nicht mehr an den Segnungen einer höhern Cultur theilnehmen, um so mehr als die Aleuten bei der Besitzergreifung der Inseln durch Japan den Wunsch ausgesprochen haben, auf russisches Gebiet überzusiedeln.

Die Missionäre behaupten, daß die Kurilen weniger religiös sind als die Aleuten. Philippeus hat auf der Insel Schumschu einige Capellen erbaut; dagegen befindet sich auf der Insel Urup nicht eine einzige, worüber sich die Aleuten sehr beklagen sollen. Die Inseln werden übrigens jährlich ein Mal von Popen aus Kamtschatka besucht, welche dann die Sacramente spenden und die Kinder taufen. Die Vornamen werden dem griechischen Kalender entlehnt, während die Zunamen auf der Insel Urup fast dieselben sind wie auf der Insel Schumschu.

Die Kurilen sind ebenso gute Jäger wie die Aleuten und jagen auch im Winter, wenn das Wetter es erlaubt. Sie ziehen sogar die Winterjagd der Sommerjagd vor, da der Balg dann besser und deshalb gesuchter ist.

Die Kurilen gehören dem Volksstamme der Aino (oder Ainu, d. h. Menschen) an und sind die ältesten Bewohner der japanesischen Inseln. Jetzt findet man sie nur noch auf Jeso, im südlichen Theile der Insel Sachalin, auf den Kurilen und am untern Amur, wo sie unter dem Namen der Giljaken hausen oder vielmehr unter neuen, stark veränderten äußeren Lebensverhältnissen dahinsiechen. Bis jetzt ist ihre Abstammung noch nicht genau festgestellt [1]), und ehe dies geschieht, dürfte der Stamm der Ainos, welcher die Kurilischen Inseln bewohnt, dem schädlichen Einflusse der europäischen und amerikanischen Cultur erliegen, welche leider in ihren Auswüchsen zu ihnen gebracht wurde.

[1]) S. Peschel, Völkerkunde, S. 414 f.

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Grenze zwischen der Langue d'oc und Langue d'oil.

R. A. Diese beiden Namen verdanken ihre Entstehung bekanntlich dem in den beiden Landstrichen Frankreichs üblichen Ausdrucke der Bejahung: oc vom lateinischen hoc; oil (jetzt oui) vom lateinischen hoc illud. Erstere Sprache herrscht wesentlich im Süden, letztere, das Schriftfranzösische, im Norden. Hauptquelle für die Abgrenzung beider Dialekte war bisher eine Schrift von Coquebert de Montbret: Essai d'un travail sur la géographie de la langue française (Paris 1831), und nach dieser sowie einigen anderen Quellen hat auch Heinrich Berghaus in seinem ethnographischen Atlas (zweite Ausgabe, Blatt 11) die beiden Sprachen begrenzt. Seine Arbeit ist bisher die Grundlage aller ferneren Darstellungen gewesen und erweist sich auch in ihren Hauptzügen als richtig. Sie findet indessen nicht unbedeutende Modificationen durch eine neue Arbeit zweier gelehrter Franzosen, Ch. de Tourtoulon und O. Bringuier, welche seit 1873 im Auftrage des französischen Ministeriums — das durch die Société pour l'étude des langues romanes angeregt war — die Sprachgrenze neu aufgenommen haben.

Ihre von einer großen Karte begleitete Arbeit [1]) hat wesentlich Interesse für den Sprachforscher, indem sie die Unterdialekte der Oc-Sprache abgrenzt; auch ist sie nur der Anfang der ganzen Arbeit, da zunächst erst der westliche Theil der Sprachgrenze genau von Ort zu Ort, von Weiler zu Weiler festgestellt wird. Nach der Ansicht der Verfasser findet keine Mischung der beiden Sprachen statt und ist die Hauptgrenze zwischen beiden scharf zu bestimmen. Sie haben 150 Ortschaften besucht, mit etwa 500 dort lebenden Personen sich über die Sprachverhältnisse unterredet und 1500 Kilometer zurückgelegt, um 400 Kilometer Sprachgrenze festzustellen. Der Abschluß der Arbeit (für die östliche Hälfte) steht in Aussicht. Nach den bis jetzt gewonnenen Resultaten verläuft die Grenze in ihren Hauptzügen folgendermaßen:

Le Verdon an der Pointe de Grave (Gironde-Mündung) bleibt der Oil-Sprache; von hier ab bildet bis Blaye (Oil) die Gironde die Grenze, während Bourg sur Gironde (an der Dordogne-Mündung) zur Oc gehört. In südöstlicher Richtung geht die Sprachgrenze auf die Mündung der Isle in die Dordogne, so daß Fronsac und Libourne beim Oc bleiben. In einem Bogen Lussac (Oil) berührend, geht sie nach N.-N.-O. auf St. Aulaye (Oc) an der Dronne, nördlich auf Angoulême (Oil) zu, wendet sich bei Mansle (Oil) an der Charente nach N.-W. und überschreitet südlich von l'Isle-Jourdain (Oil) die Vienne. Nun geht sie in fast östlicher Richtung durch den äußersten südöstlichen Theil des Departements de la Vienne und den südlichen Theil des Departements de l'Indre, so daß St. Benoit der Oc-Sprache bleibt. Bei Eguzon (Oil) überschreitet sie die Creuze und wendet sich direct östlich auf Aiguironde (Oil). So weit der bisher publicirte Theil der Arbeit [2]).

[1]) Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oil. Premier Rapport à M. le Ministre de l'instruction. Paris. Imprimerie nationale. 1876.

[2]) Südlich von der Sprachgrenze liegen einige zur Oil-Sprache gehörige Sprachinseln, welche Tourtoulon und Bringuier unbeachtet lassen, da sie das specielle Studium anderer Gelehrten sind. Dahin gehört die kleine Gabacherie im Südosten von Bordeaux. Ihre Hauptorte sind la Motte Landeron und Monségur.

## Afrika.

— Der Italiener Romolo Gessi, welcher 1876 in Gordon's Diensten die erste Umschiffung des Albert Nyanza ausführte (vergl. „Globus" XXX, S. 55, 95, 249) und dann zu Anfang dieses Jahres seine Heimath besuchte, rüstet sich jetzt in Cairo zu einer eigenen Expedition, welche er in Gesellschaft eines Naturforschers und eines Photographen nach den Nilseen ausführen will. Meteorologie, Anthropologie, Naturgeschichte und Photographie sollen unterwegs besondere Berücksichtigung finden. Inzwischen wird gemeldet, daß er auf der Reise nach dem Seengebiete einen großen Theil seiner Ausrüstung durch Feuer verloren hat.

Die italienische Expedition des Marquis Antinori, welche von Westen her durch Schoa den Nilseen zustrebt (vergl. „Globus" XXX, S. 160; XXXI, S. 46), hat wenig Glück. Ihr in Schoa zurückgebliebener Führer verletzte sich durch einen Schuß an der Hand. Sein Begleiter, Hauptmann Martini, der nach Italien zurückgekehrt war, um neue Mittel aufzutreiben, brachte zwar über 100,000 Francs zusammen; dieselben sollen aber schon wieder verbraucht sein. Ende April gedachte Martini von Zeila nach Schoa aufzubrechen. Dort hat sich ihm in der Person Carlo Piaggia's ein mit den Verhältnissen Nordostafrikas wohlvertrauter Mann angeschlossen. Schon 1856 befand derselbe sich am Weißen Nil, erreichte 1863 bis 1865 als erster Europäer das Land der Niam-niam, wo er 26 Monate verweilte, und bereiste dann 1871 bis 1875 einen großen Theil Abessiniens, wo er sich unter anderm über ein Jahr lang als Büchsenmacher und im Interesse seiner Sammlungen am Ufer des Tsana-Sees aufhielt. Dann begab er sich nach Chartum, fand bei Oberst Gordon freundliche Aufnahme, fuhr mit Gessi's Expedition von Dufle nach dem Albert Nyanza und dann selbständig mit 8 Mann den Somerset-Nil aufwärts. Bei den Murchison-Fällen angelangt, ließ er sein Boot zerlegen und zog acht Tage lang durch die Wälder ostwärts bis zur ägyptischen Militärstation Fowera, wo er sich ausruhte, sein Boot wieder zusammensetzte und weiter stromaufwärts fuhr nach der Station Mruli und nach dem Kapekki- (Ibrahim-Pascha-) See, den er sechs Tage lang erforschte. Heftige Regengüsse zwangen ihn dort zur Umkehr, und am 9. Juni 1876 war er wieder in Dufle.

— Noch vor zwei oder drei Jahren war unsere geographische Kenntniß von dem Innern der großen Insel Madagaskar, welche an Umfang Frankreich übertrifft, äußerst gering und ungewiß. Von 1865 bis 1870 hielt sich dort der bekannte Franzose Grandidier auf und erforschte große Strecken der Insel, von welcher er auch Karten entwarf. Dieser Reisende ist jetzt mit der Herausgabe seiner wissenschaftlichen Resultate beschäftigt. Aber seine schätzenswerthen Leistungen sind zum großen Theile durch die Bemühungen von Mitgliedern der London Missionary Society — Mr. Cameron, Dr. Mullens, Mr. Sibree und Anderen — überholt, welche die Lage der Hauptstadt Antanánarivo astronomisch feststellten, ein beträchtliches Areal des Centralplateaus trigonometrisch bestimmten und vermaßen und noch immer ihre Arbeiten nach allen Seiten hin erweitern. Bis zum letzten Jahre hatte jedoch noch kein Europäer das Innere des nördlichen Theiles dieser Insel betreten. Um so höheres Interesse bietet daher das Journal of a Tour of Exploration in the North of Madagascar, by the Right Rev. Bishop Kestell-Cornish and the Rev. R. T. Batchelor (von Juni bis October 1876), wel-

ches die Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts neuerdings in Druck veröffentlicht hat. Es handelte sich bei dieser Reise zunächst und hauptsächlich um zukünftige Missionen in der nördlichen Hälfte von Madagaskar, und wenngleich das Journal keineswegs eine exacte Beschreibung der durchreisten Gegenden liefern will, so findet sich doch viel geographisch Bemerkenswerthes darin. Man schlug von Antanánarivo aus eine nördliche Richtung ein. Die Reisenden verließen die schon bekannten Districte am großen See Alaotra, um das weite Centralplateau zu ersteigen, welches mit Zügen bewaldeter Hügel, in deren Thälern sich ein Ueberfluß an schlankem Grase vorfand, und mit schönen Berghöhen, welche Spuren vulcanischer Action an sich trugen, bedeckt war. Auf diesem Plateau passirte man verschiedene Hovah- und Sakalava-Dörfer, die mit Pfählen umgeben waren, und stieg dann am steilen westlichen Gehänge, dem Ambohimalaza-Gebirge, hinab, um in die nordwestliche Küstenebene zu gelangen. Stadt und Hafen von Amorontsanga an dieser Küste erwiesen sich als ein wichtiger Handelsplatz, der dem von Tamatave an Bedeutung nichts nachgab, nur mit dem Unterschiede, daß dort keine Europäer waren und das Geschäft sich in den Händen von Arabern und Kutch befand. Auch viele Suaheli von Zanzibar und Eingeborene von Mosambique treffen in Amorontsanga ein und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man es hier mit einem großen Centralplatz für Sklavenhandel zu thun hat. Von diesem Orte aus umfuhren dann die Reisenden den nördlichen und östlichen Theil der Insel bis Tamatave.

## Australien.

— Aus den australischen Colonien, mit Einschluß von Tasmanien und Neu-Seeland, wurden im Jahre 1876 insgesammt 771,282 Ballen Wolle, à 346 Pfund, nach England exportirt, gegen 699,620 im Vorjahre. Dies ergiebt also ein Mehr von 71,662 Ballen oder 10 Proc.

— Am 17. Januar dieses Jahres wurde von den Eingeborenen eine große Trauerversammlung (Zangi) zu Ehren des verstorbenen Sir D. M'Lean, officiellen Beschützers der Eingeborenen, in Napier (Hawke Bay, Neu-Seeland) abgehalten. Die Eingeborenen erschienen, mit Ausnahme eines Gürtels um die Lenden, nackt und führten zunächst einen Kriegstanz auf. Darauf marschirten sie, etwa 900 an der Zahl, in militärischer Ordnung in eine große Koppel, welche ihrem Freunde M'Lean gehört hatte. Nachdem Salven gefeuert worden, folgten Reden der Häuptlinge, welche die größte Trauer um den Hingeschiedenen ausdrückten. Die Tiefe des Schmerzes schien eine außerordentliche zu sein, und die Häuptlinge wetteiferten in der Klage mit einander. Trauergesänge in jammernden Tönen wurden angestimmt, und die Frauen übernahmen dabei das besondere Klagegeschrei, welches sie in Cadenzen immer aufs Neue wiederholten. Den Schluß bildete ein abermaliger großer Kriegstanz.

Mr. Douglas M'Lean, Sohn des vorgenannten Sir M'Lean, hat zum Andenken an seinen Vater acht Stipendien, jedes zu jährlich 25 Pf. St., am Aute College, Hawke Bay, für junge Eingeborene von der Nordinsel Neu-Seelands gestiftet.

— Sir J. Vogel, der Generalagent von Neu-Seeland in London, ist im Mai von seiner Regierung beauftragt worden, in den nächsten fünf Monaten 5000 Auswanderer, vornehmlich Hausdiener, Pflüger, landwirthschaftliche Arbeiter, Schäfer, Maurer und Zimmerleute, hinüberzusenden.

— Die Königin von England hat genehmigt, daß Suva an der südöstlichen Küste von Viti Levu die künftige Hauptstadt der Fidschi-Inseln werde.

— Aus Neu-Caledonien wird berichtet, daß die Hauptstadt Nouméa mit einer Wasserleitung versorgt wurde. Bis dahin war die Stadt auf wenige Brunnen, welche aber im Sommer häufig trocken lagen, und auf Regenwasser angewiesen gewesen. Die schwierigen Arbeiten dieser Wasserleitung begannen schon im Mai 1875 unter Leitung des Ingenieurs Berthier und wurden am 20. December 1876 vollendet. Die feierliche Eröffnung fand am 2. Januar 1877 durch den Gouverneur de Pritzbuer und den apostolischen Vicar statt. Das große Reservoir, welchem das Wasser entfließt, liegt 193 Fuß hoch und über acht englische Meilen von Nouméa entfernt. An manchen Stellen mußten, des harten Felsens wegen, Tunnels angelegt werden, und an anderen waren wieder über Thäler und Schluchten Aquaducte (18) und Brücken (13) zu führen. Gegenwärtig liefert die Leitung für eine auf 5000 Köpfe berechnete Bevölkerung den Tag über 110 Gallonen Wasser pro Kopf; es sind aber Vorkehrungen getroffen, daß die Legung einer zweiten Röhrenlinie keine Schwierigkeit macht.

— Der hawaiische Generalconsul in London sucht in einer Zuschrift an die „Times“ die Aufmerksamkeit von Auswanderern auf die Vortheile zu lenken, welche die Fruchtbarkeit, die Sicherheit des Lebens und das gute Klima des Hawaii-Archipels, welcher von Liverpool aus in 30 Tagen zu erreichen ist, für vielleicht 10,000 europäische Familien darbietet.

— Die nicht mehr kleine Schaar von Neu-Guinea-Reisenden hat sich um einen neuen vermehrt, dessen Errungenschaften vielleicht unter die besten der bisher gemachten gehören. Berliner Blätter melden nämlich über die Sitzung des dortigen Vereins zur Förderung der Photographie vom 26. März 1877 unter anderm Folgendes: „Herr Dietrich, ein deutscher Photograph in Bandevera im Ostindischen Archipel, giebt brieflich eine höchst interessante Schilderung seiner photographischen Reiseabenteuer in Neu-Guinea. Er hat dort sechs Monate verbracht und circa 300 Platten gewonnen, obgleich der Aufenthalt dort höchst unsicher ist. Raub, Mord, selbst Cannibalismus sind bei den dortigen Eingeborenen an der Tagesordnung. Das beste Mittel, sich zu sichern, ist, die Tochter eines Häuptlings zu heirathen, wozu freilich für einen Europäer ein herzhafter Entschluß gehören soll.“

— Wir haben schon gelegentlich des Rev. W. G. Lawes gedacht, welcher im Dienste der London Missionary Society als Missionär in Port Moresby an der Südküste der östlichen Peninsula von Neu-Guinea stationirt war, aber nebst seiner Familie beständig vom Fieber heimgesucht wurde. Dennoch hielt er zwei Jahre lang aus, bevor er im vergangenen Jahre, zum großen Leidwesen der Eingeborenen, den gefährlichen Ort verließ. Er begab sich nach Somerset, in der Nähe von Cape York, und von hier aus besuchte er zu Anfang des laufenden Jahres wieder Port Moresby, um vier der dort jetzt stationirten eingeborenen Lehrer von Inseln der Südsee nach Hood Bay, 50 Miles weiter östlich, wo sich nun ebenfalls eine Missionsstation befindet, überzusiedeln. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß in Hood Bay, und zwar westlich von dem Dorfe Kerepunu, ein sehr bedeutender Fluß einmünde, an welchem das große Dorf Kalo liege. Der von M'Farlane auf seiner letzten berühmten Forschungsreise hier aufgefundene Fluß, der Dundee, war ein anderer und von viel geringerer Wichtigkeit. Mr. Lawes begab sich unter Führung dortiger Eingeborenen zu Fuße am Meeresufer entlang nach der noch 7 Miles entfernten Stelle. Der Fluß war an seiner Mündung 150 Fuß breit. Die Einfahrt, tief genug, zeigte keine Schwierigkeit, wiewohl sich zu beiden Seiten eine Sandbank hinzog. Die Strömung war ziemlich stark und das Wasser vollkommen frisch. Mr. Lawes muthmaßt, daß er in der Ebene hinter dem Mount Astrolabe entspringe, und er benannte ihn den „Kemp Welch River“, zu Ehren des jetzigen Cassenführers der London Missionary Society.

Wir erwähnten in Bd. XXXI, S. 79, wie dem Missionär Browne von Eingeborenen an der Küste von Neu-Bri-

tannien mitgetheilt wurde, daß im Innern dieser Insel geschwänzte Menschen existirten. Aehnliches erfuhr der Rev. Lawes von den Eingeborenen um Hood Bay, welche ihm versicherten, daß im Innern von Neu-Guinea Menschen mit wenig biegsamen Schwänzen lebten.

— Die Colonie Neu-Süd-Wales zählte am 31. December 1876 eine Bevölkerung von 630,000, gegen 595,465 im Vorjahre. Nehmen wir den Flächeninhalt der Colonie mit Behm und Wagner zu 308,560 Quadratmiles oder 14,513 deutschen geogr. Quadratmeilen an, so würden durchschnittlich nicht viel mehr als zwei Personen auf die Quadratmile entfallen. Die Finanzen des Jahres 1876 stellten sich außerordentlich günstig. Die Revenue summirte auf 5,037,662 Pf. St., gegen 4,121,996 Pf. St. und 3,509,966 Pf. St. in den beiden Vorjahren, und würde dies bei einer mittlern Bevölkerung von 620,000 Seelen 8 Pf. St. 2 Sch. 6 P. pro Kopf ergeben, gegen 6 Pf. St. 18 Sch. 7 P. im Jahre 1875. Aus Zöllen flossen 1,011,872 Pf. St., aus der Landrevenue 2,772,999 Pf. St. (davon 2,345,240 Pf. St. aus dem Landverkauf), aus Eisenbahnen 678,391 Pf. St. und aus dem Post- und Telegraphenwesen 186,218 Pf. St. Dagegen nahmen die öffentlichen Ausgaben nur 3,358,054 Pf. St. in Anspruch, so daß ein Ueberschuß von 1,679,608 Pf. St. verblieb. Bei so günstiger finanzieller Lage beabsichtigt das jetzige Parkes-Ministerium dem nun versammelten Parlamente umfangreiche Vorlagen über Neubauten zu unterbreiten. Namentlich soll auch die von Sydney auslaufende Südbahn, von der 228 Miles schon in Betrieb und 81 Miles in Bau begriffen sind, auf der noch existirenden Lücke von Wagga Wagga bis Albury am Murray-Flusse (60 bis 70 Miles) fortgesetzt werden. Da nun von Melbourne bis Wodonga, am linken Ufer des Murray, der Stadt Albury gegenüber, die Ostbahn der Colonie Victoria in der Länge von 187½ Miles läuft, so würden dann damit die beiden wichtigsten Cities des australischen Continents: Sydney, die Metropole des Ostens, und Melbourne, die Metropole des Südens, durch Eisenbahnen in der Länge von zusammen 561½ Miles in directe Verbindung gesetzt werden. — Der Import der Colonie Neu-Süd-Wales repräsentirte im Jahre 1876 den Werth von 11,567,485 Pf. St. (mit Ausschluß des Rückimports), gegen 11,590,721 Pf. St. und 9,256,716 Pf. St., und der Export den von 8,277,520 Pf. St., gegen 8,781,386 Pf. St. und 8,663,131 Pf. St. in den beiden Vorjahren. Die Zahl der im Jahre 1876 in den Hafen von Sydney eingelaufenen Schiffe betrug 1278, gegen 1179 im Jahre 1875, mit einem Tonnengehalte von resp. 661,295 und 608,373, und es verließen den Hafen 1074 gegen 1054 mit resp. 611,771 und 562,862 Tonnen. Es trafen 31,557 Passagiere ein und es gingen 22,478 ab. Die Sitten in der Colonie und namentlich in Sydney sind leider ziemlich ungebunden und zügellos. Der sogenannte „Larrikinism" greift immer mehr um sich und gestaltet sich zum socialen Uebel. Eine Classe roher und unbändiger junger Leute, welche man mit einem Provinzialismus „Larrikins" nennt, treiben sich in Banden von 20 bis 30 umher, zerbrechen die Gaslampen in den Straßen und reißen sie um, maltraitiren die Polizei, werfen Zäune und Geländer nieder, belästigen in empörendster Weise anständige Personen, beginnen Prügeleien, rauben so viel sie können u. s. w. Das noch so energische Vorgehen der Polizei, diesen öffentlichen Scandal zu unterdrücken, ist bisher nicht nur ohne allen Erfolg geblieben, sondern diese liederliche Gesellschaft wild aufgewachsener Jugend gewinnt immer mehr an Ausbreitung und hat sich auch schon nach anderen Colonien verpflanzt, wie nach Victoria und Süd-Australien. — Ein anderes sociales Uebel ist die in ganz Australien, aber ganz besonders in Neu-Süd-Wales, herrschende Trunkenheit. Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn ein Oberrichter dieser Colonie im Januar dieses Jahres amtlich erklärte, daß von fünfzehn verurtheilten Vergehen und Verbrechen wenigstens zehn directe oder indirecte Folgen der Trunkenheit seien. Am 10. April dieses Jahres wurde in Sydney eine intercoloniale Industrie-Ausstellung durch den Gouverneur, Sir Hercules Robinson, eröffnet. Die Ausstellung, welche so weit den Colonien alle Ehre macht, ward am ersten Tage von 15,000 Personen besucht. Außer den australischen Colonien haben sich Nordamerika und Canada (beide in reicher Auswahl), Californien, Hawaii, Fidschi, Neu-Caledonien und Japan betheiligt.

— Als wir über die Forschungsreise des Obersten P. Egerton Warburton durch den Westen Australiens berichteten, bemerkten wir, daß sich unter den Begleitern auch ein eingeborener Knabe, Charlie, befand, welcher sich ungemein nützlich erwies und dem die ganze Reisegesellschaft eigentlich geradezu die Rettung ihres Lebens verdankte. Der Oberst hing aus Dankbarkeit mit großer Liebe an diesem Knaben und erlaubte ihm, den Namen Charlie Warburton anzunehmen. Mit Bedauern wird uns vom 19. April dieses Jahres aus Adelaide gemeldet, daß dieser brave nun zum jungen Manne herangewachsene Eingeborene durch einen unglücklichen Zufall ein Bein verloren hat und daß ihm in Folge dessen ein freundliches und bleibendes Asyl in der bekannten Missionsanstalt für Eingeborene auf Point Macleay, an der Ostseite des Lake Alexandrina in Süd-Australien, gewährt worden ist.

— Neu-Seeland zählte am Schlusse des Jahres 1876 eine weiße Bevölkerung von 400,000, gegen 375,856 (213,294 männlichen und 162,562 weiblichen Geschlechts) im Vorjahre. Da die Colonie ein Areal von 104,900 Quadratmiles umfaßt, so würden damit im Durchschnitt erst 3·81 auf die Mile entfallen. Geboren wurden 16,168, gegen 14,438, und es starben 4904, gegen 5712 im Jahre 1875. Der Import hatte den Werth von 6,904,889 Pf. St., gegen 8,029,172 Pf. St. Die Differenz von 1,124,283 Pf. St. resultirte meistens aus der verminderten Einfuhr von Eisenbahnmaterialien. Der Export bezifferte dem Werth nach 5,626,333 Pf. St., gegen 5,828,627 Pf. St. Diese Abnahme fällt zum großen Theile der geringern Ergiebigkeit der Goldfelder zu. Es wurden im Ganzen 318,367 Unzen Gold, geschätzt auf 1,268,559 Pf. St., exportirt, gegen 355,322 mit 1,407,770 Pf. St. im Vorjahre. Vom 1. April 1857, der Zeit der Entdeckung der Goldfelder in Neu-Seeland, bis Ende 1876 hatte das exportirte Gold den Werth von 32,266,745 Pf. St. Die Ausfuhr an Wolle erreichte die Höhe von 59,853,454 Pfund im Betrage von 3,395,816 Pf. St., gegen 54,401,540 zu 3,398,155 Pf. St. Obgleich also im Gewichte ein Mehr von 4,994,276 Pfund gewonnen wurde, so fiel doch der Werth um 2339 Pf. St., wenn anders diese officiellen Angaben correct sind. Während die öffentliche Schuld der Colonie sich im Jahre 1870 auf 21 Pf. St. pro Kopf der Bevölkerung belief, war sie am Schlusse des Jahres 1876 auf 51 Pf. St. 17 Sch. gestiegen, gegen 46 Pf. St. 5 Sch. 10¾ P. im Vorjahre. — Die vom Parlamente von Neu-Seeland beschlossene und von der Königin von England bestätigte Beseitigung der bisherigen Provinzialeintheilung ist am 1. Januar 1877 ins Leben getreten und damit der Centralismus eingeführt. Die Provinzen Auckland und Otago insbesondere hatten unter Führung des frühern Gouverneurs und jetzigen Colonisten Sir George Grey eine höchst erbitterte Opposition gegen diese politische Neuerung gezeigt.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Nordenskiöld's Expedition nach dem Jenisei 1875.

II.

Am 30. Juli änderte sich das Wetter: strahlend erhob sich die Sonne und belebte die Landschaft wie die Geister der Reisenden, so daß diese schon früh auf waren und das großartige Schauspiel, welches die Jugorsche Straße darbot, betrachteten. Am Horizont funkelte das Tagesgestirn durch purpurne, goldumsäumte Wolken; zur Linken hob sich langsam ein leichter Nebel aus der einzigen Bergkette der Insel Waigatsch empor; die niedrigen Gipfel, hier und da von Schnee und Eis bedeckt, schwimmen in einem Meere von Licht, und der gestern noch so stürmische Ocean zeigt sich als eine nur von einer leichten Brise gekräuselte Fläche. Rasch fuhren die Gelehrten an Land und überließen sich dort mit doppeltem Eifer ihren Lieblingsbeschäftigungen. Nordenskiöld selbst machte eine reiche Ernte an Versteinerungen (Trilobiten) der obern silurischen Schicht, welche für die schwedischen Geologen von besonderm Interesse sind, da sie den Versteinerungen von Gothland sehr ähneln. Die Botaniker streiften tief in das Innere der Insel hinein, deren Vegetation für ihre hohe Breite sehr reich erschien: blaues Speerkraut, purpurne Esparsette und Polygonum, goldgelbe Ranunkeln, Steinbrech, Kreuzkraut, Wiesenkresse und weißer Baldrian belebten den Boden und erfüllten die Luft mit Wohlgeruch. Bis an den Rand konnten Kjellman und Lundström ihre riesigen Botanisirtrommeln vollstopfen. Theel erbeutete eine große Hummel, einen Nachtfalter, Laufkäfer in großer Menge, eine Lerchenart und Sperlinge; violette Schnepfen und die Tringa minuta bevölkern die Sümpfe und Regenpfeifer die Höhen. Das Innere der Insel enthält Hügel von großem Umfange, welche aber nicht über 100 Meter Höhe zu erreichen scheinen — ihre Erhebung richtig zu schätzen ist schwer, weil jedes Vergleichsobject vollständig fehlt. Ihre Abhänge sind mit Brombeersträuchern bedeckt, die wohl hier und da weiße Blüthen und selbst grüne Beeren, nirgends aber reife zeigen. Dr. Lundström glaubt auch nicht, daß solche dort völlig reifen; und das ist schade, weil die Beeren eine treffliche Nahrung und zugleich ein Schutzmittel gegen den Scorbut abgeben. Der „Pröven" selbst hatte davon mehrere Tonnen voll an Bord und sie erschienen häufig auf der Tafel. Auch Heidel- und Preißelbeeren treten auf Waigatsch auf, aber in so diminutiver Gestalt, daß man unmöglich von ihnen Früchte verlangen kann.

Um 5 Uhr Nachmittags befanden sich alle Gelehrte wieder an Bord, nahmen ein bescheidenes Mahl ein und wollten eben sich zur Siesta niederlegen, als der „gutten" (Schiffsjunge) athemlos die Treppe herabkam und verkündigte, daß Samojeden in Sicht seien. Im Nu saßen alle in den Booten und ruderten dem Lande zu, nicht ohne sich vorsichtiger Weise mit einer Kanne Schnaps zu versehen, der rasch durch Mischen von Weingeist und Wasser hergestellt wurde. Am Ufer warteten ihrer schon zwei Samojeden von gelbbrauner Gesichtsfarbe und ein kleiner niedlicher Knabe mit drei Schlitten, deren jeder von vier Renthieren gezogen war. Ihre Hunde empfingen die Schweden mit unangenehmem Geblaff und die Herren derselben schienen um nichts liebenswürdiger zu sein. Doch kamen sie unter vielen Bücklingen näher, grüßten, indem sie ihre mit Schnüren am Gewande befestigten Mützen aus Robbenfell heftig nach rückwärts warfen, so daß sie auf ihren Rücken herabfielen, und erkundigten sich in mißtrauischem Tone nach den Absichten der fremden Ankömmlinge. Als ihnen aber Prof. Nordenskiöld auf Russisch

seine friedlichen Zwecke mittheilte, äußerten sie die lebhafteste Freude, daß sie es nicht mit betrügerischen Kaufleuten zu thun hätten, und gingen Angesichts der großen Schnapskanne sogar zu Freundschaftsbezeugungen über. Ihr Begehren, den „Pröven“ zu besuchen, wurde auch mit Bereitwilligkeit erfüllt; Alles wurde ihnen dort gezeigt und sie selbst reichlich mit Speise und Trank bewirthet. Zum Danke dafür zeigten sie den Schweden ihre Schlitten und luden sie zu einer Fahrt ein, welche mit Blitzesgeschwindigkeit über Steine, durch Lachen, über Rasenflächen, bergauf und bergab vor sich ging. Zum Strande zurückgekehrt, nahmen sie befriedigt Abschied und zogen in nördlicher Richtung, wo ihre Zelte standen, davon.

Am Nachmittage des 31. Juli nahm der „Pröven“ seine Fahrt wieder auf und fuhr in die Jugorsche Straße hinein, welche zur allgemeinen Freude vollkommen eisfrei gefunden wurde. Aber schon am selben Abend wurden sie durch Windstille genöthigt, das Schiff vor Anker gehen zu lassen, und zwar ganz nahe bei Kaborawa, einer Art Dorf auf dem europäischen Festlande, wo eine Anzahl Russen und Samojeden während der Sommermonate sich wegen des Fischfanges und der Jagd aufzuhalten pflegen, und welches deshalb von den Norwegern Samojeden-Stadt genannt wird. Diese „Stadt“ besteht aus fünf bis sechs kegelförmigen Zelten und einigen Holzhütten, welche lebhaft an die Behausungen der Fischer von der normannischen Küste erinnern. Ein griechisches Kreuz auf dem Dache einer derselben und mehrere andere am Eingange lassen sie als orthodoxe Kirche erscheinen. Nordenskiöld und Lundström gingen an Land, wo noch eine Anzahl Männer und Frauen trotz der vorgerückten Tageszeit zu sehen waren. Letztere flüchteten beim Herankommen der Fremden erschreckt in ihre Zelte, während die Männer so eifrig mit ihren Spielen beschäftigt waren, daß sie dieselben keines Blickes würdigten. Eines dieser Spiele bestand in Folgendem: etwa zwanzig Personen bilden einen großen Kreis, in dessen Mittelpunkt ein kleiner eiserner Ring sich befindet. Der Reihe nach werfen nun die Spieler einen eisernen Spieß nach dem Ziele, und wenn es einem gelingt, denselben so zu werfen, daß er senkrecht in dem Ringe stehen bleibt, so stoßen alle so lange laute Freudenrufe aus, bis einer von ihnen das Spiel wieder aufnimmt. Eine benachbarte Gruppe ergötzte sich nicht weniger daran, mit einem Knüppel aus bestimmter Entfernung nach einer Art über einander gelegter Kegel zu werfen.

Die Kirche von Kaborowa.

Die Einwohner von Kaborowa sind Samojeden und Russen aus Balschaja Zemlja (russisch, d. i. das große Land), dem Gebiete zwischen Ural und der Petschora. Auch die Samojeden nennen dasselbe Aarka Sha (das große Land), im Gegensatz zu Nshude Sha, der Tundra im Westen der Petschora.

Die Russen zeigten sich sehr liebenswürdig und zuvorkommend und luden die Fremden ein, in ihre Hütten zu treten, welche sie sich geschickt aus dem am Strande reichlich vorhandenen Treibholze zu errichten wissen. Eine solche Izba (wörtlich „Bauernhaus“) ist sehr niedrig und ihr Inneres sehr bescheiden: ein Feldbett auf jeder Seite, Bänke

und ein wackeliger Tisch ist Alles, was sie enthält. Aber auf dem Tische thront ein Theekessel, und der Fremde erstaunt, wenn ihm in diesem fernen Erdenwinkel in chinesischen Porcellantassen ein köstlicher, echter Karawanenthee vorgesetzt wird. — Als Nordenskiöld und Lundström an Bord zurückkehrten, folgte ihnen eine ganze Reihe von Booten, die dicht mit Eingeborenen besetzt waren. Das Deck des „Pröven" war bald überfüllt, denn außer den siebenzehn Menschen der Expedition tummelten sich dort noch während der ganzen Nacht an zwanzig Samojeden und etliche Russen umher. Die hochgewachsenen, schön gebauten Russen mit ihren heiteren, freien, geweckten Gesichtern und ihren braunen oder schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haaren bildeten einen scharfen Gegensatz zu den kleinen, gelbbraunen Samojeden mit den breiten Backen, dicken Lippen, der platten Nase, den weiten Nasenlöchern, der niedrigen Stirn, dem spärlichen Barte und den kohlschwarzen Haaren. Die meisten Samojeden boten Pelzwerk an und wünschten dasselbe gegen Branntwein zu vertauschen. „Dai wotku i vozmi wsjo!" sagten sie unter Bücklingen und Abnehmen der Kappen auf Russisch („Gieb mir Wutki und nimm Alles"). Manche hatten ihre Kinder bei sich, aber nie die Frauen, welche nach ihrer Ansicht dazu viel zu niedrig stehen. Für hübsch gelten ihnen ihre Kinder, wenn sie eine kleine rundliche Figur, große, rothe Backen, eine gerade Nase und kleine, schwarze Augen besitzen und vor Allem ihre Füße auswärts setzen.

Flucht der Samojeden vor dem Photographen.

Mit dreizehn Jahren schon werden die Mädchen verheirathet, d. h. für eine gewisse Anzahl von Renthieren verkauft, über welche lange schon von ihren Eltern und dem Brautwerber verhandelt worden ist. Der Bund wird durch mehrtägige Vergnügungen gefeiert, und dann schlagen die Neuvermählten ihr Zelt an einem ihnen passend erscheinenden Orte auf.

Nach einigen Stunden vielfach gestörten Schlafes stiegen die Gelehrten wieder in das Boot, um die Eingeborenen zu besuchen; Theel nahm dieses Mal seinen photographischen Apparat mit. Die Sonne brannte heiß herab, so daß sie, am Strande angelangt, zuerst ein erfrischendes Bad in dem 12° C. warmen Meere nahmen. Dann besuchten sie die Kirche, welche zu ihrem nicht geringen Erstaunen, wie alle übrigen griechischen Gotteshäuser, ein halbes Dutzend schöner gold- oder silberplattirter Bilder von der heiligen Jungfrau, dem Jesuskinde, dem heiligen Nikolas (den die heidnischen Samojeden als Gott Mikola anbeten) und Anderen, ferner sechs Lampen, ein Rauchfaß und was sonst zum orthodoxen Cultus erforderlich ist, enthielt. Gottesdienst findet freilich nur ein einziges Mal im Jahre statt, weil der Pope sehr entfernt wohnt und seine Herde über einen weiten Raum zerstreut ist, so daß er so manchen Kilometer am Wanderstabe oder im Schlitten zurücklegen muß, wenn er allen Parochialen die Wohlthaten der Religion zukommen lassen will.

Die Zelte der Samojeden, deren jedes meist zwei Familien beherbergt, bestehen aus Stangen, welche mit Birkenrinde bedeckt sind; nur der Eingang wird durch Felle verhüllt, welche man in die Höhe heben muß. In der Mitte befindet sich der Herd, über welchem ein Kessel hängt; rings herum liegen Felle, auf welchen man bei Tage sitzt und bei

Schlittenfahrt bei den Samojeden von Kaborowa.

Nacht schläft. Der Rauch entweicht durch eine eigens dazu angebrachte Oeffnung. Die Frauen hocken herum, haben Acht auf den Kochtopf, bessern die Pelzkleider aus oder spielen mit den Kindern, für welche die Eltern große Zärtlichkeit zu empfinden scheinen. — Die Männer sind sehr einfach, aber vollkommen passend für die Anforderungen so hoher Breiten gekleidet; gewöhnlich tragen sie nur eine „malitza“ aus Renthierfell, die Haare nach innen und außen nur mit einem Streifen Hundefell besetzt. Die Aermel dieses Gewandes hängen meist schlaff herunter, weil man die Arme, wohl um es wärmer zu haben, unter den Pelz zieht. Aus Robbenfell sind die Kappe und die bis zur halben Wade reichenden Stiefel gefertigt. Dieser Anzug wird Sommer und Winter hindurch getragen und zeichnet sich meist durch Unsauberkeit und viele Löcher aus; letztere aber geben nach Dr. Lundström's Beobachtungen ihnen, Groß und Klein, Anlaß zu mancherlei Spaß: einer schleicht sich hinter den andern, schiebt seinen Finger durch eine Oeffnung, gewöhnlich in den Schulternäthen, und kitzelt seinen Cameraden, der aus vollem Halse lachend aufspringt und seinerseits den gleichen Scherz bei einem Dritten auszuführen sucht. Die Frauen haben eine gewähltere Tracht: eine kleine Jacke von Renthierfell, welche um die Taille zusammengeschnürt ist und dann sich zu einem Rocke erweitert, der bis zu den Knien oder noch weiter herabreicht und unten mit sehr buschigem Hundefell besetzt ist. Manche tragen eine Art von Volants

Samojedische Opferstätte auf der Halbinsel Jalmal.

aus Robben- oder Bärenfell und einen umgelegten Pelzkragen. Ihre zierlichen Füße stecken in ungeschlachten Pantoffeln, welche sich nach oben in großen Gamaschen fortsetzen, beide gleichfalls aus Renthierfell gefertigt. Die Mode hat dann zu diesem einfachen Anzuge allerlei Flitterkram hinzugefügt; Wohlhabende nähen sich so viel blaues, rothes und gelbes Zeug auf das Kleid, daß von dem ursprünglichen Felle wenig mehr zu sehen ist. Die Haare flechten sie in zwei lange Zöpfe, welche mitunter bis auf die Hacken herabreichen und mit hellrothen, mit blauen Glasperlen und messingenen Knöpfen, Ringen und Ketten besetzten Bändern geziert werden, welche bei der geringsten Bewegung der Besitzerin klirrend und klingelnd ertönen.

Ein Versuch Dr. Theel's, eine Gruppe von Samojeden zu photographiren, hatte wenig Erfolg; von Anfang an mißtrauten sie der geheimnißvollen Maschine, und als sein Kopf unter dem schwarzen Tuche verschwand, um das Objectiv einzustellen, da wurde es ihnen vollends unheimlich, und sie machten sich eilig davon, namentlich die Frauen, die in ihren Zelten verschwanden.

Nachmittags gewährte die Ansiedelung ein äußerst belebtes Ansehen; lauter Schlitten standen um die Zelte und daneben weideten friedlich die Renthiere. Leute von der Petschora sind angekommen, während die Schweden auf dem Schiffe ihr Mittagsmahl einnahmen, und haben eine Menge Waaren mitgebracht, leider aber auch Tonnen voll Schnaps, der seine Wirkung nicht verfehlte. In allen Zelten hatten Männer und Weiber sich dem süßen Genusse hingegeben und schon jede Haltung verloren. Voll Widerwillen drehten die Fremden um, als ein Russe an sie herantrat, sie auf einen

Schlitten mit vier prachtvoll geschirrten Renthieren aufmerksam machte und sie lachend durch Gesten einlud, darauf Platz zu nehmen. Das geschah und alsbald ging es auch im Sturme über die Ebene dahin. „Charascho! Atlitschno! Ani wsje pjany, eti duraki!" (russisch: „Gut! Vortrefflich! Sie sind alle betrunken, diese Narren!") — „Ja, ja!" antworteten ihm die Schweden im Chorus. Aber plötzlich Geschrei und Lärm hinter ihnen, und sie sehen, wie die Samojeden sich in ihre Schlitten stürzen und sie verfolgen. Nun wurde gehalten und erst nach langem Zanken und Gesticuliren stellte es sich heraus, daß der Russe sich den Spaß gemacht, mit fremdem Fahrzeuge zu fahren. Schließlich jedoch beruhigten sich die beleidigten Eigenthümer, verneigten sich tief, betheuerten ihre Freundschaft und verwünschten nur die „räudigen" Russen, von denen ihnen alles Böse komme [1]).

Am 1. August waren Prof. Nordenskiöld, Lundström und Stuxberg in einem Boote nach Osten vorangefahren; am folgenden Tage folgte ihnen das Schiff mit den übrigen Herren, passirte mit Hülfe einer leichten Brise und eines starken Stromes von Südwesten die Jugorsche Straße, nahm jene an Bord und befand sich bald im Karischen Meere, welches vollkommen eisfrei gefunden wurde. Der „Pröven" richtete nun seinen Cours auf die Mitte der großen Halbinsel Jalmal, welche zwischen dem Karischen Meere und der Mündung des Ob liegt. Der Wind war äußerst schwach,

Walroß-Jagd.

so daß sie nur langsam vorwärts kamen, ein Umstand, der zwar ihre Geduld auf eine harte Probe stellte, aber das Gute hatte, daß sie auf der Fahrt durch dieses noch von keiner wissenschaftlichen Expedition besuchte Fahrwasser täglich mit dem Schleppnetze fischen und hydrographische Arbeiten vornehmen konnten. Das Wetter war übrigens unfreundlich, die See bewegt und der Himmel stets bedeckt; erst am 8. August verzogen sich die Wolken und die Sonne sandte wieder ihre wärmenden Strahlen herab. Am Morgen dieses Tages hörten sie hinter dem Schiffe ein eigenthümliches Geräusch, halb Brüllen, halb Schreien: es sind Walrosse (Rosmarus arcticus), welche für sie den ganzen Reiz der Neuheit haben. Sie werden nicht müde, sie zu bewundern und ihrem Spielen zuzuschauen, wie sie sich mitunter hoch erheben und ihre Stoßzähne in der Sonne leuchten lassen, dann untertauchen und weiterhin wieder zum Vorschein kommen. Hier und da schwimmt auch eine Mutter mit dem Jungen auf dem Rücken. Die Zahl dieser Thiere nimmt in erschreckender Weise von Jahr zu Jahr in Folge des gegen sie geführten Vernichtungskrieges ab. Heute findet man sie noch in den arktischen Meeren in der Nähe der Küsten und des Eises, besonders bei der Bering-Straße, im Nordwesten und Nordosten von Amerika, wo sie die Hauptnahrung der Eskimos bilden, und bei Spitzbergen und Nowaja Zemlja.

Am Nachmittage desselben Tages meldet die Wache Land: es ist Jalmal, die Samojeden-Halbinsel, ein weites, flaches

[1]) Wir verweisen hier auf die ausführlicheren Bemerkungen über die Samojeden, welche in Dr. Finsch's Reisebriefen aus Westsibirien (s. „Globus" XXXI, S. 71, 90 und 103) enthalten sind.

Land aus Lehm und weißem Sande ohne einen einzigen Stein. Ein Fluß und einige Bäche winden sich zwischen berasten Sandhügeln hin, aber keine Blume unterbricht das einförmige Grün. Nordenskiöld, Lundström und Stuxberg gingen etwas nördlich von 72° nördl. Br. an Land und nahmen eine astronomische Ortsbestimmung vor. Dabei stießen sie auf Spuren von Menschen, welche zum Theil barfuß gegangen waren, und von Samojedenschlitten, und als sie denselben folgten, kamen sie zu einem Sandhügel, wo Knochen von Walrossen, Renthieren und anderen Thieren sowie etwa 50 Bärenschädel, darunter ganz frische, aufgehäuft waren. Inmitten dieser Reste standen zwei Götzen, 50 bis 60 Centimeter hoch, unförmlich aus Treibholz geschnitzt und an Mund, Nase, Augen und Herz erst kürzlich mit Blut bestrichen, ferner zwei mit Haken versehene Stöcke, an denen Schädel von Bären und Renthieren hingen. Dicht daneben zeigten sich Spuren eines Feuers und frisch benagte Knochen, ein deutlicher Beweis, daß daselbst unlängst eine Opfermahlzeit abgehalten worden war.

Gegen 10 Uhr Abends wurde von dort nordwärts weitergesegelt und später die Weiße Insel passirt, dann nordöstlich gesteuert. Ab und zu erschienen Eisfelder, welche behufs Ergänzung des Wasservorrathes willkommen waren. Aber am 12. August machten in 75° 31′ nördl. Br. und 79½° östl. L. Gr. undurchdringliche Massen von großen, zusammenhängenden Eisfeldern dem weitern Vordringen nach Nordosten ein Ende, so daß Nordenskiöld dem Rande des Eises erst nach Osten folgte und schließlich, nachdem noch mitten im Eise ein bedenklicher Sturm überstanden war, gerade nach Süden auf die Jenisei-Mündung zuhielt. Der 14. August brachte auch wieder besseres Wetter und Sonnenschein und erlaubte die Wiederaufnahme der Arbeiten. Sie fanden dabei das eigenthümliche Verhältniß, daß das Wasser an der Oberfläche des Meeres, weil es durch die nahebei mündenden großen Ströme Ob und Jenisei fast salzfrei ist, für die in der salzhaltigen Tiefe lebenden Thiere zum tödtlichen Gifte wird. In Folge dessen starben die meisten vom Meeresgrunde heraufgeholten Thiere innerhalb weniger Augenblicke, wenn man sie in Wasser, das von der Oberfläche der See geschöpft war, legte.

Ebenso wie an der Westküste Nowaja Zemljas wurde gelegentlich auch hier mit Hülfe der von Negretti und Zambra und von Casella construirten Thermometer die Temperatur des Meeres nicht nur an der Oberfläche, sondern zu gleicher Zeit auch in verschiedenen Tiefen bestimmt. Diese Untersuchungen lieferten ein sehr interessantes Resultat und sind entscheidend für eine Menge streitiger Fragen über die Meeresströmungen in diesen Gebieten, deren Richtung man in Ermangelung anderer Anhaltspunkte hauptsächlich nach der Temperatur des Wassers an der Oberfläche zu bestimmen gesucht hat. Durch zahlreiche Beobachtungen von der Westküste Nowaja Zemljas an bis zur Jenisei-Mündung hat Nordenskiöld unzweifelhafte Beweise dafür erhalten, daß in diesem Meere die Temperatur des Wassers an der Oberfläche sehr oft wechselt, indem sie durch die Temperatur der Luft, die Nachbarschaft des Eises und den Zustrom warmen, süßen Wassers aus dem Ob und Jenisei beeinflußt wird. Die Temperatur des Wassers in einer Tiefe von 10 Faden dagegen bewegt sich beinahe völlig constant zwischen — 1 und — 2° C. Es existiren demnach warme Meeresströmungen, welche bis in die Tiefe reichen, dort gar nicht.

Am Sonntag den 15. August frischte der Wind gegen Mittag auf und trieb den „Pröven" rasch einer Gruppe von Inseln und Felsen genau nordöstlich von der Jenisei-Mündung zu. Um 9 Uhr Abends konnte er unter Aufhissung der schwedischen Flagge in einem Hafen vor Anker gehen, der zu Ehren des großmüthigen Förderers der Expedition den Namen Dickson's-Hamn erhielt. „Damit waren wir — schreibt Nordenskiöld — an ein Ziel gelangt, welches zu erreichen große seefahrende Nationen Jahrhunderte lang vergebens bestrebt gewesen sind."

---

# Die Calema.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

(Mitglied der ehemaligen von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas ausgesandten Güßfeldt'schen Loango-Expedition.)

## I.

Mit dem Namen Calema wird in Nieder-Guinea eine Form der Brandung bezeichnet, deren Eigenart bedingt ist durch besondere Küsten- und Strandbildung.

Die von Winden erzeugten Wellen, welche über die Grenzen des Sturmgebietes hinaus als Dünung sich fortsetzen, Kunde bringend vom fernen Aufruhr der Elemente, erhalten die Weltmeere in solcher Bewegung, daß deren Oberfläche niemals in den Zustand so vollständiger Ruhe gelangt, wie die eines kleinen landumschlossenen Gewässers. Ueberall wo die Schwingungen der Wassertheilchen durch Untiefen oder aufragendes Land gestört, gehemmt werden, entsteht die Brandung. Prallen die Wogen gegen Steilküsten, so schleudern sie, zerschellend, ihre Wassermassen hoch empor; treffen sie auf Flachküsten, so verwandeln sie sich fortschreitend in Roller und überwälzen sich an seichten Stellen, gewöhnlich also nahe am Strande. Wo beide Küstenformen mit einander abwechseln, wo ausspringende Vorländer oder Klippen die Einförmigkeit der Flachküsten unterbrechen, herrschen gleichzeitig beide Arten der Brandung. Da die an Flachküsten auftretende Form, so wenig wie jene selbst, eine allein der Westküste Afrikas eigenthümliche ist, da ferner weder das englische Wort „Surf" noch das allgemeinere deutsche „Brandung" die Eigenart der Erscheinung genügend charakterisiren, so wäre es wohl wünschenswerth, für dieselbe die Bezeichnung „Calema" im Gegensatze zu der an Steil- und Klippenküsten herrschenden gewöhnlichen Brandung, als allgemein geltenden geographischen Ausdruck zu adoptiren.

Die Calema war mir eine von mancher Küste her schon vertraute Erscheinung, ehe wir sie in Loango methodisch beobachteten. Sie tritt auf, mehr oder weniger ausgebildet, an der Ostküste der Vereinigten Staaten: an der Küste von New Jersey, namentlich aber an dem ungeheuren Uferwall, welcher, den Albemarle- und Pamlico-Sund abschließend, das Bauwerk ist der von den Osthängen des Alleghany-Systems

ablaufenden Gewässer und der andringenden Wogen des Atlantischen Oceans. Sie findet sich an der Küste Venezuelas, Brasiliens, Chiles (besonders schön an der Insel Mocha), Unter-Californiens und in großartiger Weise an der Coromandel- (Madras!) und Malabar-Küste sowie an der Ostafrikas. An Klippen- und Steilküsten erscheint sie mit wechselnden Modificationen neben der gewöhnlichen Brandung, wenn Strecken flachen Strandes, einzelne Buchten ihr günstig gestaltet sind, wie z. B. am Cap Cod, im Seebad Newport (Rhode Island), an verschiedenen Inseln Westindiens, den Azoren, Canarien, Capverden, in der Bay von Funchal, in der Cumberland-Bay (der Robinson-Insel Juan Fernandez), in der Hilo-Bay von Hawaii rc., und, wenn das Eis nicht hinderlich ist, sogar im Golf von Anadyr, und nördlich der Beringstraße, jenseit des Cap Lisbourne. Sie tritt um so machtvoller auf, je ausgedehnter der die Küsten bespülende Ocean ist.

An dem gefährlichen, sehr ebenen und bei Ebbe fast im Niveau des Meeres liegenden Hogsty-Riff (Caicos-Passage der Bahama-Inseln) werfen, bei schwerem Seegang, die anschlagenden Wogen ihre Kämme wie abgeschnitten auf die hufeisenförmige Korallenmauer. In weitem Bogen wallgleich vorrückend, wälzen sich diese in Form einer ausgezeichneten Calema über die mehrere hundert Schritt breite Platte nach der Lagune. Durch Interferenz der Wellen erlangt dort, wie auch besonders auf von freiliegenden Sandbänken gebildeten Untiefen, die Bewegung eine außerordentliche Wildheit. Die Wasserbarren (Bore, Mascaret, Pororoca) mancher Flüsse scheinen ebenfalls calemaähnlich vorzudringen, wie dies in verheerendster Weise auch die wenigen, aber ungeheuren, durch Erdbeben oder Cyclonen erzeugten Fluthwellen thun. Die berüchtigten Roller von Ascension, St. Helena, Tristan da Cunha rc. sind als eine unfertige Calema anzusehen, zu deren vollständiger Ausbildung nur noch ein allmälig sich verflachender Strand nöthig wäre, wie er so günstig den nicht weniger berüchtigten Rollern im Busen von Benin (Lagos!) sich darbietet.

Für Westafrika, für diese hafenarme und dem Gütertransport über Land so ungünstige Küste, hat die Calema darum eine so erhebliche Bedeutung, weil der Verkehr zwischen Land und Meer von ihr abhängig ist. Vielleicht erlangt sie auch an dieser ausgezeichneten Flachküste auf sehr weite Strecken ihre, wenn nicht großartigste, so doch normalste Entwickelung.

Nach den Untersuchungen der Gebrüder Weber [1]) wirkt eine Welle noch um mehr als das 350fache ihrer Höhe in die Tiefe. Die Rückwirkung des Bodens auf Entwickelung und Geschwindigkeit derselben ist sehr wesentlich. Nicht nur die directe Reibung am Grunde, sondern auch schon die die freie Oscillation störende Nähe des letzteren bewirken eine Verzögerung des Fortschreitens, während die Welle an Höhe gewinnt, gleichzeitig aber, wenn seitlich unbeschränkt, durch Ausdehnung nach der Breite auch wieder an Höhe verliert. Am vollendetsten treten diese Erscheinungen ein, wenn die Welle eine schiefe Ebene hinanläuft; „es vermindert sich ihre Geschwindigkeit in arithmetischer Progression, während der Winkel in geometrischer kleiner wird“ [2]). Die Interferenz und Reflexion der Wellen, sowie ihre allgemeine gegenseitige Einwirkung auf einander wird hier, als zu weit führend, nicht in Betracht gezogen.

Die Dünung, welche im offenen Meere von ausreichender Tiefe durch keine Rückwirkung des Bodens in ihrer Richtung verändert wird, muß also, sobald sie unter beliebigem Winkel in flacheres Wasser sich fortsetzt, in der Richtung des wirksam werdenden Widerstandes einschwingen. Dies wird um so vollständiger stattfinden, je allmäliger, gleichmäßiger und länger die Hemmung sich geltend macht. Hierdurch werden die je nach Gestaltung einzelner Gestade verschiedenen Formen der Calema erklärlich. Die Entwickelung dieser, sowie das allerorten an bewegtem Wasser wahrzunehmende Einschwingen der Wellen wurde in großen Verhältnissen und besonders glücklich beobachtet im Busen von Benin und während der Ueberfahrt vom Gabun nach St. Thome und von dieser Insel wieder zum Festlande.

Bei Windstille, also gewöhnlich am Morgen, wenn kreuzende kleinere Wellen die Schwingungen der Oberfläche nicht stören, das Spiegeln derselben nicht aufheben, zeigt sich die Calema in vollendetster Weise. Von hohem Standpunkte am Strande erscheint das glänzende Meer von regelmäßigen durch den Lichtreflex markirten Furchungen durchzogen, welche, unabsehbar sich dehnend, nahezu parallel mit der mittlern Strandlinie angeordnet sind. Durch die aus der Ferne nachdrängenden ergänzt, eilen die Undulationen in stetiger Bewegung heran, in dem flacher werdenden Wasser sich höher und höher hebend, während gleichzeitig die schwingende Bewegung mehr und mehr in eine fortschreitende übergeht. Eine gewisse Zone passirend, verwandelt sich jeder der einkommenden Wellenzüge in einen vollständigen Roller, welcher, langgestreckt heranstürmend, sich steiler aufrichtet, und, durch Reibung am Boden verlangsamt, seine vorauseilenden oberen Theile nach vorn wölbt, um endlich nahe am Strande in schönem Bogen überzufallen. Für einen Moment gleicht der Roller einem flüssigen Tunnel, im nächsten bricht er mit gewaltigem Sturze donnernd und prasselnd zusammen. Weiße Wassergarben werden, wie bei Explosionen, durch die im Innern eingepreßte Luft emporgetrieben, während die schäumende und wirbelnde Hauptmasse sich am glatten Strande hinaufwälzt und, wuchtig zurückströmend, dem nächsten Roller entgegenrauscht.

In Pausen von durchschnittlich 12 bis 15 Secunden, entsprechend der Schnelligkeit und den Abständen der zum Strande drängenden Schwingungen, wiederholt sich dieser Vorgang. Besonders schön wird die Erscheinung, wenn ein heftiger Wind vom Lande für kurze Zeit den Wellenzügen gerade entgegenbläst, ihre vordere steigende Hälfte treffend, sie zu höherm Aufbäumen zwingt und ihre zerfetzten Kämme hinwegführt. Jeder heraneilende Roller ist dann mit einer sprühenden und flatternden Mähne geschmückt. Die scharfe Seebrise dagegen stört durch die erzeugten, mehr oder weniger kreuzenden, hurtigen Windwellen die volle Entwickelung der Roller; auch andauernde Platzregen wirken niederdrückend auf dieselben. Nach jedem Zusammensturz eines Rollers trifft den Strand ein sehr fühlbar warmer Lufthauch, dessen erhöhte Temperatur nicht bloß durch den größeren Feuchtigkeitsgehalt erklärt werden kann, sondern als in Wärme umgesetzte Arbeit der mächtigen Wasserbewegung aufzufassen ist.

Die Calema tritt zuweilen ziemlich plötzlich auf, in wenigen Stunden schon ein Maximum erreichend, dieses vielleicht mehrere Tage lang beibehaltend, und in ähnlicher Weise sich wieder beruhigend. Gewöhnlich aber treten merkbare Veränderungen nur nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden ein.

Je nach der Stärke der gerade herrschenden Calema und je nach dem Neigungswinkel des Grundes brechen die Roller in verschieden großer Entfernung vom Strande. An einigen Stellen fallen sie fast unmittelbar an diesem über, an anderen schon erheblich weiter seewärts; an ersteren wird

[1]) Wellenlehre S. 43 u. ff.

[2]) Wellenlehre S. 198 u. vorg. Weber nennt die Länge der Welle, also den Abstand zweier auf einander folgender, ihre Breite, und umgekehrt.

die Brandungszone von nur je einem Roller, an letzteren von mehreren derselben gebildet. In diesem Falle ist die Calema für den Verkehr am hinderlichsten. Da die Gezeiten das Meeresniveau an der Loangoküste um etwa 1 Meter verändern, bei Hochwasser die Roller also näher zum Strande gelangen können, ehe sie brechen, so ist für die meisten Küstenstrecken die Fluthzeit dem Passiren des gefährlichen Gürtels am günstigsten. Schwere Roller erhöhen ebenfalls durch ihre Wassermassen das Niveau des Meeres local für kurze Zeit, so daß unmittelbar folgende, mit größerer Leichtigkeit sich fortbewegend und am sonst maßgebenden Orte nicht brechend, vorangehende einholen und deren Wucht vergrößern. Umgekehrt tritt eine locale zeitweilige Erniedrigung des Wasserstandes ein, und mit ihr ein Zurückweichen der Brecherzone. So findet innerhalb gewisser Grenzen ein steter Wechsel statt, welcher zu verschiedenen bei Küstenleuten traditionell gewordenen Irrthümern Veranlassung gegeben hat.

Die methodischen Beobachtungen über die Calema wurden vorzugsweise an der Station Chinchoxo durchgeführt. Der Versuch, auf einer weit seewärts abgelotheten und markirten Strecke, durch Visirung vom Lande aus, oder vom verankerten Canoe an mit Schwimmern versehener langer Leine, die Geschwindigkeit des Fortschreitens der Roller, sowie die Höhe der letzteren und deren stattfindende Veränderungen zu messen, mißlang vollständig. Das verwendbare Material erwies sich den großen Schwierigkeiten gegenüber als unzureichend. Beobachtungen über die Periodicität der Erscheinung, hinsichtlich correspondirender Zeitintervalle und Größen einander folgender Roller, anfänglich über je einige Hundert einkommender Wellenzüge ausgedehnt, bald aber, da auch dann noch befriedigende Resultate erzielt wurden, auf Gruppen von je sechszig beschränkt, constatirten die schon vermuthete Thatsache, daß die Erscheinung eine durchaus regellose sei. Schwere Roller und kurze Zeitintervalle sowie kleine Roller und lange Pausen mit allen zwischenliegenden Varianten folgten unmittelbar und ordnungslos auf einander.

Zur Erläuterung werden hier aus dem umfangreichen Materiale zwei Beobachtungsreihen gegeben, die in Perioden gewonnen wurden, während welcher die Calema schon mehrere Tage stetig anhielt, also möglichst regelmäßig und ausgeglichen erschien. Die von dem Brechen eines Rollers bis zu dem des nächsten vergehende Zeit wurde in Secunden notirt und die Größe des Rollers, in absteigenden Graden mit a, b, c bezeichnet, der Zahl beigefügt.

## Tabelle I.

### Station Chinchoxo.

21. September 1874, Morgens 6 Uhr. Stärke der Calema 1 — 2.

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 15 b | 16 a | 12 b | 14 a | 17 a | 17 c | 8 b | 11 a | 16 a | 19 b | 11 b | 15 b | 8 a | 18 a | 17 a | 17 b | 16 b | 14 b | 11 b | 14 b |
| 16 b | 19 b | 19 b | 13 b | 20 b | 18 b | 12 b | 18 b | 16 c | 11 b | 13 a | 16 b | 19 b | 16 b | 18 b | 17 c | 9 b | 13 a | 20 c | 18 b |
| 18 b | 12 c | 6 a | 14 a | 18 a | 12 a | 18 b | 20 a | 15 c | 18 b | 18 a | 14 a | 21 c | 12 c | 10 c | 13 b | 13 b | 24 c | 11 b | 14 a |

Mittel der Zeitintervalle 15·13 Sec. Extreme 6 und 24 Sec.

5. Mai 1875, Morgens 8 Uhr. Stärke der Calema 1 — 2.

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 13 a | 12 a | 15 b | 18 b | 15 c | 16 c | 18 c | 9 c | 13 c | 16 c | 10 b | 13 b | 15 b | 12 c | 18 c | 13 c | 19 a | 15 b | 18 a | 14 a |
| 17 a | 15 b | 22 c | 13 b | 17 c | 19 c | 14 a | 11 b | 18 a | 13 a | 19 b | 15 a | 13 b | 10 b | 13 c | 16 c | 5 c | 10 b | 13 a | 13 c |
| 12 c | 17 c | 15 b | 13 c | 10 c | 13 a | 11 a | 16 c | 13 c | 17 b | 15 b | 16 c | 14 a | 17 c | 10 c | 11 c | 11 b | 18 b | 12 a | 15 c |

Mittel der Zeitintervalle 14·23 Sec. Extreme 5 und 22 Sec.

Die aus allen Beobachtungen sich ergebende Regellosigkeit der Calema ist nicht eine nur durch locale Einflüsse, wie z. B. von vorübergehenden Niveauveränderungen durch Wasserverschiebung, bedingte, sondern entspricht der Regellosigkeit des Seeganges überhaupt, ist, wie wir bald sehen werden, der unmittelbare Ausdruck desselben. Es ist mir ebenfalls nie gelungen, auf hohem Meere oder an Küsten einen Rhythmus der Windwellen oder Dünung wahrzunehmen, weder in den Zonen der Passate, noch in anderen Gegenden, während langdauernder Stürme schwerster Art. Obgleich die Wellen durch gegenseitige Rückwirkung bis zu einem gewissen Grade einander sich anähneln, können sie sich doch nicht rhythmisch ordnen, da ihre bedingende Ursache, der Wind, nirgends gleichzeitig und gleichförmig auf sie einwirkt, ganz abgesehen von den schon früher erwähnten submarinen Störungen, welche sie erleiden. Die während eines unfreiwilligen Aufenthaltes auf dem Hogsty-Riff, welches vorzügliche Gelegenheit zur Beobachtung bietet, sowie im Busen von Benin (Rhede von Lagos!) und an verschiedenen anderen günstigen Orten vorgenommenen Untersuchungen bestätigen nur das über die Regellosigkeit der Calema und des Seeganges Angeführte.

---

# Aberglauben in Japan[1]).

Eine vollständige Schilderung der abergläubischen Meinungen und Sitten eines Volkes ist nicht so leicht; aber auch schon eine Skizze, welche wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Macht des Aberglaubens über ein solches Volk geben soll, ist eine schwierige Sache. Wir wollen hier nur die am häufigsten vorkommenden abergläubischen Meinungen der Japanesen geben, nur einzelne Beispiele aus Tausenden, obschon sich über dieses Capitel ein Buch schreiben ließe, welches ein helles Licht auf die wirkliche Tiefe des religiösen Gefühls dieses Volkes und seine Befähigung zu Erfassung eines geläuterten Glaubens werfen könnte. Bereits ist die Zahl der Aufgeklärten, welche die einheimischen Thorheiten belächeln, nicht gering; doch die große Majorität des Volkes hängt noch an allen Arten von Zaubereien, Hexereien und Amuletenkram, wovon sie Glück oder Unglück erwartet.

Das Wahrsagen wird auf zwei Arten betrieben. Das Omanai=saugi wird entweder mit sechs Stückchen Hartholz oder mit 51 Stückchen Bambus ausgeführt. Man spricht die Zauberformel, legt ein Stückchen bei Seite, theilt die 50 in zwei Haufen u. s. w. Das Mittel, wodurch man schließlich die Auflösung erhält, ist sehr verwickelt. Das Tsuji=oura besteht darin, daß der, welcher einen kranken Freund besucht oder in Geschäften ausgeht, bestimmt, das erste Wort, welches er zufällig von einem Fremden, ihm Entgegenkommenden, höre, solle das Omen in Betreff der Genesung seines Freundes oder des Erfolges seines Geschäftes sein. Eine andere Art des Tsuji=oura besteht in Mottos, welche man in Bonbons, Zuckererbsen ꝛc. legt und dann nach Belieben zieht. Mädchen versuchen die Zukunft dadurch zu errathen, daß sie eine lange Haarnadel vom Kopf in eine Matte fallen lassen, und dann vom Ende der Nadel an an den Geflechten Ja und Nein ablesen. Beim Häuserbau bedeutet es Glück, wenn die Thür nach Südost sieht, die Vorrathskammer nach Nordost, die Küche ebenso, die Cabinete nach Südwest. Ebenso sind besondere Regeln dafür da, wo die Kamidona, der Sims für die Götter, und der buddhistische Hausaltar am richtigsten anzubringen sei, wo man einen Tempel für Inari Sama zu erbauen habe, an welchem Tage man die Braut heimführen oder eine Reise beginnen müsse, wenn man Unheil abwenden und den Erfolg sicherstellen will. Das Wahrsagen aus den Gesichtszügen und aus der Hand wird allgemein betrieben, doch läßt sich dies ohne Zeichnungen nicht näher beschreiben. Man erfährt sein Schicksal ferner, wenn man eine Schachtel, in welcher sich 100 numerirte Bambusstäbchen befinden, schüttelt. Aus einem Loch am Ende der Schachtel kommt dann eines der Stäbchen heraus. Die Nummer desselben correspondirt mit der Nummer eines Blattes Papier, auf welchem das Schicksal, übrigens oft in sehr zweideutiger Sprache, enthalten ist.

Das Geisterbeschwören wird in Japan gewöhnlich durch Frauen besorgt. Ihr Handwerkszeug besteht in einer Schachtel, die etwas weniger als einen Quadratschuh groß ist, und in welcher sich ein nur der Zauberin bekanntes Geheimniß befindet. Dieses Geheimniß wird manchmal in folgender Weise hergestellt. Man begräbt einen Hund lebendig, so daß nur der Kopf aus dem Boden heraussieht. Dann setzt man ihm Futter vor, so daß er es beinahe erreichen kann. Wenn er, hierdurch in die äußerste Aufregung versetzt, dem Tode nahe ist, wird ihm der Kopf abgeschlagen und derselbe in eine Schachtel gethan. Die Frau klimpert nun mit der Sehne eines Bogens von weichem Holze (Adzusa genannt) beständig gegen die Schachtel und spritzt zugleich gegen den, der seine Zukunft wissen will, aus einer vor ihr stehenden Schale Wasser. Soll eine lebende Person beschworen werden, so spritzt man mit einem Stock; gilt es dagegen einem Verstorbenen, mit einem Blatt vom Kirchhof (Shikimi genannt). Hierauf wird eine Formel, halb Gebet, halb Zauberspruch, gesprochen und nun erscheint der Geist und spricht durch die Frau.

Ganz allgemein werden von den Priestern einer Miya (Shinto=Tempel) oder dem buddhistischen Priester eines Tempels Gebete gesprochen, damit Jemand gesund werde oder Glück in einem Geschäfte habe. Diese Gebete sind je nach der Veranlassung sehr verschieden. Sehr häufig sind auch Wallfahrten nach Shinto= oder buddhistischen Altären, von woher man dann Amulete bringt, die dort verkauft werden. Derartige Wallfahrten finden nach zahllosen Orten statt; fast jeder Bezirk hat einen solchen Wallfahrtsort, der von den Frommen und Gewinnsüchtigen besucht wird.

Gewöhnlich tragen die Japanesen ein Amulet von Ise, neben solchen von besonders beliebten Tempeln. Diese Bettoes werden an einer Schnur um den Hals getragen; feinere Herren schämen sich übrigens derselben und verbergen sie unter dem Rocke oder auch im Tabacks= und Geldbeutel. Frauen tragen ihre Amulete in einem eigens für diesen Zweck gefertigten Gürtel, den sie nur im Bade ablegen; sonst ist er Tag und Nacht um ihrem Leibe. Die gewöhnlichsten Amulete sind das Kannon, welches Geschicklichkeit und Glück geben soll; das Goze, welches fruchtbar macht, das Suii Tenyu, welches vor Ertrinken und anderen Unglücksfällen schützt. Bei Erstickungsanfällen hilft das Verschlingen des Papiers mit dem Amulet sicher. Die Frauen tragen ferner die Figur des Nichiren und des Kobodaishi, weil sie glauben von ihr in das Paradies gebracht zu werden, das Sei shoko, um Glück zu haben, das Benten, um Schönheit und Liebesreiz zu gewinnen, das No se no kuro suda, um sich vor den Kniffen des Kitsune (Fuchses) zu schützen, das Chiriu Gongen von San Shiu, um sich vor Schlangen, dem größten Abscheu japanischer Frauen, zu wahren, das Aizen, um ihre Kinder liebenswürdig zu machen. Die jungen Mädchen tragen diese Amulete in einer kleinen viereckigen Tasche am Gürtel.

Man erzählt in Japan eine Menge Geistergeschichten und alle Welt glaubt daran. Eine der bekanntesten ist die von dem Schauspieler Kohada Kohejie aus Yedo. Die Frau desselben hatte einen Liebhaber; beide wollten sich des Ehemanns entledigen. Als dieser einmal auf einer Tour in einer Provinzialstadt war, ermordete ihn der Liebhaber und kehrte nach Yedo zurück. Allein der Geist seines Opfers war ihm bereits dahin vorangeeilt und besuchte nun das schuldige Paar, welches dadurch entdeckt wurde. Eine ähnliche Geschichte wird von Oiewa, der Frau des Tameya Iyemon von Yotzuya, erzählt. Iyemon verliebte sich in die Tochter seines Nachbars, die ebenso schön als schwach war. Diese wußte der Oiewa einen Trank beizubringen, welcher

[1]) Vergl. Dr. Mohnike's Volksaberglauben, Legenden und Ueberlieferungen der Japaner in „Globus" XXI, S. 330.

deren Schönheit vernichtete und sie ihrem Manne widrig machte. Iyemon behandelte in Folge hiervon seine Frau schlecht und vernachlässigte sie. Sie gebar ihm zwar noch ein Kind, aber nach der Geburt desselben wurde sie wahnsinnig, biß dem Kinde den Hals ab und starb selbst in Raserei. Ihr Geist jedoch besuchte das schuldige Paar und tödtete das Mädchen auf dieselbe Art wie ehedem das Kind. Man erzählt ferner Geschichten von Frauen, welche in dieses Jammerthal zurückkehrten, um ihre Kleinen, die sie wider ihren Willen verlassen mußten, zu stillen.

Wenn treu Liebende durch den Tod getrennt werden, besucht dasjenige, welches zuerst stirbt, das am Leben gebliebene.

Wenn ein Mann Nachts am Grabe eines Mädchens vorbeikommt, welches er geliebt hat, und denkt an sie, so begleitet ihn, wenn jene auch im Leben seine Neigung nicht erwidert hat, eine schöne Frau mit einer Laterne aus dem Kirchhof. Er erkennt sie als sein verlorenes Liebchen und sie besucht ihn nachher allnächtlich im Geheimen, bis eine dritte Person es entdeckt. Jeder andere Mensch außer ihrem Liebhaber sieht in ihr nur einen Geist. Den Putz und die Geschenke, die ihr ihr Liebhaber verehrt hat, findet man nachher auf ihrem Grabe.

Man erzählt sich z. B. eine Geschichte von einem Geist, der einem Offizier erschien, welcher in der Nähe der Ingenieurschule zu Yedo wohnte. Eine ihm werthe Dienerin war nämlich krank und zu ihrer Familie geschickt worden, um dort Pflege zu finden. Bald darauf wurde gemeldet, daß sie hoffnungslos darniederliege. Aber am Tage darauf erschien sie zur Verwunderung ihres Herrn und erklärte, sie sei genesen und wolle morgen ihren Dienst wieder antreten. Noch am selben Abend wurde der Familie mitgetheilt, daß sie in der gleichen Stunde gestorben sei, wo sie im Hause ihres Herrn erschien. Der Herr, welcher bis dahin dafür bekannt war, daß er sich über alle Geistergeschichten lustig machte, wurde von da an ein Gläubiger.

Ein Hatamoto, welcher seine Geschicklichkeit als Bogenschütze vor dem Shogun zeigen sollte, wollte, weil er selbst arm war, von einem Nachbar hierzu einen schönern Köcher entlehnen, als er selbst besaß. Allein am Tag vor dem Schießen wurde er schwer krank. Als sein Freund eben sein Mißgeschick beklagte, erschien der vermeintliche Kranke, entlehnte den Köcher und gab eine Erklärung über seine auffallend schnelle Genesung. Aber einige Tage später hörte der Verleiher, daß der Andere am Tage jenes Besuchs gestorben sei; und als er dessen Grab besuchte, fand er seinen schönen und werthvollen Köcher unversehrt darauf liegen.

Die Orte, welche von Geistern besucht werden, kennt und meidet man. An dem Graben gegenüber dem Collegium des Confucius zu Yedo steht ein Baum; ein zweiter stand, wo jetzt die Sprachenschule erbaut ist u. s. w. An diesen Bäumen fanden die Japanesen früher oft Leute hängen. Beim letzten Athemzug derselben soll dann eine grüne Feuerkugel den Leichnam verlassen und sich in einer Wellenlinie fortbewegt haben, wobei sie eine Spur wie von einem Kometen hinterließ. Wenn man auf solche Kugeln stößt, lassen sie sich manchmal fangen, wenn man schnell den Rock auszieht und ihn darüber wirft. Das so verwendete Kleidungsstück behält dann für immer einen scharfen unangenehmen Geruch. Der Wurf hält zwar den Tod nicht auf, wohl aber den Flug der Seele. Wenn Leute sterben, hört man Vögel, die man jedoch nicht sieht, an unmöglichen Stellen flattern und ähnliche sonderbare Laute von sich geben.

Man kann einen Geist beschwören, wenn man 100 Binsenlichter in eine Lampe thut und während man eine Zauberformel von 100 Zeilen citirt, am Schlusse jeder Zeile ein Licht herausnimmt. Dann muß man im Dunkeln an einen entfernten Ort gehen, wo man ein Licht hat brennen lassen, und es ausblasen. Alsdann wird der Geist erscheinen.

Bake mono sind Geister anderer Art, solche, die keine Ruhe finden. Eine gewisse Okiku, die Magd eines Hatamoto, der vor 200 Jahren im Amtsviertel wohnte, zerbrach einmal eine Untertasse aus einer Garnitur von zehn Stück, welche nach Zeichnung und Stoff sehr selten waren. Der Zorn ihres Herrn und sein Verlangen, daß sie die zerbrochene Tasse ersetzen solle, was, wie sie wohl wußte, unmöglich war, versetzte sie in eine solche Angst, daß sie sich in einen tiefen Brunnen im Garten stürzte. Von da an ging ihr Geist um und zählte Untertassen.

Ein Geist, der den Schiffern erscheint, entlehnt immer Schöpfkübel. Giebt man ihm einen mit einem Boden, so schöpft er so lange Wasser in das Boot, bis es untersinkt. Man wirft ihm deshalb einen Kübel mit ausgestoßenem Boden über Bord, um diese Katastrophe zu vermeiden und den lästigen Geist los zu werden.

Gnomen und Kobolde giebt es in Japan gerade so viel wie in allen anderen Ländern, wo man Kinder durch Bangemachen zur Ruhe und zum Gehorsam bringen will, und wo faule, dumme und abergläubische Ammen und Mütter die Kleinen durch Schrecken zu bändigen suchen, wenn sie selbst die Geduld verloren haben.

Mikoshi niudo ist ein kahlköpfiges Ungeheuer, welches die Zunge heraushängt und über eine spanische Wand hereinsieht. Kakure zato ist ein blinder Mann mit einem Stab, der böse Leute nach der Hölle führt. Shitotsume Kozo ist ein einäugiger Kobold, welcher einen großen Hut trägt und ein Sieb in der Hand hält, das eine grausige Feuerkugel enthält. Es giebt Frauen (Rokuro kubi), deren Kopf, während sie schlafen und träumen, den weiter schlummernden Körper verläßt und herumschweift, während er durch einen fast unsichtbaren Faden mit dem Körper verbunden bleibt. Es ist gefährlich, sie aufzuwecken, ehe der Kopf wieder an seine natürliche Stelle zurückgekehrt ist. Gambari niudo ist ein Kobold, der nur am Neujahrsabend erscheint. Ruft man: Gambari niudo hoto to gisu! so kommt eine behaarte Hand zum Vorschein. Gelingt es diese zu erwischen und abzuschneiden, so bringt es Glück. Der Bake mono tofu uri (der Geist des Bohnenkuchenverkäufers) läuft zwischen Mitternacht und Morgen herum. Begegnet man ihm und redet ihn an, so bringt es Unglück. Oubume ist ein weibliches Gespenst, welches man am Ufer von Flüssen und Canälen und an Straßen, die durch einen Sumpf führen, trifft, und das ein Kind auf dem Arme trägt. Begegnet man ihr, so bittet sie den Wanderer, ihr das Kind einen Augenblick zu halten, während sie bei Seite trete. Aber nach einem langen und geduldigen Warten wird das Kind immer schwerer und schwerer, bis man es nicht mehr halten kann. Dann fällt es aus den Armen als ein schwerer Stein, den ein Mann nicht lüpfen kann.

Von dem Dämon Turi akuma erzählt man folgende Geschichte. Eines Tages trank ein Mann auf seiner Veranda Saké und genoß die Aussicht dabei. Plötzlich erschien dieses schreckliche Gespenst mit einem gezogenen Schwert hinter dem Gartenzaun und schien allmälig über diesen herein und gegen den gemüthlich ausgestreckten Hausherrn zu schweben. Da verbarg sich derselbe unter einem Teppich und sah unter einer Ecke desselben hervor, wie der getäuschte Dämon zu seinem Nachbar ging. Bald darauf zog ein Lärm vor der Thür seine Aufmerksamkeit auf sich. Da sah er, wie der Nachbar mit bloßem Schwert auf den Dämon losging, dabei aber den Fehlgriff that, daß er seine eigene Frau, seine Familie und seine Diener niederhieb.

Hi no kuruma ist ein flammendes Rad, welches durch

drei Teufel, einen grünen, einen rothen und einen schwarzen, getrieben wird, die, von Flammen umgeben, aus dem Pandämonium kommen, um die Bösen zu holen. Diese werden ergriffen, sobald das Maß ihrer Schandthaten voll ist, und müssen dann auf jenem fürchterlichen Fuhrwerk mit den entsetzlichen drei Kutschern nach ihrer höllischen Heimath fahren.

Tengu ist wieder ein anderer Teufel, der rechtschaffenen Menschen oder auch seinen Verehrern nichts zu Leide thut; Spitzbuben und Spötter aber mögen sich vor ihm in Acht nehmen. Er soll gewisse heilige Orte vor Entweihung schützen, besonders die dem Kompira geweihten Hügel und Altäre. Er ist unsichtbar, wird aber bei Opferdarbringungen im Tempel als ein Dämon mit rothem Gesicht und ungeheurer Nase dargestellt und heißt deshalb Karasu tengu. Die große Nase oder Dai Tengu bedeutet das männliche Princip, der Schnabel oder Sho Tengu das weibliche.

Ein berühmter Schreiblehrer machte zu Anfang dieses Jahrhunderts an einem Festtage einen Ausflug nach Nikko [1]). Hier übernachtete er in Kobuga Hara, dem einzigen Hause in der Umgegend, welches dem Zenki Hayato gehörte. Dieser Zenki war der Hüter des Nikko Tengu, wie es schon seine Vorfahren gewesen waren. Hier sah der Schreiblehrer zu seinem Erstaunen, wie ein ungeheurer Topf mit Reis in eine große Schüssel ausgeleert und diese nach einem Zimmer getragen wurde, welches von den übrigen Zimmern getrennt lag. Seine Neugier wurde hierdurch rege, und er fragte, weshalb dies geschehe. Sein Wirth bat ihn einen Augenblick Geduld zu haben. Bald erschreckte ihn ein gewaltiger, sonderbarer Lärm. Dann folgte ein eigenthümliches Kauen, Zermahlen und Lippenschmatzen, und zuletzt das anfangs vernommene Kratzen und Scheuern. Dann wurde Alles todtenstill. Jetzt führte ihn der Wirth in jenes abgelegene Zimmer, wohin man die Schüssel getragen hatte, die sie bis auf das letzte Körnchen Reis geleert und rein gescheuert fanden. Mit feierlicher Miene und warnenden Geberden flüsterte der Wirth seinem Gaste zu: „Temmangu ist hier gewesen und hat gespeist."

Ein tägliches Thema bilden der Fuchs und seine Streiche [2]), von denen manche eben erst geschehen sind. Meister Kitsune (Fuchs) nimmt dabei alle möglichen Gestalten an, gewöhnlich die einer schönen, entsprechend herausgeputzten Frau. In welcher Gestalt er aber auch erscheinen mag, immer folgt er seinem Schlachtopfer, das dadurch in alle möglichen Gefahren geräth, in Abgründe, Flüsse und Brunnen stürzt 2c. Der feste Glauben an die bösen Streiche dieses Thieres ist durch alle Classen verbreitet.

Es wird den Füchsen nachgesagt, daß sie die Sinne der Leute täuschen und sich bedenkliche Scherze mit ihnen erlauben. So machen sie ihnen z. B. weiß, ein in Blüthe stehendes Buchweizenfeld sei ein Fluß, und veranlassen sie, sich auszuziehen und es unter jenem Eindruck zu durchwaten. — Ein junger Mann begegnete einmal bei Regenwetter einer schönen Dame, die keinen Regenschirm bei sich hatte. Von ihren Reizen geblendet bot er ihr den seinigen an und überhäufte sie mit Complimenten. Plötzlich entdeckte er, daß ihre eleganten Kleider nicht im mindesten naß oder beschmutzt waren, vielmehr aussahen, als ob sie eher in einer feinen Gesellschaft getragen worden wären als auf einer Promenade bei Regenwetter. Da nahm sich Jener zusammen, sprach ein Gebet, zog sein Schwert und that einen furchtbaren Hieb gegen die Schöne. Hierauf eilte er nach Hause und holte einige Freunde nach jener Stelle, wo sie dann eine schwer verwundete schöne Füchsin fanden. Der junge Mann machte nachher eine Wallfahrt und brachte verschiedene Opfer, um sich gegen fernere Streiche von Seiten der Familie der Getödteten zu schützen.

Ein anderer Mann hatte einen Fuchs in einer Falle gefangen. Ein armer Bursche kam dazu, machte das Thier los und ließ es springen. Nach einiger Zeit erschien ein schönes Mädchen bei dem Befreier und sagte ihm, sie sei der Fuchs, dem er das Leben gerettet. Sie wünsche ihm gern ein Geldgeschenk dafür zu machen, allein dies sei für einen Fuchs nicht möglich; wenn er sie aber in ein öffentliches Haus bringen und dort verkaufen wolle, so könnte er sich durch den Kaufpreis bezahlt machen, ohne selbst etwas Böses zu thun. Der arme Mensch befolgte ihren Rath und erhielt ein schönes Sümmchen für sie, mit dem er vergnügt heimkehrte. Die Füchsin spielte nun in jenem Hause manche Possen, hatte ihre Bewunderer zum Besten und entsprang endlich durch den Garten als Fuchs. So war der brave Mann belohnt und das schlechte Volk bestraft.

Vor 50 Jahren lebte ein wegen seiner boshaften Streiche bekannter Fuchs in einer Vorstadt Yedos. Ein Offizier von der Tokugawa-Garde berühmte sich, pfiffig genug zu sein, um diesem Fuchse einen Possen zu spielen. Als er eines Tages einen großen Fuchs an einem von diesem Meister häufig besuchten Orte scheinbar schlafend fand, rief der Offizier: „O Schwester! Schlafe hier nicht, Du wirst Dich erkälten; komm lieber mit mir!" Der Fuchs erwachte, folgte dem Offizier und nahm die Gestalt seiner Schwester an. Der Offizier lud ihn nun in ein Speisehaus ein, wo sie sich alle möglichen guten Dinge schmecken ließen. Unter irgend einem Vorwand verließ der Offizier nachher das Zimmer und schickte seine Diener hin, welche nicht wenig erschraken, als sie einen ungeheuern alten Fuchs erblickten, der damit beschäftigt war, die schönsten Leckerbissen zu verzehren. Es wurde ein allgemeiner Sturm auf ihn gemacht, aber Reineke entkam. Er konnte ins Fäustchen lachen, denn der Offizier mußte die Rechnung bezahlen.

Der Tanuki (Dachs) geht nicht wie der Fuchs hinter seinen Opfern her, sondern vor ihnen voraus. Er hat es gewöhnlich auf Frauenzimmer abgesehen. Er besitzt die Macht, die Gestalt sowohl von schönen und liebenswürdigen jungen Männern als auch von leblosen Gegenständen anzunehmen. Eine Familie, welche in der Nähe der kaiserlichen Universität von Yedo lebte, wurde sehr von Dächsen heimgesucht. Sie spielten den Damen des Hauses manchen Possen, nenen Dienstmädchen erschienen sie oft als große Theekessel.

Ein Händler kaufte einmal einen eisernen Topf für das heiße Wasser zum Thee, den er dann wieder verkaufte. Als aber der Käufer den Topf über das Feuer hängte, erschien plötzlich ein langer Dachsschwanz und vier Beine und der Topf lief davon.

Auch von Katzen erzählt man sich viele ähnliche Ge-

---

[1]) Ein durch seine prächtigen Taikungräber, Tempel und Naturschönheiten weitberühmter Ort, 36 Wegstunden von Tokio (Yedo). Vergl. über ihn die interessanten Mittheilungen des Dr. J. Rein im „Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik" 1875, S. 114 ff.

[2]) Vergl. „Globus" XXVIII, S. 133. Diese Fuchsgeschichten erinnern lebhaft an jene, welche die Eskimo von Ehen zwischen Männern und Fuchs-Frauen erzählen. Die Verbindungen sind so lange glücklich, bis jemand auf den außergewöhnlich scharfen und durchdringenden Geruch in der Hütte der Fuchs-Frau aufmerksam wird. Dann zeigt sich sofort ihre Fuchsnatur; ein langer Schwanz wird sichtbar und dessen Eigenthümerin macht sich davon.

Die für Ethnologen äußerst interessanten, wenngleich wenig poetischen Geschichten und Sagen der Eskimos, welche Dr. Rink gesammelt und früher dänisch veröffentlicht hat, sind im vorigen Jahre in englischer Uebersetzung in London (Blackwood u. Sons) erschienen.

schichten. Bei einem höhern Beamten in Yedo diente vor etlichen und dreißig Jahren eine Magd Namens Osode, welche eines Abends, als sie nähte, ihren Namen mehrere Male nennen hörte. Als sie sich umsah, erblickte sie nur eine im Hause wohlbekannte Katze. Miezchen bat nun, ihr ein Taschentuch zu leihen, welchen Wunsch Osode erfüllte, weil sie neugierig war, was daraus entstehen würde. Die Katze dankte ihr und sagte, wenn sie, sobald die übrigen Leute im Hause zur Ruhe gegangen wären, aus dem Kammerfenster in den Garten sehen wollte und zwar dahin, wohin der Mond seine hellsten Strahlen werfe, würde sie etwas Hübsches erblicken. Osode ging mit den übrigen Leuten des Hauses zur Ruhe, stahl sich aber dann vorsichtig wieder heraus und nach dem Fenster, von wo sie zu ihrem großen Erstaunen die Katzen der ganzen Nachbarschaft versammelt sah, jede mit einem Taschentuch bekleidet und anmuthig herumtanzend. Am andern Tage benachrichtigte sie den Hausherrn im Geheimen davon, welcher ihr befahl es ihm zu melden, wenn Miezchen wieder ein solches Verlangen stellen sollte. Wenige Tage darauf bat Miezchen abermals um ein Taschentuch, worauf Osode durch ein vorher mit dem Herrn verabredetes Zeichen diesen herbeirief, der nun mit der Lanze daherstürmte. Aber zu spät! Miezchen war verschwunden. Trotz allem Suchen wurde sie nicht wiedergefunden. Dagegen bemerkte man im Straßenpflaster ein eingesetztes Stück, als ob kürzlich hier eine Reparatur stattgefunden hätte. Der Herr stieß mit seiner Lanze darauf und siehe da! Miezchen war gespießt. Man fand ein Horn an der Stirn der Katze, welches man wegschnitt und aufbewahrte.

Noch eine andere Geschichte erzählt man sich von einer Hatamotofamilie, welche sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zutrug. Während der Hausvater in einem Amtsgeschäft auswärts war, wurde seine Frau krank. Einige Zeit vorher hatte er einen jungen Mann als Sohn adoptirt; zu Ehren der nahen Vermählung dieses Sohnes sollte ein Fest stattfinden. Am Tage dieses Festes wurde die Frau anscheinend gesund. Als man den versammelten Gästen Fische und andere Leckerbissen vorlegte, wurden gewisse Fische unter Umständen vermißt, welche die Aufmerksamkeit auf die bis dahin kranke Frau lenkten. Als man näher nachforschte, fand man aber ihren wirklichen Körper unter der Veranda zum Theil verzehrt und die scheinbar Genesene, ihre Doppelgängerin, wurde nun durch einen raschen Schwertstreich des jungen Mannes getödtet, wobei der Leichnam einer Katze zum Vorschein kam.

Kappa ist ein anderes Ungethüm, welches gewisse Flüsse bewohnt und entweder die Form eines Kindes oder eines leblosen Dinges annimmt, welches ins Wasser fallen will. Sobald man dieses zu retten versucht, raubt das Kappa die Seele des Retters.

Auch von Ottern erzählt man, daß sie die Gestalt von jungen Burschen annehmen, als solche den Weibern erscheinen und diesen allerhand Possen spielen.

---

# Arbeiten des Anthropologischen Instituts von Großbritannien und Irland.

*α*. Der jetzt abgeschlossene sechste Band des Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland umfaßt über 500 Seiten und hat einen besonders reichen Inhalt, den wir, so weit dies noch nicht geschehen, hier zur Kenntniß unserer Leser bringen und kurz analysiren wollen.

Von den Eingeborenen Neu-Guineas, das jetzt so sehr in den Vordergrund tritt, handeln zwei Aufsätze; den einen, von Dr. Comrie, kennen unsere Leser im Auszuge („Globus" XXXI, S. 87); der zweite, von dem Italiener d'Albertis, behandelt die Eingeborenen des Dorfes Katau an der Mündung des Fly River und des weiter stromaufwärts liegenden Dorfes Kiwai. Die Häuser in Katau ähneln jenen, die an der Nordwestküste Neu-Guineas gebaut werden, und sind an den Thüren mit Schädeln behängt. Auf den Gräbern werden Lebensmittel, Bogen und Pfeile niedergelegt, ein Gebrauch, der gleichfalls im Westen vorkommt. Die Farbe der Haut ist hier kupferfarbig; das Haar, wenn kurz geschoren, zeigt eine gleichmäßige Vertheilung über die Kopfhaut und nimmt erst, wenn es länger wird, ein büschelförmiges Aussehen an. Das stimmt mit dem überein, was Comrie mittheilte. Nach d'Albertis ist die Küstenbevölkerung Neu-Guineas sehr gemischt; er glaubt, daß die typische Form der Papuas erst bekannt wird, wenn das Innere näher erforscht ist. In Kiwai, 25 Miles landeinwärts von der Fly-River-Mündung, war das Haar ebenfalls gleichmäßig über den Kopf vertheilt; die Eingeborenen glichen in der Farbe jenen Kataus oder waren noch eine Schattirung lichter. Die mittlere Höhe wurde zu 5 Fuß 8 Zoll angegeben, doch ist dabei nicht gesagt, ob sich dies auf Männer oder Frauen bezieht. Auch in Kiwai wie in Katau besteht der Gebrauch des Kopfschnellens und die erbeuteten Schädel werden hübsch präparirt. Man überzieht sie mit einer Wachsmaske, setzt Muscheln statt der Augen ein und füllt sie mit kleinen Steinen, Samen ꝛc., um sie wie Klappern zu benutzen.

Einer der Naturforscher an Bord des „Challenger", H. N. Moseley, giebt einen sehr detaillirten Bericht über die Eingeborenen der Admiralitäts-Inseln, welcher gleichfalls schon („Globus" XXXI, S. 201) mitgetheilt wurde. Ein Vergleich der Waffen und Geräthschaften, welche Moseley mitbrachte (s. „Globus" XXXI, S. 360), und jener, welche Dr. Comrie von der Ostspitze Neu-Guineas abbildet, zeigen die große Verwandtschaft in der Kunstfertigkeit der beiden Völkerschaften; viele ihrer Ornamente sind absolut identisch.

Die von A. H. Kiehl mitgetheilten Bemerkungen über die Javanesen bringen keinerlei neue Nachrichten, und was Lieutenant Cameron über die Anthropologie Central-Afrikas vortrug, beschränkte sich gleichfalls auf dasjenige, was er in seinem bekannten Werke sagt. Steingeräthe fand er nirgends mehr im Gebrauche, auch konnte er keine Spur einer frühern Anwendung derselben entdecken, was natürlich das ehemalige Vorhandensein eines Steinalters in diesen Gegenden nicht ausschließt. Am Lualaba ausgegrabene, wie ein Andreaskreuz geformte Kupferstücke waren die einzigen Zeugen of the civilisation of the ancient inhabitants. Weit größere Kupferkreuze, 3 bis 4 Pfund das Stück wiegend, kommen jetzt in Uſſambi und Ulunda auf den Markt.

Sehr anziehend ist, was James B. Walker über die Politik, Religion und Handel von Alt-Calabar mittheilt. In Bezug auf ein künftiges Leben glauben die dortigen Ne-

ger, daß die abgeschiedenen Seelen als Gegenstück des Menschen, den sie im Leben bewohnten, weiterexistiren. Sie kommen wieder auf die Erde zurück, besuchen ihren frühern Aufenthaltsort und quälen und bestrafen jene, die ihnen nicht den gehörigen Respect nach dem Tode erwiesen haben, besonders jene, die ihnen beim Begräbnisse nicht genug Opfer darbrachten. Walker hat gesehen, daß aus diesem Grunde in das Grab eines Häuptlings Güter im Werthe von 100 Pf. St. geworfen wurden. Der Gebrauch, Weiber und Sklaven beim Tode eines Häuptlings zu opfern, ist jetzt abgeschafft, was namentlich dem Einflusse der Missionäre zu danken ist. Doch besteht derselbe noch in der Form eines Ueberlebsels fort; man kerkert nämlich die Weiber und Sklaven beim Begräbnisse ein, und diese Gefangenschaft kann mehrere Jahre dauern. Während dieser Zeit dürfen die Eingekerkerten durchaus nicht mit der Außenwelt verkehren, sich waschen oder die Kleidung wechseln. Viele, die außerhalb des Gefängnisses keine Freunde haben und nicht mit Lebensmitteln versorgt werden, sterben während der Haft.

Alexander v. d. Horck berichtet (wie in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft) über die physischen Verhältnisse der Lappen. Er betont das nicht seltene Vorkommen blonder Haare und blauer Augen unter ihnen. Wenn auch die Lappen jetzt alle den lutherischen Glauben angenommen haben, so sind doch noch manche Reste des Heidenthums bei ihnen vorhanden, und der Glaube an Zauber und Zaubermittel ist noch ungebrochen. v. d. Horck schildert die Tumuli, in welchen die Lappen früher begraben wurden, theils in eine Art von Schlitten eingepackt oder in Birkenrinde gehüllt, welche mit Figuren von Bären, Wölfen, Renthieren ꝛc. verziert ist. Als Ueberlebsel aus alter Zeit gilt das Begraben des Hundes mit seinem Herrn; eine Art Schneckenschale, hundsjail (Hundeseele) genannt, wird jetzt statt des werthvollen Hundes mit dem Todten begraben. Es ergiebt dies eine gute Parallele zu dem oben erwähnten Gebrauche aus Alt-Calabar.

Die Abbildung eines Steingrabes von der Insel Rotumah im südlichen Stillen Ocean verdankt die Gesellschaft dem bekannten Herausgeber der Naturgeschichte des Menschen, W. W. Wood. Es ist plateformeartig gestaltet und gleicht den auf der Oster-Insel, den Marquesas- und Sandwich-Inseln vorkommenden Plateformen.

Sehr reich ist das Capitel der Ausgrabungen im vorliegenden Bande vertreten. Thierische Ueberreste aus den Ausgrabungen von Cißbury beschreibt Prof. Rolleston. In Cißbury bestanden alte Grubenwohnungen, und die thierischen Ueberreste, welche dort entdeckt wurden, gehören der Jagdbeute der einstigen Bewohner an. Der Hund fehlte; dagegen fand sich Bos primigenius und das Wildschwein. Auch Menschenknochen kommen vor. Einige bei Bath gefundene menschliche und thierische Ueberreste schildert Fräulein Buckland, eine Dame, die sich eifrig mit vorgeschichtlicher Alterthumskunde beschäftigt. Die Hünenbetten in der niederländischen Provinz Drenthe finden ihren Schilderer in Dr. Lubach; wer die hannoverschen Hünenbetten kennt, findet hier das Seitenstück. Oberst Lane Fox, der größte Kenner der Waffen und Geräthe der Naturvölker, beschäftigt sich mit dem großen Black-Burgh-Tumulus bei Brighton. Bei der Durchmusterung der zahlreichen in diesem Tumulus gefundenen Gegenstände ward die Frage aufgeworfen, welche Art von Töpfergeschirr für gewöhnliche Hauszwecke während der „Bronzezeit der Tumuli“ benutzt wurde. Gewiß war dasselbe feiner und besser gearbeitet als die Graburnen, indessen kommt auf der Drehscheibe hergestelltes Geschirr, das auch im Tumulus sich findet, einer spätern, secundären Periode zu. Neben dreieckigen Bronzeäxten von gewöhnlicher Form wurde ein kleiner dreieckiger Bronzedolch gefunden. Derselbe Autor schildert auch seine Ausgrabungen im Lager und Tumulus von Seaford, wo auf vorgeschichtlicher Station später ein Römerlager stand. Lane Fox erläuterte ferner die zu Tanagra in Böotien in Gräbern gefundenen Motivstatuetten, von welchen manche der besten Periode griechischer Kunst angehören. Dabei wird die Frage aufgeworfen, ob sie als Substitute für ehemals bei Begräbnissen vorkommende Menschenopfer anzusehen seien.

Ueber die Ethnologie Schottlands, ein oft durchgesprochenes und vielbearbeitetes Capitel, verbreitete sich Rev. John Earle. Wie East-Anglia von Dänemark aus bevölkert wurde, so erhielten Northumberland und Süd-Schottland von Norwegen aus ihre Ansiedler. Dies leitet Earle namentlich aus sprachlichen Eigenthümlichkeiten jener beiden Districte ab, die er mit Vigfusson's isländischem Wörterbuch vergleicht. Was Canon Rawlinson über die Cimbern denkt, ist „Globus“ XXXI, S. 31 bereits mitgetheilt worden.

Mit den Sarmaten beschäftigt sich H. Howorth. Sie waren nach diesem Autor keine Slaven (wie Manche annahmen), sondern die Vorfahren der noch jetzt im Kaukasus angesessenen indoeuropäischen Osseten. Die Sauromaten erscheinen bei Diodor als Zweig der Meder, der aus Kleinasien von den Skythen nach Norden getrieben wurde. Sar ist Partikel, matae = Meder. Sar bedeutet im Ugrischen nach Howorth Gelb oder Roth, daher Sarmaten die gelben Meder. Es gab verschiedene Stämme der Sarmaten, so die Taxamatae. Taz = As, also As-Meder, d. i. Osseten. Wir referiren einfach. — Vortrefflich und mit dem ganzen Apparat der neuen deutschen Forschung vertraut ist eine Abhandlung desselben Autors über die Niederdeutschen.

W. L. Distant, der früher bereits einige Beiträge zur Ethnographie der genau von ihm gekannten Nikobaresen brachte, wendet sich abermals diesem Gegenstande zu; er erwähnt ihre abergläubige Abneigung gegen die Fabrikation von Töpfergeschirr und glaubt, daß die Eingeborenen von Groß-Nikobar eng verwandt mit den Andamanesen und den Semangs auf der Halbinsel Malakka seien. W. C. Ranken weist in einer Abhandlung über die Südseeinsulaner die Hypothese A. R. Wallace's zurück, daß die Polynesier Autochthonen eines untergegangenen Continents seien; er hält sie für eine Mischrace. Zunächst waren die Papuas vorhanden; es folgten auf sie die „Mahori“, die vom Indischen Archipel aus zuerst Samoa bevölkerten und von hier aus, mit den Papuas sich mischend, die übrigen Inseln besiedelten. Neues oder besonders Ansprechendes ist in diesem Aufsatze durchaus nicht enthalten.

Schädelmessungen sind weniger die Sache der Engländer als der Deutschen und Franzosen. Wir finden in den englischen anthropologischen Zeitschriften weniger craniometrische Beiträge als in den deutschen oder französischen. Von einem polnischen skaphoiden Schädel handelt Kopernicki; über Schädel von Mallicollo und Vanikoro in der Südsee, die ersten, welche von dort zur Untersuchung gelangen, spricht Prof. Busk. An dem Schädel aus Mallicollo war künstliche Mißbildung vorhanden, ein Fall, den Barnard Davis auch an Schädeln von den Marquesas, Wood bei Schädeln von Nvea (Wallis-Insel) nachwies. Anthropometrische Aufnahmen bei der Surrey-Miliz nahm Lane Fox vor; die Statur ist dort klein, die Haare sind dunkel, die Augen grau.

Wenn wir den Namen Hyde Clarke über sprachwissenschaftlichen Arbeiten lesen, so überläuft uns jedesmal ein Schauder; er ist einer von jenen methodelosen Köpfen, die alles wild durch einander werfen und die nur deshalb

zur Beachtung gelangen, weil sie sich in anständiger Gesellschaft befinden. Diesmal beglückt er uns mit einer Arbeit über „Vorgeschichtliche Namen von Waffen", ein kunterbuntes Gemengsel zufälliger Wortähnlichkeiten und Anklänge. Für gleich werthlos halten wir seine Arbeit über Schlangen- und Siva-Cultus in Centralamerika.

Herr A. Tylor spricht über den Ursprung der Zahlwörter, ohne etwas Neues beizubringen. Er stützt sich namentlich auf die Arbeiten seines berühmten Namensvetters E. Burnett Tylor, der uns werthvolle Bemerkungen über die japanische Mythologie bietet, während A. L. Lewis über chaldäische Gebräuche und Glauben und M. T. Walhouse über den Geisterglauben und den Teufelscultus in Indien uns belehrt. Ein reicher Inhalt, der hier nur kurz angedeutet werden konnte.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Geschwänzte Menschen.

Unsere Mittheilung unter diesem Titel auf S. 79 des vorigen Bandes, welche wir mit der größten Reserve und nur des merkwürdigen Zusammentreffens wegen wiedergaben, hat Herrn Dr. Mohnike in Bonn zu einem Vortrage in der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde veranlaßt, in welchem er, nachdem er vor Dilettanten und Halbwissern gewarnt, „die Wahrheit der Mittheilungen über das Vorhandensein solcher Menschen auf den indischen Inseln bestreitet." Ja er erklärt es aus anatomischen Gründen für absolut unmöglich, daß geschwänzte Menschen überhaupt vorkommen können. Herr Prof. Schaaffhausen belehrte indessen Herrn Dr. Mohnike sofort, daß als Mißbildung eine echte Schwanzbildung mit Wirbeln bei Menschen vorkommen könne. Förster führt sieben solcher Fälle an. („Kölner Zeitung", 31. März 1877.)

Wir würden auf diese Angelegenheit nicht zurückgekommen sein, wenn uns jetzt nicht der Beweis vorläge, daß allerdings auf den indischen Inseln „geschwänzte Menschen" vorhanden sind. Herr L. F. M. Schulze, Capitän der königl. niederl. ostindischen Armee, zur Zeit in Berlin, schreibt uns nämlich darüber: „Im Jahre 1860 war ich auf der Insel Borneo in Bandjermassing. Vielfach wurde daselbst von sogenannten geschwänzten Mädchen dajakischer Race gesprochen, welche in den Forts und in den verschiedenen Biwaks anzutreffen seien. Als ich dies eines Tages wiederum hörte von einer jungen Dajakerin, welche sich zur Zeit in Fort Tatas aufhielt, beschloß ich mich davon zu überzeugen. Leider fing ich dies ziemlich ungeschickt an und mußte sich die Untersuchung nur auf ein flüchtiges Betasten beschränken, da sie sich ob ihrer Abnormität schämte und die von ihr angenommene Bekleidung (Sarong und Kabaja) ein Sehen nicht zuließ. Ich fand, daß sie eine harte, knochenartige, unbewegliche, einige Zoll lange Rückgratverlängerung hatte. Sicher ist, daß derlei Fälle auf Borneo mehr vorgekommen sind, denn ich hörte Personen aus den verschiedensten Theilen der Südostabtheilung davon sprechen, und unsere javanischen Soldaten waren höchst zufrieden, als die Regierung ihnen Frauen von Java (statt der Dajakerinnen) schickte.

„Leider interessirte ich mich damals noch nicht für Anthropologie und ahnte überhaupt nicht, daß die besagte Abnormität ein casus criticus sein würde, sonst hätte ich sicherlich nähere Untersuchungen darüber angestellt. Jedenfalls werde ich bald nach meiner Rückkehr in Indien wohl Gelegenheit finden, die Sache mit Sicherheit zu voller Klarheit zu bringen und werde ich Ihnen dann die Resultate zusenden."

Soweit Herr Capitän Schulze. Daß dadurch die früher von uns mitgetheilten Berichte der Herren Kögel und L. Lucas wesentlich unterstützt werden, bedarf keiner nähern Auseinandersetzung. Hier heißt es eben: weiter untersuchen, aber nicht bloß negiren, wie dieses von Seiten Dr. Mohnike's geschah.

Daß übrigens, selbst bei anthropoiden Affen, was bisher nicht bekannt war, Schwänze als Mißbildungen vorkommen können, dafür liegt der vollste Beweis vor, welcher wiederum indirect als Stütze unserer Mittheilungen dient. In der Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft vom 7. December 1876 (Bulletins 1876, p. 535) legte nämlich Herr Chudzinski einen Orang-Utan mit sehr entwickeltem Schwanze vor. Broca erklärte denselben näher.

Wie weit verbreitet übrigens der Glaube an das Vorkommen geschwänzter Menschen ist, mag man noch aus den folgenden Mittheilungen ersehen, welche wir den Albanesischen Studien von J. G. v. Hahn (Heft I, 163) entnehmen. Dieser nüchterne Beobachter erzählt:

„Geschwänzte Menschen. Es giebt deren zwei Sorten, mit Ziegenschwänzen und mit kleinen Pferdeschwänzen. Die damit Begabten sind sehr starke und besonders kräftig und untersetzt gebaute Menschen und ganz außerordentliche Fußgänger. Vor ein paar Jahren starb ein solcher, der an einem Tage fabelhafte Strecken zurücklegte; bei gewissen Geschäften mußte er den Schwanz in die Hand nehmen, um ihn nicht zu beschmutzen. Der Glaube an solche Menschen beschränkt sich nicht auf das südliche Albanien (im nördlichen wollte man davon nichts wissen), sondern erstreckt sich über Griechenland und bis nach Kleinasien. So soll z. B. der berüchtigte Räuber Kontowunisios, der aus Langkadia in Morea stammte, geschwänzt gewesen sein.

Hier liegt aber vielleicht mehr als Volksglaube vor. Einer meiner Kawasse in Jannina, Soliman aus Dragoti, behauptete, in seiner Gegend seien solche Geschwänzte gar nichts Seltenes; er selbst habe einen geschwänzten Vetter (Geschwisterkind), den er als Junge beim Baden oft an dieser Naturgabe gezerrt habe. — Der weit zuverlässigere Theodoris, welcher in seiner Jugend Räuber im Pindus war, erzählte, bei seiner Bande habe sich Jahre lang ein untersetzter, breitschulteriger, hochblonder Mann mit Namen Kapetan Jannáki befunden; von dem habe es geheißen, daß er geschwänzt sei. Um sich davon zu überzeugen, hätten sie sich eines Nachmittags, als er schlief, zu Sechsen (denn er war ungemein stark) über ihn geworfen, und an dieser Ocularinspection habe er selbst Theil genommen. Er erinnere sich genau einen etwa vier Finger breit langen, ziegenähnlichen Schwanz gesehen zu haben, dessen innere Seite unbehaart, auf der Rückseite aber mit kurzen, hochrothen Borsten besetzt gewesen sei, und dieser Haarstreif habe sich etwa eine Hand breit über das Rückgrat hinaufgezogen. Meine Bemühungen, ein solches Subject zu sehen, waren erfolglos, und alle türkischen Militärärzte, welche ich sprach, erklärten die Sache für eine Fabel, weil ihnen bei den jährlichen Visitationen so vieler Recruten aus allen Theilen des Landes niemals ein solches Naturspiel vorgekommen sei."

Uebrigens ist keineswegs der von Dr. Mohnike angegriffene Kögel der Erste gewesen, welcher von geschwänzten Menschen auf den ostasiatischen Inseln redet. Schon die

frühesten Reisenden, welche von diesen Inseln erzählen, berichten von geschwänzten Leuten. So sah der Deutsche Barchewitz auf den Molukken ein geschwänztes Mädchen, welches er im sechsten Capitel seiner Reisebeschreibung schildert. Hesse, der 1680 in Ostasien war, beschreibt eine Frau mit einem kurzen Ziegenschwänzchen von Sumatra. Der Holländer Strauß, der 1650 Formosa besuchte, sah einen Mann dort wegen Mordes lebendig verbrennen, und dieser hatte einen 1 Fuß langen behaarten Schwanz. „Daß dieser Mann einen Schwanz hatte, sah ich so deutlich, wie daß er einen Kopf hatte," sagt Strauß. Gemelli Carreri und Le Gentil erwähnen gleichfalls geschwänzter Menschen von den Philippinen, und auch der alte Purchas sagt von diesen Inseln: Lambri, the next kingdom, hath in it some men with tayles like dogges, a span long, und von Sumatra: They say that there are a certain people there called Daragni Dara, which have tayles like to sheep. Der große Harvey bringt das Zeugniß eines aus Ostasien zurückgekehrten Wundarztes bei, welcher ihm genau den dickfleischigen, spannenlangen Schwanz eines Mädchens von Borneo schilderte.

Wenn auch alle diese Zeugnisse heute nicht mehr beweiskräftig sind, so haben sie doch ein Interesse und sind darum beachtenswerth. Sie sind nämlich sämmtlich unabhängig von einander, so gut wie die neuen von uns beigebrachten Zeugnisse von Kögel, Lucas, Schulz, und concentriren sich auf die Malayischen Inseln. Wir fanden sie zusammengestellt in Winwood Reade, Savage Africa. London 1864, 477 seq.

### Volksetymologien.

R. A. Erlauben Sie mir zu der hübschen Arbeit von Dr. Kleinpaul (S. 377 des vorigen Bandes) einige Nachträge. Besonders wird Karl der Große vom Volke bei uns in Mitleidenschaft gezogen, wenn es sich um Erklärung von Ortsnamen handelt. Als er den Dom zu Minden gestiftet hatte, gab er Wittekind die Erklärung:

Dat schal syn
Myn und Dyn.

Daher der Name. Würdig schließt sich dem an, was er 780 ausgerufen haben soll, als er in wohlgeborgener Stelle hinter der Ohre Kriegslager hielt, nämlich: „Wohl mir der Stätte!" woraus Wolmirstädt wurde. (Pott, Personennamen 25.) Heilbronn hat nichts mit heilen zu thun, sondern ist aus Halesbrunn entstanden (Hales im Wälschen ein Salzplatz, conf. Halle, Hallstadt). Das wunderliche Sprachgefühl des Volkes vermeidet aber gern Worte, bei denen es sich nichts denken kann, und so kam von Mullwurf der Maulwurf, aus Cambray-Leinen Kammertuch, und im Niederdeutschen verwandelt man die Maitresse in eine Matratze! Daß übrigens bei Naturvölkern das nämliche etymologisirende Bestreben vorhanden, zeigte ich schon „Globus" XXVIII, S. 191. Die Beni Amer in Ostafrika erzählen: Ein König hatte eine Tochter, die verwahrte er in einer Burg auf der Insel Suakin; doch wurde sie da von einem Teufel (Djinn) besucht und gebar ihm sieben Söhne, die Stammväter der von den Beni Amer gehaßten Hadendoa. Daher die geistreiche Etymologie von Suakin aus: San en Djinn = der Teufel hat's gebaut. (Munzinger, Ostafrikanische Studien 302.) Wenn Ludwig der Springer, als er die Wartburg gründete, sagte: „Warte, Berg, du sollst mir eine Burg werden," wie man in Thüringen erzählt, so hat es der Inka Yupanqui bei der Gründung Tiahuanacos nicht anders gemacht. Ein Chasqui oder Fußbote hatte hier nämlich ihm eine wichtige Nachricht überreicht. Erstaunt über die Schnelligkeit des Fußboten sagte ihm der Monarch: Tia Huanaco! (Halt an, Huanaco!), auf die Schnelligkeit dieses Thieres anspielend (v. Tschudi).

Mit den deutschen Verballhornungen slavischer Ortsnamen ließen sich Seiten füllen. Das wendische Budissin ist indessen seit mehreren Jahren nicht mehr officielle Schreibart, die sogenannte deutsche Form Bautzen gilt jetzt auch amtlich. Aber statt Zahoñ (herrschaftliches Feldstück) giebt es jetzt in der Lausitz ein „Sauhahn", statt Wysoka (Hochdorf), ein Weißig; aus Luboraz wurde Liebrose, aus Strožišćo (Wachplatz) ein Strohschütz u. s. w. (R. Andree, Wendische Wanderstudien 146).

---

Ein unterseeischer Vulcan im Mittelländischen Meer. Am 13. Februar verließ der nach Bombay bestimmte gepanzerte Schraubendampfer „Knight Templar", Capitän Henderson, Cardiff mit über 2000 Tonnen Kohlen. Bis zum 23. Februar war die Fahrt von gewöhnlicher Art. An diesem Tage erhielt das Schiff Nachts 2 Uhr 30 Minuten, als es sich in der Nähe der Insel Galita zwischen Sardinien und Tunesien und nach den neuesten Admiralitätskarten in einer Wassertiefe von über 1000 Faden befand, plötzlich einen ganz unerwarteten Stoß. Ein dumpf rollendes Getöse machte sich unter dem Wasserspiegel hörbar, welches länger als eine Minute andauerte, und eine kochende Masse weißen Schaumes stieg rund um das Schiff empor. Der „Knight Templar" wurde durch den Stoß nicht in seinem Laufe gehemmt, was offenbar der Fall gewesen wäre, wenn er auf einen Felsen gestoßen hätte; aber als man näher zusah, zeigte sich, daß der Dampfer sich sehr schnell zu füllen begann, während seine Geschwindigkeit merklich abnahm. Capitän Henderson steuerte unverzüglich auf die Insel Galita zu und ließ sein Fahrzeug aus Land laufen, was ihm etwa vier Stunden nach dem unerklärlichen Stoß glücklich gelang, nachdem das Wasser trotz aller Pumpen schon bis zum Maschinenraume gestiegen war. Als man in London von dem Vorfall Nachricht erhielt, reiste sofort ein Ingenieur nach der erwähnten Insel, um die nothwendige Ausbesserung des Schiffes vorzunehmen. Eine Untersuchung von Seiten der mitgebrachten Taucher ergab, daß ungefähr 15 Fuß vom Schiffsvordertheil entfernt ein 9 bis 10 Fuß langes Stück des Kiels losgerissen und weiter hinten derselbe auf 16 Fuß Länge nochmals beschädigt worden war. Es konnte dies nur von einem Felsenstück herrühren, das rechtwinklig zur Bahn des Schiffes sich bewegte, weil am vordern Theile des Kieles nichts beschädigt war, was sonst immer der Fall ist, wenn ein Schiff auf einen Felsen läuft. Eine später im Hafen zu Malta vorgenommene Untersuchung im Dock bestätigte die Annahme, daß die Ursache des Unfalles ein unterseeischer vulcanischer Ausbruch war. Erwähnt sei noch, daß der Ort, wo das Phänomen statthatte, auf der gewöhnlichen Fahrstraße liegt, welche möglichenfalls im Laufe des gegenwärtigen Krieges stärker als gewöhnlich besucht werden dürfte, was insofern für die Wissenschaft günstig ist, als man von etwaigen Wiederholungen der Eruption eher wird Nachricht bekommen können. (The Mail.)

— Neuyorker Zeitungen zufolge haben Bewohner der Samoa-Inseln eine Bittschrift nach London gesendet, worin sie die englische Regierung um Uebernahme des Protectorats angehen. Dieselbe hat jedoch das Verlangen abgelehnt.

---



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Nordenskiöld's Expedition nach dem Jenisei 1875.

## III.

In Dicksonshamn beschloß die Expedition sich zu theilen: Kjellman, von Theel begleitet, wurde beauftragt, den „Pröven" durch das Karische Meer nach Schweden zurückzuführen, während Nordenskiöld mit Lundström und Stuxberg den Weg durch Sibirien wählte. Am 17. August wurde das Abschiedsmahl gefeiert; aber der schon seit dem 16. herrschende Sturm verzögerte die Abreise. Das norwegische Boot, welches die Fahrt den Jenisei aufwärts machen sollte, wurde mit den nöthigen Vorräthen in See gelassen, ebenso ein eiserner, speciell für die Expedition erbauter Kahn. Aber eine mächtige Welle reißt letztern los und wirft ihn gegen die Felsen, daß er in Trümmer zerschellt.

Am 19. beruhigte sich der Sturm, der Regen hörte auf und die Nebel verschwanden; sofort bestiegen die drei Gelehrten in Begleitung dreier Matrosen das Boot „Anna" und verschwanden bei dem herrschenden günstigen Winde bald aus dem Gesichtskreise der auf dem „Pröven" Zurückgebliebenen. Um 6 Uhr Abends lichtete auch dieser die Anker und steuerte nordostwärts den dort treibenden Eismassen entgegen, welche er vier Stunden später erreichte. Dieselben waren aber so zertheilt, daß er ohne besondere Schwierigkeiten sich einen Weg durch sie hindurch bis zum offenen Meere bahnte, wo eine andere Gefahr seiner wartete. Am 21. brach ein Sturm los, welcher das Schiff hart mitnahm; dabei war die Luft so kalt, daß die gegen das Segelwerk spritzenden Wogen alsbald gefroren. Das Verdeck glich einem See, und alles Pumpen vermochte nur wenig gegen das hereinschlagende Wasser. Nach der Berechnung sollte das Schiff am 22. etwa 30′ nordwestlich von der Weißen Insel sich befinden, d. h. in 74° nördl. Br. und 71° östl. L. Gr., doch die Beobachtung der Sonnenhöhe ergab 75° 14′ nördl. Br. und für die Länge fand man 68° 45′. Dieser Unterschied läßt sich nur durch die Annahme einer starken Strömung vom Ob oder Jenisei her erklären, der das Schiff gegen Nordwesten abgelenkt hat. Am 23. Morgens kam die Küste Nowaja Zemljas bei Cap Middendorff (etwa in $75^3/_4$° nördl. Breite) in Sicht; nirgends zeigte sich eine hervorragende Bergspitze, nur große Gletscher, welche die Hochebene bedecken. Der Weg nach Norden war dort durch Eismassen versperrt (spätere Nachrichten von Robbenschlägern gaben denselben freilich nur 10 Seemeilen Breite; an einzelnen Stellen konnte man sie passiren, und eine solche „Fangstjakt" hat wirklich 1875 die ganze große Insel umsegelt). Kjellman gab also den ursprünglichen Plan, das Nordende von Nowaja Zemlja zu umsegeln, auf, und ließ den Cours südwärts richten. Sie fuhren dann bei fünf Gletschern vorbei, welche fern am Horizonte von einem gemeinsamen Mittelpunkt auszugehen schienen, um sich dem Meere zuzuwälzen. An jener Stelle war das sonst ziemlich flache Karische Meer über 150 Klafter tief, wie sich denn überhaupt seine tiefste Einsenkung längs der Ostküste Nowaja Zemljas hinzieht, so weit eben die wenigen vorhandenen Messungen einen solchen allgemeinen Satz schon jetzt auszusprechen gestatten. Südlich von jenen Eisfeldern behält das Land noch eine Strecke weit seinen Charakter als Hochebene ohne merkliche Erhabenheiten bei, wird dann hügeliger und schließlich ein von tiefen Thälern durchschnittenes Bergland. Die bis dahin steil abfallende, einförmige Küste gewinnt an Mannigfaltigkeit durch die tiefer werdenden Einschnitte und die losgelösten Inseln. Fünf Tage lang kreuzte der „Pröven"

umher; es war unmöglich zu landen, weil kein Anker den Grund faßte. Bis dahin war die Ueberfahrt über das Karische Meer stets verzögert worden, entweder durch vollständige Windstillen oder durch so rasenden Sturm, daß es unmöglich erschien, alle Segel aufzuspannen. Endlich erhob sich am Nachmittage des 28. August eine frische Brise von Norden und trieb das Schiff mit einer Geschwindigkeit von 5 Knoten südwärts. Den folgenden Tag ankerte es in der Bay Udde und setzte am 30. nach einem erfolgreichen Zuge mit dem Schleppnetze, der sich am folgenden Tage wiederholte, die Fahrt langsam fort.

Wie bekannt, wimmelt die Oberfläche der arktischen und antarktischen Meere an manchen Stellen von vegetabilischen Organismen, den Diatomaceen oder Stabthierchen-Algen. Eine solche individuenreiche, vegetabilische Bank hatte die Expedition 60 bis 80 Kilometer westlich von der Namenlosen Bucht an der Westküste von Nowaja Semlja und an der Küste von Jalmal gefunden. Ebenso finden sich an der Oberfläche des Meeres zahllose Mengen von Schalthieren, vornehmlich Copepoden, so daß sich ein hinten am Schiff befestigtes Netz oft in wenigen Minuten füllt. Dieselben dienen einer Anzahl von Seethieren zur Nahrung. Merkwürdig war es, daß sich Diatomaceen und Crustaceen gegenseitig ausschließen: trat die eine Gattung auf, so fehlte sicher die andere.

Der Nebel der letzten Tage hatte jede Beobachtung der Sonne vereitelt; aber groß war ihr Erstaunen, als der Himmel sich aufheiterte und sie beobachteten, daß sie sich schon 12 Minuten südlich von Matotschkin Schar befanden. Sie waren an dessen Eingang vorbeigefahren und mußten nun wieder nach Norden umkehren. Am Abend des 3. September segelten sie in denselben ein und hatten bei angenehmem Wetter volle Zeit, die großartige Landschaft zu bewundern. Nur dort findet man wahre Schneeberge von alpinem Charakter, während der Norden, wie wir gesehen haben, lediglich eine von Gletscherströmen bedeckte Hochebene, der Süden aber und die Insel Waigatsch ein ziemlich flaches, hier und da hügeliges Land darstellt. Jetzt sank auch zum ersten

Oestliche Einfahrt in Matotschkin Schar.

Male wieder für sie die Sonne unter den Horizont, und sie konnten in den Sternen liebe alte Bekannte begrüßen. Bei günstigem Winde folgten sie in geringem Abstande zwei Schiffen aus Hammerfest durch die Meerenge. Zu beiden Seiten stürzen mächtige Berge steil in das Meer ab, welches an der breitesten Stelle nur etwa fünf Kilometer, stellenweise aber kaum einen Büchsenschuß breit ist. Am Abend des 4. September ankerten sie am Fuße des Sadelbergs, der seinen Namen von seiner Aehnlichkeit mit einem Sattel erhalten hat, und von dessen Gipfel sie einen herrlichen Ueberblick über die Meerenge bis hin zur Karischen See genossen. Am 11. September war die Meerenge durchfahren; die an Stürmen reiche Rückkehr nach Norwegen bietet nichts, was besonderes Interesse hätte. Am 3. October ankerte der „Pröven“ wieder in Tromsö, nachdem er in weniger als vier Monaten über 10,000 Kilometer zurückgelegt hatte.

* * *

Als sich am 19. August das Boot „Anna“ vom „Pröven“ getrennt hatte [1]), wurde es schnell südwärts getrieben und ließ zahlreiche Inseln zur Linken hinter sich. Das Land im Osten war niedrig und besaß keine irgendwie hervorragenden Hügel. Tausende von Baumstämmen waren dort schon seit Jahrhunderten vom Jenisei angeschwemmt worden, und manche der Inseln scheinen durch nichts anderes entstanden zu sein. Nachmittags wurde am Vorgebirge Jefremowski Kamen, wo sich drei Eisbären umhertummelten, ein kurzer Halt gemacht, um ein Mahl zu kochen, und dann die Fahrt den ganzen Abend und die folgende Nacht hindurch fortgesetzt. Am nächsten Morgen landeten sie am Cap Krestowskoje, wo mehrere schon seit Jahren verlassene, aber noch gut erhaltene Wohnhäuser sich erheben. In Kreuzesform erbaut, daher der Name (krest, russisch = Kreuz), haben sie mehrere Zimmer, deren einstige Bestimmung zum Baden, Schlafen, Wohnen, Backen, Thransieden u. s. w. sich noch deutlich erkennen ließ, einige sogar zwei, allerdings sehr niedrige Stockwerke. Die Umgebung derselben zeigt einen verhältnißmäßig üppigen Pflanzenwuchs, darunter Arten, welche dem Ansiedler bis in die fernsten Erdenwinkel folgen, dort bei seiner Hütte ausdauern und bei nicht allzu ungünstigen Naturverhältnissen sich in der Einöde weiter verbreiten, als

[1]) Von hier an nach Dr. Lundström.

Beweise für eine frühere Cultur einerseits, für die Möglichkeit einer spätern andererseits. Nachdem die Arbeiten, darunter eine astronomische Ortsbestimmung, dort vollendet, ging es am östlichen Ufer des Jenisei weiter; von einem günstigen Nordwest geschaukelt, schliefen sie die Nacht hindurch und landeten am Morgen des 21. am Teufels-Cap (Schaitanski), am Abend beim Vorgebirge Sapotschnaja korga. Ein Landen war es im letztern Falle eigentlich nicht zu nennen; denn sie stiegen aus dem Boote auf Massen von Treibholz, ein Umstand, der die Auswahl eines Feuerplatzes schwierig machte, da man Gefahr lief, die ganze Umgegend in Brand zu stecken. Man findet darunter Stämme bis zu $1^1/_2$ Meter Dicke; in einiger Entfernung vom Ufer, wo das Holz schon verfault ist, wuchern zahllose Champignons, und in den stillstehenden Wasserlachen zwischen den Stämmen wimmeln Süßwasser-Crustaceen. Am Ufer stehen zwar einige Häuser; aber sie sind unbewohnt, und von lebenden Wesen zeigen sich nur wilde Gänse, welche in langen Ketten südwärts ziehen.

Die hohle See hielt die „Anna“ hier bis zum Abend des 23. fest; dann erst gelang es, sie wieder flott zu machen. Aber es war eine böse Nacht, die nun folgte, stockdunkel und kalt, und dabei schlugen die Wogen ohne Unterlaß über Bord, so daß ein Fangstmän unaufhörlich mit Ausschöpfen des Wassers beschäftigt war. Da das östliche Ufer keinen geeigneten Landungsplatz bot, so beschloß Nordenskiöld den Strom zu kreuzen, der an jener Stelle an 10 Kilometer breit war. Aber auch das westliche Ufer ist durchweg flach, so daß sie aus Furcht vor möglicherweise vorhandenen Untiefen an das gegenüberliegende Gestade zurückkehrten, nicht ohne unterwegs wirklich aufzulaufen und nur mit den größten Anstrengungen wieder los zu kommen. Das Land ist hier unter $71^1/_2{}^0$ nördl. Br. mit Erlen von 60 Centimeter Höhe bedeckt, zwischen denen sich eine reiche Vegetation entfaltet. Auch das niedliche Thal eines kleinen dort mündenden Flüßchens Mesenkin, welches sich zwischen Sandhügeln hinzieht, ist ganz mit Grün bedeckt und von Vorsprüngen und Inselchen durchschnitten. Dort landeten sie und waren bald trotz des

Die Gubin-Bay im Matotschkin Schar.

heftigen Geschreies der zahlreichen Möven, Gänse und Enten in tiefen Schlaf versunken. Groß war ihre Freude, als sie am Morgen des 24. August zuerst Hunde und dann zwei Menschen beim Brombeerensammeln erblickten, die ersten seit Ende Juli. Es waren Russen, die, im Zelte mit Kaffee bewirthet, ihnen mancherlei Aufschlüsse über die Gegend ertheilten; so erfuhren sie, daß die auf der Karte als Dörfer bezeichneten Ortschaften gewöhnlich nur zwei bis drei Einwohner, mitunter sogar auf die Dauer des ganzen Jahres nur einen einzigen beherbergen. Dies und die Unbekanntschaft der Schweden mit dem Lande veranlaßte Nordenskiöld, einen der Russen, den Kosacken Feodorow, als Führer zu miethen. Für 50 Rubel versprach er sie bis Dudino oder Dudinsk ($69^0$ 23′ nördl. Br.) zu geleiten und kehrte zwei Tage später (26. August) zurück, nachdem er sich von seinem etwa 30 Kilometer entfernt wohnenden Herrn die Erlaubniß dazu geholt. Ihn begleitete sein Herr und vier andere Russen, welche bei den Vorbereitungen zur Abfahrt willig hülfreiche Hand anlegten.

Schon am 31. August erreichte aber diese Fahrt ihr Ende; am Morgen dieses Tages trafen sie wenige Meilen nördlich von Dudinsk den Dampfer „Alexander“, dessen Capitän, der Kaufmann Iwan Michailowitsch Jarmeniew, sie und ihre Sammlungen willig an Bord und die „Anna“ ins Schlepptau nahm. Die „eingemachten“ Thiere des Zoologen, die Botanisirtrommel voll „Heu“ und die Erzählungen der Schweden von ihrer Fahrt erregten zwar anfänglich das Mißtrauen der Russen; aber ihr russischer Paß brachte rasch alles in Ordnung und sicherte ihnen die zuvorkommendste Behandlung. Am Abend um 6 Uhr lichtete der Dampfer die Anker und fuhr, gefolgt von einer großen mit Fischen beladenen Barke, mehreren kleinen Booten und einer ganzen Wolke von Möven, den mächtigen Fluß bis Dudino hinauf, wo er am 1. September anlegte. Dieses Dorf liegt in $69^0$ 23′ nördl. Br. etwa 30 Kilometer südlich von der Waldgrenze, so daß sich die Reisenden hier zum ersten Male in diesem Sommer das Vergnügen machen konnten, sich im Walde zu ergehen, welcher hauptsächlich aus Lärchen und einzelnen Fichten besteht. Freilich sind die Bäume noch klein und stehen zerstreut; doch die Zwischenräume füllen Gebüsche

Ostjaken vom Jenisei. (Nach einer Photographie.)

von Johannisbeeren und wilden Rosen. Die immerhin reich vertretene Insectenwelt würde zu günstigerer Jahreszeit wohl noch mannigfaltiger gewesen sein.

Als die Gelehrten Abends zum Schiffe zurückkehrten, fanden sie dasselbe von den Bewohnern Dudinos erfüllt, Priestern, Kaufleuten, dem Smatritel (Inspector, Regierungsbeamter), einem „Ingenieur“ und anderen Leuten, welche mehr oder weniger freiwillig dort leben und die Fremden mit Fragen überhäuften, denen Nordenskiöld mit der Karte in der Hand nach Kräften Antwort stand. Die schwedische Expedition schien den Leuten nicht ohne Wichtigkeit für sie selbst zu sein; denn der Pope bat beim Weggehen um die Erlaubniß, andern Tages wiederkommen und Gott für die glückliche Ankunft der Fremden danken zu dürfen. Alle Einreden der

Dolganen vom Jenisei. (Nach einer Photographie.)

Gelehrten, daß sie andern Glaubens seien und vom Russischen meistens nichts verständen, halfen da nichts: am andern Morgen erschien die Geistlichkeit des Orts nebst den meisten Einwohnern (der ganze Ort zählt deren funfzig und an niedrigen Hütten etwa ein Dutzend) und celebrirte an Bord des „Alexander“ einen feierlichen Gottesdienst, nach dessen Beendigung Branntewein herbeigeschafft wurde: jeder einzelne trat dann mit entblößtem Haupte, das Glas in der Hand, an die Fremden heran und trank auf ihr Wohl. Auch auf dem Lande bestrebten sich die Notabeln von Dudino, dieselben aufs Gastfreundlichste zu empfangen und zu bewirthen.

Am 4. September setzte der Dampfer, der eigentlich ein schwimmendes Magazin vorstellte, seine Reise fort. Es ist eine Art Tauschhandel, welchen sein Besitzer mit der Uferbevölkerung treibt: sie bringt ihm ihre Producte, d. h. Pelzwerk und Fische, und er zahlt ihr mit Thee, Zucker, Taback, Branntewein, Tuch und Baumwolle, mit eisernen Kesseln und sonstigem Geschirr, Papier, Pulver, Streichhölzern, Schuhen u. s. w. Was an Fischen eingeht, wird sofort eingesalzen

Tungusen vom Jenisei. (Nach einer Photographie.)

und verpackt, und die hinten am Dampfer befestigte Lodka ist damit fast schon gefüllt. Denn die Gewässer des Jenisei zeichnen sich ebenso wie die des Ob (vergl. „Globus" XXXI, S. 72) durch die Menge und Größe ihrer Fische aus, welche oft über 20 Kilogramm wiegen. Die Flußfahrt gab zu interessanten botanischen Studien Gelegenheit, da die Gelehrten, von Norden nach Süden vordringend, die nördlichste Verbreitungsgrenze der einzelnen Pflanzen genau beobachten konnten. Es fand sich z. B., daß manche Pflanzen, welche im südlichen oder mittlern Schweden vorkommen, hier sich dicht am Polarkreise finden. Die Ursache davon ist wahrscheinlich der Strom, welcher durch seine Ueberschwemmungen Wurzeln und Samen weit nach Norden führt; zudem bewirkt die Masse von Erde, Sand und Thon, welche er im Frühling mit sich hinabschwemmt, daß der Erdboden an seinem ganzen untern Laufe überall fast die gleiche Zusammensetzung zeigt, was natürlich gleichfalls die Pflanzenverbreitung befördert. Was den Jenisei selbst anlangt, so mögen hier einige Einzelheiten über sein Stromregime folgen, wie sie sich aus einer Reihe von Beobachtungen ergeben, welche ein verbannter Pole, Namens Marks, in Jeniseisk angestellt hat. (Die Zahlen geben das Mittel für die Jahre 1871 bis 1874, die Daten sind solche neuen Stiles und die Grade hunderttheilige.) Der Jenisei ist am 9. Mai eisfrei, und zum letzten Male sinkt das Quecksilber am 19. Mai unter Null, während der letzte Schnee erst am 31. fällt. Am 26. desselben Monats erreicht der Strom seinen höchsten Wasserstand; am 7. Juni fährt der erste Dampfer von Jeniseisk stromabwärts nach Turuchansk. Am 25. September fällt der erste Schnee und zwei Tage später sinkt die Temperatur auch zum ersten Male unter Null. 179 Tage lang, also fast während der Hälfte des ganzen Jahres, ist der Strom unter einer Eisdecke gefesselt; 115 Tage lang ist die Temperatur unter Null und acht Tage im Durchschnitt ist das Quecksilber gefroren. Die höchste während jener Zeit in Jeniseisk beobachtete Temperatur war + 32·9° (12. Juli 1872) und die niedrigste — 58·6° (12. Januar 1872). Niederschläge sind nicht häufig; ihr Maximum erreichen sie mit 53·91 Millimeter im August. Auch ist der Himmel gewöhnlich wolkenlos und klar. Der Beginn des Frühlings und die Blüthezeit wechseln natürlicher Weise, aber nur innerhalb eines Zeitraums von fünf bis sechs Tagen.

Auf der Weiterfahrt hatte der Dampfer alltäglich Besuche von Samojeden, Juraken, Dolganen und Tungusen, welche ihre Fische zum Verkaufe brachten. Eine junge Frau richtete an Lundström mehrere Fragen; als sie aber bemerkte, daß dieser sie nicht verstand, schüttelte sie mitleidig den Kopf. Ein anderes Mal fuhr ein ostjakisches Ehepaar bis zur nächsten Station mit und plauderte lustig und ohne Weiteres die Fremden an; trotz deren Schweigen zeigten sie zufriedene Mienen, namentlich wenn dieselben ihnen ihre Pfeifen stopften.

Am 12. September wurde der Polarkreis passirt; wenig südlich davon bei der Skopzen-Ansiedelung Siliwanskoje wachsen schon Rüben und Kartoffeln, welche letzteren gerade in Blüthe standen. Am Nachmittage fuhr der Dampfer bei Turuchansk, der nördlichsten „Stadt" am Jenisei, vorbei und ankerte dann beim Troitzkoi Monastyr (Kloster der Dreifaltigkeit), dessen weißgetünchte Mauern und hohen Thürme sich stattlich von dem dunkelen Nadelholzwalde abheben und in den Fluthen des Jenisei sich wiederspiegeln. Von diesem Kloster an, welches an der Einmündung der Unteren Tunguska [1]) liegt, wird die Natur reicher und mannigfaltiger; es treten zum ersten Male seit dem Mündungsgebiete des Stromes wieder Berge auf, wenn auch noch von geringer Ausdehnung, und die Flora wird eine andere. Auch die Strömung wird heftiger und dadurch die Maschine zu größeren Anstrengungen gezwungen, was ein so unerträgliches Zittern des ganzen Schiffes erzeugte, daß die Schweden es vorzogen, am Lande neben demselben herzugehen. Südlich vom 65. Breitengrade werden die Flußufer belebter, die Ansiedelungen, deren je fünf oder sechs gemeinschaftlich eine Kirche besitzen, häufiger. Inzwischen haben aber die Nachtfröste begonnen und der botanischen Ausbeute ein Ziel gesetzt; das Wetter ist jedoch noch andauernd schön. Nun waren es die von Hunden gezogenen Boote der Eingeborenen, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich lenkten, und in den Dörfern die vor den Hütten sitzenden Frauen und Kinder, beschäftigt, Früchte der Zirbelkiefern zu knabbern. Letztere konnten die Schweden selbst in den prächtigen Wäldern sammeln, deren Bestände an Nadelholz den größten Reichthum Sibiriens ausmachen, weit mehr als das Gold, welches hier überall an den Nebenflüssen des Jenisei gewaschen wird und alljährlich Hunderte von Leuten herbeilockt, deren Hoffnungen sich nur selten erfüllen.

Am 30. September langte die Expedition in Jeniseisk an, von dort zu Wagen am 5. October in Krasnojarsk, wo ihre werthvollen Sammlungen für die lange Landreise sorgfältig verpackt wurden, und kehrte dann auf der großen Poststraße über Tomsk, Omsk, Tjumen, Jekaterinenburg, von wo aus sie die reichen Erzgruben bei Nishni-Tagilsk besuchte, ferner Nischni-Nowgorod und Moskau nach Schweden zurück.

* * *

Was Nordenskiöld's zweite Reise auf dem „Ymer" nach dem Jenisei im Jahre 1876 anlangt, durch welche er die Möglichkeit des neuen von ihm eröffneten Handelsweges zwischen Nord-Europa und Nord-Asien zu bekräftigen suchte, so verweisen wir auf die ausführlichen Mittheilungen im dreißigsten Bande dieser Zeitschrift S. 351 und 365. (Vergl. auch „Globus" XXXI, S. 191, über die Fahrt des Engländers Wiggins.) Im kommenden Jahre (1878) beabsichtigt der unermüdliche arktische Reisende eine dritte Fahrt nach dem Eismeer nordöstlich und östlich von der Jenisei-Mündung zu unternehmen, für welche schon das der Actiengesellschaft „Eismeer" gehörende Dampfschiff „Vega" um den Preis von 150,000 Kronen angekauft ist. Die Kosten dieser neuen Expedition werden vom König Oskar, vom Rheder Dickson in Gothenburg und vom schwedischen Staate bestritten. — Wie ferner die „Deutschen Geographischen Blätter" (1877, II, S. 112) melden, wird wahrscheinlich im laufenden Sommer ein Dampfschiff mit verschiedenen Gütern, welche theils in London, theils in Bremerhaven eingenommen werden sollen, nach dem Jenisei gehen und im Herbste von dort wieder zurückkehren. Dieser erste Versuch der Eröffnung einer Handelsfahrt zwischen Deutschland und dem nördlichen Sibirien soll für russische Rechnung gemacht werden.

---

[1]) Vergl. darüber Czekanowski's Mittheilungen und Karte „Globus" XXXI, S. 247 und 261.

# Die Calema.

Von **Dr. Pechuel-Loesche.**

(Mitglied der ehemaligen von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas ausgesandten Güßfeldt'schen Loango-Expedition.)

## II.

Tritt man auch allgemein anerkannten Erfahrungssätzen mit einer gewissen Pietät gegenüber, so ist man doch zu einer behutsamen Aufnahme derartiger Dogmen berechtigt, da sie, nur zu oft gelegentlicher oder ungenauer Beobachtung und unvorsichtiger Neigung zum Generalisiren entsprungen, um so zäher festgehalten werden, als ihre Anhänger versäumen, die Thatsachen zu gruppiren, welche ihre Anschauungen widerlegen könnten. Der bedeutsame Ausdruck des Gewöhnlichen, die mittleren Werthe, bleiben unbeachtet zu Gunsten des Besonderen, des Auffallenden.

Die Behauptung, daß an der Loangoküste die Calema an einzelnen Strecken herrsche, zur nämlichen Zeit aber an zwischenliegenden oder angrenzenden nicht wahrgenommen werde, läßt sich in ihrer Tragweite beschränken durch schon angeführte Beobachtungen, nach welchen sowohl der fluthenbewegende Mond als auch räumlich beschränkte Wasserverschiebungen den Effect der Brecher für entsprechende Zeiten verändern können. Auch meteorologische Vorgänge, wie gelegentliches Umspringen oder Auffrischen des Windes, Platzregen, mögen obige Täuschung begünstigen. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß Sonnenschein die Calema niederdrücke, beruhige, muß einfach verneint werden. Die am Tage herrschende Seebrise, nicht der Sonnenschein, verhindert, in schon oben angeführter Weise, die volle Entwickelung der Roller; während der Nächte dagegen erregt das von der ruhigen thaufeuchten Luft übermittelte Tosen derselben eine übertriebene Vorstellung von ihrer Größe und Stärke.

In ganz Westafrika wird ferner behauptet, daß Neumond und Vollmond mit dem Auftreten der Calema in engster Beziehung ständen. Die Regel lautet: drei Tage vor und nach den Syzygien tritt stets eine starke Calema ein! Während solcher ausgedehnter Perioden, deren Summe nahezu die Hälfte des synodischen Monates beträgt, ist nun allerdings die Wahrscheinlichkeit für das Eintreten einer bestätigenden Calema ziemlich groß; ein Neuerungssüchtiger könnte aber recht wohl behaupten, daß die Calema in den entsprechenden Perioden der Quadraturen erscheine. Eine Prüfung der folgenden Tabelle, in welcher die mittlere Tagesstärke der Calema während siebenzehnmonatlicher Untersuchungen gegeben und die Syzygien markirt sind, läßt eine weitere bedeutsame Regellosigkeit der Erscheinung erkennen.

Die sehr starke Calema, mit Rollern, welche im Momente des Ueberfallens etwa 3 bis 4 Meter Höhe besitzen, wurde mit Nro. 3, die schwache mit nicht unter 1 Meter hohen Rollern durch Nro. 1 bezeichnet [1]). Das fast gänzliche Fehlen der charakteristischen gestreckten Wellenzüge wurde mit Nro. 0 angedeutet, und die Zwischengrade 0 — 1, 1 — 2, 2 — 3 eingeschaltet. Erst gegen Ende der Beobachtungszeit erschien es nothwendig, noch einen neuen Grad hinzuzufügen. Die mit 0 bezeichnete aber immerhin noch rauschende Brandung beruhigte sich mehrere Male in so außerordentlicher Weise, daß der Strand nur noch leise überwaschen wurde und dem Gestade eines unbewegten Binnenmeeres glich. Für diesen Grad früher nie bemerkter Ruhe konnte das Zeichen 00 eingeführt werden.

(Siehe Tabelle II a. f. Seite.)

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich ferner die auch von den Küstenleuten richtiger erkannte bedeutsame Thatsache, daß während der regenlosen Jahreszeit, also während der Wintermonate, in der südlichen Hemisphäre, die Calema am stärksten auftrete. (Erwähnenswerth ist, daß dies mit der Periode der höchsten Barometerstände zusammenfällt, deren Amplitude jährlicher Schwankungen allerdings nur 4·23 Millimeter beträgt). Um jene Thatsache deutlicher zum Ausdruck zu bringen, addiren wir für jeden Monat die Tage mit gleichstarker Calema, um, gewissermaßen zu graphischer Uebersichtlichkeit condensirt, die Tabelle III S. 138 zu erhalten:

Erinnern wir uns nun, daß in jeder der beiden Hälften des Atlantischen Oceans die Stürme (abgesehen von den Cyclonen Westindiens) in der Zeit des Winters, und zwar mit der Breite zunehmend, stets am häufigsten und heftigsten wüthen, daß ferner, dem entsprechend, im äquatorialen ruhigeren Theile des Oceans der Seegang während des nördlichen Winters vorherrschend von N.-W., während des südlichen aber von S.-W. einkommt; beachten wir ferner, daß nicht nur Nieder-, sondern auch Ober-Guinea (Busen von Benin!) am günstigsten liegen für die anrollende schwere Südwestdünung, und daß wirklich an beiden Küsten, trotz entgegengesetzter Regenzeiten, in den gleichen Monaten übereinstimmend mächtige Wasserbewegung beobachtet wird — so gelangen wir zu bedeutsamen Aufschlüssen über die Ursache und Herkunft der Calema.

Summiren wir die unter Maury's Leitung, nach Beobachtungen an 158,025 Tagen, graphisch dargestellten Resultate [1]) über die in entsprechenden Breitengürteln des Südatlantischen Oceans herrschenden Stürme, nach Procenten für alle Monate des Jahres, so erhalten wir die Tabelle IV Seite 138.

Die unmittelbar angefügte Addition der Zifferreihen, um durch kürzern Zahlenausdruck die Monate zu markiren, während welcher überhaupt die Oberfläche des Beckens vorzugsweise durch Stürme bewegt wurde, ergiebt, wenn verglichen mit der vorhergehenden Tabelle III, eine bei dem unzureichenden Materiale immerhin befriedigende Coincidenz. Graphisch dargestellt würden die Curven der Stürme im Südatlantischen Ocean und die der Calema an der Loangoküste sich nahezu decken. Zu bemerken ist, daß die Tabelle nach Maury und die über die Calema nicht gleichen Zeiten angehören, und daß auch der Einfluß der Dünung aus N.-W., aus dem viel sturmreicheren Nordatlantischen Becken, nicht in Betracht gezogen wurde, weil im Umfange vorliegender Arbeit die Beweiskraft der angeführten Thatsachen dem Zwecke vorläufig genügte.

Es läßt sich nun das Resultat unserer Untersuchungen zusammenfassen wie folgt: die Calema ist eine durch eigenartige Küsten- und Strandbildung modificirte Form der

[1]) Die Höhen sind durch Schätzung gewonnen, gestützt auf Vergleiche mit der eigenen Körpergröße, oder mit einer vertical gehaltenen Stange, während möglichst weiten Vorwatens gegen die Brecher.

[1]) Maury's Storm and Rain Charts. — Physical Geography of the Sea. Plate XIII.

## Tabelle II.

### Station Chinchoro.

| | 1874 | | 1875 | | | | | | | | | | | | 1876 | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Datum | November | December | Januar | Februar | März | April | Mai | Juni | Juli | August | September | October | November | December | Januar | Februar | März | April |
| 1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 0 | 1—2 | 1 | 0—1 | 1—2 | 1—2 | ● 1—2 | 2—3 | 2—3 | 0 | 0 | 0—1 | 0—1 | 1 | 0—1 |
| 2 | 0 | 1 | 0—1 | 0 | 1 | 1—2 | 0—1 | 1 | 2—3 | 2—3 | 1—2 | 2 | 0 | 0 | 0 | 1—2 | 0—1 | 0 |
| 3 | 0 | 0—1 | 0—1 | 0 | 1 | 0—1 | 1 | ● 2 | ● 1—2 | 2—3 | 2 | 1—2 | 00 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1—2 | 0—1 |
| 4 | 0 | 0—1 | 0—1 | 0 | 1 | 0—1 | 1 | 2 | 2 | 2 | 2 | 1—2 | 0 | 0—1 | 1 | 0—1 | 1 | 0—1 |
| 5 | 0 | 0 | 0—1 | 0 | 1—2 | 1 | ● 1—2 | 2 | 0—1 | 1 | 1—2 | 1—2 | 1 | 1 | 1 | 1 | 0—1 | 1 |
| 6 | 0 | 0—1 | 0—1 | ● 0 | 1—2 | ● 1 | 2 | 1—2 | 0 | 1—2 | 2 | 2 | 1 | 1 | 0—1 | 0 | 0 | 1—2 |
| 7 | 0—1 | 1 | ● 1 | 0 | ● 2 | 1 | 1 | 1 | 0 | 0—1 | 2 | 1—2 | 0—1 | 1 | 0—1 | 0 | 0 | 2 |
| 8 | 0 | 1 | 1 | 0 | 1 | 1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1—2 | 2 | 2 | 2 | 0 | | 0 | 0 | ○ 2 |
| 9 | ● 0 | ● 0 | 0—1 | 0 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1 | 1 | 1—2 | 1—2 | 0 | | 0 | 0 | 1 |
| 10 | 0—1 | 1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 0 | 1 | 0—1 | 3 | 1 | 0 | 1 | 0 | | ○ 00 | ○ 0 | 2 |
| 11 | 0—1 | 1 | 1 | 0—1 | 1—2 | 1 | 0—1 | 0—1 | 0 | 2—3 | 2 | 0—1 | 1—2 | 0 | ○ | 00 | 0—1 | 2 |
| 12 | 1 | 1 | 1 | 0—1 | 1 | 1 | 0—1 | 1 | 0 | 1—2 | 2 | 0—1 | 0 | ○ 0 | | 0 | 0—1 | 1—2 |
| 13 | 0—1 | 1 | 1—2 | 0 | 1 | 1—2 | 0—1 | 1—2 | 0 | 1—2 | 2 | 0—1 | ○ 0 | 0 | | 0—1 | 1 | 1—2 |
| 14 | 0—1 | 0—1 | 1—2 | 0 | 1 | 1 | 0 | 1—2 | 0 | 1 | 2—3 | ○ 0—1 | 0—1 | 0 | | 0—1 | 1 | 0—1 |
| 15 | 0—1 | 0—1 | 1 | 0 | 1 | 1 | 0 | 1 | 0 | 1 | ○ 2 | 0—1 | 1 | 0—1 | | 0—1 | 0—1 | 0—1 |
| 16 | 0—1 | 0—1 | 1 | 0 | 1 | 1 | 0—1 | 1 | 0 | 1—2 | 1 | 0—1 | 1 | 1 | | 1—2 | 1 | |
| 17 | 1 | 0 | 1 | 0 | 1 | 1—2 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | ○ 1—2 | 1 | 1—2 | 2 | 1 | | 1—2 | 1 | |
| 18 | 1 | 0—1 | 1—2 | 0—1 | 1 | 1—2 | 0 | ○ 0—1 | ○ 1—2 | 1 | 1 | 1—2 | 1—2 | 1 | | 0—1 | 1 | |
| 19 | 1 | 0 | 1 | 0—1 | 1 | 1—2 | 0 | 1—2 | 1 | 1—2 | 1—2 | 0—1 | 1—2 | 1 | | 0 | 1—2 | |
| 20 | 1—2 | 0 | 0—1 | ○ 0 | 1 | ○ 1 | ○ 0 | 2 | 1—2 | 2 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1—2 | | 0 | 0—1 | |
| 21 | 1 | 0—1 | ○ 0—1 | 0 | ○ 1—2 | 1—2 | 1 | 1 | 2 | 2—3 | 1 | 1 | 1 | 0—1 | | 0 | 0—1 | |
| 22 | 1 | 1 | 1 | 0 | 2 | 1 | 1—2 | 1 | 2 | 2 | 1 | 0—1 | 1 | 2 | | 0 | 0—1 | |
| 23 | ○ 1 | ○ 0—1 | 0—1 | 0 | 1—2 | 1 | 1 | 1—2 | 2 | 2 | 0—1 | 0—1 | 1—2 | 1 | 0—1 | 0 | 2—3 | |
| 24 | 1 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1 | 1 | 0—1 | 1 | 2 | 3 | 2—3 | 1 | 1 | 0—1 | 1 | 0 | 2 | |
| 25 | 1 | 0—1 | 1 | 0—1 | 1—2 | 1 | 1 | 1 | 2 | 2 | 3 | 1 | 1—2 | 0 | 00 | ● 0 | ● 1—2 | |
| 26 | 1 | 0—1 | 1 | 1 | 1—2 | 1 | 0—1 | 0—1 | 2 | 2 | 2—3 | 0—1 | 1—2 | 0 | ● 00 | 0 | 1—2 | |
| 27 | 0—1 | 0—1 | 0—1 | 1 | 2 | 1 | 0 | 0 | 2 | 2 | 2 | 0 | ● 1 | ● 0 | 00 | 0 | 1—2 | |
| 28 | 0 | 0 | 1 | 1—2 | 1—2 | 1 | 0 | 0—1 | 0—1 | 2 | 1—2 | 0 | 0 | 0 | 00 | 0 | 1 | |
| 29 | 0 | 0—1 | 1 | | 2 | 1 | 0—1 | 0—1 | 1 | 2 | ● 1—2 | ● 0 | 0 | 0—1 | 00 | 1 | 0—1 | |
| 30 | 0—1 | 0—1 | 1 | | 1 | 0—1 | 1 | 0—1 | 1 | ● 2 | 1—2 | 0 | 0 | 0—1 | 0—1 | | 1—2 | |
| 31 | | 1 | 0 | | 0—1 | | 1—2 | | 1 | 2—3 | | 0 | | 0 | 0—1 | | 1 | |

● Neumond. ○ Vollmond.

Brandung, in ihrem Effecte nur local beeinflußt durch Niveauveränderungen, welche von Ebbe und Fluth oder momentanen Wasserverschiebungen hervorgebracht werden, nach ihrem Ursprung aber nicht in ursächlichem Zusammenhange mit den Bewegungen des Mondes stehend. Im Golfe von Guinea ist sie eine Fernwirkung atlantischer und antarktischer Stürme. —

Wären die ihrer Roller wegen berüchtigten Inseln: Fernando Noronha, Ascension, St. Helena, Tristan da Cunha, telegraphisch mit der Guineaküste verbunden, so würde es möglich sein, ähnlich wie bei Sturmwarnungen, das Erscheinen der Calema im Voraus anzukündigen. Die Dünung ist, während sie den weiten Weg zurücklegt, ehe sie also als Calema erscheint, mancherlei Störungen ausgesetzt, welche der Beobachter an der Küste bald enträthseln lernt. Eine charakteristische Unruhe der Wellenzüge läßt auf eine im offenen Meere herrschende Kreuzsee schließen, auf ein Begegnen nordwestlicher und südwestlicher Dünung; eine kurze, springende Calema verräth ein verhältnißmäßig naheliegendes Entstehungsgebiet derselben. Heftige, seewärts namentlich von Nord nach Süd tobende Gewitterstürme verursachen Vorgehendes bestätigende Erscheinungen. Die Richtung, aus welcher die Roller einkommen, läßt noch sicherer auf die Herkunft derselben schließen. Während der Zeit der schwä-

### Tabelle III.

| Stärke der Calema | 1874 | | 1875 | | | | | | | | | | | | 1876 | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | November | December | Januar | Februar | März | April | Mai | Juni | Juli | August | September | October | November | December | Januar | Februar | März |
| 00 | | | | | | | | | | | | | 1 | | 5 | 2 | |
| 0 | 9 | 6 | 1 | 18 | | | 8 | 1 | 8 | | | 6 | 8 | 14 | 1 | 15 | 5 |
| 0—1 | 10 | 16 | 13 | 7 | 3 | 5 | 12 | 9 | 6 | 1 | 2 | 11 | 3 | 7 | 7 | 7 | 9 |
| 1 | 10 | 9 | 14 | 2 | 15 | 19 | 7 | 10 | 4 | 5 | 7 | 3 | 9 | 8 | (fehlen 18 Tage). | 2 | 9 |
| 1—2 | 1 | | 3 | 1 | 9 | 6 | 3 | 6 | 4 | 8 | 6 | 7 | 7 | 1 | | 3 | 6 |
| 2 | | | | | 4 | | 1 | 4 | 8 | 10 | 10 | 3 | 2 | 1 | | | 1 |
| 2—3 | | | | | | | | | 1 | 5 | 4 | 1 | | | | | 1 |
| 3 | | | | | | | | | | 2 | 1 | | | | | | |

### Tabelle IV.

| Südliche Breite. | Januar | Februar | März | April | Mai | Juni | Juli | August | September | October | November | December |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 0— 5 | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | 1 | 0 | 1 | 1 | 0 | 0 |
| 5—10 | 0 | 0 | 0 | 0 | 1 | 0 | 1 | 1 | 2 | 0 | 0 | 0 |
| 10—15 | 1 | 0 | 0 | 0 | 1 | 3 | 2 | 2 | 2 | 1 | 1 | 0 |
| 15—20 | 1 | 0 | 0 | 0 | 1 | 2 | 3 | 1 | 1 | 0 | 0 | 1 |
| 20—25 | 0 | 0 | 0 | 1 | 2 | 2 | 4 | 1 | 2 | 3 | 2 | 1 |
| 25—30 | 2 | 3 | 2 | 1 | 3 | 4 | 4 | 4 | 2 | 2 | 3 | 1 |
| 30—35 | 3 | 4 | 5 | 4 | 4 | 7 | 5 | 7 | 7 | 5 | 4 | 5 |
| 35—40 | 7 | 7 | 6 | 10 | 8 | 11 | 12 | 12 | 10 | 10 | 10 | 8 |
| 40—45 | 12 | 14 | 8 | 14 | 8 | 18 | 6 | 11 | 13 | 12 | 10 | 10 |
| 45—50 | 10 | 14 | 14 | 12 | 9 | 27 | 13 | 7 | 4 | 13 | 5 | 8 |
| 50—55 | 9 | 9 | 14 | 6 | 19 | 7 | 27 | 13 | 7 | 10 | 14 | 9 |
| 55—60 | 10 | 12 | 23 | 12 | 31 | 26 | 15 | 13 | 13 | 15 | 19 | 9 |
| | 55 | 63 | 72 | 66 | 87 | 107 | 93 | 72 | 64 | 72 | 68 | 52 |

cheren Calema, also während des sturmreichen Winters der nördlichen Hemisphäre, erscheinen die Wellenzüge häufiger aus W. oder W. bei S. bis W.-S.-W., in den anderen Monaten aus S.-W. (wahre Richtungen). Letztere Richtung hat überhaupt als die vorherrschende, als die mittlere zu gelten, denn selbst die aus westlicheren Strichen einsetzenden Roller, der Einwirkung der Bodengestalt unterliegend, nähern sich ihr allmälig im Verlaufe einiger Stunden oder längstens eines Tages. Während dieses Ueberganges werden ausnahmsweise alle im Bereiche der Brecher befindlichen beweglichen Gegenstände am Strande nach Süden geschafft, während sie unter gewöhnlichen Umständen übereinstimmend nach Norden transportirt werden. Diese gelegentliche Wirksamkeit der Brandung ist wohl unterschieden von dem allgemeinen regelwidrigen Treiben schwimmender Gegenstände nach Süden, welches nur dann eintritt, wenn der Guineastrom sein Gebiet zuweilen bis in die Nähe des Congo ausdehnt und die südatlantische Strömung von der Küste abdrängt.

Die Schwingungen, welche vom hohen Meere einkommen, erleiden verschiedenartige Störungen, wenn dieselben in ausgehendes Flußwasser sich fortsetzen. In der schnellen Strömung des Congo, über dem auffallend tiefen Mündungsbett desselben, verlieren sie sich allmälig, während sie beim Eintreten am scharf markirten Südrande der Strömung die zuweilen außerordentlich heftig sich entwickelnde Kabbelung (tide-ripples) in hohem Maße verstärken. Diese Erschei-

nung tritt in sehr deutlicher Weise auch kleineren Flüssen gegenüber auf, wenn deren ablaufende trübe Fluthen vor der Mündung sich ausbreiten; sie wird auch bei ruhiger See sehr merkbar, sobald man mit einem kleinen Fahrzeuge die Grenze der ungern sich mischenden Gewässer passirt. Die endlos sich kreuzenden und aufhüpfenden Wellen erzeugen dann ein seltsames Gefühl des Schwebens.

Bei sehr starker Calema werden alle Untiefen der Küste durch schaumgekrönte und brechende Roller markirt. In seltenen Fällen wird dann auch die weite Oeffnung der Bay von Loango für Boote unpassirbar, obgleich das Innere derselben, durch fliegende Bänke geschützt, jederzeit (wie auch die Bay von Cabinda) einen ruhigen gefahrlosen Strand bietet. Die gewöhnliche Brandung herrscht gleichzeitig mit der Calema und entsprechend stark namentlich am Vorlande von Landana, am Indian Point zwischen den Bayen von Loango und Punta Negra, und am Cap Matuti, der Südmarke der Bay von Mayumba. In den zwei letztgenannten Bayen sowie in der von Chilunga können die eindringenden Wellenzüge in den südlichen Theilen nicht schnell genug der Curve des Strandes sich anpassen, und die Roller laufen anfänglich unter mehr oder weniger spitzem Winkel an demselben entlang. Da die Bewegung in der Mitte der Wasserfläche schneller fortschreitet, so nimmt jede Schwingung allmälig eine fast halbkreisförmige Gestalt an; der Anblick erinnert in großem Maßstabe an die von einem in ruhiges Wasser geworfenen Stein erzeugten Wellenringe.

An der Nordseite der Bay von Punta Negra, wo Strand und Seeboden auffallend steil sich senken, treten häufiger und in großartigerer Weise als an anderen Orten interessante Reflexionserscheinungen ein. Die wuchtig vom Strande zurückfallenden Wassermassen erzeugen neue Wellen, welche den andringenden Schwingungen entgegeneilen und, durch sie hindurchgehend, in der bekannten Weise auf sie einwirken. Die eigentlichen Roller können sich erst sehr nahe am Strande ausbilden. Trifft nun eine rückkehrende Welle den nächsten Roller im Momente, in welchem dieser sich zum Ueberfallen anschickt, so verhindert sie ihn daran und zwingt ihn zu einem plötzlichen Aufbäumen. In dieser Stellung erreicht die gestörte Wassermasse in mächtiger Vorwärtsbewegung das Land und stürzt auf der steilen Sandfläche mit einem einzigen dumpfen Schlage zusammen. Man glaubt einen Kanonenschuß zu vernehmen, und wird um so überraschender berührt, als unmittelbar vorher und nachher das gleichmäßige Tosen und Brausen in der Nähe verstummt. Eine solche Wassermauer mag im Momente des höchsten Aufrichtens die Höhe der Roller um mehr als die Hälfte übertreffen.

Der Seeboden ist in der Zone der Brecher sehr uneben, der feste Sand von tiefen Furchen durchzogen, welche mit jedem Ueberfallen eines Rollers ihre Form und Lage wechseln. Auch der Strand ist von den darüber waschenden Fluthen, je nach Stärke der Calema, in 30 bis 100 Schritt breite, aber sehr flache Erhöhungen und Vertiefungen modellirt, welche auffallend gleichmäßig angeordnet sind und deren Axen in der Bewegungsrichtung der Roller liegen. Jenachdem diese mehr westliche oder südliche Striche innehält, wandern auch die Unebenheiten langsam nach Süden oder Norden. Die Thätigkeit der Calema, im Verein mit Ebbe und Fluth, für dauernde Umgestaltung des Küstenstriches, Durchbrüche des Strandwalles, Neubildung von Lagunen und Flußmündungen und die stete Verlegung oder zeitweilige Abdämmung der letzteren &c. findet eingehende Behandlung in dem Specialwerke der Loango-Expedition.

Versuche über die Wirksamkeit des Oeles für Beruhigung der Calema konnten leider nicht angestellt werden; nach Richter's sehr interessanter Schilderung [1]) dürfte die Verwendung desselben in einzelnen Fällen von hohem Werthe sein.

Die Händler haben zum Gebrauch an der Küste sogenannte surf-boats eingeführt: kiellose, fest und doppelendig gebaute, hinten und vorn hochgezogene Fahrzeuge. Vortrefflich eingeübte Schwarze bilden die Mannschaft. Am Strande in den vor- und zurückströmenden Fluthen neben dem Boote stehend und dieses im strudelnden Wasser zur Abfahrt bereit haltend, oder jenseit der Brecher auf ihren Rudern liegend, beobachten sie die Roller, um das Eintreten eines dem Ausgehen oder Einlaufen günstigen „Lull" im Voraus wahrzunehmen. Sie warten oft länger als eine halbe Stunde. Auf das Wort ihres Führers treiben die nach dem Lande Wollenden ihr Boot mit höchster Anstrengung vorwärts und streben danach, auf dem Rücken eines kleineren Rollers nach dem Strande zu schießen. Die Ausgehenden schieben, von Zurückbleibenden willig unterstützt, im günstigen Moment ihr Boot möglichst weit vorwärts und suchen nun die erwarteten schwächeren Roller zu passiren, ehe dieselben überfallen. Das Eingleiten mit einem Roller, wie man es in Hawaii mit dem Wellenbrett übt, ist in vorzüglichster, allerdings auch gefährlichster Weise möglich beim Passiren über die Barren der Flußmündungen. Ein gut geführtes, zunächst in vollen Lauf gebrachtes Boot kann von einem ihm nacheilenden und es auf seinen Rücken nehmenden Roller wie im Fluge über die ausgedehnte brandende Strecke getragen werden, ohne daß außer dem Steuer dann noch ein Ruder bewegt wird. Die Fahrt geht sanft und schnell, der Anblick der ringsum brausenden und wirbelnden Gewässer ist von hohem Reize.

Selten mangelnde Gelegenheit zur Uebung hat in den Leuten einen bewundernswerthen Instinct für das Erkennen günstiger Umstände ausgebildet; auch ein gewandter Europäer gewinnt bald ein sicheres Urtheil. Die Calema hat jedoch ihre Tücken. An Stelle der erhofften kleineren Roller erhebt sich unversehens eine hohe Wassermauer, und bedroht das Fahrzeug, welches ihr nicht mehr ausweichen kann und von der zusammenstürzenden Mauer förmlich begraben wird. Im günstigsten Falle mit Wasser gefüllt, häufig auch gekentert, wird es, beim Ausgehen vom Strande, wohl auch von einem heranstürmenden Roller erfaßt, wie ein Spielzeug vertical gestellt und in dem brechenden Wasserschwall nach hintenüber geschleudert. Die Bemannung sucht sich stets durch schnelles Hinausspringen kopfüber nach allen Seiten zu retten. Viele Güter werden beschädigt und gehen verloren, Menschen erleiden durch die umhergeworfenen Gegenstände Quetschungen und Knochenbrüche; mancher Eingeborene wie Europäer hat in der gefährlichen Zone seinen Tod gefunden. Selbst Seevögel, z. B. die große Sula capensis, fallen den Brechern zum Opfer, werden schwimmend oder fliegend erfaßt und betäubt an den Strand geworfen.

Bei sehr starker Calema kann eine Verbindung zwischen Land und Meer überhaupt nicht unterhalten werden; die brechenden Roller könnten mit wuchtigem Aufschlag auch das festeste Boot zertrümmern. Unter solchen Umständen muß selbst der Postdampfer sich zu tagelangem, trotzdem oft vergeblichem Warten bequemen, oder seine Fahrt einfach fortsetzen. Handelsfahrzeuge liegen oft Wochen, ja Monate lang vor Anker, ehe sie ihre in Sicht aufgestapelte Ladung, die sie überhaupt nur gewissermaßen in homöopathischen Dosen erhalten, vollständig einnehmen können. Was wäre England, umgeben von ungleich sturmreicheren Meeren, wenn seine

[1]) Richter: Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Dresden 1821 Bd. II S. 66 f. a. Wellenlehre S. 75.

Küsten der von Loango gleichen! Selbst bei schwächerer Calema erfordert das kunstgerechte Passiren des Brandungsgürtels noch so viel Geschicklichkeit, daß auch jeder Unbetheiligte den Vorgang mit stets neuem Interesse verfolgt. Die Eingeborenen kritisiren eifrig die Leistungen der einzelnen Mannschaften; für sie alle ist die Calema von Wichtigkeit, da von ihr die Ausübung der Seefischerei abhängig ist. —

In vielen Erdgegenden, wo die Calema mehr oder weniger ausgebildet herrscht, haben die Küstenbewohner eigenartige Fahrzeuge, meist in Floßform construirt. An der Küste Brasiliens finden wir die auch zum Segeln eingerichtete Jangada, an der Indiens das ähnliche Katamaran, in Chile die durch luftgefüllte Häute sehr schwimmfähige Balsa. An Küstenstrecken zwischen Gabun und Camarun trägt der Neger sein kleines trogähnliches Fahrzeug mit sich herum; im Süden des Congo benutzt man große, an der innern Bordwand zusammengeschnürte, stark gegen einander geneigte rundbäuchige Doppelcanoes. Noch südlicher, in Benguela (bei Novo Redondo), wo allerdings zum Aushöhlen taugliche Baumstämme fehlen, ist die Ukamba (Bimba der Portugiesen) in Gebrauch, ein an das vom obern Nil bekannte Ambatsch-Floß erinnerndes Fahrzeug. Die berühmten, fast schon der Vergangenheit angehörenden Schwimmkünste der Sandwich-Insulaner werden mittelst des Wellenbrettes (papa) nur an solchen Strecken ausgeführt, wo die Brandung die Form der Calema annimmt.

Auch bei Culturnationen findet man, überall wo Fischfang getrieben wird, dem flachen Strande und der entsprechenden Brandung angepaßte Fahrzeuge, welche beim Segeln durch den beweglichen, seitlich über Bord gehängten Kiel (Schwert) gegen das Abtreiben gesichert werden.

---

# Die Bronzeculturfrage in Frankreich.

J. M. Der achte Band des „Archiv für Anthropologie“ hat einen zwischen deutschen und skandinavischen Archäologen obschwebenden Streit zu weiterer Kunde gebracht, der besonders deutscherseits mit einer Leidenschaftlichkeit geführt wird, welche die in wissenschaftlichen Controversen stets wünschenswerthe Mäßigung in der Wahl des Ausdrucks völlig vermissen läßt. Gegenstand dieses Streites ist die fragliche Existenz einer Bronzeculturperiode, die, von den Skandinaven angenommen, von einigen deutschen Gelehrten dahingegen nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa in Abrede gestellt wird. Ein ähnlicher Streit wird gerade jetzt auch unter den französischen Archäologen ausgefochten. Dort ist es der Director des Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye, Herr Alex. Bertrand, welcher, freilich nicht dem ganzen europäischen Continent, wohl aber Gallien eine reine Bronzezeit abzusprechen sich gemüßigt glaubt [1]), während der Custos an demselben Museum, Herr Gabriel de Mortillet, und einige jüngere Gelehrte für die Existenz einer gallischen Bronzezeit in die Schranken treten. Unter den letztgenannten hat namentlich Herr Ernst Chantre (im Vorstande des naturhistorischen Museums in Lyon) die Aufmerksamkeit auch der ausländischen Collegen auf sich gezogen. Derselbe hat die archäologische Erforschung des Rhonethales zu seiner speciellen Aufgabe gemacht und die Resultate seiner Untersuchungen in verschiedenen Schriften veröffentlicht. Im Jahre 1874 überreichte er dem in Stockholm tagenden internationalen Archäologencongreß einen Atlas mit Abbildungen im Rhonethale gefundener typischer Bronzegeräthe, 80 Blatt in Folio, dem zwei Textbände in kurzem folgen sollten. Der bekannte Schweizer Geologe Prof. Desor forderte die Anerkennung der Versammlung für ein Werk, welches, abgesehen von den großen pecuniären Opfern, die es gefordert, einen immensen Fleiß bekunde, da das in demselben verarbeitete Material nicht allein aus der Literatur und aus größeren Sammlungen zusammengetragen, sondern mit unglaublicher Mühe bei Privatsammlern und Besitzern einzelner Fundstücke aufgespürt oder durch selbst vollzogene Ausgrabungen herbeigeschafft sei. Herr Bertrand war der erste, welcher dem jungen Landsmanne seine Anerkennung zollte, gleichwohl mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß so viel Fleiß verwandt worden an einem Werke, welches auf einem großen Irrthume beruhe, indem in Frankreich niemals eine Bronzecultur existirt habe. Sämmtliche dort gefundene Bronzen seien als Handelswaare über die Alpen ins Land gebracht, als dieses zum großen Theil noch im Steinalter verharrte. Nur der Südosten sei damals schon von einer Bevölkerung besiedelt gewesen, welche neben der Bronze auch bereits eiserne Geräthe kannte und besaß. Chantre's Werk gebe einen eclatanten Beweis, zu welchen bedauernswerthen Irrthümern die auf die vorhistorische Archäologie angewandte Methode der Naturforscher führe.

Herr Chantre sistirte hiernach die Herausgabe seines Werkes. In der 1876 in Budapest stattgehabten achten Versammlung des Archäologencongresses aber legte er dasselbe aufs neue vor. Er hatte die Fundstatistik nunmehr auf ganz Frankreich und die Schweiz ausgedehnt und nicht nur in Tabellen dargelegt, sondern auch in vortrefflichster Weise kartographirt. Neuerdings sind auch die begleitenden drei Textbände erschienen in hoch Quart mit 365 in den Text eingelegten Figuren in Holzschnitt und vier sehr schönen Karten [1]).

Um den Angriff Bertrand's zurückzuweisen, lag dem Verfasser ob, Belege dafür zu bringen, daß die in Frankreich gefundenen antiken Bronzeartefacte nicht sämmtlich importirt, sondern großentheils im Lande angefertigt worden, und daß diejenigen Bronzegeräthe, welche mit eisernen beisammen gefunden werden, sich hinsichtlich der Form von denjenigen der eigentlichen Bronzezeit wesentlich unterscheiden.

Er hat zu dem Zwecke Waffen, Werkzeuge und Schmuck Stück für Stück, d. h. jede Varietät, beschrieben und typische Objecte abgebildet. Jedem Abschnitte sind sorgfältig ausgearbeitete Tabellen angefügt, welche die topographische und numerische Verbreitung der einzelnen Serien nachweisen und zwar nicht nur in Frankreich und der Schweiz: er folgt ihnen über die Grenzen des alten Galliens hinaus und giebt außerdem durch Abbildungen gleichartiger Geräthe aus an-

[1]) Vergl. Globus XXXI, Nro. 8, S. 118 ff.

[1]) Chantre (Ernest): Etudes paléoethnologiques dans le bassin du Rhone Age du bronze. Recherches sur l'origine de la métallurgie en France. Paris, Baudry, T. I, XIII et 250 p., T. II, 321 p., T. III, 245 p. Der Atlas, 79 Blatt in Folio mit begleitenden Erläuterungen der lithographirten Abbildungen, ist bei Pitrat sen. in Lyon gedruckt.

deren archäologischen Provinzen dem Leser Gelegenheit, über die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Typen sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Dem Einwurfe, daß die Bronzen nicht in Frankreich fabricirt worden, begegnet der Verfasser mit der Beschreibung unzweifelhafter Gußstätten und solcher Werkzeuge, wie der Bronzegießer deren bedarf. Gußformen sind bisher nachweislich 118 gefunden; Bronze- und Zinnbarren, Schmelztiegel, Gußzapfen, halbfertige und beim Guß mißlungene Geräthe u. s. w. in großer Anzahl. Werkzeuge, wie Säge, Feile, Bohrer, Hohl- und Schmalmeißel, Punze, Stempel, Axt, Messer, Sichel u. s. w., weisen auf eine Zeit, wo man alle diese unentbehrlichen Instrumente aus Bronze goß, was schwerlich der Fall gewesen sein würde, wenn man sie auch von Stahl hätte kaufen können. Und daß endlich diese Cultur nicht, wie Bertrand meint, nur im Südosten ihren Sitz hatte, sondern über ganz Frankreich verbreitet war, lehrt ein Blick auf die vortrefflichen Karten, auf welchen wir Gußstätten, Wohnplätze und isolirte Funde bis an die äußersten Punkte, z. B. bei Brest und ferner bei Amiens, Nantes, Montauban ꝛc., angemerkt finden. Wenn nun von den 67 Gußstätten, welche in Frankreich und der Schweiz nachzuweisen dem Verfasser gelungen ist, allein 35 auf das Rhonegebiet fallen, so zeugt dies nicht davon, daß dort der Hauptsitz dieser Cultur zu suchen ist, sondern vielmehr von den Erfolgen der localen Nachforschungen eines einzigen eifrigen Sammlers. Die Fundstücke aus diesen 67 Gußstätten belaufen sich auf 3661, wovon indessen 1858 Objecte ($66\frac{1}{2}$ Kilogramm) zu dem berühmten Funde von Larnaud (Jura) gehören [1]). Der Zufall brachte diesen Schatz ans Licht, indem auf einem Kartoffelfelde beim Behäufen der Pflanzen ein Bronzeartefact aufgeworfen wurde, worauf die Arbeiter bei weiterem Nachsuchen auf einem Flächenraume von kaum 1 Quadratmeter sämmtliche Bronzen auffammelten. Der durch Reichhaltigkeit der Serien und Varietäten gewisser Typen überaus lehrreiche Fund gehört dem Schlusse der Bronzezeit an, oder wäre vielleicht richtiger der Uebergangszeit von Bronze auf Eisen zuzusprechen. Die von dem Verfasser veröffentlichte Beschreibung der Gießstätte von Larnaud ist von Herrn von Mortillet verfaßt, welcher diesem Funde seine specielle Aufmerksamkeit zugewandt hat [2]).

Die Bezeichnung der 67 Localitäten als Gießstätten ist durch die Beschaffenheit der Fundobjecte vollständig gerechtfertigt. Gußformen, Gußproducte, so roh wie sie aus der Form gekommen, abgeschlagene Gußzapfen, Metallbarren, zerhackte und abgenutzte, zum Einschmelzen bestimmte Gegenstände; Werkzeuge, wie Feile, Meißel, Sägen, Hämmer u. s. w., können darüber keinen Zweifel aufkommen lassen.

Einen ganz verschiedenen Charakter zeigen dahingegen gewisse andere Massenfunde: Serien völlig neuer Gegenstände, in welchen man sofort den Waarenvorrath eines Händlers erkennt. Solche Waarendepots (Trésors nennt sie der Verfasser) sind, und dies ist beachtenswerth, wiederholt auf hohen Alpenpässen entdeckt worden, an uralten Straßen, welche von Italien nach Frankreich hineinführen und nur für Fußgänger passirbar sind. In Réalon z. B., einem kleinen Orte von 930 Einwohnern im Arrondissement Gap, Departement des hautes Alpes, wurde durch einen heftigen Regenguß ein solcher Schatz ans Licht gefördert. Derselbe enthielt 461 schöne Bronzegeräthe, welche schon vor einigen Jahren von dem Verfasser bekannt gemacht sind. In vorliegendem Werke beschreibt er acht derartige Waarenniederlagen, zusammen 1350 Stück enthaltend, die meistens in Schmuck bestehen, während nur 33 Waffen und 92 Werkzeuge sich darunter befinden.

In eine dritte Kategorie stellt der Verfasser solche Funde, welche weder Gußformen oder andere Gußwerkzeuge, noch Serien völlig neuer Gegenstände enthalten, sondern eine Gruppe von Waffen, Werkzeugen und Schmuck, wie sie etwa in dem Besitze einzelner Individuen oder Familien vorkommen. Diese faßt er auf als Spuren einstmaliger Wohnplätze.

Zu den isolirten Funden, welche auch in Frankreich zahlreich sind, rechnet der Verfasser die in Sümpfen, Torfmooren und Gewässern gefundenen Gegenstände. Wo diese eine absichtliche Niederlage vermuthen lassen, da erklärt Worsaae sie bekanntlich als Opfer oder Weihegeschenke für die Götter. Chantre kann dieser Auffassung ebensowenig beistimmen wie der Ansicht Bertrand's, welcher in allen Bronzefunden zufällig verlorenes Gut erblickt. Er hält für wahrscheinlicher, daß solche Funde in Mooren und Gewässern auf völlig zerstörte Seeansiedelungen hindeuten [1]).

Am spärlichsten sind in Frankreich die Gräberfunde, und in Folge dessen herrscht über die dortigen Begräbnißgebräuche in der Bronzezeit noch völlige Ungewißheit. Die Dolmen können darüber keinen Aufschluß geben, weil sie die Steinzeit kennzeichnen und nur bis in die Bronzezeit hineinreichen. Sie sind überdies im Rhonethal so selten, daß man in Zweifel gezogen hat, ob die Repräsentanten der Steinzeit jemals dort ansässig gewesen seien (Bertrand). Der Verfasser hält sich jedoch davon überzeugt und glaubt, daß an dem Verschwinden derselben die unter den Denkmälern der Vorzeit rasch aufräumende Bodencultur Theil habe. Unter 9205 Fundobjecten aus 140 Dolmen waren 591 von Bronze, und unter diesen 22 Dolche, 472 Schmucksachen, im übrigen Perlen, Nadeln, Spiralwindungen von Draht und Celte. — Das weist offenbar in eine Zeit zurück, wo Stein und Bein noch das hauptsächliche Material für Waffen und Werkzeuge waren, die Bronzegeräthe aber kostbare Luxusartikel, welche die älteren langsam verdrängten. Bis jetzt kennt Herr Chantre in Frankreich und der Schweiz 33 Gräber der Bronzezeit, welche theils isolirt, theils in Gruppen liegen, in Grotten, oder unter grünen Hügeln, oder in flacher Erde. Die von Sachkundigen aufgedeckten Gräber enthielten unverbrannte Leichname, doch glaubt der Verfasser, daß Leichenbestattung und Leichenverbrennung gleichzeitig herrschten und daß manche als Erdfunde eingelieferte Bronzegeräthe aus Begräbnissen stammen, in welchen die verbrannten Gebeine sich der Aufmerksamkeit der Finder entzogen hatten.

Bei Veuxaulles (Arrondissement Châtillon, Côte d'or)

---

[1]) Der Fund von Larnaud wird jetzt hinsichtlich der Menge und der Varietäten der Gegenstände weit übertroffen durch die glückliche Entdeckung des durch seine Ausgrabungen auf der Certosa bei Bologna bekannt gewordenen Herrn Zannoni, welcher vor einiger Zeit in Bologna einen großen irdenen Hafen (dolio) ausgrub, in welchem 14 000 wohl erhaltene Bronzegeräthe und eine halbe Tonne Fragmente und formlose Bronzestücke enthalten waren!

[2]) Diese Beschreibung von Mortillet ist auch im Separatabdruck erschienen.

[1]) Eine neue Theorie ist neuerdings von einem jungen dänischen Archäologen, Dr. Sophus Müller, aufgestellt. Er hält für wahrscheinlich, daß die Sachen von ihren Besitzern bei Lebzeiten vergraben wurden, um sich in jenem Leben ihrer zu freuen. Für eine spätere Zeit hat er für diese Auffassung einen Beleg in einem Worte der Ynglinga Saga, wo es Cap. 8 heißt: Odin will, daß sie (die im Kampf Gefallenen) in Walhalla einreiten mit dem Gut, welches mit ihnen auf den Holzstoß gelegt ward. „Auch sollen sie dessen genießen, was sie bei ihren Lebzeiten selbst in die Erde gegraben haben." — Eine deutsche Ausgabe dieser bedeutenden Schrift Müller's wird binnen kurzem bei Costenoble in Jena erscheinen.

wurde ein Grab in einer Sandgrube, $1/2$ Meter unter der Ackererde, entdeckt. Es war eine aus Platten von Jurakalkstein zusammengesetzte 2 Meter lange, 60 Centimeter breite Kiste, in welcher der unverbrannte Leichnam lag. Bei Courtavant (Aube) fand man in einer Kiste von unbehauenen Steinen ein Skelet auf Asche und Kohlen gebettet, und neben demselben ein Schwert, ein Messer, eine Nadel, einen Ring und zwei Zwingen von Bronze, einen Zinnbarren, einen Eberzahn, eine Bernsteinperle und Scherben von einem schwarzen Thongefäße.

In Skandinavien waren es besonders die zahlreichen Gräberfunde, welche das Erkennen einer Bronzecultur herbeiführten. Daß man in Gallien bisher weniger darauf bedacht gewesen ist, die Beweise für eine solche Culturperiode in den Gräbern der Vorzeit zu suchen, mag zum Theil daran liegen, daß der Ausspruch der älteren Archäologen, es habe in Gallien niemals eine eigentliche Bronzezeit existirt, allgemeine Geltung gefunden hatte; andererseits kommt allerdings auch in Betracht, daß dort, wie überhaupt in Mitteleuropa, die Eisenzeit so früh eintrat, daß die Bronzecultur nicht die Zeit zu einer so eigenartigen Entwickelung fand und deshalb auch nicht so zahlreiche unverkennbare Spuren hinterlassen hat, wie dies in Norddeutschland und Skandinavien der Fall ist.

Die französischen Archäologen gefallen sich darin, jede typische Fundgruppe als eine „Periode" einzusetzen, was von den Dilettanten bisweilen so weit getrieben wird, daß es komisch erscheint. Herr de Mortillet, welcher unseres Bedünkens hierin auch zu weit geht, unterscheidet in der Bronzezeit eine ältere Periode des Bronzegusses und eine jüngere der Bronzeschmiedekunst, welche er nach den Fundstätten zu Morges (Pfahlbau) und Larnaud (s. oben) benennt. Im Norden kennzeichnen die aus Bronzeblech getriebenen Gegenstände allerdings eine jüngere Periode. Nach Herrn Chantre's Erfahrungen sind dahingegen in Frankreich beide technischen Verfahren gleichzeitig geübt worden. Er unterscheidet von anderm Gesichtspunkte drei Perioden: 1. Eine Uebergangszeit aus dem Steinalter zur Bronzecultur, bezeugt durch die Funde einzelner Bronzegeräthe archaischen Stils in den Gräbern der Steinzeit. Und weil dieser Uebergang durch die Aufdeckung zahlreicher Dolmen in dem Gebiete der Sevennen am klarsten zu Tage trat, so nennt er sie die période sébénienne. 2. Die eigentliche Bronzezeit, welche ihren Hauptsitz im Rhonethale hatte und dort am gründlichsten studirt ist, weshalb er sie période rhodanienne benennt. 3. Die Uebergangszeit von Bronze auf Eisen, welche in dem Pfahlbau zu Möringen in so großartiger Weise zu Tage tritt, und deshalb nach dieser Station als période möringienne bezeichnet ist. Wenn nun der Verfasser sagt, daß letztere im Rhonethal weniger klar zu Tage liegt, so müssen wir ihn darin mißverstanden haben, da sowohl der Fund von Larnaud als die Seedörfer im See von Bourget in Savoyen in die Uebergangszeit von Bronze auf Eisen fallen.

Den Seedörfern in der Schweiz und Savoyen widmet der Verfasser begreiflicherweise ein besonderes Capitel. Eine vortreffliche Karte veranschaulicht die Lage der verschiedenen Stationen im See von Bourget. Neu und von hohem Interesse ist unseres Bedünkens, daß auch dort jene merkwürdigen Stempel von Thon gefunden sind, die zur Ornamentirung der Thongefäße oder anderen im feuchten Zustande leicht bildsamen Materials benutzt sein dürften. Gleichartige Stempel wurden nämlich von Schliemann bei Hissarlik ausgegraben und in Ungarn von Herrn Baron Nyáry auf dem von ihm aufgedeckten Gräberfelde zu Pilin in großer Anzahl zu Tage gefördert. Auf den ungarischen [1]) sowohl als den savoyischen Stempeln finden wir das Hakenkreuz, welches auch in den Funden von Hissarlik in so verschiedener Entwickelung vorkommt. Unter den Fundobjecten aus den Pfahlbauten im See von Bourget befinden sich auch jene bekannten Fragmente von dem Wandbewurf der Häuser, größere und kleinere Lehmplatten, welche auf der einen Seite die Abdrücke von dem Flechtwerk aus Reisern tragen, dessen Bekleidung sie gebildet hatten, auf der äußeren Seite plastische Ornamente zeigen. Letztere beschreibt Herr Chantre, und gleichartige Fragmente fanden wir in der interessanten Ausstellung vorhistorischer Alterthümer in Budapest. Diese Fragmente erinnern lebhaft an jenes Grabgefäß von Albano, welches längst als Nachbildung eines Pfahlbaues erkannt wurde. Auf einem von Balken (oder Pfahlgerüst) getragenen Plan erheben sich cylinderförmige Häuser, deren Außenwände mit Spiralverzierungen in Relief bedeckt sind. Daß ein solcher äußerer Häuserschmuck wirklich üblich gewesen, dürfte nunmehr durch die in Ungarn und Savoyen gefundenen Fragmente der Wandbekleidungen verbürgt sein [2]).

Die im zweiten Bande entwickelten Ansichten des Verfassers über den Ursprung und die Verbreitung der europäischen Bronzecultur sind kurz gesagt folgende:

Vom Orient drang diese Cultur in Europa ein, faßte in Italien Boden und wurde von dort über die Alpen getragen. Zu dieser Gruppe, welche er die gräco-italische oder Mittelmeergruppe nennt, gehört auch die französisch-helvetische. Wahrscheinlich aus gleicher Wiege entsprang eine zweite, die Donaugruppe, zu welcher Ungarn, Skandinavien und Britannien (?) gehören. Die dritte Gruppe, die uralische, umfaßt Sibirien, Rußland und Finland und hat eine völlig fremde Physiognomie [3]).

Auch die Donaugruppe erfuhr den Einfluß der italischen Cultur, namentlich in späterer Zeit (der frühen Eisenzeit). Er erstreckte sich bis nach Skandinavien, wo damals noch die reine Bronzecultur herrschte, weshalb die nordischen Archäologen gewisse Typen als der Bronzezeit eigen betrachten und betrachten dürfen, welche im Süden die frühe Eisenzeit kennzeichnen.

Die Donaugruppe beleuchtet der Verfasser mit Vorliebe, um zu beweisen, daß sie der französisch-helvetischen ferner steht und letztere folglich nicht vom Kaukasus ausgegangen und die Donau aufwärts und weiter in Gallien eingedrungen sein kann.

Ob Britannien, wie Chantre annimmt, zur Donaugruppe gehört, oder, nach Worsaae's Annahme, von Frankreich die ersten Bronzen erhielt, ist noch zu entscheiden [4]). Wir stimmen deshalb dem Verfasser aus voller Ueberzeugung bei, wenn er, um den Gang dieser wunderbaren Cultur völlig klarzulegen, es für nothwendig erklärt, in allen Ländern die localen Bronzemanufacte von den importirten streng zu unterscheiden, die älteren und die jüngeren Typen zu sondern und vor allem das zu diesem Studium erforderliche Material mit der nöthigen Umsicht und in möglichst reichhaltigen Serien zu sammeln.

Der Werth statistischer Fundtabellen, welche eine topographische und numerische Uebersicht gewähren, ist mancherseits unterschätzt, weil sie niemals Anspruch auf Vollständigkeit erheben können. Angesichts des dritten Bandes des

[1]) J. Mestorf. Der internationale Anthropologen- und Archäologen-Congreß in Budapest. Hamburg, Otto Meißner, S. 44. Hampel (Jos.), Catalogue de l'exposition préhistorique à Budapest, p. 120.

[2]) Mestorf, a. a. O. S. 59.

[3]) Vergl. „Globus" Bd. XXV, Nr. 2 bis 5.

[4]) Vergl. „Globus" a. a. O.

Chantre'schen Werkes, welcher auf 245 großen Quartseiten nur Tabellen bringt, erst nach den Fundorten, dann nach den Sammlungen, in welchen die Objecte bewahrt werden, zusammengestellt, dürfte sich ein jeder von dem Nutzen derselben überzeugt erklären. Wer hätte ohne diese Tabellen jemals erfahren, daß die Zahl der im alten Gallien gefundenen Bronzeobjecte sich auf 32,418 beläuft, wie diese über das Land vertheilt, wo und wie sie gefunden und wo sie jetzt zu finden sind! Den Einwurf, daß diese Bronzeobjecte zum Theil aus Stationen der Eisenzeit stammen, weist der Verfasser zurück mit dem Bemerken, daß sie sowohl hinsichtlich des Stils als der Ornamente die Zeichen verschiedenen Alters tragen und daß die jüngsten nur bis in die Zeit reichen, wo das Eisen die bronzenen Schneidewerkzeuge nach und nach verdrängte. Weitere Beweise für die Correctheit dieser Behauptung verspricht der Verfasser in seiner Monographie der Eisenzeit im Rhonethal zu bringen, welche bereits in Vorbereitung ist und in derselben kostbaren Ausstattung erscheinen wird, welche das hier besprochene Werk auszeichnet. Wer die Kosten, welche die Abfassung und Herausgabe eines solchen literarischen Productes heischt, zu beurtheilen weiß, der kann nicht umhin, einem Privatmanne, welcher in reiner Begeisterung für die Wissenschaft solche Opfer bringt, wärmste Anerkennung zu zollen.

Die lithographirten Abbildungen in dem Atlas sind mit der erforderlichen Genauigkeit ausgeführt, die Mehrzahl in natürlicher Größe. Die ersten 18 Tafeln bringen die hauptsächlichen Typen der verschiedenen Geräthe, die folgenden eine Anzahl gesammelter Funde aus den sogenannten Trésors oder Waarendepots und Gußstätten, und die wichtigsten Fundobjecte aus den Pfahlbauten von Bourget.

Besonderer Erwähnung verdient noch, daß auf den Fundkarten die Chantre'sche Legende praktisch verwerthet worden und sich als zweckmäßig erweist. Dreizehn Zeichen in drei verschiedenen Farben genügen, um auf einen Blick die Fundstätten bestimmter Objecte und damit ihre topographische Verbreitung zu übersehen und die Gruppirungen bestimmter Denkmäler oder Stationen dem Gedächtnisse einzuprägen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die Insel Atlantis und die Tiefenmessungen des „Challenger".

Dem Bericht der „Nature" (Nro. 391 vom 26. April 1877) über einen Vortrag von Stephan Mitchel über die Resultate der Messungen, die gelegentlich der Weltumsegelung des „Challenger" im Atlantischen Ocean vorgenommen worden sind, entnehmen wir folgendes Wesentlichste. Vor ungefähr 17 Jahren wies Prof. Unger nach einer genauen Vergleichung der amerikanischen und europäischen Flora der Tertiärperiode auf die vielfache Aehnlichkeit beider hin und kam zu dem Schluß, daß die europäische Tertiärflora einen amerikanischen Charakter trage. Indem er die Theorie der Pflanzenwanderung zu Grunde legte, that er darauf, um seine Voraussetzung zu erklären, den kühnen Schritt, eine vorhistorische Insel im Atlantischen Ocean anzunehmen, welche er „die versunkene Insel Atlantis" zu nennen vorschlug (unter welchem Namen im Timäus von Plato eine mythische Insel erwähnt wird, welche jenseits der Säulen des Hercules lag und später in Folge großer Erdbeben in den Ocean versank). Die Tiefseemessungen des „Challenger" im Atlantischen Ocean haben nun unter Zuhülfenahme der Messungen, die vom Schiffe „Dolphin" der Vereinigten Staaten, von der deutschen „Gazelle", von den britischen „Hydra" und „Porcupine" ebendaselbst vorgenommen wurden, das Resultat ergeben, daß ein wirklicher Rücken sich von Norden nach Süden mitten durch den Ocean erstrecke. Die Ausdehnung desselben ist theils durch directe Tiefseemessungen, wie im nördlichen Theile durch den „Dolphin", im südlichen durch den „Challenger", theils, wie in den mittleren Theilen, durch Schlüsse, gezogen aus den erhaltenen Bodentemperaturen, in den wichtigsten Punkten thatsächlich bestimmt. In den großen Becken zu beiden Seiten des Rückens, also bis zum Festlande von Afrika und Europa einerseits und bis zu dem von Amerika andererseits, hat sich eine Tiefe von über 3000 englischen Faden ergeben (3450 im Maximum), während man in der Mitte eine Tiefe von nur 1000 bis 2000 Faden gefunden hat. Ueber den Meeresspiegel hinaus hebt sich der Rücken in den Azoren, St. Paul, Ascension und Tristan d'Acunha.

Von Seiten der Geologie steht nun der Annahme nichts im Wege, daß das ganze Gebiet, welches heute der Atlantische Ocean einnimmt, einmal ganz oder theilweise trockenes Land gewesen ist und erst später sich so bedeutend gesenkt hat. Ziehen wir nun auch in Erwägung, daß viele von den Unebenheiten des Meeresbodens durch die Ablagerungen der Flüsse hervorgerufen sind, und tragen wir auch der Einwirkung der Meeresströmungen und submariner Hebungen Rechnung, so sind diese Einflüsse doch nicht im Stande, solche Differenzen zu erzeugen, wie sie thatsächlich aufgefunden sind. Denkt man sich nun jene Tiefen von über 3000 Faden so weit gehoben, daß sie zu trocknem Lande werden, wie wird alsdann der Landrücken beschaffen sein? Zunächst haben wir uns denselben nicht etwa als Tafelland zu denken; vielmehr weisen die Messungen nach, daß er den Charakter einer von zahlreichen tiefen Thälern unterbrochenen Bergkette tragen würde. Seine Kammlinie würde dann zwischen 9000 und 15,000 Fuß liegen, und in den Punkten, welche noch heute über den Meeresspiegel aufragen, würde er bis zu einer Höhe von circa 30,000 Fuß ansteigen. Wir hätten also hier ein Land mit allen Temperaturabstufungen, mit heißen Thälern und — bei gleichem Atmosphärendruck — mit Bergen, welche selbst unter dem Aequator eine Schneebedeckung tragen würden. Es ist klar, daß ein Land mit solchen Temperaturverhältnissen sehr wohl geeignet sein konnte, Pflanzenwanderungen jedweder Art, auch direct über den Aequator hinweg, zu vermitteln. Wenn nun auch die obige Annahme von der einstigen Trockenheit des atlantischen Meeresbodens durchaus nicht im Widerstreit mit den geologischen Theorien über Hebung und Senkung von Theilen der Erdkruste liegt, und wenn auch kein Grund vorhanden ist, die Temperatur- und Luftdruckverhältnisse der Erde zur Zeit der (hypothetischen) Existenz jenes Landrückens als wesentlich verschieden von den jetzigen zu bezeichnen, so ist doch die ganze obige Ausführung einstweilen nur ein Versuch, die Unger'sche Hypothese zu stützen, und es bedarf noch vieler Untersuchungen, ehe diese Frage befriedigend beantwortet sein wird.

### Eine rasche Weltumsegelung.

— Dr. F. S. De Haß, amerikanischer Consul in Jerusalem, sagt in einem Briefe an den „Omaha Republican" über eine von ihm ausgeführte Reise um die Welt: „Wenn ich die Zeit, welche ich an verschiedenen Punkten verweilt habe, nicht rechne, da diese Unterbrechungen in der Reise hät-

ten vermieden werden können, o habe ich die ganze Fahrt um die Erdkugel in genau 68 Tagen gemacht und hätte sie ohne Unwetter im Stillen Ocean in 62 Tagen machen können. Die Reise von Alexandria in Aegypten über Brindisi und Paris nach London und von dort nach Newyork und San Francisco dauerte 20 Tage und genau ebensolange die Fahrt von San Francisco nach Jokohama. Von dort nach Canton kostete 6 Tage, die Segelfahrt durch das Chinesische Meer und die Straße von Malaka nach Ceylon nebst wiederholtem Anlanden 10 Tage; von dort nach Suez 12 Tage und von da zurück nach dem Ausgangspunkte Alexandria in wenigen Stunden, im Ganzen 25,000 engl. Miles, davon 16,000 zur See und 9000 zu Lande, in 68 Tagen ohne einen Unglücksfall oder Verzögerung irgend welcher Art." (Times.)

---

## Nordamerika.

Ueber Handel und Schifffahrt der Dominion of Canada geben die dem Parlament von Toronto vorgelegten Berichte für 1876 folgende Zahlen: Die Ausfuhr betrug in dem genannten Jahre 80,966,455 Doll., die Einfuhr 93,210,346. Jene übertrifft den Durchschnitt der letzten neun Jahre um $4\frac{1}{2}$ Millionen, während diese um $3\frac{1}{2}$ Millionen hinter demselben zurückbleibt. Die Ausfuhren und Einfuhren bewertheten in den letzten neun Jahren folgende Summen:

| | Ausfuhr | | Einfuhr | |
|---|---|---|---|---|
| 1868 | 57,567,888 | Doll. | 73,450,644 | Doll. |
| 1869 | 60,474,780 | „ | 70,415,165 | „ |
| 1870 | 73,573,490 | „ | 74,814,339 | „ |
| 1871 | 74,173,618 | „ | 96,092,971 | „ |
| 1872 | 82,689,663 | „ | 111,439,527 | „ |
| 1873 | 89,780,922 | „ | 128,011,281 | „ |
| 1874 | 89,311,928 | „ | 128,213,582 | „ |
| 1875 | 77,886,979 | „ | 123,070,283 | „ |
| 1876 | 84,966,435 | „ | 93,210,346 | „ |

Die Zolleinnahmen haben sich von 8·8 Millionen in 1868 auf 12·8 Mill. in 1876 erhoben. Großbritannien und die Vereinigten Staaten theilen sich in den weitaus größten Theil des canadischen Außenhandels, von dessen Gesammtbetrag im Jahre 1876 in Aus- und Einfuhr $83\frac{1}{2}$ Mill. (48 Proc.) auf Großbritannien, 76 Mill. (43·5 Proc.) auf die Vereinigten Staaten, 3 Mill. auf Britisch Westindien, 2·4 Mill. auf Frankreich, 1·8 Mill. auf Spanisch Westindien, 975,000 auf Südamerika, 970,000 auf Ostasien, 608,000 auf Deutschland entfielen. Die Gesammtzahl der in der Dominion registrirten Schiffe belief sich am Schluß des Jahres 1876 auf 7192 mit 1,260,893 Tonnen; eine Zunahme von 240 Schiffen und 55,328 Tonnen hat gegen das Vorjahr stattgefunden. Schätzt man den Werth einer Tonne auf durchschnittlich 30 Doll., so ergiebt sich ein Gesammtwerth der canadischen Handelsflotte von 38 Mill. Doll. Neu gebaut wurden in der Dominion 1876 416 Schiffe mit 127,000 Tonnen.

— Eine Schriftgießerei in St. Paul lieferte kürzlich die Typen für „Framvavi", eine isländische Zeitung, welche in der isländischen Colonie Keewatin am Red River (circa 60 Miles von Fort Garry) erscheinen soll. Es ist das die erste in isländischer Sprache veröffentlichte Zeitung auf dem amerikanischen Continente. (Vergl. „Globus" XXX, S. 240.)

— Die Smithsonian Institution hat den Naturforscher E. W. Nelson zur weitern Erforschung des noch ziemlich unbekannten Territoriums Alaska ausgesendet. Ueber die Völkerstämme desselben ist unlängst durch das Ministerium des Innern in Washington eine werthvolle Arbeit von W. H. Dall (Tribes of the extreme Northwest) veröffentlicht worden, welche, gestützt auf des Verfassers eigene achtjährige Beobachtungen und auf die Arbeiten von Wrangell, Holmberg, Roß, Gibbs, Bondel, Erman, Markham, Rink und Anderen, zunächst eine Zusammenstellung über die verschiedenen Gruppen der Eingeborenen und ihre Unterabtheilungen, mit Notizen über ihre Namen, Stärke, Wohnsitze, Lebensweise u. s. w. giebt. Das mit einer großen Karte des Territoriums versehene Werk enthält außerdem eine Abhandlung über die Kjökkenmödden der Aleuten und die darin gemachten Funde und eine zweite über den Ursprung der Eskimos, welche sich für Rink's Ansicht erklärt, daß dieses Volk von dem Innern Nordamerikas nach den Küsten verdrängt worden sei.

(E. Behm in Petermann's Mittheilungen 1877, S. 314.)

— Eine sehr gefällig ausgeführte „Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika nebst Mexico, Centralamerika und Westindien" (entworfen von Dr. Ziegler, gezeichnet von Th. v. Bomsdorff, 1:7,000,000; Preis 4 Mark) ist in neuer Auflage in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen, die als Uebersichtskarte ausreichende Dienste thut. Einstweilen, so lange die Hayden'schen, Wheeler'schen und Powell'schen Forschungsexpeditionen noch im Gange und ihre Resultate erst im Erscheinen begriffen sind, ist es ein mißliches, sogar unmögliches Ding, eine zuverlässige Karte der Vereinigten Staaten herzustellen; selbst die beste muß im Augenblicke ihres Erscheinens an mehr als einer Stelle veraltet und incorrect sein. Von diesem Gesichtspunkte muß deshalb jede Kritik derartiger Unternehmungen ausgehen.

— Sir Joseph Hooker unternimmt augenblicklich in Gesellschaft von Prof. Asa Gray eine botanische Reise in den Vereinigten Staaten, und wendet seine Aufmerksamkeit speciell der eigenthümlichen Flora von Colorado und anderen Gebieten des Nordwestens zu.

— Mr. James O. Woodruff von Indianopolis hat den Plan zu einer wissenschaftlichen Reise um die Welt entworfen, welche vom October 1877 bis October 1879 dauern soll. Das Project hat die Zustimmung der Smithsonian Institution und der Behörden des Staates Indiana gefunden; das Schiff soll von Offizieren der Vereinigten-Staaten-Flotte geführt werden.

— Aus dem letzten Vierteljahrsbericht des Chefs des statistischen Bureaus ergiebt sich über die Einwanderung in die Vereinigten Staaten Folgendes: Im Jahre 1876 wanderten 157,440 Personen, 102,960 männliche und 54,480 weibliche, ein. Davon waren 26,608 unter 15, 111,764 unter 40 Jahre alt. Auf der Reise starben 66 Personen. Den Ländern nach vertheilen sich die Einwanderer wie folgt: Von England wanderten ein 21,051, von Irland 16,506, von Schottland 4383, von Wales 204, von Isle of Man 8, von Guernsey 1, von Deutschland 31,323, von Oesterreich 6047, von Ungarn 475, von Schweden 5294, von Norwegen 6031, von Dänemark 1624, von Holland 709, von Belgien 454, von der Schweiz 1572, von Frankreich 6723, von Italien 2980, von Griechenland 24, von Spanien 597, von Portugal 854, von Rußland 6787 ꝛc.

---



---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj [1]).

## I.

An einem Morgen gegen Ende October fand sich Mr. Charles Yriarte, welchen wir von Triest an durch die ganze Ostküste des Adriatischen Meeres bis nach Cattaro hinab begleitet haben (s. „Globus" XXVIII, S. 369; XXIX, S. 1, 17, 209, 225; XXX, S. 49, 65, 81, 97; XXXI, S. 209, 225, 241, 257, 273, 288), am Landthore von Cattaro ein, wo ihm der montenegrinische Agent Pero Ramadanowitsch ein Stelldichein gegeben hatte. Die Bewohner des nahen Dorfes Scagliari, ausgezeichnet durch ihre Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit, Intelligenz und Kühnheit, besitzen gewissermaßen ein Privileg als Führer nach dem Schwarzen Berge; unter ihrer Obhut kann sich selbst eine einzelne Frau auf die Bergwege der Zrnagora wagen. So war auch Yriarte sofort beim Betreten von Cattaro an einen Mann aus Scagliari gerathen, der, auf dem Haupte die nationale „kapa" der Montenegriner und die gestreifte „struka" auf der Schulter, ihn sofort nach Cetinje führen wollte, und mit dem der Reisende trotz des Abrathens des montenegrinischen Agenten eine Verabredung wegen seines Reitpferdes und der Führung getroffen hatte. Ramadanowitsch hatte Recht gehabt; der Führer ließ die festgesetzte Zeit verstreichen, ohne zu erscheinen, und so brach Yriarte allein auf. Eine Frau folgte ihm, die sein weniges Gepäck auf dem Kopfe trug; ein Kind von funfzehn Jahren lief voraus.

Das Landthor von Cattaro führt zunächst zu einer mächtigen Schlucht, durch welche die namentlich im Herbste unaufhörlich fallenden Regenwasser dem Meere zuströmen, nicht ohne die Stadt ganze Monate lang stellenweise zu überschwemmen. Dort befindet sich auch, eingeklemmt zwischen Meer, Stadt und Fels, der Bazar der Montenegriner (vergl. vorigen Band S. 290), welcher unmittelbar am Fuße der Scala liegt, jener berühmten Kunststraße, welche von Cattaro in dreiundsiebenzig Windungen nach der Grenze des kleinen slavischen Fürstenthums führt. Das Gebirge erhebt sich dort so plötzlich und läßt zwischen Fels und Meer so wenig Raum, daß man die schräg aufsteigenden Staffeln aus dem Steine selbst herausarbeiten mußte; mit vollem Rechte verdienen deshalb die schwindeligen Biegungen den Namen der Scala oder Treppe. Da die Bergwand gegen Westen schaut, so ist es gut, frühzeitig am Tage den Marsch nach Cetinje anzutreten, weil man die Hälfte des Weges zurücklegen kann, ehe die Sonne denselben trifft und der Reflex von den kahlen, weißlichen Wänden den Augen lästig fällt. Davon abgesehen aber findet man in Europa wenige Straßen, welche dem Reisenden mehr malerische Ansichten zu bieten haben als diese. Erst überschaut man die Stadt, dann den Meerbusen von Cattaro, die Bocche, das jenseitige Gebirge, die Reihe kleiner weißer Dörfer längs der Ufer und die Adria

[1] G. Frilley et Jovan Wlahovitj, Le Monténégro contemporain. Paris 1876. Der Correspondent der „Times" beim montenegrinischen Hauptquartier schrieb darüber: „Das Werk von Frilley und Wlahovitj ist gründlich, eingehend und wird hier als das beste und wirklich einzige gute Buch über das Land angesehen, zumal es auf persönlicher Anschauung und jahrelangem Aufenthalt beider Verfasser beruht, deren ersterer Arzt des Fürsten war" („Mail" vom 23. Mai 1877).

Montenegriner auf dem Wege nach Cattaro. (Zeichnung von Valério.)

selbst mit ihren Buchten und Vorgebirgen und Segeln in weiter Ferne. Fortwährend steigend befindet man sich bald auf gleicher Höhe mit der Citadelle (s. Abbildung Bd. XXXI, S. 290), welche durch eine tiefe Schlucht von der Straße getrennt ist. Dort ist man schon über 1000 Fuß hoch, und schaut man nun hinab nach Cattaro, so liegt die Stadt mit ihren Plätzen, Gassen und Höfen, auf denen in mikroskopischer Kleinheit sich die Menschen umherbewegen, wie im Plane tief unten im Grunde. Bis zur letzten der 73 Windungen dauert der Aufstieg eine Stunde und 20 Minuten; von dieser Stelle aus ist die Gesammtansicht des herrlichen Meerbusens aufgenommen, welche sich auf S. 259 des vorigen Bandes findet. Bis dahin reicht das österreichische Gebiet; gleich jenseit der Grenze beginnen die Hohlwege und Schluchten und das Felsengewirr Montenegros. Die Scala, in ihrer ganzen Länge von circa 6000 Meter auf österreichischem Gebiete liegend, wurde während der französischen Occupation (1807 bis 1814) in Angriff genommen, aber erst von den Oesterreichern vollendet, welche sie mit großer Sorgfalt fortdauernd in gutem Zustande erhalten. Noch vor wenigen Jahren mußte man sich dagegen gleich jenseit der Grenze einen Weg durch gewaltige Felsblöcke bahnen, welche die Gießbäche zur Winterszeit dort aufhäuften, bis es Fürst Nikolaus nach vielen Unterhandlungen durchsetzte, daß die Straße von Cetinje bis zur Scala an beiden Endpunkten gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Doch zu ihrer Vollendung fehlt noch viel; gleich jenseit der Grenze führt sie ohne Brustwehr an einer Schlucht hin, wo der geringste Fehltritt todtbringend werden kann. Dann wendet sie sich rechts bei mächtigen Felsen vorbei, aus denen im Winter ein Gießbach hervorstürzt, erreicht in einer Schlucht, einer wahren Mördergrube, eine Quelle, wo Mensch und Thier, obgleich in Schweiß gebadet, jedesmal reichlich trinken, und hat dann eine so enge und gefährliche Stelle, daß dort ein

Behausung eines montenegrinischen Senators. (Nach einer Skizze von Yriarte.)

Hundert beherzter Männer ein ganzes Heer von Feinden aufhalten könnten. Zum Glück ist diese ganze schwierige Strecke nur kurz: in 35 Minuten erreicht man von der Grenze aus ein Plateau, von wo aus man das noch einmal so weit entfernte Dorf Njegusch erblickt, welches sich in einem großen Halbkreise am Fuße der Berge hinzieht.

Die Straße war übrigens nicht einsam; Yriarte begegnete langen Reihen montenegrinischer Frauen, welche von Njegusch, Cetinje, Baitsche und anderen zwischen den Felsen versteckten Dörfern nach dem Markte von Cattaro ziehen, auf dem Rücken schwere Lasten Holz, Gemüse und dergleichen. Mitunter treiben sie auch einen Esel vor sich her, der Leinewand, Fische oder Getreide schleppt. Selten nur sieht man dazwischen einen Mann, der dann stets allein geht, den Arm in die Seite gestützt und den Gürtel voller Waffen. Aber die montenegrinische Frau ist so an das Lasttragen gewöhnt, daß sie dabei noch plaudert und selbst lacht, Strümpfe strickt oder spinnt. Dabei ist es ihr zu viel, der Scala in all ihren Windungen zu folgen; wie eine Ziege klettert sie an den Felsen auf kaum wahrnehmbaren Pfaden hinab, springt behende von Stein zu Stein und schneidet oft mit zwanzig, dreißig Schritten einen Umweg der Straße von einem halben Kilometer ab. Ebenso rüstig steigt sie des Abends, mit Kisten oder Ballen beladen, wieder hinauf, und im Winter, wenn fester Schnee die Berge bedeckt, rutscht sie ab, wie die Bewohner der Alpen: ihre Last auf dem Rücken, setzt sie sich auf ihre Struka, zieht deren eines Ende vorn zwischen den Beinen durch, hält es mit beiden Händen fest und gleitet nun rasch und gefahrlos in kürzester Zeit den Abhang hinunter.

Njegusch ist Hauptort eines Districts, welcher mehrere Dörfer umfaßt. Während überall in Istrien, Dalmatien und der Herzegowina die serbischen Bauern ihre Häuser oder Hütten einzeln und in großer Entfernung von einander

erbauen, eine Isolirung, welche in dem Zusammenleben aller Mitglieder derselben Familie ihre Erklärung findet, liegen dieselben in Njegusch auf einem Haufen. Die Häuser sind, wohl wegen der heftigen Stürme, sehr niedrig, von oben mit Steinen beschwert, und verschwinden fast zwischen den riesigen Felsblöcken und den sonstigen Unebenheiten des Bodens, welcher nur hier und da kleine Fleckchen Ackerkrume aufzuweisen hat. Das Haus, in welches Ramadanowitsch den Reisenden führte, sah von außen mehr als einfach aus; in dem Hofe, in welchen sie traten, rieselte Blut über den felsigen Grund, junge Leute, die Kleider voll Blut, lachten den Ankömmlingen zu, und Hammelviertel lagen auf dem Boden umher. Es war Ende October, wo man jede montenegrinische Familie bei dem wichtigen Geschäfte der Castradina-Bereitung überrascht. Castradina ist gesalzenes und geräuchertes Fleisch von Hammeln und Ziegen, die hauptsächliche Nahrung im ganzen Fürstenthum und neben den Scoranze (getrocknete und geräucherte Fische aus dem See von Scutari) die Grundlage aller Ausfuhr. Wie in patriarchalischen Zeiten überwachte das Familienoberhaupt, welches der fürstliche Agent mit einem Kusse begrüßt hatte, die Arbeiten. Heute ist man beim Schlachten, was in gewöhnlicher geschäftsmäßiger Weise vor sich geht, während noch vor funfzehn Jahren Reisende es mit angesehen haben, daß die Besitzer selbst mit gezücktem Yatagan in die mit Schafen gefüllte Hürde sprangen und, als wären sie im

Junges Mädchen aus Njegusch. (Zeichnung von Valério.)

Knabe aus Njegusch. (Zeichnung von Valério.)

Kampfe mit den Türken, wild um sich hieben und den Boden mit Leichen besäeten, wie berauscht durch den Anblick des Blutes und das Geschrei der getroffenen Thiere.

Nach den üblichen Begrüßungen stiegen die Fremden einige Stufen hinauf und traten in ein großes, reinliches, niedriges Zimmer. Die Wände waren mit Kalk geweißt, das Gebälk sichtbar, der Boden gepflastert, und sein Licht empfing dieser einzige Raum des ganzen Hauses durch zwei kleine vergitterte Fenster in Manneshöhe. An der einen Wand standen, durch einen Raum, wo Kleidungsstücke hingen, getrennt, zwei große, sehr breite Betten; in der Ecke ein großer, niedriger, bedeckter Tisch mit Bänken und ein Holzsessel als Ehrenplatz. Zwischen Bett und Tisch an der auffallendsten Stelle der Wand ein bemalter Kleiderrechen, wie sie auch die Kabylen besitzen, an dessen Pflöcken vier silberbeschlagene, albanesische Pistolen, ein schöner Yatagan, ein Revolver und eine Flinte hängen. Aus der Ecke über dem Tische strahlen getriebene Heiligenscheine mehrerer hochverehrten Bilder im Lichte einer kleinen Lampe. In einer dritten Ecke steht ein zugleich als Tisch und Bank dienender, bunt bemalter Koffer, wie er sich im ganzen Oriente, bei den Italienern als „cassone“, bei den Bretonen und in der Normandie als „huche“ und sonst vielfach findet: er ist die montenegrinische Commode, welche die Kleider, den Schmuck und das Geld der ganzen Familie birgt. Ein zweiter, aber einfacherer Koffer steht zwischen den beiden Betten. Das Ganze hat ein anständiges, bis zu einem gewissen Grade würdevoll patriarchalisches Aussehen, wie es sich für den Besitzer, einen Woywoden und Senator des Fürstenthumes, schickt. Derselbe ließ seine Familie eintreten, voran die Frau, welche, ernsten, traurigen Antlitzes, wie alle serbischen Mütter, und frühzeitig gewelkt, nur mit Anstrengung lächeln

konnte. Die Tochter war furchtsam, zurückhaltend, ängstlich, aber von graziösem Aeußern; die Knaben dagegen schienen die Herren im Hause zu sein, so stürmisch und ohne Rücksicht auf seine Autorität zerrten sie an ihrem Vater herum und setzten ihm zu. Die Frauen dagegen beugten das Knie vor den Fremden, küßten ihnen die Hand und verschwanden dann auf einen Wink des Hausherrn sofort, um das Mahl zu bereiten: ein nach albanesischer Weise gerösteter Hammel und dazu guter Rothwein von der dalmatinischen Küste. Letzterer ist stets etwas trübe, aber der Reisende gewöhnt sich rasch daran. Wie auch bei anderen christlichen Nationen des Orients (Griechen, Armeniern u. s. w.) nehmen die Frauen an der Mahlzeit nicht Theil, sondern sorgen für die Bedienung oder halten sich scheu zurück. Trotz all dieser scheinbaren Zurücksetzung der Frau fühlt man aber doch bald, daß die Mutter von ihren Söhnen geachtet, geliebt und geehrt wird.



Bewaffneter Montenegriner im Gebirge. (Zeichnung von Valério.)

Das Mahl dauerte nur kurze Zeit, denn der Weg bis Cetinje ist noch weit und die Reisenden mußten noch in Njegusch selbst bei dem Bruder ihres bisherigen Wirthes einen zweiten Besuch abstatten, noch einen Ehrentrunk thun und sich noch eine ganze Familie vorstellen lassen.

Njegusch ist die Heimath der regierenden Familie Petrowitsch; der jetzige Fürst ist dort geboren und bringt dort in einem bescheidenen Landhause meist einen Theil der heißen Jahreszeit zu, weil die Winde vom Adriatischen Meere her die Temperatur gegenüber derjenigen von Cetinje bedeutend abkühlen. Njegusch ist die reichste unter den elf Ortschaften (plemena, d. i. Geschlechter) der Katunska Nahia (Nahia so viel als Provinz, deren das eigentliche Montenegro vier zählt). Der Ort ist wohlhabend, weil er in einer Ebene liegt und weil dort eine Anzahl von Herdenbesitzern leben, welche mit der Ausfuhr von Castradina viel Geld verdienen. Alljährlich exportirt das Fürstenthum an 100,000 Stück

Ansicht von Cetinje. (Nach einer Photographie.)

Kleinvieh in gesalzenem und geräuchertem Zustande, und die Schiffe des österreichischen Lloyd verfrachten dieselben nach allen Häfen des Littorales, vornehmlich aber nach Triest.

Der Weg nach Cetinje, welchen man in $2^1/_2$ bis 3 Stunden zurücklegen kann, durchschneidet die Ebene von Njegusch, wo zwischen Felsblöcken und Gestein kleine Stückchen äußerst werthvoller, fruchtbarer Erde von runder, dreieckiger oder viereckiger Form umherliegen und fleißig bearbeitet werden. Wer nicht drinnen im Dorfe mit der Zurichtung der Castradina beschäftigt war, erntete draußen Kartoffeln. Dieselben werden in große Gruben geschüttet und mit einem Gemisch aus kleinen Steinen und Erde, welches festgestampft wird, bedeckt, ein Gebrauch, der sich auch in Bosnien findet.

Hat man das Ende der Ebene erreicht, so führt der Pfad eine halbe Stunde lang steil bergauf bis zu einer kleinen Quelle, welche Fürst Danilo vor etwa 20 Jahren fassen ließ. Ueberall starren kleine spitze Felsnadeln zum Himmel empor, und noch jeder Reisende seit den Zeiten der Venetianer, welcher diesen Weg beschrieben, hat das Land einem tobenden, plötzlich versteinerten Meere verglichen. Es ist ein beschwerliches Klettern und Hinabsteigen zwischen diesen Felshügeln und steinigen Schluchten, durch die menschenleeren, nackten, grauen Berge, bis man auf dem höchsten Punkte des Berges Kerschmasch zu einer Telegraphenstange kommt, welche schon seit mehr als einer Stunde beständig sichtbar war. Dort oben öffnet sich mit einem Schlage eine herrliche Fernsicht auf die Gebirge Nord-Albaniens und des Mirditen-Landes, auf den Sutorman und die anderen Berge zwischen Cattaro und Scutari, auf den zwischen ihnen eingebetteten blauen Skadarsko Blato, den See von Skadar (serbisch) oder Scutari (italienisch), und auf den gewundenen Lauf der Moratscha, des Hauptflusses von Montenegro. Auch ein Theil der Ebene von Cetinje ist von dort aus sichtbar; aber der Ort selbst versteckt sich hinter dem Felshügel, an den sich das dortige Kloster anlehnt.

Vom Kerschmasch geht es in steilen Windungen hinab in die Ebene von Baitsche und Cetinje, so steil, daß die Pferde auf dem harten Gerölle rutschen und gleiten, und daß man es vorzieht zu Fuße zu gehen. Hoch oben an den Hängen weiden Ziegen das dürftige Gras ab und weithin sieht man die rothen Kappen der sie bewachenden Hirtenjungen. Bei einer Biegung der Straße erscheint ein Montenegriner; er sitzt am Wege in einer ungezwungenen Stellung, aber so theatralisch, als hätte ihm ein Künstler die Glieder zurechtgerückt, den Arm in die Seite gestützt, die nationale „kappa“ auf dem Kopfe, mit der weißen „Gunje“ (Art Tunika) und dem goldgestickten „Dschamadan“ (Weste) bekleidet und im „Kolan“, dem rothledernen Gürtel, ein ganzes Arsenal von Waffen mit sich führend. So ruht er sich in der Einöde aus und würdigt die Vorüberziehenden kaum eines Wortes. Trotz der Stickereien an der Weste, den silberbeschlagenen Pistolen und dem kostbar eingelegten Griffe seines Yatagan ist er kein Soldat, kein Befehlshaber, nur ein gewöhnlicher Mann aus dem Mittelstande.

In einer starken halben Stunde von jener Telegraphenstange aus ist Baitsche erreicht, ein kleines im Halbkreise am Bergabhange erbautes Dorf im Norden der Ebene von Cetinje, und von dort an ist die Straße in besserm Zustande. Man passirt eine kleine schmucklose Kirche, bei welcher die Führer ihre Kappe abziehen, sich bekreuzen und ein kurzes Gebet sprechen, und das bedeutendste Pulvermagazin des Landes, welches auf einem einzelnen Felsen zwischen Baumgruppen sich erhebt. Rechts und links liegen magere Felder, wo Mais, Gerste, Hafer und Kartoffeln gedeihen, dann zur Rechten ein langes Gebäude, welches sich zwischen Felsen und Gestrüpp fast verliert, das 1870 erbaute neue Arsenal, ein kleines kuppelförmiges Denkmal, dem Andenken an eine Anzahl Opfer des Krieges von 1862 geweiht, und weiterhin ein 1871 errichtetes einstöckiges Hospital. Erst die Kämpfe des letzten Jahres haben es dahin gebracht, daß seine innere Einrichtung vollendet wurde; vorher fehlte es an Geld und andererseits zeigten die Montenegriner so viel Liebe zur Freiheit und so viel Vertrauen in ihre eigene Heilkunde, daß sie sich nicht in ein Hospital sperren lassen wollten, um dort vielleicht fern von ihrer Familie zu sterben.

Um 5 Uhr Abends erreichte Yriarte Cetinje, wo ihn ein fürstlicher Adjutant empfing und begrüßte. Er hatte zu dem Marsche von Cattaro an $6^1/_2$ Stunde gebraucht; der Montenegriner rechnet deren fünf, mit einem gewöhnlichen Pferde sechs und braucht auch wohl sieben, da er, wenn ihn nichts drängt, oftmals sich unterwegs zu verweilen liebt.

---

# Dr. G. Schweinfurth's Reise durch die westliche Wüste von Aegypten[1]).

Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, die Gebirgsgegend zwischen dem Nil und dem Rothen Meere vollständiger, als es bisher geschehen, zu durchforschen, und zwar speciell das Alter und die Ausdehnung der geologischen Formationen festzustellen, welche die physikalische Geographie jenes Gebietes bestimmen. Ich habe zu diesem Zweck zahlreiche Mineralien und Fossilien gesammelt, welche gegenwärtig von Zittel in München und Beyrich in Berlin einer Prüfung unterzogen werden.

Die geologische Karte von Aegypten, welche Figari Bey bearbeitet hat, wimmelt von Fehlern. Der Autor war weder ein competenter Geologe noch waren seine Reisen vollständig genug, um ihn in den Stand zu setzen, eine richtige Karte herzustellen. Als ich vor zwei Jahren mit zur Bildung der ägyptischen Geographischen Gesellschaft beitrug, bezeichnete ich Westägypten als eins von den Feldern, welche am meisten für die Forschung versprächen. Der ägyptische Generalstab setzte sich jedoch standhaft meinen Plänen entgegen, weil sein Chef der Meinung war, daß so lange man diese Gebirgsgegend unerforscht ließe, sie gegen etwaige Eindringlinge eine mächtige Schutzwehr sei. Man gab sogar vor, daß ein Plan eines englisch-indischen Offiziers, wie man Aegypten vom Rothen Meere aus angreifen könne, seinen Weg in die Archive des Stabes gefunden hätte. Oberst Purdy untersuchte im Jahre 1871 flüchtig die Gegend zwischen Benisuef, Keneh, dem Golf von Berenice und Berber, aber das Stabsbureau verweigerte es ganz beharrlich, die Resultate dieser Forschung zu veröffentlichen, aus Furcht, einem Eindringling damit eine Waffe in die Hand zu geben. Da machte ich es mir zur Aufgabe, nicht eher zu rasten, als

[1]) Uebersetzung der im Athenaeum vom 23. Juni 1877 abgedruckten Zuschrift des Reisenden. Vergl. auch „Reisen von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabische Wüste vom Nil zum Rothen Meere“ in „Globus“ XXX, S. 8.

bis ich jeden Berg und jede Quelle dieses Landstriches besucht hätte. Einen beträchtlichen Theil davon erforschte ich und zeichnete ich im Laufe dieses Sommers auf. Hinsichtlich dieses Theiles bin ich nun freilich besser unterrichtet, als die Offiziere des Stabes, und sicherlich werde ich die Kenntniß, welche ich erlangt habe, in die Oeffentlichkeit bringen. In der Zeit von 56 Tagen, während welcher 209 Stunden marschirt wurde, erforschte ich die Straße zwischen Kairo und Keneh. Am 24. März reiste ich von Helwan, 28 engl. Miles südlich von Kairo, ab und erreichte am 18. Mai wieder den Nil bei Keneh.

Von Helwan aus verfolgte ich [1]) zunächst den Rand des Nilthales bis zum Dorf el-Eyam, welches dicht bei el-Tibin (e'-Teben) und zwar südlich davon liegt, und bestieg dann das eocene Kalksteinplateau, welches durch Wadi Arabah von dem Hauptplateau, das noch weiter nach Süden liegt, getrennt wird. Wadi Warag gestattete meinen beladenen Kameelen einen verhältnißmäßig leichten Aufstieg, und man kann auf diese Weise den südlichen Abfall des Plateaus gegen Wadi Arabah hin erreichen, ohne daß man gezwungen ist, Thäler zu durchkreuzen. Zu unserer Linken hatten wir die Wadis: Ginah, Chállal und Chafura, welche in ostnordöstlicher Richtung zum Meere sich hinabziehen, während sich zur Rechten die Wadis Na-umieh und Rishrásh befanden, welche die entgegengesetzte Richtung nach Nordosten einschlagen. Vom Gipfel des Plateaus aus führt das nördliche Wadi As-char [2]) zum Wadi Arabah hinab und verbindet sich mit ihm östlich von der Quelle el-Araïde. Wir hatten neun Stunden lang das Wadi Arabah in südöstlicher Richtung zu durchwandern, ehe wir zu der Mündung des südlichen Wadi As-char gelangten, welches mit seinen zahlreichen Nebenthälern zu der südlichen Hamada (4100 Fuß hoch) hinaufführt.

Dieses südliche Wadi As-char ist, wie das nördliche gleichen Namens, von den malerischen Felsen des Nummulitenplateaus eingeschlossen. Es ist vor allen Wüstenthälern Aegyptens durch seinen üppigen Pflanzenwuchs, eines Ausläufers der Flora von Palästina, ausgezeichnet, welche letztere hier durch zahlreiche Arten vertreten ist, die nirgend anderswo in Afrika gefunden werden; am meisten fällt die Salvia Palaestina in die Augen. Der Theil des Nummulitenplateaus, welcher Wadi Arabah im Süden begrenzt, ist mit Kräutern und Sträuchern dicht bedeckt, aber ohne Bäume. Der Sinai, welcher von demselben durch den Golf von Suez getrennt ist, bildet das vermittelnde Glied mit Palästina. Nachdem ich das ganze Gebiet des südlichen Wadi As-char durchforscht und einige Tage auf der Hamada mit Pflanzensammeln zugebracht hatte, ging ich weiter zum Kloster des heiligen Antonius. Von da erforschte ich Wadi Hammad [3]), ein breites Thal, welches sich von der Hamada herabsenkt. Meine Karawane war gezwungen, einen weiten Umweg bei Cap Zafarana am Rothen Meere vorbei zu machen; ich aber ging mitten durch die Berge in directer Linie zu dem Kloster des heiligen Paulus, welches auf der nordöstlichen Ecke der Hamada liegt. Ein schönes Wadi, Nigbe, d. i. „der Pfad" benannt, führt zu der steilen Felswand (3940 Fuß hoch), an deren Fuße das Kloster in einer Höhe von 1290 Fuß über dem Meere liegt. Wadi Nigbe ist bemerkenswerth wegen seiner wunderbaren Anhäufungen von Geröll, welche zu beiden Seiten des Flußbettes senkrechte Wälle bilden und auf Gletscherwirkung hindeuten, wie solche Fraas beim Sinai nachgewiesen hat. In diesem Thal entdeckte ich eine wilde Pistazie, welcher Baum bis jetzt in Aegypten anderswo noch nicht gefunden ist. Nachdem ich bei dem Kloster des heiligen Paulus die mittlere Kreideformation, welche an Fossilien überaus reich ist, eingehend erforscht hatte, schlug ich den Weg nach Südost zu dem isolirt gelegenen Porphyrberg Oni-el-Tennasib ein, verfolgte dann meine frühere Route (von 1876) durch Wadi Ghazala und gelangte zu der Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Rothen Meer, welche auch geologisch eine wichtige Grenze bildet, da sich hier Porphyr- und Hornblendefelsen mit Sandstein berühren, auf welchem letztern die zur mittlern Kreide gehörigen Schichten ruhen, die am Fuß des Plateaus unter dem Nummulitenkalkstein ans Licht treten. Es gelang mir hier nicht, die obere weiße Kreide zu entdecken, welche eine so auffallende Bildung in den Felsen zeigt, welche die Oasen im Westen des Nils begrenzen. Dagegen besuchte ich wieder die reichlich Fossilien bergenden Kreideschichten vom Wadi Mor (bei Güßfeldt Morr), und entdeckte dort einige neue Ammoniten von bemerkenswerther Größe.

Vom Wadi Mor wandte ich mich nach Osten zurück, überschritt die Wasserscheide und die Berührungslinie der Sedimentär- und krystallinischen Gesteine und trat in das Wadi Hauaschieh ein. Ein tiefe Depression in dem Gebirgszug, welcher dieses Thal im Süden begrenzt, führte zu einem Tafelland, das von zahlreichen Thälern durchschnitten und aller Vegetation baar ist. Wir überschritten dasselbe und zogen gegen Gebel Gharib, welcher seinen Namen des „Abgesonderten" mit Recht trägt, denn seine gigantischen Kegel, ein Dutzend an der Zahl, erheben sich steil über die Ebene, welche sich sanft zu den niedrigen Küstenhügeln im Norden vom Gebel el-Set hinabzieht. Dieser Berg ist ohne Zweifel der höchste Punkt der Porphyrkette, welche sich von 26° bis zu 29° nördl. Br. erstreckt, und vielleicht von ganz Aegypten. Nares giebt ihm auf der Admiralitätskarte nur eine Höhe von 5740 Fuß, und Gebel el-Duchan, eine der höchsten Spitzen vom Gebel Omm-el-Sidr, soll ihn noch um 120 Fuß übertreffen; aber dies kann nicht richtig sein. Leider ist an ein Besteigen des Gharib, der richtiger Naghib zu nennen ist, wegen der ungewöhnlichen Steilheit seiner Gipfel nicht zu denken. Vom Gebel Gharib ging ich in süd-süd-westlicher Richtung beim Gebel Dara vorbei zum Gebel Mangul, wo wir in einer natürlichen Cisterne, die durch einen tiefen Spalt im Grünstein gebildet ist, ausgezeichnetes Trinkwasser fanden, obgleich drei Jahre hindurch kein Regen gefallen war. Ich ließ hier mein Gepäck zurück und ging mit einigen unbeladenen Kameelen zur Meeresküste, die ich bei Cap Dhib, der nördlichen Spitze vom Gebel el-Set, erreichte.

Nach einer fünftägigen Abwesenheit kehrte ich auf einem südlichern Wege nach Gebel Mangul zurück und folgte sodann dem östlichen Abhang der centralen Bergkette bis Gebel Kufra. Die Zahl der Berge, welche die Höhe von 5000 Fuß überschreiten, ist hier sehr groß, und ich konnte nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von ihnen ihrer Lage nach bestimmen. Ich gelangte dann ins Wadi Abu Sidr, welches sich vom Gebel el-Duchan (dem Porphyrites Mons der Alten) bis zum Meere erstreckt. Dieses Thal ist nach seinen Sidr-Bäumen (Zizyphus Spina Christi) benannt, die hier bei einer römischen Cisterne, zwei Stunden Wegs oberhalb der Mündung des Thals, wild wachsen, sonst aber im nördlichen Aegypten nicht angetroffen werden. Ungefähr anderthalb Stunden Wegs von diesen Sidr-Bäumen entfernt befinden sich am nordwestlichen Abhang vom Gebel Duchan die berühmten Porphyrbrüche. In der Mitte des Thales

---

[1]) Dr. Schweinfurth hatte zehn Leute und ebenso viele Kameele mit, ferner ein kleines Zelt, vier Wasserbehälter aus Zink u. s. w.

[2]) Auf Dr. Güßfeldt's Karte der Arabischen Wüste (Petermann's Mittheilungen 1877, Tafel 14) Wadi Asher genannt.

[3]) Nach dem Hammad oder wilden Feigenbaum (Ficus palmata) benannt.

sind noch die Ueberbleibsel einer Cisterne mit einem Ziehbrunnen zu sehen, und ich entdeckte daselbst den Namen von Lepsius, welcher den Ort am 15. März 1845 besucht hatte, als er sich auf der Reise vom Wadi Hamamat nach Gebel el-Set befand. Auf der westlichen Seite des Thales liegen die Ruinen einer römischen Niederlassung und eines Tempels aus der Zeit Hadrian's mit einer griechischen Inschrift. Gemauerte Dämme und Zickzack-Steige führen hinauf zu den Brüchen, welche 800 Fuß hoch über dem Thale liegen. Keine Spur eines Weges ist im Thale zu sehen, und sein Boden ist wahrscheinlich von jeher mit Geröll und Felsstücken, wie gegenwärtig, bedeckt gewesen. Am Eingang vom Wadi Sidr ist jedoch noch eine Auffahrt zu sehen, wo die Blöcke auf zweirädrige Karren geladen wurden, die ohne Schwierigkeit von da aus über die Wasserscheide bei Gebel Gattár nach Keneh am Nil fahren konnten. Selbst jetzt ist dieser Weg noch vollkommen für Wagen passirbar, aber die Stationen an demselben sind in Trümmer gefallen. Auch der Weg zum Meere bietet keinerlei Schwierigkeiten, und Gebel el-Esh, südlich vom Gebel el-Set, kann unter allen Umständen leicht erreicht werden.

Vom Wadi Abu Sidr gelangte ich zur Mündung des Wadi Belih, wo ich merkwürdig geformte Gneißfelsen sah; auch lagen solide Blöcke von außerordentlichen Dimensionen, von denen einige mehrere hundert Cubikmeter Inhalt hatten, auf dem Boden des Thales umher. Mit den mechanischen Hülfsmitteln, die uns heute zur Verfügung stehen, könnten diese Blöcke leicht bis zur Seeküste geschafft werden. Eine eigenthümliche, isolirte Reihe von sägeförmig gezackten Bergen, welche ich Fischgräten-Gebirge zu nennen vorschlage, liegt im Osten vom Gebel Gattár. Wie die anderen Berge in der Nachbarschaft besteht dieser Zug aus hellrothem Quarzporphyr, und seine zwanzig oder mehr „Nadeln" steigen zu einer Höhe von 3000 Fuß über den sie trennenden Einschnitten empor. Diese kegelförmigen Gipfel sind von seltsamer Steilheit, und ein Photograph, der einmal diese Gegend besuchen sollte, wird sich durch so malerische und eigenartige Gebirgsansichten, wie die eben besprochene ist, reichlich belohnt finden. Bei dem Gebel Gattár versahen wir uns hinreichend mit Wasser, das dort durch den aus verwittertem Quarzporphyr bestehenden Kies sickert. Hier war seit vier Jahren kein Regen gefallen, und die einjährige Flora war in Folge dessen gänzlich verschwunden. Ungefähr ein paar Stunden Wegs unterhalb des Wasserplatzes befinden sich im Wadi Gattár die Trümmer einer römischen Station mit einer großen Cisterne und wohlerhaltenen Cementtrögen für das Vieh.

Wir hatten jetzt einen vier Tage langen Marsch auf der alten Porphyrstraße zu machen, auf welchem wir kein Wasser antrafen. Dieser Weg führte bei drei anderen römischen Stationen vorbei, von denen die erste jetzt als el-Der (das Kloster), die zweite als el-Saki (Ziehbrunnen) und die dritte als el-Cheta (der Wall) bekannt ist. Nach den Ruinen kann man sich noch eine Vorstellung von dem ursprünglichen Aussehen dieser Ansiedelungen machen. Die Größe der gemauerten Cisternen, welche mit Ziehbrunnen und Viehtrögen versehen waren, erregt Bewunderung. Ich halte es für eine offene Frage, ob diese Cisternen vom Regen gespeist wurden, in welchem Falle sie einen genügenden Vorrath hätten halten müssen, um mehrere Jahre auszudauern, oder ob das Wasser von tiefen Quellen herstammte, oder aber, ob es vom Nil herangeschafft wurde. Die Ruinen von zahlreichen Wohnhäusern und selbst Spuren von Gärten beweisen, daß diese Orte viele Einwohner gezählt haben müssen. An einer Stelle südlich von der zweiten Station el-Saki kann man in dem feinen Kies noch Spuren von Wagenrädern verfolgen, und man läuft nicht Gefahr, dieselben mit den Spuren der Kameele zu vermengen, welche noch jüngst in großer Anzahl diese Stelle passirten, bis die Schwefelbergwerke von Gimsah vor ungefähr fünf Jahren aufgegeben wurden. In dieser Gegend, also zwischen 26° und 27° nördl. Br., ist seit sechs Jahren kein Regen gefallen; jede Spur von Kräutern ist verschwunden; aber die Akazien (Acacia tortilis und A. Ehrenbergiana) gedeihen noch mitten in der Dürre. Die Beduinen sagen, daß ihre Wurzeln sich hundert Schritt weit ausdehnten, und ich glaube ihnen. Während des letzten Theils meiner Wanderung erlagen meine Kameele beinahe dem Mangel an Futter und Wasser; denn die Hitze war fast unerträglich und Mittags stieg die Temperatur regelmäßig bis auf 113° F. (= 36° R.). Wir schätzten uns glücklich, als wir den Nil am Morgen des vierten Tages erreichten.

Meine ganze Hauptroute südlich vom Kloster des heiligen Paulus fällt mit derjenigen zusammen, die Wilkinson vor 55 Jahren machte, und ich habe mir Mühe gegeben, Material für eine Karte zu sammeln, da das, was mein Vorgänger dafür gethan hatte, verloren gegangen ist. Die Feststellung der westlichen Ausdehnung des ägyptischen Nummulitenplateaus bildete während der letzten paar Tage meiner Expedition einen der interessantesten Gegenstände der Untersuchung. Ich fand heraus, daß die Grenze mit der Verbindungslinie zwischen Kene und Suez zusammenfällt. Die eocenen Kalksteinhügel dehnen sich weder weit südlich noch weit östlich von Keneh aus. Ungefähr drei Stunden nordöstlich von dieser Stadt ist das Plateau durch eine breite Depression unterbrochen, welche von dem Wadi Keneh eingenommen wird, dem längsten Thale in Aegypten; denn es entspringt in 28° 20′ nördl. Br., wo ein niedriger Sattel dasselbe vom Wadi Hauashieh trennt. Wadi Keneh folgt dem östlichen Rande des Kalksteinplateaus, von welchem mehrere andere Thäler zu ihm sich hinabsenken, unter ihnen Wadi Gurdhi, das bei der römischen Station el-Cheta einmündet. Wadi Tarfeh ist das einzige andere Thal, welches das Kalksteinplateau von Osten nach Westen durchschneidet. Es wird durch die Vereinigung von fünf kleinen Thälern, die südlich vom Wadi Dachl vom Plateau herabkommen, gebildet, folgt dem östlichen Rande des Plateaus und wendet sich, nachdem es noch Wadi Mor bei der natürlichen Cisterne von Mgheta (28° 27′ nördl. Br. und 32° 12′ östl. L.) aufgenommen hat, westwärts nach dem Nil. Seine Mündung ist nicht bekannt, doch versetzt man sie in die Nähe der Stadt Minieh. Ich beabsichtige bei Gelegenheit einer meiner nächsten Expeditionen dieses Thal zum Gegenstand meiner Untersuchungen zu machen.

---

# Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

III[1]).

Andere mohammedanische Völker als die des Osmanenreiches erregen jetzt begreiflich ein geringes Interesse. Und doch zeigt der Zusammenhang aller sich in dem entscheidungsdunkeln Kampfe, der am Balkan und auf dem armenischen Hochlande tobt, gerade so wie die vorurtheilslosen Kenner der innern Macht des Islam es voraussetzen konnten. Mit der hochmüthig hingeworfenen Behauptung von dessen Inferiorität, sogar einer so byzantinisch-bilderdienerischen Form des Christenthums gegenüber, als welche die griechisch-katholische Kirche sich darstellt, ist nichts gethan. Gebildete Moslims philosophiren mit dem Koran in der Hand gerade so correct, wie es jüdische und christliche Dogmatiker auf Grund biblischer Anschauungen zu thun versucht haben, und wenn namentlich gewisse kirchliche Kreise schlechtweg die einfältigen Verdammungsformeln der vergangenen Jahrhunderte über den Islam in ihren Preßorganen wiederholen, so beweisen sie eben nur, daß sie nichts gelernt haben. Jedenfalls zeigt sich, daß der islamitische so gut wie irgend ein anderer z. B. christlicher Fanatismus eine Macht ist; womit begreiflich nicht gesagt ist, daß die politische Osmanenherrschaft Aussicht habe, sich vor den überlegenen russischen Heereswogen über Wasser zu halten. Sie verdient es auch nicht und wird in ihrer dermaligen Form wohl zu Grunde gehen. Aber durch die sunnitischen Bekenner des Islam geht wieder der charakteristische Zug der Einheit und Solidarität, der seit den großen Chalifen die total verschiedenen Völker von Cap Nun bis Singapur auf Nationalitätsantipathien verzichten lehrt, wenn es die Abwehr fremder Aufdringlichkeit in Glaubenssachen gilt. Deshalb sammeln die Moslims in Englisch-Indien reichliche Geldsummen zur Unterstützung der kämpfenden Türkei, deshalb sind Freiwillige in nicht unerheblicher Zahl sogar aus dem nur problematisch unterworfenen Irak zu den türkischen Heerestheilen in Anatolien gestoßen, deshalb haben selbst Schiiten, z. B. in Erzerum, über ihre religiösen Differenzen hinaus den bedrängten Religionsverwandten Hülfe geleistet.

Die Quelle dieser fanatischen Begeisterung bleibt aber im Geburtslande des Islam, und auf diesen Rechtstitel hin mag das Interesse der Leser für Arabien auch jetzt in Anspruch genommen werden dürfen.

Was die Beziehungen der Araber zu dem gefährdeten türkischen Staatswesen betrifft, so hat sich erstens als Thatsache erwiesen, was wir im vorigen Artikel voraussetzten, daß nämlich kein einziger echt arabischer Mann auf den Bänken des Parlaments in Stambul sich eingefunden hat, obwohl das vermeintlich türkische Gebiet auf der arabischen Halbinsel — Hedud, Asir, Jemen am Rothen Meer, Hasa am Persischen Golf — nach den einstigen pompösen, jetzt freilich verstummten Eroberungsberichten fast 11,000 Quadratmeilen groß sein müßte. Ebensowenig werden wohl später jemals, ganz zu schweigen von Hail, Riad, Oneza oder anderen wirklich arabischen Städten, Deputirte aus den nominell unterworfenen Sanaa, Katif 2c. am Bosporus erscheinen. Charakteristisch bleibt nur, was vor Jahren in Bedr bei Medina ein türkischer Offizier zu Fresnel über die Araber sagte: „ʿUkulhum fiʿujunhum," ihr Geist ist in ihren Augen, d. h. so lange sie uns (die Türken) sehen, glauben sie an uns; „dès qu'on s'absente, ils s'imaginent qu'on est mort et c'est toujours à recommencer." Il était impossible, setzt Fresnel hinzu, de raconter en moins des mots l'histoire de la guerre de 30 ans, dans laquelle Mohammad-Aly a versé tant de sang et d'argent.

Dagegen hatte der Großscherif von Mekka, ʿAbdallah, aus dem Schatze der Moskee einen außerordentlichen reichen Beitrag nach Stambul zu senden versprochen; nach seinem am 24. Juni d. J. in Taif erfolgten Tode ist am 9. Juli der Scherif Husein Pascha, sein Bruder, als Emir von Mekka, d. h. als Großscherif, eingesetzt worden. In Medina sind bei Gelegenheit der Wallfahrt im Jahre 1876 schiitische (persische) Pilger von Türken gemißhandelt, einige sogar getödtet worden. Die persische Regierung machte den Vorfall zum Gegenstand einer ernsten Beschwerde in Stambul, worauf die üblichen Redensarten, aber, gut türkisch, keine ehrliche Untersuchung erfolgt ist. Es begreift sich, daß die Parteistellung des Teheraner Hofes im russisch-türkischen Kriege durch dergleichen Insulten immer russischer werden muß, besonders da auch die Frage wegen Mohammera am Schatt dringender wird.

Das äußerste Nordwestgebiet der Halbinsel ist in jüngster Zeit in Verbindung mit Burton's Namen genannt worden. Der unermüdliche Orientwanderer ging im Frühling 1877 mit dem geheimen Auftrage des Chedive Ismail, alte Goldbergwerke aufzusuchen, nach Mueilih, der bekannten Station südlich vom Meerbusen von Akaba, überschritt das der Küste und dem Schefazuge parallele Granit- und Porphyrgebirge und will östlich davon bis Makna hinauf die Ruinen einer oder mehrerer großer Städte, steinerner Aquäducte, Bergwerke, Hochöfen, dazu noch die Schlacken gefunden haben; ferner aber auch Gold und zwar im Flußsande, Silber, Quarz, Chlorit, endlich Zinn und Antimon. Von Makna östlich hält er die Gegend, das alte Land Midian, „das noch kein moderner Reisender betreten hat", für goldhaltig. Allerdings führte Wallin's Straße 1845 und 1847 bei diesem Gebiete theils südlich, theils nordöstlich vorbei, ebenso schlug 1864 Guarmani diese letztere Richtung ein. Wir dürfen mit Recht auf die Consequenzen der Burton'schen Entdeckung gespannt sein[1]).

Dscheddas Handel blüht nach wie vor, und Josef Menges fand den dortigen Bazar so reich besetzt, daß er ihn nur von dem kairinischen übertroffen erklärt. Nach der dankenswerthen Mittheilung des türkischen Quarantäne-Inspectors Dr. Bartoletti beziffert sich der Procentantheil der westlichen arabischen Häfen an der Gesammtschifffahrt der Türkei für 1875/76, indem Constantinopel 26·35 Proc. darstellt,

[1]) Vergl. „Globus" XXIX, S. 294, und XXXI, S. 106.

[1]) Als wir auf S. 367 des vorigen Bandes dieselbe erwähnten, gaben wir fälschlich an, daß die Goldlager auf türkischem Gebiete lägen. Wie wir seitdem aus G. Schweinfurth's Karte von Aegypten in Bädeker's „Aegypten" lernten, gehört vielmehr der ganze Küstenstrich Arabiens von Akaba an bis südlich von el-Wedjh zu den Besitzungen des Chedive. Red.

folgendermaßen: Dschedda 1·40; Hodeida 0·56; Janbo 0·25; Kunfude 0·12; Loheia und Leit je 0·11; Mocha 0·08; Kameran 0·06; Dschizan 0·05.

Weitergehend zur Südküste darf ich vielleicht für einige kleine Notizen über Aden ein Interesse voraussetzen. Denn wenn auch in England jüngst Zweifel sich zu regen begonnen haben, ob die für seinen Weg nach Indien dominirende Station Aden wohl sicher genug sei, und wenn auch die schwere Verproviantirung und Wasserversorgung der exponirten Garnison und der Bewohner nicht ohne Besorgniß in die Zukunft blicken und an Perim als möglichen Ersatz denken läßt — die gefüllten Cisternen bieten freilich auf zwei Jahre genügendes Wasser —, so bleibt dem prachtvollen Freihafen doch ein hohes internationales Interesse. Bekanntlich gehört das Klima von Aden zu den heißesten, da die mittlere Jahrestemperatur über 25° C. steigt, es ferner nicht alljährlich regnet und auch dann die Regenmenge höchstens 150 Millimeter beträgt. Die großartigen Cisternen, so alt, daß die Römer im 2. Jahrh. v. Chr. sie bereits theilweise verfallen fanden und wieder in den Stand setzten, haben den Engländern 600,000 Mark Reparaturkosten verursacht, nachdem die Indolenz der Türken sie hatte in Ruinen sinken lassen. Es sind 50 stufenweis über einander liegende und in einander überfließende Reservoire in schmaler Kluft, deren Reihe ein mächtiges Bassin schließt. Sie fassen 20 Mill. Liter. Im Jahre 1876 sind etwa 500 große Seeschiffe, wovon neun Zehntel unter englischer Flagge, außerdem etwa 3000 Küstenfahrzeuge in Aden aus- und eingelaufen. Der Werth der Einfuhr betrug ungefähr 32 Mill. Mark für Steinkohle, Baumwolle, Seide, Materialwaaren, Spirituosen, Metalle, der der Ausfuhr 12 Mill., hauptsächlich für Kaffee, 35,000 Tonnen, wovon etwa 60,000 Centner nach Europa gehen.

In einem der früheren Referate habe ich bereits auf die dermalen erhöhte Wichtigkeit Sokotras für England hingewiesen. Schon 1834 haben Wellsted und Cruttenden die bergige aloereiche Insel mit dem an der Nordküste gelegenen Hauptort Tamarida durchwandert und über diesen Besuch unter Hinweisung auf die Insel als Kohlenstation mehrfach berichtet. Kurz zuvor hatte Wellsted den alten blinden Häuptling von Keschin — etwa 52° 30′ östl. Gr. an der arabischen Südküste — zur Abtretung der Insel an England gegen Geld zu bewegen gesucht, sich aber die stolze Zurückweisung des bettelarmen Greises geholt. Jetzt ist der Vertrag, den 1876 im Januar der englische Resident in Aden, General Schneider, mit dem noch immer im Besitz der Insel befindlichen Sultan von Keschin geschlossen hat und der die Insel unter englischen Schutz stellt, bekannt. Danach darf der Sultan niemals Sokotra an eine fremde Macht abtreten, noch ohne Zustimmung der englischen Regierung eine Niederlassung daselbst gestatten. Dafür erhielt er 1000 Dollars, und eine kleinere Summe wird jährlich dem Statthalter von Sokotra, dem Neffen und Nachfolger des Sultans, ausgezahlt. Nach einer andern aber irrigen Angabe sollten es die Bewohner der Insel, besonders Tamaridas selber, gewesen sein, denen die englische Regierung 2400 Pfund für Abtretung Sokotras gezahlt habe.

In meinem Buche über Arabien habe ich S. 183 die heißen Quellen von Beschеir (Bussir bei Wellsted) unweit Maskat erwähnt. Sie sind 1876 im Auftrage der Regierung von Indien durch Dr. Peters untersucht worden, der die Dörfer Boscher und, 6 Kilometer davon entfernt, Ghulla nennt. Die Hauptquelle, Hammam, ist bei letzterm Dorfe mit einer Temperatur von 36° C.; frühere Besucher sprechen von 36° R. Nicht fern liegt die andere, Mansuk, mit einer Tropfsteinhöhle nahebei; hierher richtet sich denn auch der meiste Krankenbesuch. In Boscher haben wohlhabende Araber aus Maskat ihre Landhäuser und Fruchtgärten voll Orangen, Granaten, Datteln, Rosen. Am Wege von Boscher nach Ghulla erheben sich beträchtliche Sandhügel, durch Seemuscheln als frühere Dünen charakterisirt. In den Thälern wachsen Akazien, Milchbäume, Tamarisken, hin und wieder die Coloquinte, Gras nur an den Bächen. Hauptgewinn ist die Dattelpalme, mit deren künstlicher Befruchtung Dr. Peters die Leute beschäftigt fand. Er nennt gelegentlich einen Sommerpalast des Sultans von Maskat in Wateyah, von wo man über Derset und durch ein Thal wieder an die Küste gelange: ich glaube in diesen Namen den von Palgrave gebrauchten der Sommerresidenz des damaligen Sultans Tueini, nämlich Batchat jerza, wiederzuerkennen.

Wie scharf das Augenmerk der englischen Staatsmarine auf Oman und den Golf gerichtet bleibt, beweist auch ein Bericht des verdienten Residenten im Golf, Oberst Pelly, jetzt in wichtiger Stellung in Indien, der darauf aufmerksam macht, daß von den westlich von Cap Musendom allein noch zu Maskat gehörigen Ortschaften Kumsar und Chasab die erstgenannte, jetzt ein ärmliches Fischernest, sich zu einer sehr werthvollen Kohlen- und Telegraphenstation ähnlich wie Singapur herstellen lasse, auch als Sitz des Residenten, „natürlich erst nach förmlicher Abtretung Seitens des alten Aliirten in Maskat“; die Lage sei außerordentlich wichtig.

Auch die weitere Küste bis Bahrein hin findet bei den Engländern fortdauernde Beachtung. So in einem Bericht, der manche meiner früheren Angaben bestätigt: es gebe sechs unabhängige Seeuferstaaten östlich von Bahrein, Abu Debi, Debai, Schardscha, Adschman, Umm el-Kuwein und Ras el-Cheima, die bekannte frühere Seeräubercentrale. Sie zahlen nur einen kleinen Tribut an den nedschdäischen Fürsten, welcher das Fort Birema besetzt halte, ein Verhältniß, das nach Ausweis meiner Erzählung, Arabien S. 207 und 397, etwa seit 1856 besteht. Ras el-Cheima ist noch immer Hauptort der Dschowasimi, Abu Debi der Benu Jas; jene zählen an 40,000 Köpfe, die wichtigeren Orte bis 3000, die kleineren Hafendörfer bis 600 Einwohner. Perlfischerei, Fischfang, Frachtverschiffung sind ihre naturgemäßen Erwerbszweige. Die politischen Verhältnisse sind nach dem Berichte trostlos, die Leidenschaft zu fechten beseelt diese unbändigen Bevölkerungen noch immer, Anlaß bietet die Blutrache. So seien die Dschowasimi und die Benu Jas seit 1875 in Fehde und die Anerbietungen des Residenten, schiedsrichterlich zu schlichten, seien bisher zurückgewiesen worden.

Den Wanderer über die weite Erde hin begleitet eben nach Alex. v. Humboldt's Ausspruch das Bild des entzweiten Geschlechts.

---

# Das Thal von Chimbo in Ecuador.

Wenn man das heiße Savaneta mit seinen Bananen und Orangen hinter sich hat und endlich auf keuchendem Roß die Höhe von Camino Real erklimmt, so giebt es einen Punkt, wo der Blick rückwärts die aus Dampfwolken herausblitzenden Wasserspiegel des Rio Daule und Palenque trifft zwischen Gefilden von üppiger Fruchtbarkeit und unübersehbarer Ausdehnung, vor sich dagegen hat der Reiter ein Bild, das, an sich schon großartig, durch den Contrast mit der Tropenlandschaft dort unten überwältigend auf Jeden wirkt. Hoch über uns, zum Erfassen und doch noch in weiter Ferne, glänzt der riesige Dom des Chimborazo im azurblauen Himmel — der Schnee von Chimbo, das Herz der Andeskette — und tief unter dieser Kuppel beginnt erst wie ein im Sturm erstarrtes Meer das scheinbare Chaos der westlichen Cordillere. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich die einzelnen Grate des gewaltigen Berges, zwischen denen finstere Schluchten Tausende von Fußen abwärts gehen. Von diesem Mittelpunkt aus ziehen sich nach Norden und Süden eine Reihe kühner Gipfel hin, die sich am Horizont mit der von uns erstiegenen Parallelkette zu vereinigen scheint. In rosigem oder blauem Lichte schimmern diese öden Felsenzinnen, an deren Seiten dunkele Abhänge mit lichten Matten wechseln. Tiefer im Thale erscheinen größere Flächen mit Alfalfa (Luzerne), Mais, Weizen, Kartoffeln, und noch tiefer an den Rändern des Flusses Chimbo, dessen Silberband hier und dort erscheint, die grünen Streifen von Zuckerrohrplantagen und die weiß leuchtenden Gebäude zerstreuter Haciendas. Hier und dort sieht man Maulthierkarawanen die Zickzackwege auf- und niederklimmen, und wir begegnen Rudeln junger Pferde aus Elvira und Bodegas und Herden stämmigen Viehs, aber kein melodisches Geläut wie in unseren Alpen ertönt, und nur der scharf accentuirte Zuruf der berittenen, lanzenbewehrten Vaqueros und der ungeduldigen Arrieros, die eine verschobene Ladung fester gürten oder dieselbe einem erschöpften Thiere abnehmen, um von Neuem ein anderes zu überbürden, unterbricht die Stille. Bei einer neuen Wendung erblickt man La Chima, einst dem Landesverräther Flores gehörig, weiterhin den Flecken Tucumbo, wo Franco und Urbina besiegt wurden (welcher Letztere jetzt, 1877, wieder Ecuador regiert). Hinter jenem Berge liegt Chimbo, dort Guaranda und weiter nach Nordosten Guanujo mit seinen Lamaherden und dem neuen Weg zum Chimborazo. — Hoch oben zieht der Condor seine Kreise — hat er wohl schon das verendete Thier erblickt, an dem wir eben vorbei reiten? Manchen Reiter mit breitrandigem Strohhut, wehendem Poncho und schwerbespporntem Fuß in den klirrenden Metallbügeln holen wir auf unseren guten Pferden ein. Die Unterhaltung unter Anbieten eines Papelillo ist bald gemacht und verkürzt den Weg. Da auf einmal Donner bei heiterm Himmel — nein, beim Allmächtigen, es ist unter uns, schon rieselt Sand auf uns hernieder, Weiber und Männer liegen auf einmal im Staube! Misericordia! Se acabó Quito! tönt es, während der Boden unter uns wankt, die Thiere am ganzen Leibe zittern und die Bramidos (unterirdischer Donner) unter uns fortdonnern. Der Weg hinter uns ist schon in den Abgrund hinabgestürzt, und wir besteigen schnell wieder das Pferd trotz des Flehens der armen Idioten: Por Dios no monte V, la tierre se abre! (Um Gottes Willen, sitzen Sie nicht auf, die Erde öffnet sich!)

Aber gerade das Spalten der Erde fürchten wir an dieser gefährlichen Stelle und bald erreichen wir soliden Grund und Boden, um endlich aufzuathmen. Sollte Quito wirklich zerstört sein? Der Gedanke an ein solches Unglück verscheucht die Heiterkeit, und das durchbohrende Gefühl, daß nur der Vogel in der Luft über uns sicher ist, verläßt uns um so weniger, je mehr bestürzte Menschengruppen wir passiren. Aber der Stoß wiederholt sich nicht, die Bewegung des Pferdes zerstreut uns, die wechselnde Scenerie übt wieder ihre alte Gewalt, und in der Casa posada von Chimbo in unserm Zimmer mit klafterdicken Adobewänden denken wir kaum noch an den Vorfall. Die Sonne versinkt hinter La Chima, man sieht nach dem Diener und den Thieren und streckt sich auf dem harten Gastbett, während man im Halbschlummer noch das hastige Hufgeklapper der jetzt wieder voraneilenden Karawanen und das Schellenläuten der Capitana (Leitthiere) vernimmt. Der Mond steht noch hoch am Himmel und es kann kaum 3 Uhr sein, als unser Diener uns weckt. Ein Schluck Anisado (Branntwein) aus der Feldflasche, und weiter geht es auf der neuen Straße Garcia Moreno's, des Tyrannen. Wie geisterhaft erhebt sich das seit Humboldt's Zeiten so wohl bekannte Sacavon über dem Flusse — jetzt geht der Weg nicht mehr durch diesen Tunnel, unter dem der Fluß wegstürmt, sondern über eine schöne Brücke, und bald liegt Guaranda, häßlich und schmutzig, aber mit bewährter Gastfreundschaft und sicherm Willkommen aus schönem Munde, vor uns. Noch einige Cuadras (Straßen) und über die schon belebte Plaza gelangen wir zu unseren Gastfreunden. Die Rast ist so kurz als es bedarf, um huevos estrellados (gesternte Eier) und Chocolade zu frühstücken, und dann geht es hinauf zum Plateau von Guanujo, um noch einmal das Panorama von gestern zu bewundern. Wie mancher Reisende, vom Klimafieber geschüttelt, mit unvorsichtig überfülltem Magen, hat in der schrecklichen Regenzeit auf schlechtem Thier den schlüpfrigen, unergründlich morastigen Weg hier passirt, um dann in elendem, freudlosem Nachtquartier übervortheilt zu werden, und hat dann das Land geschmäht, wie Gerstäcker den ewigen Frühling von Quito, weil er dort krank war.

Wie ganz anders würde Jenen die Landschaft heute erscheinen. Der Rappe schäumt im Gebiß und nimmt fast im Sturm jede steile Höhe, so daß die Sonne noch nicht den Meridian des Pungo passirt, als wir uns schon in gleicher Höhe mit dem Felsklippenthor des alten Weges befinden.

Während die Thiere verschnaufen, pflücken wir Enzian und Immortellen am Wege, die wir gestern noch den betäubenden Duft der Heiligengeistblume einsogen und Sinarosen an den Hecken und Orangeblüthen über uns hatten. Eine Stunde darauf erreichen wir den Hauptkamm der westlichen Andeskette, das Arenal, ein zum Chimborazo gehöriges Plateau von der Höhe unseres Montblanc! Heute liegt diese Sandwüste und die noch 6000 Fuß höher darüber schwebende blendende Kuppel im warmen Sonnenlichte da, wo uns sonst Sturm und Hagelschauer empfingen.

B. Flemming.

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Cagots in Frankreich und Spanien.

α. Dem französischen Schiffsarzt V. de Rochas sind Anthropologie und Ethnographie zu mannigfachem Danke verpflichtet. Er hat in verschiedenen Zeitschriften gehaltvolle Arbeiten über Neu-Caledonien, die Loyalitäts-Inseln und die melanesische Race veröffentlicht, und beschenkt uns jetzt mit einem größern selbständigen Werke, welches die Pariavölker Südfrankreichs und Spaniens, die Cagots und Zigeuner, behandelt [1]). Der Abschnitt über die Zigeuner, mit guter Kenntniß der Literatur, auch der einschlägigen deutschen, gearbeitet, bietet uns nichts Neues dar, während die Cagots, über welche schon sehr viel geschrieben wurde, im einfachen Lichte der Degeneration erscheinen und keineswegs, wie wiederholt angenommen wurde, Ueberreste einer fremden Race sind. Rochas bringt über diese Menschen ein ungemein reiches geschichtliches Material zusammen und ist in der glücklichen Lage, sie als Mediciner und Anthropolog beurtheilen zu können.

Nach einigen Betrachtungen über den Aussatz und die Aussätzigen giebt uns Rochas einen Ueberblick der verschiedenen Pariavölker Frankreichs, der Chrestiaas oder Cagots in den Pyrenäen, der Gahets und Capots in Guyenne, Gascogne und Languedoc, der Cacous in der Bretagne, der Agots in Spanien, die, wie man leicht erkennt, alle dieselbe nur provinziell variirte Bezeichnung tragen.

Die französischen Cagots und spanischen Agots beobachtete der Verfasser im Baskenlande in Chibutoa d'Anhaux, bei Saint-Jean-Pied-de-Port, in Michelena d'Echaux, bei Saint-Etienne-de-Baigorry, im spanischen Navarra in Bozate, in Bearn in Escos, in Salies, in Dagnen, in Prexac-Josbaig, in Béziat und an einigen anderen Orten.

Wie vor ihm Francisque Michel und Eugen Cordien fand auch Rochas, daß die von ihm beobachteten Cagots von der umwohnenden Bevölkerung in anthropologischer Beziehung nicht abweichen. „Wie die baskischen Cagots Basken sind, so die bearnischen Bearnesen, die in der Bretagne Bretonen nach ihren physiologischen Charakteren; sie haben niemals eine Race gebildet, sondern nur eine Kaste."

Nach langen Untersuchungen, auf die hier einzugehen nicht der Ort ist, gelangt de Rochas zu dem Schlusse, daß die Cagots, Agots und Cacous Nachkommen von Leprösen, trotzdem aber heute an Geist und Körper gesund sind. Nur in Salies de Béarn fand er einige Individuen, bei denen sich gewisse Anzeichen fanden, die an die sogenannte weiße Lepra erinnern. Sie hatten einen wolligen, sehr blonden Flaum statt der Haare und Nägel, die nach der Spitze zu eingeschrumpft waren. Diese Nägel bezeichnet man dort als ouncles de carcoil.

---

## Das skandinavische ethnographische Museum in Stockholm.

Die Stockholmer Societät hat die Wintersaison mit einem Feste beschlossen, auf welches sie in der That mit hoher Befriedigung zurückblicken kann. Der große Saal der Börse war in einen Bazar umgewandelt, wo eine Anzahl älterer und jüngerer Damen die Rolle der Verkäuferinnen übernommen hatten; letztere, im Hinblick auf den Zweck des Unternehmens, in die zum Theil sehr hübschen und malerischen schwedischen Volkstrachten gekleidet. Der Erlös dieses Bazars war nämlich zum Baufond für ein nationales ethnographisches Museum bestimmt und der Erfolg desselben ein so über alle Erwartung glänzender, daß dem Director der Sammlungen eine Summe von 50,000 Kronen übergeben werden konnte.

Vor zwei Jahren noch war nur von einem schwedischen ethnographischen Museum die Rede. Mit bewunderswerther Energie hatte der Gründer desselben, Dr. Arthur Hagelius, von Schonen bis nach den Lappmarken hinauf auch die entlegensten Dörfer abgesucht und, wo er unter dem Haus- und landwirthschaftlichen Geräth, den Kleidern oder sonstigen Erzeugnissen des Hausfleißes etwas Beachtenswerthes fand, dasselbe käuflich erworben. Hier und dort waren vollständige Zimmereinrichtungen: Möbeln, Hausgeräth und Wanddecorationen u. s. w., angekauft, nach Stockholm gebracht und dort in einem zu dem Zwecke gemietheten Locale aufgestellt. Und in diesen Stübchen sieht man jetzt die Bewohner in der ihnen eigenthümlichen Nationaltracht ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen: die Frauen am Herde oder am Spinnrade, den Mann, von der Arbeit draußen heimkehrend, der Mahlzeit harrend, welche die Hausfrau eben aufträgt, oder lesend, schnitzend 2c.; den Lappen draußen vor dem Zelte, im Begriff, in seinem mit einem Renthier bespannten Schlitten abzufahren; und so lebensvoll sind diese Gruppen, daß man vergißt, daß man keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern ausgestopfte Bälge mit Köpfen und Armen von Steinpappe vor sich hat und in Versuchung geräth sie anzureden. Und was nicht in den Stübchen Raum fand, das ist in unmittelbarer Nähe derselben in Schränken und Kasten geordnet und bildet ein überaus lehrreiches Material für ethnographische Studien. Skandinavien ist bekanntlich der Sitz einer hochentwickelten Hausindustrie. Man sieht dort in den Landhaushaltungen manch sinnreich erdachtes und geschickt ausgeführtes Geräth, welches man nirgend anderswo findet. Die Ornamente der zierlich geschnitzten hölzernen Schüsseln, Teller, Löffel und Döschen weisen oft in die vorhistorische Zeit zurück, desgleichen die Muster der mit farbigem Garn gestickten Leinwand und der gestickten Wollzeuge welche außerdem verrathen, von wo aus dieselben einst bis nach dem Norden gedrungen sind.

Nach einigen Jahrzehnten würden alle diese Dinge auch in Skandinavien von der nivellirenden Neuzeit verdrängt worden sein. Noch war es Zeit zu retten; deshalb setzte Dr. Hagelius seine ganze Kraft daran, das kostbare Material zu einer vaterländischen Culturgeschichte zu sammeln. Er opferte für die Verwirklichung seiner Idee Alles, was er besaß, und vielleicht mehr als das. Aber nicht sobald sahen und verstanden seine Landsleute in der ersten dürftigen Ausstellung, was er bezweckte, als ihm Unterstützung zu Theil ward. Aus allen Provinzen flossen Gaben ein und zwar nicht nur aus Schweden, auch Norwegen betheiligte sich in so reichem Maße, daß vor einem Jahre schon das Material nach den Ländern gesondert und für die norwegischen Sammlungen ein eigenes Local gemiethet werden mußte.

Um nun diese Sammlungen, welche auch im Auslande bereits verdienten Ruf erworben, in einem angemessenen Gebäude zu vereinigen, beschloß die Stockholmer Societät das zum Bau eines solchen nöthige Capital herbeizuschaffen, was denn, wie Eingangs gesagt, in erfreulicher Weise gelun-

[1]) Les Parias de France et d'Espagne. Cagots et Bohémiens par V. de Rochas. Paris 1876. 306 p.

gen ist und zwar in noch höherm Maße als sich voraussehen ließ, da, wie nachträglich verlautet, mehrere andere Städte dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt sind, so daß jetzt dem uneigennützigen Gründer der skandinavischen ethnographischen Sammlungen 90,000 Kronen = 101,250 Mark zur Errichtung eines Museumsgebäudes zur Verfügung gestellt sind.

**Die Vorlesungen über vorhistorische Archäologie im Collegio romano in Rom.**

Im Jahre 1875 wurde an zwei europäischen Universitäten ein Lehrstuhl für vorhistorische Alterthumskunde gegründet: in Christiania und in Rom! In Rom wurde diese Professur dem hauptsächlich durch seine Erforschungen der oberitalischen Terramaren bekannt gewordenen Dr. Luigi Pigorini verliehen, welcher nun zwei Winter über vergleichende Archäologie gelesen hat und zwar mit solchem Erfolg, daß der Saal die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermochte. Pigorini ist auch der Gründer des Museo nazionale preistorico ed etnografico, welches nach kaum zweijährigem Bestehen bereits einen solchen Reichthum der Sammlungen entfaltet, daß es sich den bestgeordneten gleichartigen Instituten an die Seite stellen darf. Günstige Umstände förderten das rasche Aufblühen des Museums. Im Collegio Romano, dem frühern Jesuitencollegium, standen zahlreiche Kisten mit ethnographischem Material, welches von Missionären heimgeführt worden und nur der Hand wartete, welche es auspacken, ordnen und in die Schränke legen würde. Die Massenfunde in den Höhlen, Terramaren und den großen Nekropolen auf der italischen Halbinsel gestatteten geordnete kleine Sammlungen an das Museo nazionale abzugeben, ohne daß die Provinzialmuseen dadurch geschädigt wurden. Außerdem flossen reiche Beiträge aus städtischen und Privatsammlungen ein, denn das Unternehmen erfreute sich bald der lebhaftesten Sympathien des Landes. So wurden sowohl die nationale vorhistorische als die allgemeine ethnographische Abtheilung in kurzer Zeit mit reichem Material ausgestattet, welches von Prof. Pigorini in seinen Vorträgen mit Vorliebe benutzt wird. Die römischen Tagesblätter rühmen die Begeisterung, mit welcher die Jugend sich um den selbst noch jugendlichen Lehrer schaart, und ein wahrer Sturm von Unwillen erhob sich, als kürzlich von Florenz aus das Ansinnen gestellt wurde, die ethnographische Sammlung dorthin zu verlegen und in Rom mit der prähistorischen sich zu begnügen. Weniger entzückt von der Gründung des Museums und den damit verbundenen öffentlichen Vorträgen war die Geistlichkeit. Bisher hatte sie geschwiegen. Als aber vor Kurzem Prof. Pigorini über den prähistorischen Menschen sprach und die Ergebnisse der anthropologischen Forschung den Erzählungen der Bibel gegenüberstellte, da hielt die Voce della Verità es an der Zeit, ihre Stimme zu erheben. In einem vier Spalten langen Artikel verdammt sie die Irrlehren des Gottesverächters, der frevelnd in den Staub zieht, was selbst Ketzer und Juden bisher heilig gehalten. Eltern und Erzieher werden ermahnt, die Jugend fernzuhalten von der Stätte, wo ungestraft Reden gehalten werden, welche Sitte und Glauben untergraben und Unheil anstiften, dessen Folgen noch gar nicht abzusehen sind. — Prof. Pigorini wird sich durch die Voce della Verità nicht beeinflussen lassen, ob aber die Kirche wider Lehrer und Schüler weitere Maßregeln ergreifen wird, werden wir bald erfahren.

## Südamerika.

— Die internationale Expedition unter Marine-Lieutenant L. N. Wyse (s. „Globus" XXXI, S. 206), welche die Vorstudien zu einer Canalanlage durch den Isthmus von Darien zu machen hatte, ist am 24. Mai nach Paris zurückgekehrt und erstattete alsbald einen vorläufigen Bericht, der nebst einer Kartenskizze in 1 : 1,200,000 im Juni veröffentlicht worden ist (Société civile internationale concessionnaire du Canal interocéanique du Darien. Rapport sommaire. Paris, A. Chaix, 1877). Die noch vor wenigen Monaten gehegten Erwartungen erfüllen sich leider nicht, die Vermessungen und Nivellements erweisen unzweifelhaft, daß zwischen dem Tuyra und dem Atrato ein Schifffahrtscanal ohne Schleusen und ohne Tunnel unmöglich ist. Die Wasserscheide zwischen beiden Oceanen senkt sich im Col du Tihulé allerdings bis auf 146 Meter, ein geographisch interessantes Factum, aber diese Höhe ist für die Canalanlage im Niveau des Meeres immer noch viel zu beträchtlich; auch von der Wasserscheide nach beiden Seiten hin würden die zu machenden Einschnitte in den Felsboden so bedeutend sein, daß an ein solches Unternehmen nicht zu denken ist. Chef-Ingenieur B. Celler schlägt deshalb die Anlage eines Schleusencanals vor und meint, daß ein solcher zwischen Tuyra und Atrato gewisse Vorzüge haben würde vor dem projectirten Schleusencanal durch Nicaragua oder vor dem Tunnelcanal durch die Thäler des Doguado und Napipi, den Commander Selfridge vorgeschlagen hat. Wyse empfiehlt dagegen die nähere Untersuchung einer andern Linie, die vom Rio Chucumaque, einem nördlichen Nebenfluß des Tuyra, nordöstlich nach der Gandi-Bucht, westlich am Ausgang des Golfs von Uraba gelegen, führen würde. An der vollständigen Vermessung dieser Linie wurde die Expedition durch den Eintritt der Regenzeit verhindert. (E. Behm in Petermann's Mitth. 1877, S. 314.)

— Seit einiger Zeit giebt sich die Bevölkerung Surinams mit der Goldwäscherei ab. Obwohl die ersten Versuche dieser neuen Industrie im Mutterlande Holland ziemlich mißtrauisch beobachtet wurden, hat Ende April ein französischer Postdampfer doch Gold im Werthe von 38,000 Gulden nach Europa gebracht. Weit beträchtlicher noch ist der Werth des Metalls, welches von Surinam nach England und Frankreich ausgeführt oder von den dortigen Chinesen zur Anlegung ihrer Ersparnisse zurückbehalten wird. (A. A. Z.)

— Arthur Werthemann, welcher als Ingenieur der peruanischen Provinz Amazonas 1871 eine Anzahl von geographischen Beobachtungen am obern Amazonenstrom und dessen Zuflüssen ausgeführt hat, unternahm vor Kurzem eine neue Reise auf dem Flusse Tambo, gelangte in den Ucayali und so in den Amazonenstrom. In der Nähe von Moyobamba entdeckte er einen wahrscheinlich von den Inka erbauten Tunnel, den er $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen weit verfolgte, ohne sein Ende zu erreichen. Die Seiten desselben bestehen aus Mauerwerk, die Decke aus Quadersteinen; er liegt in einem dichten Walde, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter unter dem Boden.

— Im „Buenos Ayres Standard" vom 13. Mai beschreibt D. Francisco Moreno (vergl. „Globus" XXXI, S. 336) seine Reise auf dem Santa-Cruz-Flusse (circa unter 50° südl. Br.) aufwärts. Trotz der bedeutenden Stromgeschwindigkeit gelang es ihm, mit Hülfe des Lieutenants Moyano und dreier Matrosen den Fluß in 30 Tagen hinaufzufahren. Derselbe kommt aus einem schönen See, der 30 engl. Miles lang, 10 breit ist und in 50° 14′ 22″ südl. Br., 71° 59′ westl. L. Gr. liegt. Moreno war der Erste, welcher diesen See befuhr, erforschte und skizzirte; am Ufer dieses, wie mehrerer benachbarter Seen, darunter des 1782 entdeckten Viedma-Sees bei dem noch thätigen Vulcane Chalten, machte er große geologische Sammlungen. Ein Fluß von über 200 Yards Breite verbindet den Viedma- mit dem Santa-Cruz-See, welchen Moreno den „Argentinischen See" nannte. Moreno ist der Ansicht, daß der Santa-Cruz-Fluß für starke Dampfer von 12 Fuß Tiefgang befahrbar ist und dem Handel einen Wasserweg bis fast an den Fuß der Andes darbietet. Die Rückfahrt nahm nur 24 Stunden in Anspruch. — Nur zwei Wochen vor Moreno (gegen Ende Januar) war der Engländer Evelyn Ellis von Sandy Point (Punta Arenas) aus mit einem englischen und fünf chilenischen Dienern gleichfalls bis zu den Quellwassern des Santa-Cruz vorgedrungen. Die Reise führte über sehr unebenes Terrain, welches meist mit Dornsträuchern bedeckt war, das die Pferde lahm machte. Ellis brannte dieselben stellenweise nieder, um seine Rückkehr zu

erleichtern. Unterwegs stellte er zahlreiche barometrische und astronomische Beobachtungen an, welche von der Londoner Geographischen Gesellschaft veröffentlicht werden sollen. Die Gegend um den Argentinischen See, den er „Fitzroys See" nennt, beschreibt er als eine der herrlichsten auf Erden, die in Japan, Java, Brasilien und Europa nicht ihres Gleichen hat. Eine unregelmäßige über 3000 Fuß hohe Bergkette begrenzt ihn im Süden, im Norden eine solche von 2400 bis 4600 Fuß und im Westen steigt Mount Stokes bis zu 6400 Fuß an, während die schneebedeckten Zacken und Gletscher der Andes den prächtigen Hintergrund der Landschaft bilden. Sonst aber stimmen seine topographischen Angaben durchaus nicht mit denen Moreno's überein. Mehrere Versuche von Ellis, nach Chile vorzudringen, scheiterten an den steilen unpassirbaren Uferrändern und eiskalten Fluthen dreier Flüsse, die in den See sich ergießen; so kehrte er Anfang März nach Sandy Point und Montevideo zurück und beabsichtigt nun, von Mendoza in der Argentinischen Republik aus am Rio Colorado oder Rio Negro abwärts zum Atlantischen Ocean vorzudringen. (Brazil and River Plate Mail.)

— Wie Präsident Avellaneda in seiner Botschaft bei der jüngsten Eröffnung des argentinischen Congresses angab, betrug die Einwanderung in die Republik 1874 68,279, 1875 42,100, 1876 39,965, die Auswanderung resp. 21,340, 21,598 und 13,487, so daß sich für das Land ein Ueberschuß von resp. 46,939; 20,402 und 26,478 Seelen herausstellte. Die Qualität der Einwanderer hat sich 1876 wesentlich verbessert, da 73 Proc. derselben dem Stande der Ackerbauer angehörten, also gerade das waren, was die Argentina braucht. Von Eisenbahnen sollen die Linien Tucuman-Jujuy und von Mercedes nach den Andes zunächst in Angriff genommen werden. Die Post beförderte 1875 an Briefen 4,181,000 Stück, 1876 4,657,000 und nahm 1875 212,000 Dollars, 1876 247,000 ein. Der Beitritt der Republik zum Weltpostverein soll demnächst erfolgen. Die neue Indianergrenze (vergl. „Globus" XXXI, S. 270) wird vom Rio Quinto westwärts bis zum Fort S. Rafael in der Provinz Mendoza (circa 34½° südl. Br.) ausgedehnt werden. Das Land besitzt 1900 Volksschulen, welche von 120,000 Kindern besucht werden; an den National-Collegien und der Universität von Cordoba zählt man 6700 Schüler. Auch drei Lehrerseminare, welche 1876 35 Lehrer entließen, eine landwirthschaftliche Schule in Mendoza, eine Bergakademie in San Juan und eine Handelslehranstalt in Rosario sind in Gang und machen Fortschritte.

— Oscar Canstatt, welcher längere Zeit Director der Colonien S. Cruz und Mont Alverne (vergl. seine Aufsätze über dieselben in Bd. XXIX und XXX dieser Zeitschrift) in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul gewesen ist und den Süden Brasiliens durchreist hat, giebt auf den ersten 200 Seiten seines neu erschienenen Werkes „Brasilien, Land und Leute" (Berlin 1877) eine für weitere Kreise bestimmte, recht unterhaltende und anschauliche Uebersicht über physische Geographie, Flora, Fauna, Bevölkerung, Landwirthschaft, Mineralproducte, Handel, Schifffahrt, Eisenbahnen, Post und die fremden namentlich deutschen Colonien. Dann folgen zwei Capitel mit einem kurzen Abriß der Geschichte des Landes, und den Beschluß machen deren sechs über des Verfassers Reisen. Die eigenen Erfahrungen des Verfassers und die Benutzung der besten Quellen haben ein Buch entstehen lassen, das den Eindruck vollster Unparteilichkeit und Glaubwürdigkeit macht, das die Zustände des Kaiserreichs und speciell der deutschen Colonien weder vergöttert noch herabzieht, sondern Licht und Schatten gleichmäßig und gerecht vertheilt. Von den beigegebenen Tafeln sind ein Theil, namentlich die fünf über Rio Janeiro und Umgebung, geradezu mustergültig wegen ihrer Schärfe und künstlerischen Ausführung.

— Die Volkszählung von Chile am 19. April 1875 ergab 2,068,424 Einwohner gegen 1,819,223 im Jahre 1865, d. h. einen Zuwachs von 249,201 Seelen oder von 1·37 Proc. im Jahre. Doch bleibt jene officielle Ziffer weit hinter der Wahrheit zurück, weil die zerstreut wohnende Bevölkerung dem Census eher hindernd als helfend entgegentritt, so daß die Zählungsbeamten jener Zahl noch $\frac{1}{10}$ hinzuzurechnen geneigt sind. Und auch das soll noch nicht genug sein. Selbst in der Hauptstadt Santiago blieb die Zählung ungenau; hinderlich ist z. B. das häufige Vorkommen gewisser Familiennamen: von 86 Miethern in einem Hause hießen 25 Gomez und 14 Gonzalez! An anderen Stellen wohnen die Leute unglaublich dicht zusammen, so daß ein Conventillo (Sackgasse) an 400 Einwohner, oft 25 in einer Stube, zählt. Alles das erschwert die Censusarbeit sehr, so daß man die Bevölkerung der Hauptstadt statt der herausgerechneten 148,264 allgemein auf etwa 180,000 Seelen schätzt. In Valparaiso, wo der Census Fremden anvertraut war, ist das Ergebniß ein zuverlässigeres: man fand 100,926 Einwohner (dazu 10 Proc. = circa 111,000 gegen 74,731 im Jahre 1865). Auf dem Lande entfloh stellenweise ein großer Theil der Bewohner voller Mißtrauen in die Berge und glaubte, wie auch anderswo vorkommt, daß eine beabsichtigte Massenaushebung oder eine neue Steuer die Zählung veranlaßt habe. Den bedeutendsten Zuwachs zeigte das Departement Lebu in der Militärprovinz Arauco: in zehn Jahren stieg seine Bevölkerung in Folge der Entdeckung wichtiger Kohlenlager von 1000 auf 25,531 Einwohner. Ganz Araucos Bevölkerung vermehrte sich von 71,901 auf 140,896, d. h. um 95·96 Proc. Gering erscheint im Verhältniß zu dem von ihnen betriebenen bedeutenden Handel die Zahl der in Chile ansässigen Fremden: sie betrug insgesammt 26,528, davon 6738 in Valparaiso, 3747 in Santiago und nicht weniger als 11,474 im Minendistricte Copiapo. Allerdings ist dabei zu beachten, daß jedes in Chile geborene Kind eines Fremden als Chilene gilt, wie sie das auch meist von Herzen sind. Die Abkömmlinge eines Engländers und einer Chilenin z. B. sind in der That Mestizen, vor dem Gesetze Chilenen, ihr neues Vaterland lieben sie sehr und gegen Altengland haben sie eine gewisse Abneigung, um nicht zu sagen Feindschaft.

(Aus Le Tour du Monde nach Rumbold in Reports by Her Majesty's secretaries.)

— Der chilenische Congreß hat eine genaue Erforschung und Aufnahme der bisher nur in ihren Umrissen bekannten Westküste von Patagonien, welche Chile als sein Eigenthum in Anspruch nimmt, bis südlich zur Magelhaens-Straße angeordnet und mit der Ausführung dieser Aufgabe einen der kleineren Kriegsdampfer des Staates beauftragt.

(Aus allen Welttheilen VIII, S. 255.)

* * *

— Anfang Juni erschien „Special-Karte des Türkischen Armeniens" von Heinrich Kiepert (zwei Blätter mit geschummertem Terrain, in 1 : 500,000. Preis 3 M.). Es ist das die neueste, beste und einzig kritische Verarbeitung des ganzen über jenes Hochgebirgsland vorliegenden Materials, wie es sich in den russischen Generalstabskarten, in deutschen, englischen, französischen und armenischen Werken und Zeitschriften zerstreut findet. Abgesehen von ihrem nächsten Zwecke, die dortigen Kriegsoperationen zu verfolgen, besitzt sie einen großen wissenschaftlichen Werth, weil sie, wie keine zweite, sämmtliches zugängliche, sowie manches noch nicht veröffentlichte Material enthält. — Wir wollen zugleich unseren Lesern die in Bd. XXVII, Nr. 14 und 15, Band XXIX, Nr. 22 bis 24, und Bd. XXX, Nr. 21 bis 24 veröffentlichten Reiseschilderungen von Th. Deyrolle über Türkisch-Armenien ins Gedächtniß zurückrufen, weil dieselben im Vereine mit den zahlreichen Illustrationen sehr richtige Vorstellungen von der Natur und den Eingeborenen jenes Gebietes, auf welches jetzt Aller Blicke gerichtet sind, geben.

— Die „Mail" theilt eine Berechnung der Verluste an

Menschenleben und Geld mit, welche die Kriege civilisirter Staaten in den letzten 25 Jahren (1852 bis 1877) verursacht haben, und meint, daß diese Angaben so wahrheitsgetreu sind, als es bei solchen Dingen möglich ist. Es starben in der Schlacht, an Wunden und an Krankheiten: im Krimkriege 750,000, im italienischen Kriege (1859) 45,000, in Schleswig-Holstein 3000, im amerikanischen Bürgerkriege 800,000, 1866 in Böhmen und Oberitalien 45,000; die Expeditionen nach Mexico, Cochinchina, Marokko, Paraguay ꝛc. kosteten 65,000, der deutsch-französische Krieg 215,000 und die bulgarischen Greuel (1876 bis 1877) 25,000 Leben: in Summa 1,948,000. Es betrugen die Kosten des Krimkrieges 340 Mill. Pfund, des italienischen 60 Mill., des amerikanischen Bürgerkrieges 1400 Mill., des schleswig-holsteinischen 7 Mill., des von 1866 66 Mill., der kleineren Expeditionen nach Mexico ꝛc. mindestens 40 Mill., des deutsch-französischen 500 Mill., im Ganzen 2413 Mill. Pfund, d. h. so viel, als die gesammten Einkünfte aller Regierungen von Europa und Nordamerika in 8 bis 10 Jahren ausmachen. Solche Einkünfte werden aber zum größten Theile nützlich und nutzbringend angelegt, während jene 2413 Mill. Pf. vollkommen vernichtet worden sind. Ferner müssen die zerstörten Festungen, Schiffe, Kanonen u. s. w. mit einem Capitale wiederhergestellt werden, welches dadurch auf Jahre hinaus productiven Zwecken entzogen wird, und ebenso verhält es sich mit den Pensionen an invalide Soldaten und Matrosen.

— Das von der englischen Admiralität eingesetzte Comité hat am 3. März derselben ein Gutachten übergeben, wonach der frühzeitige Ausbruch von Scorbut bei den Schlittenpartien der Nares'schen Nordpol-Expedition dem Fehlen von Citronensaft in deren Apotheken beizumessen sei, wonach Proviant, Medicinen und dergleichen in bester Qualität und Zweckmäßigkeit und größerer Vollständigkeit auf den Schiffen sich befunden habe, als bei jeder frühern arktischen Expedition, wonach die Anordnungen des Commandanten in Betreff der Ausrüstung der drei großen Schlittenreisen sich nicht auf die Mitnahme von Citronensaft erstreckt haben, darin von Paragraph 11 der ärztlichen Empfehlungen und Rathschläge, welche ihm die Lords der Admiralität zu seiner Informirung mitgegeben, abgewichen sind, wonach die dafür vorgebrachten Gründe nicht genügten und somit besagte Anordnungen nicht zweckentsprechend waren.

Capitän Nares dagegen giebt in einer Zuschrift an die „Times" zu seiner Vertheidigung eine Liste von 10 Admiralen, 10 Doctoren und 15 Capitäns und anderen Leuten, welche ohne Anwendung von Citronensaft Schlittenreisen glücklich ausgeführt haben, während umgekehrt mehrere Expeditionen, wo solcher zur Vertheilung gelangte, an Scorbut gelitten haben. Auch Contre-Admiral Henri Richards legt gegen das Urtheil jener Commission und für den verdienten Führer der „Alert" und „Discovery" eine scharfe Lanze ein, bestreitet die Eigenschaft des Citronensaftes als absolutes Antiscorbuticum ganz und gar und hofft, daß arktische Praktiker und die Marine überhaupt dem Tadelsvotum einer Commission weiter keinen Werth beilegen werden. Ebenso hat die Londoner Geographische Gesellschaft nicht angestanden, Nares letzthin die große goldene „Founders Medal" zu verleihen.

— Im Norden der Colonie Queensland herrscht große Aufregung unter der weißen Bevölkerung über die außerordentlich zahlreiche Einwanderung von Chinesen. Dieselben überschwemmen förmlich die dortigen Goldfelder. Ende December 1876 befanden sich auf den Palmer Diggins über 11,000 Chinesen, und diese Zahl mehrte sich bis Mitte März um weitere 4000, während die der Europäer sich nur auf 5100 belief.

— In welch ungeheurem Maßstab alljährlich die Abholzungen in den großen Fichtenwaldungen im nördlichen Minnesota vor sich gehen, ersieht man aus den folgenden Angaben, welche von dem Vermesser, Major Camp, über den Holzschlag am obern Mississippi und dessen Tributarien in diesem Winter gemacht wurden. Die gefällten Baumstämme beziffern sich auf die ungeheure Quantität von 127,400,000 Fuß. Von dem Holzschlag der Winters 1875 und 1876 sind noch 16,000,000 Fuß Baumstämme übrig, so daß also im Ganzen 143,400,000 den Sägemühlen von Minneapolis und an anderen Plätzen oberhalb dieser Stadt zur Disposition stehen. Hierzu kommt noch der sich ebenfalls auf viele Millionen belaufende Holzschlag am obern St.-Croix-Fluß, so daß man wahrhaft erstaunen muß, wie eine solche ungeheure Wälderwirthschaft, die schon Decennien lang stattfindet, noch immer getrieben werden kann.

— Mr. G. Brown Goode, Custos am Nationalmuseum in Washington, hat während des letzten Winters die Naturgeschichte der Bermudas studirt und ist von dort mit einer reichen Sammlung, welche 12 Fässer und 43 Kisten füllt und über 1000 Flaschen mit wirbellosen Thieren in Spiritus enthält, kürzlich zurückgekehrt. Vertreten ist darin die ganze marine Fauna der Küste, Fische, Mollusken, Würmer u. s. w., vieles davon für die Wissenschaft anscheinend ganz neu. (Nature.)

— Die Lissaboner Firmen Bensabat und Magelhaens beabsichtigen die Gründung einer Actiengesellschaft unter der Benennung „Luso-Africana" zur Herrstellung einer directen Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Hamburg und Loanda. Zugleich sollen umfangreiche Ländereien an geeigneten Punkten Angolas angekauft und für Rechnung der Gesellschaft bewirthschaftet werden. Dem Project wird von Sachkundigen ein günstiger Erfolg in Aussicht gestellt. Nachdem in Portugal durch Gründung unzähliger Banken und Compagnien während der Jahre 1873 bis 1875 viel Geld verzettelt worden ist, scheint jetzt endlich das Capital sich der Hebung der Landwirthschaft und der Ausbeutung des Colonialreichthums zuwenden zu wollen. (A. Z.)

— Der Fieberbaum (australische Riesenbaum, Eucalyptus globulus) ist bereits zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden. Ein einziger Landwirth in Californien hat zwischen Los Angelos und Annaheim auf 140 Acker Land 80,000 solcher Bäume gepflanzt. Ungefähr 30,000 derselben sind nun bis 12 Fuß hoch und von allen Seiten laufen Bestellungen auf die Bäume ein. Man behauptet, daß der aus den Blättern bereitete Thee von vorzüglicher Wirksamkeit bei Fieberanfällen sei und der Herausgeber des „San Diego World" erzählt, wie er sich durch Trinken von solchem Thee augenblicklich von starker Erkältung befreit habe. Ebenso berichtet er, daß mehrere seiner Freunde ihre rheumatischen Leiden durch den Genuß des Thees vollkommen los geworden seien. In Sandhurst in der Colonie Victoria destillirt man aus den Blättern ein Oel, das, wie es scheint, in der Zukunft unter den Arzeneimitteln eine bedeutende Rolle spielen wird. Das Urtheil der Aerzte Victorias ist durchgängig ein gutes. Ganz besonders kräftig soll es gegen rheumatische Leiden, Fieber, Wunden u. s. w. wirken. Gegen Schnupfen und sonstige Erkältungen hat das Oel sich eben so trefflich bewährt als der Aufguß der Blätter.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj.)

II.

Seit dem Jahre 1485 ist Cetinje Hauptstadt des Fürstenthums Montenegro. Der Ort hat weder etwas Malerisches noch Großartiges an sich und zählte noch vor dreißig Jahren kaum einige zwanzig Behausungen, die sich um das Kloster herumlagerten. Wie die meisten Dörfer in Croatien besteht er aus einer langen Flucht sehr niedriger Häuser, in deren Mitte ein Platz mit einem Brunnen liegt, über welchem ein Maulbeerbaum seine schattigen Zweige ausbreitet. Senkrecht zu dieser Hauptstraße verläuft eine zweite, die ebenso breit, aber viel spärlicher bewohnt ist. Erst in den letzten Jahren sind sieben bis acht neue hinzugekommen. Zur Linken erhebt sich, von Mauern umgeben, ein quadratisches Gebäude mit einem Balcon; einige bewaffnete Montenegriner vor demselben lassen erkennen, daß es der fürstliche Palast ist. Weiterhin liegt auf der andern Seite ein noch größeres, aber noch einfacheres und gut befestigtes Haus: es ist der alte Palast, welcher seit dem Tode des Fürsten Danilo unbewohnt ist, und schließlich, dem Ankommenden gerade gegenüber und an den letzten Ausläufer der Felsberge gelehnt, das Kloster, die Residenz des Archimandriten, mit zwei Kreuzgängen über einander, einer Kirche und sonstigen Baulichkeiten. Ueber dem Kloster erhebt sich ein Thurm, welcher jetzt zwar christliche Glocken trägt, von dem aber vor noch gar nicht langer Zeit Türkenköpfe, die man im Kampfe mit dem Erbfeind erbeutet hatte, herabschauten. Der Engländer Wilkinson theilt in seinem Buche noch eine Ansicht des mit seinen blutigen Trophäen geschmückten Thurmes mit. Dem Brunnen auf dem Hauptplatze gerade gegenüber liegt das einfache Gasthaus der Residenz, welches die Regierung 1867 zum Besten der Reisenden aufführen ließ, und links die von der russischen Kaiserin gestiftete Mädchenschule. Die Gesammtansicht der kleinen Stadt läßt durchaus kalt und bereitet dem Reisenden, besonders wenn er von dem herrlichen, großartigen Cattaro kommt, eine herbe Enttäuschung. Der Bewohner ist im höchsten Maße interessant und seine Kleidung so malerisch, merkwürdig und farbenprächtig wie selten; aber seine Umgebung und seine Behausung, wie ein Blick auf unsere Abbildungen zeigt, sind ganz und gar alltäglich und unmalerisch. Bis zum Jahre 1870 trugen die Häuser doch noch wenigstens Strohdächer; das war aber, da dieselben unmittelbar neben einander stehen, so feuergefährlich, daß seit jener Zeit für jeden Neubau ohne Ausnahme ein Ziegeldach Vorschrift ist. Cetinje liegt, wie gesagt, auf einem 700 bis 800 Meter hohen Plateau, welches ringsum von Bergen umschlossen ist. Im Westen und Nordwesten überragen dieselben die Ebene um 300 bis 400 Meter; sie sind mit Buschholz, immergrünen Eichen, Kiefern und Rothbuchen bestanden; trocken, grau und kahl dagegen sind die niedrigeren Höhen im Norden und Osten des Städtchens. Ueber das Ganze aber breitet sich, wenn die Sonne am Sinken ist, ein solch dunkler, satter, harmonischer Ton, wie ihn wein- oder veilchenfarbener Sammet oder mit Heidekraut bewachsene Hügel zu Ende des Herbstes zeigen. Man streitet sich darum, ob das Land wegen der Wildheit und des Kampfesmuthes seiner Bewohner oder wegen der dunkeln Färbung seiner Höhen den Namen des „Schwarzes Berges" erhalten hat — Yriarte als Maler

entscheidet sich durchaus für den letztern Grund und meint, ein Jeder, der in Montenegro einen Sonnenuntergang gesehen, müßte ihm beistimmen.

Der fürstliche Adjutant, welcher Yriarte vor der Stadt empfangen hatte, geleitete ihn in den alten Palast, weil das Gasthaus des Ortes augenblicklich nicht möblirt war, und wies ihm ein geräumiges Zimmer im obersten Stocke an. Ein langer Gang verbindet eine ganze Reihe gleichartiger Gemächer, die den Zellen eines Klosters gleichen. Das war die Residenz des Fürsten Danilo, der im Jahre 1860 elendiglich in Cattaro umgebracht wurde. Beim Volke hieß das Gebäude früher Bigliardo, weil der Fürst in einem als Empfangssaal benutzten Zimmer ein viel angestauntes Billard hatte aufstellen lassen, dessen einzelne Theile von 50 Leuten von Cattaro bis Cetinje hinaufgetragen worden waren. Ehe Danilo, der Vorgänger des jetzigen Fürsten, zur Herrschaft gelangte, vereinigte der Fürst des Schwarzen Berges als Vladika (Bischof) und Souverän die geistliche und weltliche Macht in seiner Person und besaß keine andere Residenz als das Kloster. Erst der letzte Vladika, Peter II., ein vielgereister Mann, verließ dasselbe und legte den Grundstein zum Bigliardo, welches ohne das traurige Ende Danilo's wohl noch heute als Schloß dienen würde. Der Haupttheil des Gebäudes liegt zwischen zwei Höfen: der eine führt nach der Straße, wo der Palast steht, und nach dem Kloster, und ist an den Ecken mit kleinen Thürmen befestigt, der andere

Hauptstraße von Cetinje. (Nach einer Photographie.)

steht mit den fürstlichen Ställen in Verbindung. Der enge Gang, welcher vor den etwa 30 Zimmern hinläuft, wird in bestimmten Abständen durch massive Thüren unterbrochen; zwei breite Treppen führen von ihm hinunter. Ganz an seinem Ende liegt ein von Fürst Danilo aufgeführter Anbau, welcher den Senatssaal enthält. Der übrige Raum dient jetzt allen möglichen Zwecken: der fürstliche Leibarzt hat dort sein Quartier; Fremde von Distinction und diplomatische Besuche werden dort untergebracht, und zu ebener Erde befindet sich ein Schulzimmer und die einzige Druckerei des Landes. Von 1869 an war dort auch das Seminar (bogoslavia) untergebracht, bis es im Jahre 1873 in das Kloster Ostrog verlegt wurde.

Nur etwa 100 Meter von dem Haupteingange des Bigliardo liegt derjenige des neuen Palastes, dessen Mittelbau vor etwa 12 Jahren für die Wittwe Danilo's I., Darinka Danilowa, erbaut wurde. Diese Dame aber konnte sich bei ihrem Sinne für Pracht, Kunst und Literatur mit dem einfachen Leben und dem intellectuellen Stillstande Montenegros nicht befreunden und siedelte deshalb nach Venedig über, worauf der Fürst selbst ihr Schloß bezog, das freilich mehr einem großen Landhause als einem fürstlichen Palaste glich. Derselbe ließ im Jahre 1870 zwei Seitenflügel anbauen und verdreifachte so die vorhandenen Räumlichkeiten. Anlässig der Tauffeierlichkeiten des Erbprinzen im Jahre 1871 wurde das Schloß eingeweiht und im Herbste desselben Jahres der Garten dahinter angelegt. Von außen sehr einfach, bietet es auch im Innern nichts Bemerkenswerthes als drei an einander stoßende Gemächer, deren elegante Einrichtung in sonderbarer Weise mit der Derbheit der meisten dort aus-

und eingehenden Leute contrastirt. Porträts des Fürsten Danilo, der Kaiser und Kaiserinnen von Rußland und Oesterreich, des Vladika Peter II., von Mirko Petrowitsch und den beiden Fürstinnen Darinka und Milena schmücken die Wände, und in dem großen Salon steht der massiv silberne Samowar, welchen der Fürst bei seinem Aufenthalte in Moskau im Januar 1869 von dem Slaven-Comité zum Geschenke erhielt.

„Nikolas I., Petrowitsch Njegusch, Fürst und Hospodar von Tzrnagora und Brda" ist der volle Titel des montenegrinischen Herrschers. In geistlichen Rescripten wurden die montenegrinischen Souveräne Fürsten von Skadar (Scutari) und Primorje (Küstenland) genannt; allein beide Oertlichkeiten eignen nicht ihnen, sondern den Türken und Oesterreichern. Der Montenegriner selbst nennt seinen Herrscher „sveti gospodar", den „heiligen Herrn", oder einfach „gospodar" (Herr); der Türke heißt ihn „kara kaludsher", den schwarzen Mönch.

Er ist der siebente Herrscher aus der Familie der Petrowitsch und wurde am 13./25. September 1841 zu Njegusch geboren als Sohn des Mirko Petrowitsch, Danilo's Bruder, und der Stanne Martinowitsch. Wie alle Montenegriner verlebte er seine Jugend unter Leibesübungen, wie sie als Vorschule für den Türkenkrieg in Ansehen stehen. Im Laufe, Sprunge und Ringkampfe war er meist der Erste, und zu Fuß oder zu Roß durchstrich er Wälder und Berge und trieb

Der Konak, frühere Residenz des Fürsten von Montenegro. (Nach einer Photographie.)

sich ohne Zucht und Zügel weit vom Vaterhause entfernt herum. Noch heutigen Tages gilt er als der beste Reiter und der geschickteste Schütze im ganzen Lande. Seine Einbildungskraft wurde durch die großartig wilde Natur genährt, durch die Erzählungen der Krieger und die Volksgesänge mächtig erregt und entwickelte sich auf Kosten seiner anderen Fähigkeiten, so daß er lange, ehe er den Thron bestieg, einen Namen als Dichter sich erwarb. Erst im zehnten Lebensjahre aber wurde er nach Triest gebracht, um dort die ersten Anfänge der Wissenschaften zu bemeistern. Während der vier Jahre, welche er dort zubrachte, fand er bei der Familie Kuetitsch Sprache, Religion und Gewohnheiten seiner Heimath wieder, nur in verfeinertem und civilisirtem Maße. Der italienischen und deutschen Sprache und der Geschichte des serbischen Volkes galten vornehmlich seine Studien. Dann mußte er sich nach Paris begeben, wo Napoleon III. seinem Freunde Danilo einige Freistellen im Lyceum Louis-le-Grand zum Besten junger Montenegriner zur Verfügung gestellt hatte. Dort fühlte er sich nicht sonderlich heimisch und nur unwillig ertrug er die strenge Disciplin der Schule; auf ihren Bänken war er meist unter den Letzten, und nur bei Streit und bei körperlichen Uebungen und draußen im Freien that er es den Uebrigen zuvor. Nur selten durfte er während jener Zeit die Heimath besuchen; kaum hatte dann das Schiff, welches ihn trug, im Hafen von Cattaro angelegt, so eilte er, ohne auf die ihm entgegen geschickten Pferde zu warten, hinauf nach Njegusch, grüßte unterwegs die ihm noch wohlbekannten Landsleute, die verdutzten Gesichts dem Fremden nachstarrten, und erschien wenige Stunden darauf im Njegusgcher Fürstenhause. Bei einer solchen

Fürst und Fürstin von Montenegro. (Nach einer Photographie.)

Heimkehr erfuhr dann der Jüngling, daß sein Onkel einer Privatrache zum Opfer gefallen sei und ihm die fürstliche Würde hinterlassen habe. Mit einstimmiger Freude begrüßte das Volk seinen neuen jungen Herrscher, welchem in seinem heroischen Vater Mirko der beste Rathgeber zur Seite stand.

Die verwittwete Fürstin Darinka Danilowa versuchte nun zwar, die bisher von ihr ausgeübte Macht auch ferner für Erhaltung des französischen Einflusses auf Montenegro und für allmälige Zerstörung der Vorurtheile, welche das Land von den Fortschritten der Civilisation abschlossen, geltend zu machen — Chimären, deren gänzliche Nichtigkeit die Erfahrung gezeigt hat. Eine Hauptsache war, die Vermählung des Fürsten mit einer fremden Prinzessin, wodurch leicht Parteiungen im Lande entstehen konnten, zu hindern — und das gelang: kaum zwei Monate nach seiner Thronbesteigung verband sich der Fürst mit Milena Wukotitsch, wie es die seit Jahren befreundeten Väter des Paares nach einheimischer Sitte schon vor der Geburt ihrer Kinder verabredet hatten. Bald aber kamen schwerere Zeiten. Der Despotismus der Mohammedaner brachte 1861 die ganze Hertzegowina zum Aufstande, und die 30,000 Mann starke Armee Omer Pascha's wurde im Herbst von Luka Wukalowitsch an der Piva geschlagen und mußte sich zurückziehen. Laut forderten die Montenegriner, gegen die verhaßten Türken ins Feld geführt zu werden und den christlichen Slaven der Balkanhalbinsel beistehen zu dürfen; aber der Einspruch der

Straßenecke in Cetinje.

Mächte brachte es dahin, daß Montenegro nicht nur nichts unternahm, sondern selbst den türkischen Proviantzügen, welche von Albanien nach dem von den Insurgenten belagerten Nikschitj bestimmt waren, den Durchzug durch sein Gebiet gestattete. Das hinderte jedoch nicht, daß einzelne Leute auf ihre eigene Faust den Kampf mit den Türken aufnahmen, wodurch wieder Omer Pascha veranlaßt wurde, die Grenzen des Fürstenthums in Belagerungszustand zu erklären. Fürst Nikolas aber änderte sein Benehmen, das ihm gewissermaßen auferlegt worden war, nicht, und zum Danke dafür erklärte ihm Omer Pascha im Frühjahr 1862, nachdem er genügend Reserven an sich gezogen hatte, formell den Krieg und überschritt an drei Stellen gleichzeitig die montenegrinische Grenze. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie scharf das Ländchen in zwei Theile getrennt ist: von Norden und von Süden schneidet türkisches Gebiet tief in montenegrinisches ein; dort liegt das feste Nikschitj, hier Spush und zwischen beiden bildet das Thal der Seta die nächste und bequemste Verbindungslinie. Von Nikschitj und von Spush suchten die Türken einzudringen, während ein dritter Heerhaufen gegen das wilde Bergland der Brda operirte. Mirko, des Fürsten Vater, leitete die Vertheidigung Monate hindurch auf die geschickteste Weise; aber schließlich gelang es der türkischen Uebermacht, in das montenegrinische Gebiet einzudringen und die fruchtbare Thalebene der Seta, die Bjelopawlitschka Nahia, auf das Grauenvollste zu verwüsten. Inzwischen aber sammelten sich die Montenegriner von Neuem und warfen den Feind südwärts zum Lande hinaus, was sie bekanntlich in den heißen Junitagen 1877 wiederholten. Wieder zog der türkische General selbst aus den entferntesten Theilen des Reiches Verstär-

Leibwache des Fürsten von Montenegro. (Zeichnung von Valério.)

kungen an sich und drang mit vielfach überlegener Macht fast bis Cetinje vor, ohne daß das rastlos kämpfende und blutende Heldenvolk irgendwo anders Sympathie und Unterstützung gefunden hätte als — beim päpstlichen Stuhle, der den albanesischen Katholiken verbot, den Türken irgendwie Hülfe zu leisten. Erst als Alles verloren schien, schritt die Diplomatie vermittelnd ein und brachte gegen Ende August einen für die Besiegten harten Frieden zwischen den beiden Gegnern zu Stande, dessen demüthigendste Bestimmungen, die Verbannung des Feldherrn Mirko (Art. 5) und die Anlage türkischer Befestigungen im Seta-Thale (Art. 6), indessen nie zur Ausführung kamen. Mirko konnte ungestört die nächsten fünf Jahre verhältnißmäßiger Ruhe und Erholung, bis er 1867 der ungemein heftig auftretenden Cholera erlag, der Reorganisation der montenegrinischen Streitmacht widmen, und die Forts blieben gleichfalls ungebaut. Damals unterstützte auch Frankreich das Ländchen durch Schenkung von 12,000 Carabinern, und von mehr als einer Seite strömten Gaben herbei, um die schweren Verluste etwas auszugleichen.

Das Jahr 1868 brachte am St.-Georg's-Tage eine wichtige Neuerung: eine neue Verfassung trat in Kraft, worin der Fürst viele seiner absoluten Rechte zu Gunsten des Senates aufgab, nämlich: die Erhebung und Verwendung der Steuern, die Verwaltung der Kirchengüter, die administrativen Maßregeln im Innern und die oberste Rechtsprechung in Criminalsachen. Die Höhe der sehr bescheidenen Civilliste wurde von nun an festgesetzt und dem Fürsten beließ man nur das Recht der Begnadigung und die äußere Politik. — In den Winter desselben Jahres fällt die erfolgreiche Reise des Fürsten nach St. Petersburg, wo es an reichen Gaben für das arme Land nicht fehlte. Bald nach Nikolas' Rückkehr schon wurde mit russischem Gelde in Cetinje ein Seminar (bogoslavia) und eine Schule für die Töchter angesehener Familien eröffnet. Volksschulen wurden gegründet, zwischen Cetinje und Cattaro ein Telegraphendraht gezogen, Munition in Menge langte an und ebenso 3000 Zündnadelgewehre. Seit jener Zeit datirt die Innigkeit diplomatischer Beziehungen zwischen Rußland und Montenegro, welche bis auf den heutigen Tag nicht nachgelassen hat.

Was das Aeußere und das Wesen des Prinzen selbst anlangt, so schildert Yriarte dasselbe folgendermaßen: Er ist sehr hoch gewachsen, sonnenverbrannt, hat eine niedrige Stirn, dichte, glänzende Haare, lebhafte, durchdringende Augen, und ist mit einem Worte der vollendete Typus des Montenegriners. Er gilt für feurig und ungestüm, hat dabei aber eine weiche, doch durchdringende Stimme, spricht langsam und überlegt und verbirgt seine Energie unter einem äußern Schein von Ruhe und Milde, die etwas Verführerisches hat, seine Körperkraft und Gewandtheit unter einem einfachen, fast zarten Aussehen. Sein Benehmen ist wohl das eines Kriegers, aber zugleich auch das eines klugen und geschickten Diplomaten, der zu zögern und hinzuhalten versteht. Unter verwickelten politischen Verhältnissen auf den Thron gelangt, hat er sein Land zu wiederholten Malen nahe am Rande des Verderbens gesehen und weiß seitdem, daß er nur zum Ziele kommt durch raschen Entschluß, wenn es zu schlagen gilt, und durch äußerste Zurückhaltung, wenn dem Feinde außer seiner überlegenen Macht noch die politische Lage zu Statten kommt. So sucht er mehr seinen Ruhm darin, das Ungestüm seines Volkes zu zügeln als im Kampfe zu triumphiren. Als Mensch ist er liebenswerth, als Fürst erzwingt er sich Achtung und Furcht. Beweise seiner großen persönlichen Energie hat er mehrfach gegeben; mit inniger Liebe spricht er von seinem kleinen Volke; er weiß genau, was demselben fehlt, um auf die gleiche Civilisationsstufe mit anderen Völkern Europas sich zu erheben. Dabei schätzt er aber dessen angeborene guten Eigenschaften und versteht es, der nationalen Strömung zu folgen — und das ist es besonders, was die Augen aller Serben auf ihn gelenkt hat.

---

# Dr. W. Reiß über seine Reisen in Süd-Amerika[1]).

Wenn ich Ihnen heute Bericht erstatte über eine mehrjährige, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Stübel aus Dresden ausgeführte Reise in den nördlichen Theilen von Südamerika, so bin ich mir der Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Unternehmens nur zu wohl bewußt: denn wer wird nicht, wenn er erzählen hört vom Magdalenen-Strome, von dem Hochlande von Bogotá, von Popayan, von Pasto, von den Cordilleren von Quito, erinnert an jene glühenden Schilderungen Alexander von Humboldt's, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine wahre Begeisterung für die Erforschung tropischer Gegenden wachriefen?

Aber neben dieser Gefahr tritt eine in der Sache selbst gelegene Schwierigkeit auf, bedingt durch den Stand unserer geographischen Kenntnisse. Ich möchte diesen vergleichen mit dem Culturzustande jener Länder, welcher in der Mitte liegt zwischen absoluter Barbarei und europäischer Civilisation. Große geographische Entdeckungen sind in Südamerika nicht mehr zu machen; denn durch die in Chroniken niedergelegte Geschichte der Entdeckung und Eroberung sowie durch eine fortgesetzte Reihe kleiner Expeditionen und Reisen war eine solche Fülle von geographischem Material vorbereitet, daß die ersten wissenschaftlichen Reisenden, welche Südamerika besuchten, daraus in Verbindung mit ihren eigenen Beobachtungen leicht ein richtiges Gesammtbild des ganzen Continents entwickeln konnten. Dazu kommt noch, daß gerade die ersten Forscher auf diesem Felde ausgezeichnet waren in ihrer Art, gründlich wissenschaftlich gebildete, ja geistreiche, weitblickende Männer, welche zum Theil bahnbrechend auf allen Gebieten der Naturwissenschaft wirkten. Ich brauche nur zu erinnern an Bouguer und La Condamine, an Humboldt, d'Orbigny, Darwin, Pöppig, Spix und Martius, um die Richtigkeit dieser Behauptung außer Zweifel zu stellen. Und die glänzende Weise, in welcher Humboldt die Aufgabe löste, in großen Zügen die Verhältnisse Südamerikas darzulegen, lebt noch in Aller Gedächtniß.

Weit ausgedehnte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit auszuführende Reisen werden daher — mit wenig rühmlichen Ausnahmen — nicht wesentlich zur Förderung unserer Kenntnisse beitragen, so nützlich und interessant sie auch zur persönlichen Belehrung und Erweiterung der Anschauungen des Naturforschers sein mögen. Soll wirklich etwas geleistet werden, so muß man zur Ausführung von Arbeiten schreiten, welche in Bezug auf Genauigkeit wenigstens annähernd äh-

---

[1]) Vortrag gehalten in der Sitzung vom 2. Juni 1877. Abgedruckt mit Bewilligung des Verfassers aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1877, Nro. 5 und 6.

lichen Studien in Europa entsprechen. Fordern aber eingehende Untersuchungen schon in Europa viel Zeit, Geduld und Ausdauer, so ist dies in unvergleichlich höherm Maße in jenen schwach bevölkerten, fast wegelosen Gegenden der Fall, und die erzielten Resultate stehen in einem auffallenden Mißverhältniß zu der darauf verwendeten Zeit und Arbeit.

Ich will deshalb gleich von vornherein es aussprechen, daß wir keineswegs mit der Absicht auszogen, geographische Entdeckungen zu machen: Dr. Stübel und ich, beide sind wir Geologen von Fach, und die Untersuchung vulcanischer Gebirge war der Zweck unserer Reise.

Nun liegt es aber nahe, daß Jeder, der in fremden Gegenden sich aufhält, um sich blickt und ein Verständniß zu erlangen sucht von den ihm neuen socialen Verhältnissen und von dem Naturcharakter des umgebenden Landes; besonders aber wird der Geologe sich veranlaßt sehen zur Erforschung aller geographischen Fragen, zumal wenn er, wie hier in Ländern, in welchen es noch keine Generalstabskarte giebt, gezwungen ist, durch astronomische und geodätische Arbeiten sich die Grundlage zu verschaffen für topographische Aufnahmen, ohne welche geognostische Beobachtungen jedes wissenschaftlichen Werthes entbehren; denn schon Virlet hat es ausgesprochen: „Die Topographie einer Gegend ist nicht nur eine Function, sondern der ganze und vollständige Ausdruck ihres geologischen Baues."

Es liegt auf der Hand, daß die Verfolgung des angegebenen Zweckes eine sehr ungleichmäßige Art des Reisens bedingte: rasch durchstreiften wir Gegenden, arm an vulcanischen Durchbrüchen, während da, wo die Anhäufung vulcanischer Gebirge eine reiche Ausbeute versprach, ein langdauernder Aufenthalt genommen wurde, so daß unsere ganze Expedition eigentlich in drei Theile zerfällt, in zwei Reisetheile und einen mittlern, eingehenden Detailstudien gewidmeten Theil.

Ehe ich jedoch eine Darlegung der von uns erlangten Resultate versuche, möchte ich mir erlauben, Ihnen heute eine Uebersicht unserer Reisen zu geben, um so, wenn auch nur annähernd, eine Beurtheilung des Materials zu gestatten, auf welches die Schilderungen gegründet sind.

Ende Januar 1868 betraten wir bei Santamarta nahe der Mündung des Magdalenen-Stromes den amerikanischen Continent. Vom Meer aus ist der erste Anblick großartig: denn während Wolkenstriche oder die glühend zitternde Luft die Küsten verhüllt, heben sich majestätisch von dem Blau des Himmels die Schneegipfel des Küstengebirges ab. Tritt man näher, so ändert sich das Bild, und ist auch alles fremdartig und wunderbar grell beleuchtet, so fühlen wir uns doch enttäuscht, denn statt der üppigsten Vegetation empfängt uns ein Wüstenbild. Kahle, wenig schöne Felshügel umgeben weite, mit Flugsand erfüllte Buchten; stachlige Mimosen bilden kleine Wäldchen an den Fluß- und Wasserläufen, während ein hoher Säulencactus den Vegetationscharakter der Sandfläche und Felsenabhänge bedingt. Unerträglich erscheint dem Ankömmling der Sonnenbrand und nur wenig kühlend wirkte ein Tag und Nacht unausgesetzt wüthender orkanartiger Wind. Aber rasch wird dieses Bild verdrängt: ein Ritt von wenigen Stunden bringt uns in die Gebirgsthäler der Sierra Nevada, einen der unbekanntesten Gebirgszüge ganz Amerikas, wo inmitten üppiger Wälder verfallene Landhäuser und verwilderte Kaffeepflanzungen nahe den Ueberresten schöner Indianerstraßen uns sogleich die charakteristische Eigenschaft spanischer Colonisation vor Augen führen, nämlich die Zerstörung des Alten, des Vorhandenen, bei der Unfähigkeit, Neues, Dauerndes an dessen Stelle zu setzen.

In noch großartigerer Weise tritt uns die Ueppigkeit der Vegetation entgegen in den weiten Lagunen, in den engen Canälen des Magdalenen-Deltas, durch welche die Fahrt nach Barranquilla uns führt. Große seeartige Wasserflächen, durchzogen von Schaaren von Fischen und bedeckt von Schwärmen unzähliger Wasservögel, sind getrennt durch Manglewaldungen, zwischen welchen der kleine Dampfer sich hindurch windet, so daß die Aeste der Bäume von beiden Seiten das Deck bestreichen und die hier in Menge lebenden Kaimane, aufgeschreckt durch das Stöhnen der Maschine, ihr Element verlassen und in Angst und Verzweiflung Schutz suchen auf den aus dem Wasser hervortretenden Wurzelstämmen.

Einen ganzen Tag dauert diese eigenthümliche Fahrt, die an Schönheit und Pracht nur durch die einem Feenlande entrückt scheinende Inselwelt des Amazonen-Deltas übertroffen werden dürfte.

Der Magdalenen-Strom hatte seinen niedrigsten Stand erreicht, als wir in Barranquilla eintrafen. Die Dampfschifffahrt war unterbrochen, und so blieb uns Zeit zu einem Ausfluge nach dem tertiären Gebirge von Tubará und Sabanalarga, welches inselartig zwischen zwei Mündungsarmen des Magdalena eingeschlossen liegt. Wir hatten dadurch Gelegenheit, das kostbarste Bauwerk Südamerikas, die Festung von Cartagena, kennen zu lernen und einige Zeit dem Studium der Schlammvulcane von Galera Zamba in Turbaco zu widmen.

Mit eintretender Regenzeit begann der Fluß zu steigen und alsbald sollte ein Dampfer abgelassen werden, um die in Barranquilla angehäuften europäischen Waaren nach dem Innern des Landes zu bringen. Die Fahrt ging langsam von Statten, um die Gefahren der Sandbänke und des Treibholzes zu vermeiden; aber trotz aller Vorsicht sind bei so niederm Wasserstande Unglücksfälle keineswegs selten. Dauerte unsere Fahrt auch außergewöhnlich lange, so hatten wir doch in 14 Tagen eine Strecke zurückgelegt, zu welcher vor Einführung der Dampfschifffahrt zwei Monate erforderlich waren. Dafür hatte man aber bei einer solch langsamen Reise in der Canoa Gelegenheit, den Fluß und den Wald sammt seinen Bewohnern, sowohl Thiere als auch Menschen, gründlich kennen zu lernen, während gegenwärtig eine Fahrt mit dem Dampfboot auf einem der großen Flüsse Südamerikas weniger Interesse bietet: die Gegend ist zu einförmig, um bei raschem Vorüberfliegen dem Auge auf die Dauer Befriedigung zu gewähren, und doch ist selbst der Magdalena noch zu unbedeutend, um auf einem Dampfer das großartige Gefühl unendlicher Waldeinsamkeit aufkommen zu lassen.

Anfangs ist der Fluß breit, in viele Arme getheilt; rasch aber verengert er sich bei stetig zunehmender Gewalt der Strömung. Zwischen zwei Mauern von Wald fährt man dahin, Tag für Tag dasselbe Bild, nur hier und da unterbrochen durch unbedeutende Ansiedelungen oder prächtige, über und über mit gelben oder rothen Blüthen bedeckte Riesenbäume, die freundlich sich abheben von dem dunkeln Grün des Waldes. Das Thierleben bleibt uns ganz verschlossen, denn außer den zu 50 und 60 beisammen auf den Sandbänken sich sonnenden Kaimans kommt uns selten ein Thier zu Gesicht, höchstens daß einmal ein Schwarm kleiner Papageien am Ufer auffliegt oder die paarweise in unglaublicher Höhe sich haltenden Arras mit lautem Geschrei über den Fluß streichen; aber des Abends tönt aus dem verödet scheinenden Walde das Geheul der Brüllaffen.

Interessanter wird die Gegend erst, wenn wir uns Honda, dem Ende der Schifffahrt, nähern, denn hier treten die Berge näher heran, die Wälder verschwinden und der Ueberblick wird freier. Aber auch die Beschaffenheit des ganzen Landes hat sich geändert: wir sind eingetreten in das Ge-

biet des nördlichsten vulcanischen Durchbruches in der südamerikanischen Cordillere, der Gruppe des Hervéo, Isabelilla und Tolima. Vulcanische Conglomerate erfüllten einst das gegen Süden sich wieder erweiternde Thal bis zu mehr als 200 Meter Höhe. Nur noch die Ueberreste dieses alten Plateaus sind uns erhalten in castellartig aus der Thalebene aufragenden Bergen, zwischen welchen die fruchtbaren Flächen von Honda, Mariquita, Lérida und Ambalema liegen.

In Honda beginnt die eigentliche südamerikanische Reisemethode; von hier ab mußte man Maulthiere besteigen oder zu Fuße gehen. Doch ist gerade der erste Theil des Weges, von Honda bis Bogotá, viel besser als sein Ruf und sicherlich eine der besten aller Andenstraßen.

Hat man monatelang im Magdalenen-Thale gelebt und dann den Ritt über das Gebirge gemacht, so glaubt man sich in eine andere Welt versetzt, wenn man das Hochland von Bogotá betritt. Man überblickt plötzlich eine weite, meist cultivirte Landesfläche, fast an eine mitteleuropäische Ebene erinnernd, begrenzt von einem schönen Gebirgszuge, an dessen Abhängen die Hauptstadt Colombias sich hinzieht. Schon in Facatativá giebt es ein Hôtel mit Table d'hôte, Wagen fahren auf ziemlich gut unterhaltenen Straßen und bald erscheint auch der hohe Cylinderhut, Glacéehandschuhe und aller Zubehör äußerer europäischer Civilisation neben dem breitkrämpigen Filz und der schmutzigen Ruana des Indianers.

Die Hochfläche von Bogotá mit ihren Naturwundern, dem Tequendama und der natürlichen Brücke von Pandi, sowie Ausflüge nach dem Norden der Republik zur Besichtigung der großartigen Salzbergwerke von Cipaquirá und Sesquilé, der Kohlengrube und Eisenschmelze von Pacho, der Smaragdgruben von Muzo und des großen Blocks von Meteoreisen in Santa-Rosa fesselten uns lange an die Hauptstadt, zumal wir hier unsern ersten Tribut den tropischen Sumpffiebern zahlen mußten.

Dr. Stübel unternahm von Bogotá aus eine Reise nach den Grasebenen des Rio Meta; da ich aber die Fieber scheute, so trennten wir uns, um erst nach ungefähr sechs Monaten in Popayan wieder zusammenzutreffen.

Ich wählte den Weg durch das Cauca-Thal, überschritt die Central-Cordillere zwischen Lérida und Manizáles, um so Gelegenheit zu haben, die mit ewigem Schnee bekleidete Mesa nevada de Hervéo zu untersuchen.

Es ist nämlich dieses Gebirge, auf mancher unserer Karten merkwürdigerweise als „Degenhardt's Vulcan" bezeichnet, berühmt geworden durch die großen Ausbrüche, welche im 16. Jahrhundert hier stattgefunden haben sollen. Ein völliges Mißverstehen des spanischen Textes einer handschriftlich in Bogotá aufbewahrten Chronik des Fray Simon hat zu dieser Annahme Veranlassung gegeben, denn in Wirklichkeit sind in historischer Zeit keine vulcanischen Ausbrüche hier vorgefallen; wohl aber ergossen sich sowohl im 16. Jahrhundert als auch in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts große Schlammströme an den Abhängen herab, weite Flächen im Magdalenen-Thal überfluthend und Alles, Felder, Häuser, Bäume und Menschen, unter sich begrabend. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewalt ergossen sich diese Schlammströme, so zwar, daß behauptet wird, die vom Gipfel des Berges herabgeführten und von Schlamm umhüllten Eismassen seien wohlerhalten nicht nur bis zu dem etwa zehn Stunden entfernten Magdalenen-Strom, sondern gar bis zu dessen gegenseitigem Ufer geführt worden.

Eine Betrachtung der höheren Theile des Hervéo ergiebt leicht die Erklärung dieser so auffallenden Erscheinung. Es befindet sich nämlich auf der Ostseite des Berges, nahe den höchsten Gipfeln, eine calderaartige Einsenkung, ein Kesselthal, umgeben von steilen Felsen und überragt von der Schnee- und Eismasse des über 5000 Meter hohen Berges. Nur eine enge Schlucht führt aus diesem Hondon; die Felsen sind durch die Einwirkung saurer Dämpfe zersetzt, und fast alle Bäche, Quellen und die Gewässer der kleinen, prachtvoll tiefblau erscheinenden Seen sind stark sauer. Häufig müssen unter solchen Verhältnissen Abrutschungen, Erdstürze, vorkommen, und trifft es sich einmal, daß ein solcher in etwas größerm Maßstabe an oder in der den Ausgang bildenden Schlucht stattfindet, so wird dadurch den von den Eisfeldern kommenden Gewässern der Abfluß versperrt: ein See muß sich bilden. Dadurch werden neue Erdstürze veranlaßt, die unterminirten Gletscher werden abbrechen, und durchbricht nun plötzlich das Wasser den ihm vorliegenden Damm, so sind alle Bedingungen erfüllt, welche nöthig sind, um die vorhin erwähnten Schlammströme hervorzurufen.

In der schlimmsten Jahreszeit bei strömendem Regen und heftigen Gewittern durchzog ich das Cauca-Thal, über Cartago nach Cali, nach den Goldwäschen von Quilichao und bis nach Popayan. Es ist dies ein reizender Ritt durch ein ebenes, oft 3 bis 4 Stunden breites Thal, begrenzt auf beiden Seiten durch hohe, steile Berge, erfüllt von grünen Triften und kleinen Wäldern, mit vielen zum Theil ganz netten Ortschaften und namentlich im südlichen Theile mit großen stattlichen Landhäusern. Viehzucht war früher der Hauptreichthum des Thales; doch die lange andauernden und oft sich wiederholenden Revolutionen machten demselben ein Ende. Gegenwärtig sind die Districte von Palmira und Cali am wohlhabendsten in Folge ihres Tabacksbaues, dessen Product von deutschen Häusern exportirt wird.

Der Puracé mit der anschließenden, an Kratern reichen Sierra nevada de Coconuco, der steil aufsteigende Kegel des Sotará, die Trachytmassen von Silvia und die Solfatara-Erscheinungen am Páramo de Delicias beschäftigten mich für längere Zeit. Unterdessen war auch Herr Dr. Stübel nach Popayan gekommen, und so konnten wir gemeinsam das erste Jahr unserer Reise beschließen.

Dr. Stübel hatte unterdeß das Magdalenen-Thal gegen Süden verfolgt mit Abstechern nach den Schneebergen Tolima und Huila, und seine Reise mit einem längern Besuche einer der wichtigsten Ruinenstätten Südamerikas, mit den an Tempelresten und Statuen reichen Wäldern San Augustin, beschlossen.

Wir hatten somit die Centralcordillere an ihren beiden Abhängen verfolgt und die in derselben bekannten vulcanischen Gebirge besucht. Aber doch waren die so erlangten Resultate unbefriedigend, wir erkannten, daß ein weiteres Eingehen auf Details nöthig sei und daß die Aufnahmen der einzelnen Berge möglichst unter einander zu verbinden seien, um wenigstens zusammengehörige Gruppen gemeinsam darstellen zu können. Nach diesen Anschauungen arbeitend, verzögerte sich unsere Reise mehr und mehr bei der nun gegen Süden zu sich häufenden Zahl vulcanischer Berge.

Auch von Popayan nach Pasto wählten wir zwei verschiedene Wege: Dr. Stübel ging durch das heiße Patia-Thal und ich wählte den sogenannten „Weg durch die Ortschaften", d. h. ich ging am Westabhang der Ostcordillere entlang, alle von diesem Gebirgszuge nach dem Patia-Thale verlaufenden Thäler quer durchschneidend. Es ist dies der Weg, welchen Humboldt seiner Zeit genommen, und mich veranlaßte zu dieser mühevollern Route eine Bemerkung Humboldt's in seinem Höhenverzeichnisse, worin in der Nähe des Rio Mayo von Volcancitos die Rede ist. Trachytische Gerölle im Flusse und Tuffplateaus in dem in Schiefer eingesenkten Thale des Rio Mayo deuteten die Nähe vulcanischer Gebirge an. Die Bewohner des Orts versicherten mich,

daß bei gutem Wetter hoch oben auf dem Kamme der Cordillere wild ausgezackte Volcanos sichtbar seien, daß aber Niemand die Wege dahin kenne, da dichter Wald die Abhänge bedecke und die an ein warmes Klima gewöhnten Einwohner von La Cruz die Kälte der hohen Páramo-Region scheuten. Die Untersuchung dieser Berge bildete wohl eine der mühsamsten Expeditionen meiner ganzen Reise, und habe ich derselben hier Erwähnung gethan, weil späterhin ungeahnte Resultate diesen rein wissenschaftlichen Bestrebungen entsprangen. Die Berge von La Cruz nämlich, ursprünglich reich an Chinabäumen, waren schon fast gänzlich ausgebeutet, so daß man schon mehrfach versucht hatte, neue Chinawälder zu entdecken; ja die Regierung hatte bereits bedeutende Belohnungen für Auffindung und Eröffnung eines Weges über die Cordillere ausgesetzt, doch waren nur fruchtlose Versuche gemacht worden, diesen Preis zu erringen. Jetzt aber, nachdem ich den Weg gezeigt und eine ganze Reihe junger Männer unter meiner Führung den Kamm des Gebirges an mehreren Stellen erreicht, auch die leicht zugänglichen, unabsehbar sich ausdehnenden Wälder am Ostabhang der Cordillere gesehen hatte, sandten Kaufleute von La Cruz und Pasto Expeditionen aus, die zur Entdeckung reicher Chinawälder führten. Aber mit der Ausbeutung vermehrten sich rasch die Unkosten, denn immer tiefer am Abhange mußte die China aufgesucht werden. Da entschloß sich Herr Reyes, Mitglied eines der bedeutendsten Handlungshäuser von Popayan, einen Abfuhrweg nach Osten zu suchen, und in kühner Weise führte er diesen Gedanken aus. Er verfolgte abwärts einen kleinen Fluß, schiffte sich auf dem Putumayo ein und gelangte ohne Anfechtung nach dem Amazonas. Ich selbst traf am Schlusse meiner Reise mit Herrn Reyes, im Jahre 1875, in Pará zusammen, als er gerade einen kleinen Dampfer zur Rückkehr nach dem Putumayo ausrüstete, und aus seinem Munde habe ich die glücklichen Erfolge meiner Bemühungen erfahren, Erfolge, welche vielfach in den Zeitungen besprochen wurden, da hier zum ersten Male eine directe Verbindung der Republik Colombia mit Brasilien angestrebt wurde [1]).

Der Rio Mayo, in früherer Zeit die nördliche Grenze des großen Inca-Reiches, ist interessant wegen der in seinen Geschieben vorkommenden Saphire und Rubinen, deren Gewinnung in zukünftigen Zeiten wohl reichlichen Nutzen bringen dürfte.

Pasto liegt am Fuße des vulcanischen Gebirges gleichen Namens, das wegen der Form der häufig über seinem Gipfel schwebenden Aschenwolken auch als „El Galera“ bezeichnet wird. Nach längerer Ruhe war seit wenig Jahren dieser Berg zu erneuter Thätigkeit erwacht, durch seine furchtbaren Explosionen weithin Angst und Schrecken verbreitend. Unsere Ankunft wurde sehnlichst erwartet, da man die feste Ueberzeugung hegte, uns sei es ein Leichtes, den Vulcan wieder zur Ruhe zu bringen. Bei meinem Einzuge in die Stadt wurde ich deshalb auf das Freudigste begrüßt. Gleich am ersten Abend stellten sämmtliche Autoritäten sich bei mir vor; das Lehrpersonal der Universität trat in corpore an, dann kam jeder einzelne Professor wieder an der Spitze seiner sämmtlichen Schüler; die Geistlichkeit sandte ihre Vertreter; nur der Bischof ließ sich für diesen Abend wegen Unwohlsein entschuldigen, stattete aber dafür am nächsten Tage seinen Besuch mit dem ganzen Gefolge ab. Auf dem öffentlichen Platze vor meinem Hause versammelte sich das Volk, ängstlich meiner Entscheidung harrend. Solche Züge charakterisiren den Culturzustand eines Volkes, weshalb ich glaubte, desselben hier erwähnen zu dürfen.

Sechs Monate lang hielten wir uns in der so interessanten Umgebung von Pasto auf, zu deren berühmten Sehenswürdigkeiten die Laguna oder Mar dulce gehört, ein in das Schiefergebirge eingesenktes Seebecken, an dessen Ufern vulcanische Ausbrüche kleine Kegel angehäuft haben.

[1]) Vergl. „Globus“ XXXI, S. 269.

---

# Seistan,

## Persiens Grenzprovinz gegen Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

### I.

Zu den Ländern in Asien, über welche sich durch Forschungsreisen dieses Jahrzehnts das Dunkel lichtete, das der traurigen politischen Zustände wegen auf ihnen ruhte, gehört Seistan, eine zwischen den Staaten Persien, Afghanistan und Belutschistan (Kelat) eingelagerte Landschaft in der südöstlichen Ecke Innerasiens. In der ältesten Zeit Wiege der in der Sagengeschichte Irans so hoch gestellten Helden, im dritten Jahrhundert nach Christus Ursache der Erhebung der Sassaniden auf den persischen Thron und ebenso Wiege der Safi-Dynastie, die im Schlußjahre des 15. Jahrhunderts den ersten ernstlichen Versuch unternahm, das Joch der Khalifen von Persien abzuschütteln, hatte Seistan unter den Einfällen der Araber und Mongolen seinen Wohlstand eingebüßt und verzehrte in der Gegenwart seine Kräfte in inneren Zwistigkeiten unter den verschiedenen Stämmen und Fürsten. Von europäischen Reisenden berührte den Nordrand von Seistan Forster im Jahre 1783 auf seiner Reise von Kandahar über Girischk nach Persien; durchzogen wurde das Land zuerst 1809 von dem Engländer Christie, der von Rudbar an dem Laufe des Hilmend-Flusses bis zu seiner Mündung folgte; der am 25. Mai 1842 zu Bokhara ermordete Eduard Conolly zog 1830 auf seiner Reise von Herat nach Kandahar wichtige Erkundigungen ein; 1841 kostete dem englischen Arzte Forbes der Besuch des Hamun-Sees, wohin er sich auf Einladung des Fürsten von Sekoha von Herat aus zu einer ärztlichen Consultation begeben hatte, das Leben. 1846 berührte der Franzose Ferrier das Nordufer des Hamun-Sees; dasselbe that 1859 die russische Expedition unter Nikolas v. Khanikoff. Dieser ausgezeichnete Gelehrte forderte dringend zur Durchforschung der ganzen Provinz auf, „die zahlreichere noch unbekannte Nachrichten über die Vergangenheit Persiens liefern wird als jede andere Provinz dieses Reiches, und unter deren Bewohnern sich Sitten und Gebräuche erhalten haben, die manche literarische, ethnographische und archäologische Frage entscheiden lassen.“ Schon damals war der persische Einfluß in Seistan so groß, daß

Khanikoff Unterstützung Seitens Persiens als unerläßliche Vorbedingung des Gelingens einer Expedition bezeichnete; aber es dauerte bis 1872, daß dieser Schutz einer englischen Expedition zu Theil wurde. Zwischen Persien, dem Amir von Afghanistan und dem Khan zu Kelat schwebten damals über ihre Grenzen in Seistan Streitigkeiten; Artikel 6 Absatz 3 des Pariser Vertrages vom 4. März 1857 zwischen England und Persien „verpflichtet die persische Regierung, bei Zerwürfnissen mit Afghanistan die Streitpunkte zunächst der englischen Regierung zur friedlichen Beilegung zu unterbreiten und die Waffen nicht eher zu ergreifen, als bis die Bemühungen der englischen Regierung erfolglos blieben." In Ausführung dieses Vertrages übernahm die englische Regierung in der Seistan-Frage das Schiedsrichteramt und betraute mit dem Gutachten hierüber den Generalmajor Sir Frederic Goldsmid, der sich zu dieser schwierigen Aufgabe mit seinen Begleitern durch Bereisung des streitigen Gebietes vorbereitete. Goldsmid brach von Bender Abbas am Persischen Golfe auf und betrat Seistan von Westen her; in Begleitung des General Pollock reiste Dr. Bellew am 8. Januar 1872 aus Jacobabad in Sindh (Britisch-Indien) ab und durchzog Seistan von Osten nach Nordwesten. Bellew, der fast sein ganzes Leben theils an der Grenze von Afghanistan, theils in diesem Reiche selbst zugebracht hatte, erstattete einen ausführlichen Bericht an die englische Regierung für Indien, der die Grundlage dieser Mittheilungen bildet [1]).

## Bodengestaltung; der Hamun-See.

Karl Ritter war der Erste, welcher erkannte, daß in Seistan eine große Bodensenkung vorliege; bei den damals noch sehr geringen Höhenmessungen im östlichen Persien überschätzte Ritter die Höhe der Niederung, die er nirgends unter 2000 Fuß herabreichend glaubte. Khanikoff berechnete die Höhe des Hamun-Sees zu 471 Meter und nennt als das Kennzeichen dieser niedrigsten Terrasse im südlichen Theile von Centralasien den außerordentlichen Reichthum an fließenden Wassern. Die Grenzen dieses Beckens bestimmt Khanikoff nur im Nordwesten durch die Bergreihe mit sanften Abhängen, welche sich zwischen Sebzar in 995 Meter Höhe am Harirud und Birdschand südwestlich davon in 1350 Meter Höhe ausdehnen. Bellew bemerkt: „In der vollen und natürlichen Anwendung der Bezeichnung Seistan, welchen Namen die alten arabischen Geographen Segestan oder Sedschistan [2]) schreiben, schließt Seistan die ausgedehnten und mannigfach gestalteten Landschaften ein, welche durch die Flüsse entwässert werden, die ihre Wasser in den See ergießen, welcher die bemerkenswertheste Erscheinung des Landes ist. Die Grenzen dieses Gebietes sind im Norden die Wasserscheide des Kuhi Baba, im Osten die Ausläufer des Safed Koh gegen Süden, welche die Khwadscha-Amran-Kette bilden und durch die Kuschki- und Kharan-Berge bis zu den Muschti-Bergen sich fortsetzen; im Süden bilden die Muschti- (d. i. Berg in Belutschi) und die Sarhad-Kette die Grenze, im Westen das Nihbandan-Gebirge und die Daschti Naumined; letztere ist eine Steppenwüste, die sich nördlich und südlich von Kirman bis Meschhed ausdehnt und die natürliche Grenze bildet zwischen Afghanistan und Persien." Für das Land in dieser Ausdehnung ist der Name nicht in Gebrauch; selbst im Alterthum und Mittelalter hatte Seistan nicht diesen Umfang, seit der Aufrichtung des Durani-Reiches in Afghanistan (1747) kommt der Name nur dem Bassin des Hamun-Sees und dem Delta des Hilmend-Flusses zu. „Seine Grenzen sind im Norden die Abstürze der Naizar, im Westen jene des Sarschela-Fluthgraben, im Süden die Zarrah-Wüste, im Osten der Hilmend-Fluß; Grenzorte sind Koh Khodscha, Serkoh, Sekoha, Daschtah, Burdsch Alam, Dschahanabad und Dschellalabad; der Flächeninhalt wird unter 1500 engl. Quadratmeilen (= 70 deutsche Quadratmeilen) sein" [1]).

[1]) Record of the March of the Mission to Seistan under the command of Major General F. R. Pollock, C. S. J., by Surgeon H. W. Bellew, Personal Assistent. Calcutta 1873. Dem Reiseberichte (123 Seiten) ist eine 40 Seiten starke Schilderung Seistans angehängt mit folgenden Capiteln: Geographical limits; Physical features; Climate, soil and productions; Antiquities and ruins; History, ancient and modern; Inhabitants and language; Religion and mode of life; Agriculture and industry. Von anderen Werken ist hier besonders benutzt N. de Khanikoff: Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie Centrale, Paris 1861. Charles Girdlestone: Note on the Relations of Seistan with Afghanistan and Persia, Parliamentary Papers Nro. 384 (London 1869).

[2]) Ueber den Namen wagt Bellew folgende Vermuthung: „Wurde ursprünglich Sindistan zu Sidschistan und aus diesem dann Seistan, das Land oder der Ort von Flüssen?"

„Dieses Seistan ist im Gesammtanblick eine Ebene mit leicht gewellter Oberfläche. Gegen die Berge zu, welche das Land im Nordwesten und Süden begrenzen, hebt sich der Boden und geht in Hügelvorberge über, im Osten legt er sich flach vor die hohen Abstürze festen Lehmes vor, welche die Grenze bilden der etwas höher liegenden Steppen, die in das Seistan-Becken hereinragen. Der Boden ist ein leichtes, poröses und sandiges Alluvium, das aus Ablagerungen der Flüsse entstanden ist, und hat den Ruf merkwürdig fruchtbar zu sein. Den besten Boden trifft man in der Mitte des Beckens, südlich des Hamun-Sees, und an den Alluvial-Ablagerungen am Fuß der Wüsten im Osten; zur vollen Fruchtbarkeit bedarf dieser Boden jedoch ausgiebiger Bewässerung. Der südliche Theil des Beckens hat einen Obergrund aus festem, undurchdringlichem Boden, dicht übersäet mit abgerundeten Geröllstücken dunkler Farbe. Dieser Theil ist jetzt unbewohnte Steppe, in der sich jedoch die Linien alter Canäle und die Ruinen früherer Städte erkennen lassen. Im Norden ist der Boden leicht und stark mit Salz getränkt, stellenweise ist der Boden ganz weiß davon überzogen.

„Der Südosten des Landes wird vom Unterlauf des Hilmend durchflossen; nachdem der Fluß Bunder (unterhalb Kala Futh) passirte, nimmt er einen fast genau nördlichen Lauf an. Bei mittlerm Wasserstande ist der Strom zwischen 180 und 270 Meter breit, sein Bett aber viel weiter; stark gewunden, bildet es lange Reihen grober Kies-, Geröll- und Sandbänke zwischen hohen Alluvialuferrändern. Häufig ragen breite Streifen Landes aus dem Flusse hervor, mit Tamarisken- und Weidendickicht bestanden, welche das Wasser in mehrere Canäle spalten. Bei Hochwasser soll der Fluß das ganze Bett ausfüllen; solche Zunahme erfolgt allmälig, wird aber schnell wieder durch Verdunstung und Auslaufen der Wasser in den Hamun-See beseitigt" (Bellew).

Die interessanteste Erscheinung im Lande ist die Existenz von Süßwasserflächen und Sümpfen; man dachte sie sich sonst als einen großen zusammenhängenden See, dem man den Namen Hamun oder Zireh gab. Schon die arabischen Geographen des 10. Jahrhunderts heben jedoch hervor, daß der See sehr wenig tief sei und in seinem Umfang wechsele; der Engländer Christie, der das Land 1809 durchzog, spricht nirgends von einem See, man verlegte ihn auf Karten dieser Zeit weiter östlich und folgerte aus Christie's Schweigen,

[1]) Goldsmid berechnet das Areal nur zu 947 engl. Quadratmeilen = 44 Quadratmeilen (2452 Kilometer). Petermann, Geographische Mittheilungen 1873, S. 150.

daß der See damals an Umfang sehr zurückgegangen sein müsse. Conolly sah 1839 wieder Wasser, und seine Reise berichtigte zugleich die Vorstellungen über die Richtung des Seebeckens; „seine Mittheilungen über den Hamun-See wurden für die Kartographie die Ursache einer Umwälzung, ebenso groß, wie sie seinerzeit für den Kaspischen See von der Karte datirt, welche Peter der Große der französischen Akademie der Wissenschaften eingesandt hatte; sie bewiesen, daß die Axe dieses Bassins nicht von Ost nach West, sondern von Nord nach Süd gerichtet sei" (Khanikoff). Den Hamun-See beschreibt Khanikoff als „eine wenig tiefe Wasserlache, die sich über eine fast ebene Oberfläche verbreitet und einer starken Ausdünstung unterworfen ist; dies ist die Ursache eines fortwährenden Wechsels im Umfange. Ließe sich auf einer Karte die Uferlinie unmittelbar nach einem Steigen der Flüsse Hilmend, Farahrud und Harud (Adraskand) eintragen und diese Krümmung mit der Linie sich vergleichen, die den See am Ausgange des Sommers umschreibt, so könnte man glauben, man habe zwei verschiedene Wasserbecken vor Augen. Nur gegen Westen setzen Berge seinen Eingriffen in die Ebene Schranken, nur hier ist die Uferlinie dauernd dieselbe; im Uebrigen läßt sich nichts Bestimmtes sagen, als daß das Becken Nord-Südrichtung hat und daß sich während des größern Theiles des Jahres eine Halbinsel bildet, die bis an den Nordrand des Sees sich vorschiebt." Bellew gebührt das Verdienst, als der Erste erkannt zu haben, daß man im Hamun-See überhaupt kein großes Wasserbecken vor sich habe, sondern nur zwei kleine seichte Seen im Nordtheile des Beckens, daß in historischer Zeit niemals mehr See war, was man bisher im südlichen Theile dafür hielt, daß selbst, was man bisher als Sumpf betrachtete, stellenweise alter Culturboden sei, und endlich, daß zwischen den Wasserlachen hindurch über den als See gedachten Sumpf der Weg nach Norden führt [1]). Sein eingehender Bericht lautet:

„Seistan zeigt deutlich Spuren der frühern Existenz eines Sees, dessen Wasser das ganze Becken bedeckte bis zu den Steilrändern der Wüste im Osten, den Hügeln des Farrak-Thales, der Nihbanda- und Sarhad-Berge im Norden, Westen und Süden. Der nördliche Theil dieses Areales, die Umgebung der Deltas der Flüsse, die sich in den See ergießen, wurde durch die Ablagerung der festen Bestandtheile, welche die Flüsse an ihre Mündung führten, gegenüber der südlichen größern Hälfte erhöht; die entfernter liegende südliche Hälfte war der Austrocknung überlassen und hinterließ eine viel tiefere Höhlung, als sie in irgend einem andern Theile des Beckens anzutreffen ist. Die nördliche aufgefüllte Fläche liegt noch immer 60 bis 150 Meter tiefer als die Steilränder der Wüstenklippen, die das Becken einsäumen und einst den Seerand bildeten; 20 bis 60 Meter tief haben die Flüsse, die jetzt in den Hamun-See sich ergießen, sich ihr Bett in den angeschwemmten Boden gegraben.

„Dieser durch Ablagerungen im Bette des ehemaligen Sees höher gelegte Strich bildet den jetzigen bewohnten District Seistan und schließt in sich den Hamun, einen großen, mit Schilf bewachsenen Sumpf, den letzten Ueberrest des Sees. Südlich von dem Hamun und dem bewohnten Landstrich liegt die Zarrah-Aushöhlung [1]); sie erstreckt sich auf eine Länge von 160 Kilometer in der Richtung gegen die Sarhad-Berge. Wir besuchten diesen Strich nicht; die Einwohner nennen ihn Godi Zarrah oder die Höhlung von Zarrah, und beschreiben dieselbe als eine weite, runde Senkung, deren Wände gegen die umgebenden Hügel und Wüstenklippen sanft ansteigen. Seine mittlere und tiefste Stelle, welche, ganz trockene Zeiten ausgenommen, stets mehr oder weniger morastig ist, nimmt das abfließende Wasser der Umgebung auf; mit dem existirenden Hamun steht die Zarrah-Senkung durch die Sarschela in Verbindung, einen großen Fluthgraben am Westrande der Zarrah-Niederung, durch welchen das überschüssige Wasser des Hamun dahin abfließt.

„Der See, der einst dieses großes Bassin füllte [2]), muß schon vor dem Beginn der geschichtlichen Periode ausgetrocknet sein und kann nur unter Bedingungen bestanden haben, welche ganz verschieden von denen sind, unter denen seine Ueberreste gespeist werden; die umgebenden Berge müssen größern Schneefall, die Flüsse mehr Wasser gehabt haben als jetzt. Die Austrocknung muß sehr allmälig durch Verdunstung vor sich gegangen sein, denn man sieht nirgends einen Ausfluß, noch trägt das Land Spuren einer gewaltsamen Zerreißung der Oberfläche, durch welche den gestauten Wassern ein Ausweg verschafft sein könnte. In geschichtlicher Zeit ist der See niemals etwas anderes gewesen als eine mit Rohr bestandene Lagune, welche den nördlichen Theil dieses großen Seebeckens einnahm; man kann auch als gewiß annehmen, daß der gegenwärtige Umfang sich seit der ersten Besitzergreifung des Landes durch Menschen nicht merklich änderte. Diese Schlußfolgerung ergiebt sich aus der Thatsache, daß die volkreichsten und ältesten Städte des einstigen Reiches von Seistan auf dem Bett des einstigen Sees standen; es ergiebt sich dies aus dem Vorhandensein ihrer Ruinen, deren Stätten nicht an den Wüstenrändern sich befinden, welche einst den Seerand bildeten, sondern in dem abgetrockneten Bette des Sees selbst meist am Rande des jetzigen Sumpfes oder längs der in ihn einmündenden Flüsse.

„Das Wasser der Flüsse ist meist klar und fließt über einen kiesigen Untergrund; mit Ausnahme des Hilmend wird ihr Wasser außer in Zeiten der Hochfluth für Zwecke der Bodenbewässerung verbraucht, lange ehe sie in den Sumpf fallen; an der Südgrenze Seistans wie im Delta stößt man überdies auf zahlreiche alte und verlassene Canäle, deren Linien durch Städteruinen bezeichnet sind. Die Hochfluthen dauern 2 bis 3 Monate und sind die Folge der Schneeschmelze auf den Bergen, in welchen die Quellen der Zuflüsse des Hamun liegen; sie reichen hin um die gegenwärtige Lagune, den Hamun, zu füllen, der bei besonders hohem Wasserstande seiner Zuflüsse in den Sarschela-Graben überfließt und durch diesen seinen Ueberschuß an das Zarrah-Loch abgiebt. In der Regel ist die Verdunstung selbst bei hohem Wasserstande stark genug, um es zu einem Ueberfließen nicht kommen zu lassen; in den letzten 3 bis 4 Jahren traten aber ungewöhnlich hohe Wasserstände nicht ein und in Folge dessen ist die Lagune vollständig ausgetrocknet, an

---

[1]) Aehnlich erging es dem Aibugir-Golfe des Aral-Sees, nur daß dieser erst in der neuesten Zeit austrocknete. Lerch fand den Aibugir-Arm 1858 noch „ganz mit Schilf bewachsen; an der Stelle, wo wir über ihn fuhren, ist das Schilf ausgeschnitten. Die kleinen Boote, in denen wir übersetzten, werden mit Stangen fortgestoßen; das Wasser ist nur in der Mitte auf einer schmalen Stelle, etwa 300 Fuß breit, die auch von Schilf frei ist, fließend und strömt dem Aral-See zu. Doch soll am Ende des Aibugir der Boden so seicht sein, daß Kameele hinübergehen können." 1873 dagegen fand das orenburgische Detachement unter Oberst Werewkin auf dem Zuge nach Chiwa „den Aibugir vollständig ausgetrocknet, die vor seiner ehemaligen Mündung gelegenen Inseln hatten sich mit dem Lande vereinigt; auf dem Grunde des ausgetrockneten Aibugir war das chiwesische Fort angelegt." Eine andere russische Colonne rückte über den Aibugir „an seiner breitesten Stelle" auf Kungrad vor. Vergl. Russische Revue Bd. II, S. 457; Bd. IV, S. 419, 421; Bd. V, S. 590.

[1]) Der Name für diese Senkung war früher fälschlich auf den Seerest übertragen worden, der deshalb in europäischen Werken bald Hamun, bald Zarrah hieß.

[2]) Hamun und Zarrah zusammen dehnen sich noch heute über $2\frac{1}{2}$ Breitengrade aus; ihre Uferlinie kann mit jener einer schwach gekrümmten Gurke verglichen werden.

zwei Stellen im Norden ausgenommen, wo die Flüsse in das Bassin ausfließen. Es giebt dort zwei große Tümpel, an jedem Ende der Lagune einen; jener im Nordosten ist der größere und bildet sich aus der Vereinigung der Flüsse Hilmend und Kasch; jener am nordwestlichen Ende entsteht aus dem Ineinanderfließen der Deltas der Flüsse Harud und Farah. Zwischen diesen beiden Tümpeln oder kleinen Seen, die jederzeit offenes Wasser haben, wenn den Rand auch ein breiter Sumpf mit Rohrgewächsen umsäumt, breitet sich ein langer Streifen von Sümpfen und Lagunen aus, von einem dichten und fast undurchdringlichen Niederwald hoher Schilfrohre und Binsen bestanden. Man heißt ihn Naizar, „Rohrbett“; er biegt nach Südost und Südwest um, reicht jedoch weiter in letzterer Richtung, umsäumt das Delta des Hilmend und den Sarschela-Graben und bildet dann zuletzt am südwestlichen Rande einen breiten Kreis von Schilfrohr und Sümpfen, aus deren Mitte ein einzeln stehender Felsblock hervorragt, genannt Koh Khodschah.“

---

# Gewitter und Blitzableiter.

Von Dr. Hermann J. Klein.

## I.

Mit dem Spätfrühling beginnen im mittlern Europa die Gewitter häufiger zu werden, nachdem sie im Winter so gut wie ganz verschwunden waren. Diese geringe Zahl der Wintergewitter findet sich überall im mittlern und östlichen Europa, während an den Küsten im Westen und Nordwesten die Wintergewitter zahlreich sind. In Bergen übertreffen sie sogar die Sommergewitter bedeutend und kommen sowohl nach wochenlangem starkem Froste als nach Thauwetter und milder Luft vor. Auf dem Atlantischen Ocean finden in den Wintermonaten häufiger Blitzschläge gegen Schiffe statt als im Sommer. Die Insel Island hat ihre meisten Gewitter im Winter bei mäßiger Kälte, trüber Luft und Schnee. Auch in den verschiedenen Tagesstunden ist die Häufigkeit der Gewitter sehr ungleich. Für Köln treten die meisten Gewitter zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags auf, während ihre Zahl zwischen 2 und 4 Uhr Morgens am geringsten ist. Utrecht hat nach den Untersuchungen von Dr. Krecke eine ähnliche Vertheilung der täglichen Gewitterhäufigkeit. Vergleicht man langjährige Aufzeichnungen an verschiedenen Stationen, so scheint es, als wenn die Häufigkeit der Gewitter auch einer periodischen Vertheilung von größerer Dauer unterliegt. So waren die Gewitter in den Jahren 1792 bis 1802 mehr als doppelt so zahlreich wie zwischen 1840 und 1850; ebenso fanden 1860 in Mitteleuropa ungemein viele Gewitter statt und der Blitz richtete beträchtliche Verheerungen an, während in den folgenden vier Jahren eine sehr merkliche Abnahme eintrat. Selbst in normalen Jahren sind übrigens die Verwüstungen, welche der Blitz anrichtet, weit bedeutender, als man vielfach glaubt. So kamen in den Jahren 1856 bis 1869 bei 14 deutschen Feuerversicherungsanstalten 4007 Brandfälle durch Blitzschlag zur Anmeldung, woraus man schließen kann, daß die Zahl der Blitzschläge überhaupt gegen Gebäude eine noch weit größere ist.

Verletzungen von Personen durch den Blitz kamen im preußischen Staate von 1869 bis 1872 im Ganzen 397 vor, darunter 369 mit tödtlichem Ausgange. Um die Bedeutung dieser Zahlen besser zu würdigen, mögen sie mit denjenigen verglichen werden, welche die tödtlichen Verletzungen im Gebiete des preußischen Eisenbahnwesens (Betrieb und Bau) während derselben Zeit ausdrücken. Diese Zahlen sind folgende:

| | |
|---|---|
| 1869 . . . . | 193 |
| 1870 . . . . | 297 |
| 1871 . . . . | 336 |
| 1872 . . . . | 376 |
| Summa | 1202 |

Es ergiebt sich hieraus das interessante Resultat, daß in den Jahren 1869 bis 1872 im preußischen Staate kaum etwas mehr als dreimal so viel Todesfälle durch Eisenbahnen als durch Blitzschläge vorgekommen sind. Bei den Eisenbahnunfällen sind auch die Beamten, welche verunglückten, mitgerechnet. Zählt man diese ab, so findet sich, daß in den genannten Jahren auf den preußischen Eisenbahnen 165 Reisende und Passanten getödtet wurden, also noch nicht die Hälfte derjenigen Zahl, welche in derselben Zeit durch den Blitz umkam. Uebrigens kann man auf sehr viele Fälle von Tödtung durch den Blitz das Wort Lichtenberg's anwenden: Die Menschen werden vom Blitze getroffen, weil sie's nicht anders haben wollen.

Im Einzelnen sind die Erscheinungen, welche sich bei Blitzschlägen darbieten, außerordentlich verschieden. So berichtet Brydone, daß bei einem Blitzschlage der Hut einer Dame in Asche verwandelt wurde, ohne wesentliche Verletzung der Trägerin. Der Hut war außen durch einen dünnen Metalldraht zusammen gehalten. Als im Jahre 1803 ein Blitz die Kirche zu Sprachendorf (in der Herrschaft Jägerndorf) traf, wurden fast sämmtliche dort versammelte Menschen betäubt. Einige wurden gelähmt, bei anderen waren die Kleider verbrannt ohne Verletzung der Haut, mehrere hatten Brandflecke auf der Haut ohne irgend welche Spur an den Kleidern. Einer Anzahl von Weibern wurden die Goldhauben weggerissen, aber nur ein einziges Mädchen, dessen silberne Halskette der Blitz geschmolzen hatte, starb. Im Jahre 1787 wurden beim Dorfe Tacon in der Gegend von Beaujolais zwei Leute unter einem Baum vom Blitze erschlagen. Die Haare der Unglücklichen fand man hoch auf dem Baume und ein eiserner Ring aus dem Holzschuhe des Einen hing an einem hohen Zweige. Man hat es in diesem Falle höchst wahrscheinlich mit einem aus dem Boden aufsteigenden Blitzstrahl zu thun. Diese aus der Erde kommenden Blitze sind nicht ganz so selten, wie man vielfach mit Unrecht glaubt, ja bei den gegen den Boden sich entladenden Blitzen müssen wir einen doppelten Ausgangspunkt

des elektrischen Strahles annehmen: einerseits in der Wolke, anderseits in dem Erdboden. Während eines Gewitters entladen sich nur die wenigsten Blitze gegen die Erdoberfläche, in den bei weitem meisten Fällen gleicht sich vielmehr die elektrische Spannung in der Atmosphäre aus. Man hat deshalb nur sehr selten Gelegenheit, aus dem Erdboden aufsteigende Blitze zu beobachten. Aus einer Anzahl von mir gesammelter Beispiele will ich nur ein einziges, das mir von einem wissenschaftlich gebildeten, zuverlässigen Beobachter mitgetheilt wurde und das auch noch in einer andern Hinsicht von Interesse ist, anführen. „Wir gingen," schreibt der betreffende Beobachter, „von Montigny in Waadt über den Col de Balme nach Chamounix und waren Nachmittags um 4 Uhr noch etwa eine halbe Stunde von der Paßhöhe entfernt, als es, nachdem vorher schon einige Gewitterwolken aufgestiegen waren, plötzlich sehr finster wurde. Die schweren Gewitterwolken senkten sich immer mehr, so daß wir, nachdem einige Blitze und Donnerschläge und etwas Regen erfolgt, wie mit einem Male ganz in den Wolken waren. Wir waren sofort bis auf die Haut durchnäßt, ehe der nun folgende furchtbare Regenguß eintrat. Die Wolken selbst waren von einer solchen Dichtigkeit, daß wir kaum fünf Schritt weit sehen konnten. Blitze fuhren hin und her, doch Donner hörten wir gar nicht. Wir hatten unser Leben aufgegeben, marschirten deshalb, obgleich dadurch die Gefahr vergrößert wurde, mit aufgespannten Regenschirmen, und ich betrachtete alles mit einer gewissen stoischen Ruhe. Wir hörten nur (wie bei einer Elektrisirmaschine) das starke Knistern der Blitze, die, wie schwache Strohhalme dick, bald von einer Wolkenschicht zur andern, bald in die Tiefe fuhren, aber häufig in Entfernungen von 2 bis 4 Fuß uns umzüngelten. Plötzlich fuhr, ungefähr $1^1/_2$ Fuß von mir, ein Blitzfunke aus der Erde, der sich etwa 2 bis 3 Fuß hoch erhob und sich da mit dem aus einer Wolkenschicht kommenden Blitze vereinigte. Ich stand im ersten Momente wie geblendet und in einer starken Dunstatmosphäre. Deutlich sah ich den Funken aus der Erde fahren, denn er kam beinahe aus derselben Stelle, wo ich gerade meinen Fuß hinsetzen wollte. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde weiter marschirt waren, kamen wir plötzlich über die Wolken und sahen über uns ganz klaren Himmel und Sonnenschein."

Wie in diesem Falle, so haben auch andere Beobachter, welche sich zufällig in Gewitterwolken befanden, keinen Donner wahrgenommen. Peytier und Hossard wurden bei ihren geodätischen Arbeiten auf den Hochgipfeln der Pyrenäen verschiedene Male von heftigen Gewittern überrascht. Auf dem Pic de Baletous, in Höhen von 10,000 Fuß, bemerkten diese Beobachter, deren Zelt bisweilen in Flammen zu stehen schien, nach dem Vorüberzuge des Gewitters, unverkennbare Spuren von Blitzschlägen; eine Flinte war am Ende des Laufes theilweise geschmolzen und ein an einem Pfahle befestigtes Rebhuhn getödtet worden. Der Pfahl selbst erschien an seiner Spitze verkohlt. In einem andern Falle richteten sich die Haupthaare der Beobachter und die Quasten ihrer Kopfbedeckung empor und man vernahm ein Zischen an den hervorragenden Theilen des Körpers. Aehnliches hat man auch auf dem Aetna beobachtet. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art beobachtete Herr Ingenieur Gelpke, als er sich zur Bestimmung der Tunnelaxe des St. Gotthart auf dem Mont Prosa befand. Die Arbeit war (am 5. August 1869) schon ziemlich vorgerückt, als vom Finsteraarhorn her ein furchtbares Gewitter aufstieg. „In meine Arbeit vertieft," berichtet der Beobachter, „höre ich ein leises Knistern und Schwirren, wie wenn sich ein Insect oder eine Fliege in den zahlreichen feinen Schräubchen meines Theodoliten verfangen hätte und sich loszumachen strebte. Ich sah nach, konnte aber nichts entdecken. Zugleich hatte ich das Gefühl, als ob ein Käfer mir die Haare hinauf kröche. Ich rief deshalb meinem Oberländer Gehülfen zu: „Näht mir doch de Käfer furt," erhielt aber zur Antwort: „Herr Ingenör, i gseh' nüt, ihr heit nüt dahinden." Ich arbeite immer noch fort, wie ich aber wiederum mit beiden Händen die Kreise anfasse, um sie zu drehen, höre ich ein lautes Zischen und fühle dabei einen merklichen Schlag in meinem Körper; zugleich sträubten sich meine Haare unter der seidenen Mütze in die Höhe, während das ganze Instrument wahrhaft zu singen anfing. Wie ich aufblicke, ist das schwarze Gewölk schon über uns und berührte fast den Gipfel. Jetzt ward mir alles klar. Die schon oft vom Katheder herab angehörte Ausströmung der Elektricität aus Spitzen empfanden wir im höchsten Grade an uns selber; wir waren in einem furchtbaren Gewitter auf einem isolirten Gipfel, 50 Pfund Metall in der Hand. So schnell habe ich trotz aller complicirten Einrichtung wohl noch nie mein Instrument in sein Gehäuse wieder eingepackt; wohl keine halbe Minute verging darüber. Die Bergstöcke trugen, da es unterdeß ganz finster wurde, wahre Lichtbündel auf dem nach oben gekehrten Ende. Etwas vom Gipfel herab hörte das Phänomen auf. Ich wäre vielleicht nicht so auf den Tod erschrocken, als ich unsere Situation erkannte, hätte ich nicht im Frühjahr im Jura Herrn Oberst Buchwalder gesprochen, dessen trauriges Schicksal auf dem Säntis vielfach bekannt ist. Mit jugendlichem Feuer und sichtlicher Erregung hatte mir der jetzt silberhaarige Greis davon erzählt, wie unter ähnlichen Verhältnissen sein Gehülfe todt neben ihm geblieben, er selbst zeitlebens auf der einen Seite gelähmt worden und unter beständiger Todesangst, auf allen Vieren kriechend, zur nächsten, stundenweit entfernten menschlichen Wohnung sich habe fortschleppen müssen."

Die Höhen, in welchen Gewitterwolken schweben, sind außerordentlich verschieden. Die größte Höhe, in welcher bis jetzt ein Gewitter beobachtet wurde, ist wohl die, in welcher Remy und Brenchley auf dem Chimborasso von diesem Phänomen überrascht wurden, nämlich 20,000 Fuß. Am Montblanc wie am Mont Perdü und dem Gipfel des Tolucca hat man in Höhen von 10,000 bis 14,000 Fuß Spuren der schmelzenden und verglasenden Wirkung des Blitzes gefunden, ja die oberen Abhänge des Ararat in Armenien sind von Blitzschlägen stellenweise durchlöchert, so daß an Stelle des compacten Gesteins ein höhlenreiches unvollkommenes Schmelzproduct getreten ist. Am 16. Mai 1863 maß ich die Höhe einer Gewitterwolke, die sich über Köln entlud, zu 12,100 Fuß, also gleich der Höhe des Großglockner oder der Ortelsspitze in den Alpen. Am 24. Juni 1861 entlud sich über Köln ein heftiges Gewitter. Zwei Blitzstrahlen, welche sich gegen Nordost auf den Boden herabstürzten, kamen aus Höhen von 9500 und 9300 Fuß. Der eine dieser Strahlen tödtete dort eine Frau, der andere, welcher wenige Minuten später erfolgte, traf ein kleines Gebäude. Aus der Höhe der Ausgangspunkte des Blitzes, der Lage des Beobachtungsstandpunktes und den Orten, wo beide Strahlen den Boden erreichten, findet sich durch Rechnung, daß jener Blitzstrahl einen Weg von einer deutschen Meile zurücklegte, um sein Opfer zu erreichen, und daß der Ausschlagwinkel beider Strahlen etwa 26° betrug. Aus zahlreichen Messungen ergiebt sich als durchschnittliche Höhe der über Köln hinwegziehenden Gewitter 7000 bis 8000 Fuß. Doch kommen auch weit größere Höhen vor, wie z. B. bei dem sehr merkwürdigen Gewitter, das am 18. Juli 1875 sich über Köln entlud. Damals schwebten drei Wolkenschichten über einander, von denen die unterste sehr tief hing. Die elektrischen Entladungen fanden zwischen den beiden oberen Wolkenschichten statt

und kamen aus Höhen von 14,000 bis 16,000 Fuß. — Die geringsten Höhen, in welchen man Gewitterwolken beobachtet hat, sind sehr verschieden. Am 15. Juni 1826 entlud sich über Graz ein Gewitter, während dessen der Blitz 14 Mal einschlug. Angestellte Messungen ergaben die Höhe der Gewitterwolke zu 223 Fuß, ihre Dicke zu 115 Fuß. Noch niedriger schwebte die Gewitterwolke, welche sich am 26. August 1827 über dem Kloster Admont in Steiermark entlud und aus der ein Blitz zwei Priester im Chore der Kirche tödtete. Dieses Kloster liegt in einem Thale, an dessen Seite sich ein Berg erhebt, auf welchem ein Schloß steht. Von hier erblickte man während des Gewitters das Kreuz des Klosterthurmes aus der Gewitterwolke hervorragen, und unter dieser letztern ein Thurmfenster, das sich 89 Fuß über dem Boden befindet. Der Thurm selbst ist 114 Fuß hoch. Aus diesen Daten ergiebt sich, daß die Gewitterwolke nur 89 Fuß über dem Boden schwebte und noch nicht 25 Fuß dick war. Uebrigens befand sich in einer Höhe von 2300 Fuß noch eine zweite Wolke und zwischen beiden sprangen Blitze über.

Die meisten Blitze haben die bekannte zickzackförmige Bahn; es sind elektrische Entladungen, die ihren Weg in unmeßbar kurzer Zeit zurücklegen. Daneben erkennt man auch häufig Flächenblitze, bei denen sich, wie der populäre Ausdruck lautet, die Wolke zu öffnen scheint. Eine dritte Classe von Blitzen sind die globulären. Sie treten sehr selten auf; im Laufe von 15 Jahren habe ich nur ein einziges Mal einen wirklichen kugelförmigen Blitz gesehen. Diese Blitze sind ihrer Natur nach sehr räthselhaft und besonders dadurch merkwürdig, daß sie sich langsam bewegen, mehrere Secunden andauern. Von den vielen Beispielen, welche ich gesammelt, will ich nur einige zur Charakteristik hier mittheilen. „Am 20. September 1871,“ berichtet Capitän Lemke, „befand ich mich mit dem Schiff „Komet“ auf der Höhe von Peterhead, der Wind wurde Mittags still, ging mit Regen auf S.-S.-W. und fing Nachmittags hart zu wehen an. Die Nacht vom 20. auf den 21. war ein Regenguß. Um 12 Uhr Nachts wurde der Wind ganz still; das Schiff arbeitete heftig in der hohen See. Den 21. Morgens schweres Gewitter, Alles war in Feuer; den Tag über Windstille. Abends zeigte sich in S.-W. eine kleine, verdächtige Wolke, weshalb ich zur Vorsicht Segel bergen ließ. Als wir beim Aufgeihen des Vormarssegels waren, wobei der Steuermann und ein Matrose beschäftigt waren, kam aus S.-W. etwas, anscheinend eine Leuchtkugel, schräg auf das Schiff zu. Der Steuermann will sagen: „Was ist das?“ Da erfolgte ein Knall, knisterte es wie eine Rakete und zerplatzte an Backbordseite, 5 Fuß vom Schiff in 10 Fuß Höhe über dem Wasser, ging in der Mitte schräg über das Schiff und fiel Steuerbordseite ins Wasser. Das ganze Schiff war in Feuer. Kurz nach dem Blitze geschah ein schwerer Donnerschlag, durch den das ganze Schiff der Art erzitterte, daß ich glaubte, es hätte eingeschlagen. Im Nu war der Himmel rabenschwarz und fiel ein wolkenbruchähnlicher Regen. Auf dem Schiffe war nichts beschädigt. Zwei ähnliche Blitze und Schläge fielen noch in N.-O., wo die ganze Nacht hindurch alles in Feuer stand.“

Am 8. Februar 1860 schlug der Blitz in das Schulhaus zu Bouin im Departement Loire, als die Schüler eben das Nachmittagsgebet hersagten. Der Blitzschlag machte sich zuerst dadurch bemerklich, daß Kalk, Holz und Steine unter die Kinder fielen, wodurch ein lautes Geschrei entstand. Darauf rollte ein kleiner Feuerball unter die Bänke, an dem Lehrer vorüber, der nur an den Kleidern beschädigt wurde. Sein Sohn dagegen, welcher unter einer Lampe saß, und drei oder vier andere Schüler wurden getödtet. Der Feuerball nahm seinen Weg ins Freie durch eine Fensterscheibe, in welche er ein rundes Loch machte, ohne sie sonst zu beschädigen, während alle übrigen Scheiben zertrümmert wurden.

Am 22. October 1873, Nachts, wurde das Schulgebäude zu Skirum in Jütland von einem Kugelblitze getroffen. Der letztere erschien am Himmel in Gestalt einer rothen, runden Feuerkugel, die wie eine Granate zersprang, indem vier Feuerstrahlen von ihr ausgingen, deren einer sich auf das Schulgebäude stürzte. Ein Theil des Kamins wurde umgestürzt, die Mauer durchbrochen und mehrere Dachsparren in tausend Stücke zersplittert. Thüren, Fenster und Hausgeräthe wurden zerstört, der Lehrer betäubt. Feuer brach jedoch in dem Gebäude nicht aus. — Gegenwärtig läßt sich eine wissenschaftlich sichere Erklärung der Kugelblitze noch durchaus nicht geben.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Die Zugänglichkeit und Wegsamkeit des nach den Alpen höchsten Gebirges Deutschlands, des Riesengebirges, erfährt durch den Wetteifer der preußischen und der österreichischen Regierung mit jedem Jahre eine Steigerung. Von der der Vollendung entgegengehenden neuen Kunststraße von Hermsdorf unterm Kynast im schlesischen Kreise Hirschberg über Agnetendorf und die Petersbaude nach dem reizenden böhmischen Orte St. Peter (Spindelmühl) haben wir bereits vor einigen Monaten berichtet. Diese Chaussée, welche zu den höchst gelegenen des deutschen Reiches gehört — bei der Ueberschreitung des Riesenkammes erreicht sie eine absolute Höhe von fast 4000 Fuß —, wird gegenwärtig auch mit einer Telegraphenlinie versehen, die auf böhmischer Seite über St. Peter nach Hohenelbe Anschluß findet und von der Petersbaude auch mit der Schneekoppe verbunden wird. Die Herstellung dieser Linie bot in dem Hochgebirge besondere Schwierigkeiten, einerseits für den Transport der Telegraphenstangen und übrigen Materialien, andererseits namentlich durch das felsige Terrain, in welchem die Stangenlöcher größtentheils bis zu 1 Meter Tiefe in Granit ausgesprengt werden mußten. In diesem Sommer kann auf der böhmischen Seite von dem Thale der Iser her gegen die Quelle der Elbe zu die neue Straße benutzt werden, die seit 1874 von Harrachsdorf aus, als Seitenroute der prächtigen Kunststraße von Hirschberg nach Reichenberg, an der Mummel, einem Zufluß der Iser, und ihren Fällen aufwärts gegen den Elbfall hin zur Verbindung mit St. Peter und dem obern Elbthal erbaut worden ist. Nur das nordwestlich an den Riesenkamm sich anschließende Isergebirge, eines der wenigst frequenten, wiewohl an eigenartigem Zauber reichen Waldgebirge Deutschlands, ist noch von keiner Chaussée überschritten.

— Die Regierungen von Baden und Hessen haben dem Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Mittel zur Verfügung gestellt, um in diesem Jahre

die hinter dem Hauptzuge des großen römischen Pfahlgrabens hergehende zweite Linie römischer Befestigungen im hessischen und badischen Odenwalde wissenschaftlich zu untersuchen und klarzulegen. Der Vorstand des Vereins hat Ende Mai damit begonnen, an localkundige Personen jener Gegend, besonders Forstbeamte und Gemeindevorstände, Fragebogen zur Ausfüllung gelangen zu lassen, auf welchen das Vorhandensein alter Spuren (Wallgräben, Mauerwerk, Umwallungen aus Stein und Erde, Grabhügel, Alterthümerfunde, Inschrift- oder Bildsteine, künstlich aufgerichtete Steine) oder alter auf römische Ansiedelung deutender Benennungen angegeben werden soll. So hofft man thatsächliche Anhaltspunkte zu gewinnen, auf deren Grund die systematische Begehung und Erforschung des Gebiets alsdann erfolgen kann.

— Ch. Mehlis, Fahrten durch die Pfalz (Augsburg 1877, Preis 4 Mark). Zweiundzwanzig früher in Zeitschriften und Zeitungen erschienene „historische Landschaftsbilder" aus der Rheinpfalz, welche nicht gerade viel Wissenschaftliches oder Neues bieten, aber demjenigen, welcher das schöne Land kennt, einige Stunden angenehmer Rückerinnerung verschaffen werden und solche, die es nicht kennen, zum Besuche seiner Thäler, Wälder, Städte und Ruinen veranlassen können. Mit Vorliebe wird die Geschichte, besonders die ältere, der einzelnen Localitäten betont. Im Ganzen ein annehmbares, unterhaltsames Buch.

— Bis jetzt sind schon 28 französische Departements mit einem Bestande von 1,516,000 Hectaren Weinberge mit der Reblaus behaftet, welche schon 288,000 Hectaren vollständig vernichtet und weitere 365,000 in Angriff genommen hat. So ist fast schon ein Viertheil der gesammten mit Reben bestandenen Fläche in ganz Frankreich zerstört oder dem sichern Untergange geweiht; denn bis jetzt hat die Wissenschaft kein durchgreifendes Mittel gegen das Insect aufgefunden.

— Die friedliche Eroberung neuen anbaufähigen Gebietes im Innern Westrußlands macht erfreuliche Fortschritte. Im Gouvernement Minsk und in den angrenzenden Theilen der Gouvernement Wolhynien und Grodno dehnen sich bekanntlich die nach der nahe gelegenen Stadt Pinsk oder auch nach dem altpolnischen Landschaftsnamen Polesien benannten umfassenden Sümpfe aus, die vom Pripet und seinen Nebenflüssen durchzogen werden. Die seit einer Reihe von Jahren durch die Regierung in Angriff genommenen und jetzt unter der Leitung des Obersten vom Generalstab Schylinsky stehenden Trockenlegungsarbeiten schreiten immer weiter vor und haben bereits recht günstige Resultate erzielt. Nachdem über 300 Werst (einige 40 Meilen) Canäle gezogen sind, beläuft sich die entsumpfte Bodenfläche auf etwa 200,000 Deßjatinen (über 850,000 Morgen preußisch). Eine noch um die Hälfte größere Fläche wird der Trockenlegung entgegengeführt. Die Ertragsfähigkeit der an den Canälen gelegenen Güter ist bereits an vielen Stellen auf das Zehnfache des bisherigen Nutzens gestiegen. Auf den meisten der neuen Canallinien wird auch das Verflößen von Holz aus den bisher wenig ausgebeuteten Wäldern mit großem Vortheil betrieben, um so mehr als der den Pripet aufnehmende Dnjepr in Kijew und Krementschug von Eisenbahnen geschnitten wird, auf denen das Holz in die holzarmen Gegenden Südrußlands wie andererseits zu den Küsten gebracht werden kann. Zugleich hat der allgemeine Verkehr bedeutend gewonnen, indem die ehemals von undurchdringlichem Moor und Sumpf bedeckten Bodenflächen, welche umgangen werden mußten, nunmehr von fahrbaren Wegen durchzogen werden können. Auf der Bahn derartiger Gebietsvergrößerungen kann Rußland der Beglückwünschung der civilisirten Länder sicher sein.

— Eine eigenthümliche Erscheinung ist die in verschiedenen Districten des russischen Reiches bei einigem Nachlassen des kirchlichen Zwanges stets wieder hervortretende Rückkehr der zur russisch-orthodoxen Kirche bekehrten Tataren zum Islam. Wie früher im Kaukasus und in Südrußland, so nimmt diese Zurückbekehrung in den letzten Jahren im Gouvernement Kasan immer größere Dimensionen an, zum Entsetzen der russischen Geistlichkeit, die dem Abfall um so mehr mit Gewaltmitteln entgegenzuwirken geneigt wäre, als ihre eigene Unbildung und Indolenz gewiß das Meiste dazu beigetragen hat, die Neophyten nicht beim christlichen Bekenntniß zu erhalten. Geistliche russische Blätter erhoben laute Klagen über das freche Auftreten der Abtrünnigen gegen den russischen Clerus, über deren Bekehrungsversuche an Stammesgenossen, über deren dem Christenthum entgegenwirkenden Schulen, über ihre Vielweiberei und Verstoßung der christlich angetrauten Frauen, über die Störung christlicher Begräbnisse „rechtgläubiger" Tataren. Ein angeblicher Usurpator der geistlichen Würde eines Mullah soll sogar den Bau einer neuen Moschee angeordnet und durchgeführt haben. Offenbar ist die Toleranz der russischen Regierung gegen die Tataren in jenen halbasiatischen Gegenden größer als gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen und gegen die Polen in Litthauen und im Weichsellande, wo die Privilegien der „rechtgläubigen" Kirche gegen Protestantismus und Katholicismus weit eifriger gehütet werden, als an Wolga und Kama.

— Die St. Petersburger Gesellschaft der Naturforscher hat die Herren Prof. Fr. Schmidt und Inostranzew mit der geologischen Erforschung des Newa-Thales zwischen dem Ladoga-See und dem Finnischen Meerbusen betraut. Wegen des Interesses, welches sich an die glacialen Anhäufungen in jenem Thale knüpft, und der Vertrautheit beider Gelehrten mit diesem speciellen Gebiete darf man von diesem Unternehmen viel Aufklärung über die Eiszeit im nördlichen Rußland erwarten. (Nature.)

* * *

— Washington, 8. Juli. Capitän Howgate's Gesuche um pecuniäre Unterstützung für seine Nordpolexpedition sind bei den Kaufleuten der größeren Städte der Union vom besten Erfolge gewesen und reiche Beiträge sind ihm von allen Seiten zugeflossen. Er ist hierdurch in den Stand gesetzt worden, sich das Schiff „Florence" zu sichern und auszurüsten, und wird bereits am 20. Juli mit demselben von New London aus in See gehen. Capitän Tyson, der frühere Befehlshaber der „Polaris", der bereits mehrere Reisen nach den arktischen Gewässern gemacht hat, wird die „Florence" commandiren.

— Dr. Erwin von Bary (vergl. Nro. 1 bis 3 des laufenden Bandes) hat durch Vermittelung des türkischen Kaimakam von Ghat und des italienischen Consuls in Tripolis, Marquis de Goyzueta, die Nachricht nach Berlin gelangen lassen, daß er in Folge der zwischen den Tuareg-Stämmen herrschenden Feindseligkeiten das Gebiet der Hoggar nicht habe betreten können, statt dessen aber in südlicher Richtung nach Aïr gelangt sei, wo er sich noch bei Hadsch Belkn, dem Häuptlinge der dortigen Tuareg Kelowi, aufhalte. Diese Nachricht verließ Ghat am 28. Juni dieses Jahres. Die von der afrikanischen Gesellschaft für den Reisenden abgesandte Geldunterstützung war daselbst eben so wenig, wie die Briefe aus Berlin eingetroffen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. №12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj.)

III.

Zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen giebt es keinen Vermittler, und für den Fremden ist es eines der merkwürdigsten Schauspiele, wenn er die patriarchalische Einfachheit sieht, mit welcher der niedrigste aller Montenegriner voller Achtung, ja Liebe, doch völlig frei und ungezwungen in Wort und Haltung vor seinen Fürsten tritt.

Als Yriarte am Morgen nach seiner Ankunft in dem niedrigen Zimmer des Cetinjer Hotels beschäftigt war, durch ein offenstehendes Fenster das Gesicht eines Popen zu zeichnen, sah er aus dem gegenüber liegenden Palaste den Fürsten heraustreten und ihm nach ein zahlreiches Gefolge, bestehend aus dem Präsidenten des Senats, Senatoren, Ministern, Woiwoden, Leibwachen und Perjaniks, im Ganzen etwa dreißig Personen, welche alle die Landestracht trugen. Die meisten unter ihnen, soweit sie zu den Vornehmeren gehörten, waren mit hohen Reiterstiefeln versehen, während die anderen albanesische Gamaschen (dokolienitze) trugen. Der Fürst, unbewaffnet und nur eine Reitpeitsche in der Hand, ging allein einige Schritt weit voran; ihm folgten die obersten Würdenträger und dann die Uebrigen. Ab und zu blieb Nikolas stehen und richtete an einen der Vorübergehenden eine Frage, welche dieser nach einer leichten Kniebeugung, seine Kappe in der Hand, beantwortete. In der Ebene angelangt, setzte er sich auf einen Baumstamm; von einigen Leuten, die ihm gefolgt waren, trat einer vor und fing zu reden an, während der Fürst schweigend zuhörte und nur ab und zu ein kurzes, ernstes Wort fallen ließ. Dann kam die Reihe an die Anderen, und die Verhandlung dauerte eine ganze Zeit. Auf solche Weise spricht er Recht, schlichtet Streitigkeiten, verhindert Blutfehden im Entstehen, verhütet ein Unglück oder eine Missethat und tröstet für erlittenen Schaden. An jenem Tage hatte ein Bauer der Nahia Rjetschka ohne Zögern dem Fürsten von einer siebenzehnfachen Mordthat gesprochen, welche die Türken unlängst an Montenegrinern bei Podgoritza verübt, hatte mit der allen Serben und namentlich den Bewohnern des Schwarzen Berges angeborenen Beredtsamkeit die allgemeine Entrüstung geschildert und hatte in vollem Vertrauen auf des Herrschers Mitgefühl Genugthuung für sein schwer verletztes Volk gefordert.

Dieser unmittelbare Verkehr zwischen dem Fürsten und seinem Volke ist ein eigenthümlicher Zug in der Regierung des Ländchens; alle Klagen wenden sich direct an ihn; nie verweigert er Jemandem, vom Woiwoden an bis zum Hirten herab, Gehör und keiner braucht für seine Sache sich einen Anwalt zu bestellen. Bei guter Jahreszeit finden diese Audienzen unter dem großen Maulbeerbaume am Brunnen der Hauptstraße oder unter einem Baume am Thore des Klosters statt, wo eine runde Bank steht. Als im Jahr 1861 das Land noch in Trauer um den ermordeten Danilo sich befand und die Nachricht anlangte, daß der Türke in Montenegro eingefallen sei, da ließ der erst zwanzigjährige Nikolas die Standarte auf seinem Palaste, welche wegen der Trauer eingezogen war, wieder aufpflanzen: Pferde, Waffen und Munition wurden in Stand gesetzt, und bei Sonnenuntergang saß der Fürst unter dem großen Baume, umgeben

Der Fürst von Montenegro, Recht sprechend. (Nach einer Skizze von Charles Yriarte.)

von sämmtlichen Bewohnern Cetinjes, verkündete den Kampf gegen den Landesfeind und stimmte einen jener Kriegsgesänge (Pesma) an, die den Muth der Kämpfer so mächtig entflammen.

Noch vor nicht langer Zeit war die Regierung des Landes autokratisch und die Gesetze bestanden in einem alt überlieferten Gewohnheitsrechte. Danilo I. gab dann am 23. April 1855 ein Gesetzbuch heraus, welches in 93 Artikeln alle Fälle mit Ausnahme von Streitigkeiten über das Eigenthum behandelt und in so großer Anzahl gedruckt wurde, daß jeder Einwohner damit versehen werden konnte. 1871 wurde dann von dem jetzigen Fürsten der bekannte Professor Bogischitsch mit der Ueberarbeitung jenes Codex betraut. Wie Nikolas 1868 einen großen Theil seiner absoluten Rechte, wenigstens in der Theorie, an den Senat und an Minister abgab, wurde schon oben erzählt. Der Senat wurde 1831

Montenegrinischer Senator. (Zeichnung von Valério.)

vom Vladika Peter II. errichtet: die allgemeine Volksversammlung (Skupschtina) wählte die zwölf Mitglieder desselben und der Vladika hatte gegen ihm mißliebige Persönlichkeiten das Recht des Veto. Unmerklich bildete sich dann die Praxis heraus, daß die Versammlung nur die von dem Herrscher ihr bezeichneten Leute wählte, und schließlich ernannte sie derselbe ohne Weiteres und machte irgend einen nahen Verwandten zum Präsidenten. Anfänglich sollte der Senat die neuen Gesetze berathen, welche dann von der Volksversammlung bestätigt wurden; aber allmälig wurde seine Macht eine rein rechtsprechende, wie ja die Gerechtigkeitspflege bei solchen etwas primitiven Völkern stets das größte Privileg ausmacht.

Wir fügen hier zwei interessante Beispiele montenegrinischer Rechtsprechung ein, welche einer Sammlung noch jetzt bestehender Rechtsgewohnheiten der Südslaven von dem obengenannten Dr. V. Bogischitsch entnommen sind.

Das Kloster von Cetinje, Residenz des Bischofs von Montenegro. (Nach einer Photographie.)

## Ein Prozeß vor dem Senate in Cetinje im Jahre 1876.

Nach Dr. V. Bogischitsch[1]). Von **Fr. Hubad.**

Ein Bewohner von Budua, N. C., war gekommen, um einen Bewohner der Crmnica zu verklagen. Vicepräsident des Senates war der selige Pero Tomov Petrovitsch, Bruder des Vladika Peter II.

Vicepräsident: „Sage, Buduaner, warum Du diesen Crmnicer vor Gericht geladen, wessen Du ihn beschuldigst; aber sage die Wahrheit!"

Buduaner: „Ich, meine Herren, bin schon als Kind aus Pastrowitschi nach Budua gezogen, habe geheirathet und habe, Gott hat sie mir gegeben, Söhne, so groß wie ich. Der Vater starb mir, Gott sei seiner Seele gnädig, vor drei Jahren und sagte mir, daß ihm ein Stück Land von drei Tagen Aussaat, weder verkauft noch verschenkt, beim Vater dieses N. N. einen Schuß weit von unserer Grenze in der Crmnica geblieben ist, und bin gekommen, ihn zu fragen, warum er mir das Grundstück schon fünfzehn Jahre vorenthält, und fordere, daß er es mir zurückgiebt oder zahlt, was zwei gottesfürchtige Schätzleute sagen, und überdies das Erträgniß seit fünfzehn Jahren."

Vicepräsident: „Hörst Du, N. N., und was erwiderst Du?"

Crmnicer: „Ich höre, erhabener Herr! Das Grundstück hat mein Vater gegen bare Paras von seinem Vater gekauft, es ist länger seitdem als zwölf Jahre."

Die Brunnen von Cetinje. (Zeichnung von Valério.)

Buduaner: „Bringe mir den Brief (Kaufvertrag) und Zeugen, daß es mein seliger Vater Deinem verkauft hat; dann sei es Dir frei und gesegnet."

Crmnicer: „Ich habe den Brief, aber ich habe keine Zeugen."

Vicepräsident: „Wo ist der Vertrag, daß wir sehen."

Der Crmnicer zog ein Papierstück, eine Patronenhülse war es, aus seiner Kappe. Man konnte es kaum in die Hand nehmen, so schmutzig war es. Auf dem Papierstücke war nichts Geschriebenes, nur zwei dunkle Flecken wie zwei Augen. Zwei Finger waren darauf abgedrückt statt des Kreuzes nach türkischer Sitte, wovon auch das Nationallied singt: „Sie drückten die Finger und die Siegel darauf..."

Nachdem man die Urkunde betrachtet, lachten Alle, besonders aber der Buduaner. Damit war jedoch der Prozeß nicht zu Ende, er begann erst ernstlich.

Crmnicer: „Meine Herren, lachen Sie nicht, sondern hören Sie, daß Sie wissen, wie es war, dann urtheilen Sie:

Das Grundstück, um welches mich der Buduaner vor Gericht zieht, hatte sein Vater meinem seligen Vater verpachtet, denn Sie wissen, daß wir Crmnicer und die Pastrovicer in blutigem Streite sind wegen der Grenzen, der Weiden und des Gebirges; deshalb durfte sein Vater nicht auf unser Gebiet kommen um sein Land zu ackern. Sein Vater, es werden mehr als zehn Jahre sein, schickte meinem die

[1]) Zbornik sadašnjih pravnih obicaja u južnih Slovena. Agram 1874.

Botschaft, ob er das Land kaufen wollte, und meiner erwiderte, daß er wolle, wenn sie handelseins würden. Sie bestimmten einen Tag, an welchem sie an der Grenze zusammenkommen sollten, und gaben einander das Wort, daß mein Vater den seinen vor den Crmnicern und er meinen vor den Pastrovicern schützen würde. An welchem Tage es war, da sie zusammenkamen, erinnere ich mich nicht, doch scheint es mir, daß es ein Sonntag war. Sie fingen an zu unterhandeln und wurden einig, denn sein Vater brauchte Paras (Geld), meiner aber Ackerland; wir hatten nämlich keines und dieses lag uns zur Hand. Damals hatte mein Vater kein Geld, deshalb sagte er ihm: „N. N., wenn es Gott zugiebt, komme heute über eine Woche, bringe einen gültigen Kaufbrief und ich werde Dir das Geld bringen und wir werden „Gesundes gegen Bares“ (zdravo za gotovo) tauschen und „halal“ sagen (einander Segen wünschen).“ Wie sie es verabredet, thaten sie und trafen am bestimmten Tage am bestimmten Orte zusammen. Sein Vater brachte Wein und Rakija, meiner aber gebratenes Fleisch und Brot. Nachdem sie gegessen, sagte mein seliger Vater zu seinem: „Nun, Marko, siehe die Paras, wo ist der Brief (Urkunde), wie wir verabredet?“ Der selige Marko fing an zu betheuern, daß der Pope, der die Urkunde hätte schreiben sollen, nicht zu Hause gewesen sei. „Doch,“ sagte er zu meinem Vater, „das gilt so viel, als wäre der Brief geschrieben.“ Mein Vater, Gott gebe ihm Ruhe, wollte alles, was er that, auch sicher haben, er wollte ohne Schein keinen Para hergeben. Auch damals nicht, es that ihm aber leid das Ackerland auszulassen. Keiner von beiden hatte aber Papier oder Schreibzeug mit, deshalb erdachte er einen Ausweg. Er zog eine Patrone aus der Patronentasche, wickelte das Papier auf, nahm das Geschoß und das Pulver heraus, goß das Pulver in die Patronentasche und legte das Geschoß dazu. Ein wenig Pulver ließ er auf der flachen Hand und machte mit etwas Wasser eine Art Dinte, nahm das Papierstück und sagte zum seligen Marko: „Da ist Papier und Dinte, wir wollen zur bessern Beglaubigung unsere Finger auf das Papier drücken.“ So erzählte es mir mein seliger Vater, so wahr meine Seele mit seiner in jener Welt nicht streiten soll! Seht, dies ist der Finger meines Vaters und dies des seligen Marko.“

Der Buduaner und alle Anwesenden fingen an zu lachen, der Crmnicer war beleidigt und sagte: „Was lachst Du, Niko (Nikolaus)? Wohlan, wenn Du mir nicht glaubst, daß sich alles so zugetragen hat, dann will ich Dir glauben: Komme mit mir in die Kirche und schwöre mir über dem Sarge des heiligen Peter (des einstigen Vladiken von Montenegro), daß dies nicht der Finger (=Abdruck) meines und dies (er zeigte mit dem Finger darauf) nicht der Deines Vaters ist; dann ist das Grundstück Dein und möge Dir „halal“ (Segen) sein.“

Alle Anwesenden wunderten sich und schwiegen. Da fragte der Vicepräsident den Buduer: „Was sagst Du, Buduaner, willst Du schwören oder nicht?“

Der Buduaner halblachend: „Ich nicht, meine Herren, bei Gott nicht! Und sollte das Grundstück tausend Ducaten werth sein. Wie könnte ich etwas beschwören, warum ich nichts weiß; oder wie könnte man einem solchen Scheine glauben?“

Montenegriner aus Grahowatz.

Vicepräsident: „Weißt Du genau, Crmnicer, wie viel Dein Vater für das Grundstück gegeben hat?“

Crmnicer: „Wie sollte ich es nicht wissen, ich vergaß es nur zu sagen, in harten Zwanzigern fünfundzwanzig Thaler.“

Vicepräsident: „Wollt Ihr mich beide hören (= befolgen), wie ich entscheiden will, aber wie unter Brüdern, nicht nach dem Gesetze?“

Beide: „An uns ist es zu hören, freilich.“

Vicepräsident: „Also, Secretär, schreibe eine Urkunde, daß diese Klage geglichen wurde, daß N. N. diesem Buduaner noch fünf Thaler gegeben hat. Da dessen Vater schon fünfundzwanzig Thaler empfangen hat, macht es zusammen dreißig Thaler. Dann möge der Crmnicer die Urkunde nehmen und der Buduaner das Geld, daß er nicht umsonst nach Cetinje gekommen ist und umsonst Kosten gehabt hat.“

Darauf küßten sich die beiden Gegner und schieden in Freundschaft.

## Der Eid in Montenegro.

Nach Dr. V. Bogischitsch. Von **Fr. Hubad.**

In den Schwarzen Bergen giebt es keine Eidesformel für den Schwur bei Gerichte. Die Partei, welche den Gegner schwören läßt, sagt ihm auch die Formel vor, welche ihr gerade paßt. In Dr. Bogischitsch's „Sammlung südslavischer Rechtsgewohnheiten“ finden wir zwei charakteristische Formeln, welche beim Volke sehr beliebt sind. Ein Perjanik führt die Parteien in die Kirche und ruft den Kalugjer (Mönch). Dieser wirft sich in Ornat, es werden zwei Kerzen angezündet und der Mönch öffnet den Deckel des Sarges, in welchem der heilige Peter, einst Vladika von Montenegro, liegt, daß man den ganzen Leichnam des Heiligen sieht. Der Kalugjer sagt dann zur Partei, welche den Geg-

ner schwören lassen will: „Nun, Nikola (oder wie er gerade heißt), laß ihn schwören nach Deinem Willen.“ Nikola bringt nun einen flachen Stein in die Kirche, bricht einen Zweig vom Schwarzdorn ab, legt den Stein demjenigen, welcher schwören soll, auf den Kopf und den Schwarzdorn darauf. Der Gegner, er heiße z. B. Milosch, hält den Stein mit beiden Händen, daß er nicht herabfällt. Darauf fängt Nikola etwa folgendermaßen an: „Willst Du mir, Milosch, schwören, daß Du mir nicht schuldig bist?“

Milosch: „Wollte ich es nicht, wäre ich nicht hergekommen.“

Nikola: „So wahr Dir die drei Samen, der menschliche, der thierische und der Same der Erde, nicht zu Stein werden sollen, wie der Stein, welchen Du auf dem Kopfe hältst, und so wahr Dir nicht der Schwarzdorn auf dem Hausherde wachsen soll: bist Du mir schuldig und wie viel, seit wir die letzte Rechnung gemacht haben?“

Milosch: „So wahr mir die drei Samen und jegliches Glück nicht zu Stein werden und mir Schwarzdorn nicht auf dem Hausherde wachsen soll: ich bin Dir keinen Para schuldig (oder so und so viel, nicht mehr).“

Darauf nimmt der Schwörende den Stein vom Kopfe, tritt zum Sarge und küßt die Hand des heiligen Peter.

Gebräuchlich ist auch folgende Formel: „Ich beschwöre Dich, N., bei Gott und dem heiligen Johannes und dem Himmelskreise, daß Du mir wahrhaft schwörest, daß Du mir nichts schuldest. Solltest Du falsch schwören, dann gebe Gott, der Starke, daß die männlichen Häupter Deines Hauses vernichtet werden, daß sich Dir jedes Glück versteinere wie ein unbeweglicher Stein; Du sollst Dich auf dieser Welt viel plagen, aber nie Glück haben; wenn Du stirbst, sollen Dir die Teufel die Seele zerreißen, Dein Leib aber soll nach dem Tode nicht zerfallen, sondern die Erde soll ihn auswerfen.“

Diese Formel spricht dann der Schwörende nach und küßt die Hand des heiligen Peter.

Der Kalugjer zieht das Kirchenkleid aus und der Perjanik führt die Gegner vor die Senatoren, berichtet das Geschehene und der Secretär schreibt das Protokoll, wie der Prozeß beendet ist.

* * *

Die montenegrinischen Senatoren haben keine eigene Uniform, aber entfalten doch einen ihrer hohen Stellung entsprechenden Luxus: so tragen manche hohe ungarische Stiefel und bei kaltem Wetter einen schönen rothen Pelzmantel, dessen Aermel wie beim Dolman herabhängen, eine Kleidung, welche Fürst Danilo bei der Rückkehr von seiner Reise im Norden in Aufnahme brachte, und die ebenso malerisch ist wie die glänzenden magyarischen Trachten. Die Zahl der Senatoren, den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter einbegriffen, beträgt sechszehn, und sie beziehen zusammen einen Gehalt von 15,900 Franken, nämlich der Präsident 3500, dessen Stellvertreter 3000, fünf Senatoren, welche aus den einflußreichsten Leuten der Hauptstadt genommen werden, je 1500 und die übrigen neun je 750 Franken, eine sehr bescheidene Entschädigung.

Das erste Sitzungslocal des Senates war eine Art Schuppen neben dem Kloster in Cetinje, welcher zwei Abtheilungen enthielt, die eine, um die Pferde und Maulthiere der ankommenden Senatoren einzustellen, die andere für die Sitzungen. An den Wänden der letzteren hingen die Flinten der Versammelten, die gemüthlich rauchten, und nicht selten, wenn sich die Verhandlung in die Länge zu ziehen anfing, einen Hammel an den Spieß steckten, brieten und zerlegten. Damals konnte man noch sehen, wie zwischen zwei Reden ein Senator würdevoll sich erhob und den Braten umdrehte oder Asche auf das allzu hell lodernde Feuer warf. Ein Schreiber saß dabei mit untergeschlagenen Beinen und schrieb nach türkischer Sitte auf dem Knie das Protokoll. In den letzten Regierungsjahren Danilo's wurde für den Senat ein Flügel an das alte Palais angebaut und dort hält er noch heute in einem schmucklosen Saale seine Sitzungen und spricht Recht. Wenn der Fürst selbst zu Gericht sitzen will, was oft vorkommt, so setzt man ihm nach hergebrachter Weise eine Bank hin, auf welcher ein Wollsack liegt. Yriarte hat viel Abgeordnetenkammern und Ständeversammlungen im südöstlichen Europa gesehen, in Belgrad, in Parenzo, in Zara, in Bosnien — die primitivste von allen war die in Cetinje, während die übrigen wenigstens äußerlich entschieden modernen Anforderungen entsprachen. Häufig versammeln sich die Senatoren auch in vollem Waffenschmucke unter einem jener beiden Gerichtsbäume, um zu berathen und zu discutiren, ein kriegerisches Bild, wie es typisch für Montenegro ist und an Scenen aus dem antiken Leben erinnert.

1873 errichtete der Fürst auch ein Ministerium; daß aber eine Bureaukratie noch fehlt, ist kaum nöthig hinzuzufügen. Schon 1871 wurden die Stammeshäuptlinge und Woiwoden durch Beamte ersetzt, welche weder Gouverneur noch Präfect heißen, aber beide Gewalten in sich vereinigen. Gleichzeitig ließ es sich der Fürst angelegen sein, den Schulunterricht zu heben, Telegraphen zu bauen, den Courierdienst einzurichten, internationalen Verträgen beizutreten, kurz möglichst die Neuerungen, welche seine Nachbarn in Oesterreich einführten, mitzumachen. Selbst eine Zeitung wurde gegründet. Die vornehmste aller Reformen aber ist und bleibt die Herstellung guter Straßen, welche trotz aller Anstrengungen noch keineswegs weit gediehen ist; denn bis heute kann man überall nur zu Fuß oder zu Pferde reisen, und auch das nur stellenweise mit großer Anstrengung.

---

# Dr. W. Reiß über seine Reisen in Süd-Amerika.

## II.

Von Pasto bis zur Grenze von Ecuador sind nur wenige Tagereisen; Monate aber gebrauchten wir, um diese Strecke zurückzulegen, denn hier sind der westlichen Cordillere vier schöne vulcanische Berge aufgesetzt: der Azufral bei Túquerres mit seinem wunderbar grünen See; der Cumbal mit seinen großen, von Schwefel und Eis starrenden Kratern; der Chiles mit seiner weiten Caldera, beachtenswerth wegen eigenthümlicher Schuttwälle, welche sich wohl kaum anders als Moränen verschwundener Gletscher deuten lassen, und schließlich der Cerro negro de Mayasquer, dessen Caldera-Schlucht an Wildheit ihres Gleichen sucht.

Reich beladen mit Steinen zog ich Weihnachten 1869

in die Hauptstadt Ecuadors ein, nicht ahnend, daß es mir bestimmt sein werde, fünf lange Jahre auf diesem kleinen Hochlande zu verbringen.

Quito ward nun der Centralpunkt aller unserer Arbeiten und Ausflüge. Bald getrennt, bald gemeinsam besuchten wir so ziemlich alle bedeutenden Berge in beiden Cordilleren; doch nur seltener stiegen wir an dem Gehänge hinab nach den Wäldern gegen Osten und Westen, denn einmal hört dort in Folge der üppigen Vegetation fast jede geologische Untersuchung auf, dann aber auch mußten wir uns strenge auf das erwählte Feld beschränken, sollten unsere Arbeiten auch nur einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machen. Uns gegenseitig unterstützend und einen gemeinsamen Plan verfolgend, darf ich wohl hoffen, daß das so gesammelte Material die Mittel bieten wird zu einer ziemlich genauen Darstellung in Wort und Bild jener ebenso interessanten wie landschaftlich großartigen Gebirgsgegend. Doch kann es nicht meine Absicht sein, die geehrte Versammlung durch Aufzählung aller von uns ausgeführten Reisen zu ermüden; ich will mich darauf beschränken, ungefähr die Grenzen des Gebiets zu bezeichnen, dessen Erforschung fünf Jahre in Anspruch nahm. Von der nördlichsten durch das Erdbeben des Jahres 1868 berühmt gewordenen Provinz Imbabura bis zur Stadt Cuenza im Süden durchstreiften wir das ganze Hochland und die Kämme der beiderseits es begrenzenden Cordilleren. Gegen Osten dehnten wir unsere Untersuchungen aus bis zu den unabhängigen Jivaro-Indianern bei Canelos und Mácas; aber auch gegen Osten gelangten wir mehrmals in das heiße Land am Fuße der hohen Gebirgskette.

Im Herbste des Jahres 1874 traf ich nach langer Trennung an den Abhängen des Chimborazo mit Dr. Stübel zusammen, um gemeinsam die Reise nach der Küste anzutreten, freudig bewegt, ein Land verlassen zu können, dessen herrschende Bevölkerung bei so langem Aufenthalt weder Achtung noch Sympathie uns abgewinnen konnte.

Wohlthuend war uns das Gefühl, nach dem kalten, kahlen Hochlande nun einige Zeit die Wärme und Pracht des Flußgebietes des Guayas genießen zu können und nur ungern entschlossen wir uns zur Abreise nach Lima.

Gleich der erste Hafen Perus, Payta, bietet ein trostloses Bild der Wüstenei, wie es, nur mit Unterbrechung durch wenige Oasen an den nicht im Sande versinkenden Flüssen, bis Lima und weiter nach Süden sich fortsetzt. Kein Baum, kein Strauch belebt hier die kahlen Felsen, den glühenden Strand, und nur als schwacher Ersatz können eine Reihe auf der aus gestampftem Lehm errichteten Kirchhofsmauer gemalter Bäume gelten.

Im Besitze mancher lange entbehrter Bequemlichkeiten ließen wir uns gern einige Monate der Unthätigkeit gefallen, welche uns in Lima aufgezwungen wurde durch die Unsicherheit des Landes während der unter Piérola's Führung eingeleiteten Revolution. Theilweise benutzten wir diese Zeit, um durch Ausgrabungen in dem großen Todtenfelde bei Ancon uns ein Verständniß zu verschaffen über Lebensart und Civilisation der einst dort hausenden Unterthanen des Inca-Reiches.

Es bleibt mir nun noch übrig, über eine Reise zu berichten, die weniger unternommen wurde zur Ausführung bestimmter wissenschaftlicher Untersuchungen, als vielmehr in der Absicht, unsere allgemeinen Anschauungen in Bezug auf die Gestaltung des südamerikanischen Continents zu erweitern und so die durch vielleicht zu lange Zeit fortgesetzten Detailstudien sich festsetzende einseitige Auffassungsweise zu berichtigen. Und was konnte uns näher liegen als der Gedanke einer Fahrt auf dem Amazonas, dessen nördliches Quellgebiet seit Jahren uns beschäftigte, dessen geheimnißvolle Waldebenen schon lange den Wunsch in uns geweckt hatten, wenn irgend möglich diesen größten aller Flüsse der Erde aus eigener Anschauung kennen zu lernen?

Die Küste gegen Norden verfolgend, landeten wir (April 1875) in Pacasmayo, dem Endpunkte der bis an den Fuß der Berge von Cajamarca führenden Eisenbahn. Hier aber sollten wir wieder einmal erfahren, wie mißlich es ist, in uncivilisirten Ländern seine Weiterbeförderung civilisirten Einrichtungen anzuvertrauen. Denn die von dem Unternehmer noch nicht einmal der Regierung übergebenen Bauten waren bei einem leichten Anschwellen des Flusses so völlig zerstört worden, daß auf große Strecken hin die fest unter einander verbundenen Schienen wie Telegraphendrähte in der Luft hingen, während von den hohen Unterbauten und aufgeschütteten Dämmen kaum noch Ueberreste zu sehen waren. Tage und Wochen mußten Reisende in diesem von Fiebern heimgesuchten Thale harren, bis Maulthiere von dem benachbarten Hochlande gebracht werden konnten, für welche erst neue Pfade gesucht werden mußten, da in rücksichtslosem Leichtsinn oder falsch verstandener Gewinnsucht die alten Saumpfade beim Bau der Bahn zerstört waren.

In einem flachen, weiten Hochthale auf dem Rücken der Cordillere liegt Cajamarca, berühmt in der Geschichte der Eroberung durch die kühne, grausame That Pizarro's, welche ihn zum Herrn des Landes machte. Noch zeigt man ein aus behauenen Steinen aufgeführtes kleines Gebäude mit dem Zimmer, dessen Innenraum der unglückliche Inca mit Gold zu füllen versprach als Lösegeld für sein Leben. Auch rings um die Stadt und an den Abhängen der Berge finden sich mancherlei Ueberreste alter Inca-Bauten und Straßen.

Unser Weg führte uns gegen Osten, über kahle, unfruchtbare Gebirgshöhen nach dem Orte Celendin, von welchem aus ein letzter Aufstieg nach einem scharfen Grat uns plötzlich den Blick auf das Thal des Marañon eröffnet, wohl die tiefste und bedeutendste Thalschlucht der Cordillere. 3100 Meter beträgt die Paßhöhe des Weges auf der Westseite des Thales und bis zu 3700 Meter windet er auf der gegenüber liegenden Seite sich empor, während das Bett des Flusses bei dem Orte Balsas kaum 900 Meter Höhe übersteigt, und doch beträgt die Entfernung von Rand zu Rand kaum mehr als zwei Wegestunden.

Mühsam auf vielfach gewundenem Wege steigt man an den von der Sonne durchglühten Kalkfelsen hinab, ohne Schatten, denn nur wenige Mimosen und stachelige baumhohe Cacteen wachsen am Abhang auf dem blendend gelbweißen Schutte. Den Marañon hatten wir somit erreicht, aber noch waren wir weit vom Beginn unserer Flußfahrt entfernt; zwar ist der Fluß hier schon wasserreich, aber allzu ungestüm durcheilt er die Felsenpässe, um der Schifffahrt dienlich zu sein.

Von Süd nach Nord verlaufend durchfurcht das tiefe Thal des mächtigen Flusses die Cordillere; in Wasserfällen und Stromschnellen überwindet er die ihm sich entgegen stellenden Hindernisse; aber zur breiten Fahrstraße, zu dem großartigen Communicationsmittel wird er erst, nachdem er seinen Lauf gegen Osten gewandt und im Pongo de Manseriche die unermeßlichen Ebenen am Ostfuß der Cordillere betritt. Daher dürfte es auch gerechtfertigt erscheinen, dem oberen, bergstromartigen Theile des Flusses den Namen Marañon zu belassen, den Namen Amazonas aber vom Pongo de Manseriche oder von der Mündung des Ucayali ab bis zum Atlantischen Ocean auszudehnen.

Wir kreuzten den Fluß, wandten uns jenseits am Gebirge aufwärts, wo nahe dem höchsten Theile des Gebirges

auf scharfem, wasserlosem Grate die Ueberreste alter Indianerbauten, eines Dorfes oder einer Befestigung, sich finden. Kreisrunde Steinhäuser, wie Schwalbennester an die Felsen angeklebt oder enge zusammengedrängt auf dem schmalen Rücken, ziehen sich auf der Felshöhe entlang, terrassenförmig über einander liegend wie zu gegenseitiger Unterstützung und Vertheidigung. Wir glaubten mehr denn 80 solcher Gebäude zählen zu können.

Eine angenehme Abwechselung nach dem nur durch das Marañon-Thal unterbrochenen Ritt über die kahlen Hochflächen bietet das liebliche Thal des Rio Utcubamba mit seinen schroffen Kalkfelsen, deren weithin zu verfolgende Gesteinsbänke so reich an Versteinerungen sind. Auch dieses Thal zeigt uns Reste alter Cultur in den beiden großen, hoch über dem Thale auf dem Gipfel schroffer Kalkfelsen erbauten Festungen Mancalpa und Cuélap. Zum Theil 60 Fuß hohe, aus behauenen Steinen aufgeführte Mauern umschirmen eine nahezu elliptische, theilweise künstlich erzeugte Hochfläche, zu welcher nur enge, mit Vertheidigungsvorrichtungen versehene Eingänge führen. Kleinere Citadellen liegen im Innern; Grabmonumente, Wasserreservoirs und viele runde Häuser lassen sich noch in dem jetzt das Ganze bedeckenden Gestrüppwalde erkennen und weitläufige Ueberreste großer Wohnplätze dehnen sich am Fuße der hohen Mauern außerhalb der Festung aus. Die Mauern der äußern Umwallung sowohl als auch die der bedeutenderen Gebäude sind vielfach als Begräbnißstätten benutzt, so daß wohl der Gedanke, als seien diese Befestigungen dem Schutz der dahingeschiedenen Helden und Vorfahren unterstellt, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen dürfte.

Einen prachtvollen Blick über das ganze Utcubamba-Thal gewähren die höchsten Felsen von Cuélap; dieses Thal war weit abwärts durch große, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Flusses angelegte Bauwerke befestigt, welche unter sich und mit den beiden Hauptfestungen durch Signale leicht communiciren konnten.

Als Standquartier für diese und andere Ausflüge diente uns das Städtchen Chachapoyas und als freundlicher Führer begleitete uns Herr Werthemann, ein deutscher, seit langen Jahren in peruanischen Diensten sich befindender Ingenieur, dessen kühnem Unternehmungsgeist, vereint mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen und einer großen Geschicklichkeit im Gebrauch geodätischer und astronomischer Instrumente, wir zumeist die genauere Kenntniß des peruanischen Theiles des Flußgebietes des Amazonas verdanken, wenn auch sein Name bisher nur selten Erwähnung gefunden hat.

Jenseits Chachapoyas treten wir in eine neue Welt: nur noch ein kurzer Gebirgsrücken ist zu überschreiten und wir befinden uns in den von den Ebenen herauf sich erstreckenden Wäldern, welche nun monatelang unsere Heimath sein und welche wir auf einem mehr denn tausend Stunden langen Wege durchkreuzen sollten.

Getrennt von den übrigen Theilen Perus liegt hier am Fuße der Cordillere noch einmal ein bewohnter und fruchtbarer Landstrich, dessen Hauptstadt Moyobamba, in circa 900 Meter Meereshöhe, eines der glücklichsten Klimate der Erde besitzt. Und merkwürdiger Weise hat sich in diesem mitten im Walde abgeschlossen liegenden District eine nicht unbedeutende Industrie, bis selbst zur Benachtheiligung des Ackerbaues, entwickelt: von Moyobamba, von Lámas, von Tarapoto kam wohl die größte Menge jener aus Palmstroh gefertigten Hüte, welche als „Panamá-Hüte“ während einiger Jahre so allgemein getragen wurden.

Trotz des nicht unbedeutenden Handels besitzt doch Moyobamba keinerlei Communicationsmittel, weder gegen Osten zur Erleichterung des Regierungsdienstes, noch gegen Westen nach den so nahe gelegenen schiffbaren Flüssen des Amazonas. Auf einem unglaublich schlechten Wege müssen die Waaren während 6 bis 8 Tagen von Indianern auf dem Rücken durch den Wald getragen werden bis nach Balsapuerto, von wo sie dann bei günstigem Wasserstande mit Canoas nach Yurimaguas am Rio Huallaga, der Endstation der Dampfschifffahrt, gebracht werden. Und doch ließe sich mit Leichtigkeit ein für Lastthiere brauchbarer Weg nach Tarapoto und bis zur Einschiffungsstation nahe am Huallaga anlegen. Wir wählten diesen letztern Weg, schifften uns aber etwas höher am Flusse ein, einmal um die von Gypsen und farbigen Thonen bedeckten Salzfelsen kennen zu lernen, dann aber auch, um wenigstens auf eine kurze Strecke die Stromschnellen und Engpässe eines solchen Flusses befahren zu haben. Und wahrlich, wir hatten keinen Grund, die Wahl dieses Weges zu bereuen. Der Fluß, bald zwischen steilen Felswänden eingeengt, bald in großen Becken sich ausbreitend, schießt das eine Mal pfeilschnell dahin, so daß man im Vorüberfahren kaum Zeit findet, einen Ueberblick über die Felsgestaltung zu gewinnen; dann dreht er sich in großen Wirbeln, die dem Schiffer gefährlich werden, denn einmal erfaßt, gelingt es meist nur nach öfterm, vergeblichem Bemühen, das Floß wieder der richtigen Strömung zuzuführen. Wie ein Blitz, so schnell gleitet unser aus korkleichtem Holz gezimmertes Floß die schiefe Fläche der Stromschnellen hinab; die fest zusammengekauerten Indianer verschwinden unter der sich überschlagenden Welle, deren Gischt auch unsern erhöhten Sitz überfluthet; das Floß richtet sich wieder auf, um langsam, sich um sich selbst drehend, auf der ruhigen Fläche abwärts zu schwimmen.

Nur kurze Zeit dauerte diese anregende Fahrt; der letzte „Pongo“ war passirt, die Salzfelsen von Callanayacu, das Ziel so mancher Indianerfahrt, war erreicht, und von hier ab bot die Schifffahrt kaum mehr einige Schwierigkeit.

Gehört das Salz auch nicht zu den unabweisbaren Bedürfnissen des Menschen — denn es sollen am Ucayali Stämme wohnen, welche wohl Fische für die Händler einsalzen, aber einen wahren Widerwillen gegen den Genuß des Salzes an den Tag legen —, so ist sein Gebrauch doch so allgemein und einmal daran gewöhnte Nationen fühlen ein so dringendes Verlangen nach dieser Würze unserer Speisen, daß wir wohl begreifen können, wie zur Erlangung und Beschaffung desselben selbst große Opfer nicht gescheut werden. Als theuer erkauft aber kann das Salz betrachtet werden, wenn nach sechs- bis achtmonatlichen und noch längeren Fahrten die ganze Bemannung mit den wenigen Centnern, welche ein Canoa fassen kann, in die Heimath zurückkehrt. Solch ausgedehnte Reisen unternehmen die Indianer, denn nur am Huallaga und am Ucayali tritt die Steinsalzformation der Cordillere an das Ufer der schiffbaren Flüsse. Wir trafen in Callayanacu mit Napo-Indianern zusammen, welche wir mehrere Jahre früher bei einem Besuche in Quito gesehen hatten. Trotz dem Verbote der Jesuiten, welche das theure an der Westküste gewonnene Seesalz ihren Zöglingen verkaufen möchten, ziehen ganze Familien aus und fahren den Rio Napo herab; an geeigneten Stellen legen sie Pflanzungen von Mais an, in der Hoffnung, bei der Rückreise eine Ernte vorzufinden, oder sie halten sich auf, um durch Fischfang und Jagd die Lebensmittel zur Weiterreise zu beschaffen. Dann beginnt die mühsame Fahrt stromaufwärts im Amazonas und schließlich in dem stark strömenden Huallaga. In allen Ansiedelungen, in allen Ortschaften sind diese bis zu einem gewissen Grade kunstfertigen und arbeitsamen Indianer gern gesehen; sie bringen die besten Fischernetze, netzähnliche Taschen, Blaserohre und vor Allem das so werthvolle Pfeilgift. Sie handeln und tauschen, aber das

Gift wollen sie nur gegen Gift vertauschen, denn auch am Huallaga wird Pfeilgift bereitet, aber merkwürdigerweise schätzt jeder das Product des andern: am Huallaga hält man das Gift von Napo und Putumayo für wirksamer als das an Ort und Stelle bereitete, und die Napo-Indianer bedienen sich mit Vorliebe des Giftes vom Huallaga.

Den Huallaga bis zu seiner Mündung, den Amazonas bis nach Yquitos befuhren wir auf unseren Flößen; doch gehen bei günstigem Wasserstande die peruanischen Regierungsdampfer bis nach Yurimaguas am Rio Huallaga. Yquitos, die Hauptstadt am peruanischen Theile des Amazonen-Stromes, ist ein kleiner Ort, aus wenigen mit Stroh gedeckten Hütten und Häusern bestehend; und doch herrschte einst hier reges Leben, denn 5 Millionen Dollars verwandte die Regierung auf die Gründung dieser wichtigen Station. Als Resultat dieses Aufwandes existiren Bruchstücke einer Maschine zur Ziegelfabrikation, der halbe Unterbau eines Regierungsgebäudes und eine mechanische Werkstätte, deren Arbeiten so theuer sind, daß es selbst der Regierung meist vortheilhafter erscheint, zu Reparaturen ihre Dampfer nach Pará zu senden, als sie in den eigenen Werkstätten schlecht ausführen zu lassen. Kein Dock, kein Arsenal, ja nicht einmal eine Treppe zum Landungsplatze der Dampfboote bietet dieses von der Kriegsmarine verwaltete Etablissement.

Ich benutzte einen der kleinen Regierungsdampfer zur Fahrt auf dem Ucayali, doch gelangten wir nur bis zum Orte Sarayacu, da die Maschine zerbrach; ich fuhr dann mit peruanischen und brasilianischen Dampfern den Fluß abwärts bis zu seiner Mündung, bis zur Hafenstadt Pará. Gute, schnell fahrende Dampfer versehen diesen Dienst, und von der brasilianischen Grenze, von Tabatinga ab, wird Tag und Nacht mit gleicher Schnelligkeit gefahren, und doch berechnet sich die Zeit der Reise nach Wochen. Trotz der Einförmigkeit derselben bleibt als Gesammteindruck ein Gefühl des mächtig Erhabenen, ein Gefühl der Fülle und Macht der Natur, wie ich es großartiger nur im Sturm und Wetter der Cordillere empfunden habe.

Es kann nicht meine Absicht sein, Sie durch Aufzählung, durch namentliche Aufführung aller Ansiedelungen, aller Stationen und der rechts und links einmündenden Flüsse zu ermüden, nur möchte ich erwähnen, daß der Dampfschifffahrt, namentlich auf dem obern Theile des Flusses, große Schwierigkeiten erwachsen können durch die fortgesetzte Entvölkerung der Ufer, bedingt durch die Behandlung, welche den Indianern von den Weißen zu Theil wird. Ganze Ortschaften stehen verlassen, ihre Bewohner haben sich zurückgezogen in die undurchdringlichen Wälder an dem obern Theil der Nebenflüsse. Anfangs bleiben diese Indianer noch Christen, ja sie nehmen sogar die Heiligen aus den Kirchen mit; aber nach wenigen Jahren senden sie diese Holzfiguren, als für ihre fernere Glückseligkeit unnütz, wieder zurück. Als unversöhnliche Feinde der Weißen werden diese Stämme dem Vordringen nach den Quellflüssen dereinst große Schwierigkeiten bereiten.

Wie am Magdalena so auch hier am Amazonas bildet das Delta den schönsten Theil des Flusses; aber klein und zierlich sind die Verhältnisse an der Mündung des colombianischen Stromes im Vergleich zur üppigen Pracht und der ungeheuren Fülle in diesem Meere süßen Wassers.

Bei dem jetzigen leichten Verkehr dürfte eine Fahrt auf dem untern Theil des Amazonas, von Pará bis Manaos am Rio negro, bald in das Programm der Vergnügungsreisen aufgenommen werden. Mühen und Beschwerden bietet diese Reise in keiner Weise; directe Dampfer fahren von Lissabon über Pará bis Manaos, 900 engl. Meilen stromaufwärts, aber außerdem fahren in kurzen Intervallen große Flußdampfer von Pará bis zum Rio negro, an dessen Mündung nicht selten die eigenthümlich geformten Boote der Orinocco-Indianer zu sehen sind, welche, die Verbindung durch den Cassiquare benutzend, die Producte der Grasflächen des Orinocco gegen die Erzeugnisse der Wälder des Amazonen-Stromes austauschen.

An der brasilianischen Küste entlang fahrend, bot sich Gelegenheit, wenn auch nur in flüchtiger Weise, einige Hafenstädte zu besichtigen, so Maranhao, Ceará, Pernambuco, Bahia, Maceó rc., Städte, welche alle einen ungemein freundlichen Eindruck machen, und im Gegensatz zu den spanischen Städten an der Westküste Südamerikas eine gewisse Thätigkeit und Solidität des Handels und Reichthums hervortreten lassen, wenn auch andererseits dem so naheliegenden Einfluß Europas ein wesentlicher Antheil an dieser höhern Entwickelung zugeschrieben werden muß.

Rio de Janeiro, die wunderbare Schönheit der Bay, die Schrecken des Gelben Fiebers sind weltbekannt und ich brauche dabei nicht zu verweilen.

Der Zustand meiner Gesundheit zwang mich zur Rückkehr nach Europa (April 1876); Dr. Stübel aber war es vergönnt, längst gefaßte Pläne zur Ausführung zu bringen. Den Süden Brasiliens durchkreuzend, gelangte er nach den La-Plata-Staaten, besuchte Córdova, überschritt die Cordillere und widmete einige Zeit der Untersuchung vulcanischer Gebirge in der Republik Chile. Dann gegen Norden an der Westküste vorschreitend zogen die Salpeterlager am Littoral Bolivias und Süd-Perus seine Aufmerksamkeit an. Eine Reise von Tacna nach La Paz brachte ihn in das Herz Bolivias und mit einem Besuch des Sees von Titicaca und der Umgegend Arequipas beschloß er seine fast den ganzen südamerikanischen Continent umfassenden Reisen. Ueber Panamá und San Francisco kehrt mein früherer Reisegenosse zurück und dürfen wir wohl hoffen, ihn noch im Laufe dieses Herbstes in Deutschland begrüßen zu können [1]).

[1]) Inzwischen hat sich Dr. A. Stübel am 25. Juli in New-York eingeschifft und ist über London und Paris am 11. August wohlbehalten in Dresden eingetroffen.

# Seistan,

## Persiens Grenzprovinz gegen Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

### Klima und Producte.

Die vier Jahreszeiten sind sehr ungleich vertheilt; die Maxima der Hitze wie der Kälte sind sehr empfindlich, der Uebergang von Hitze zu Kälte und umgekehrt ist sehr plötzlich und rasch. Der Winter beginnt im December und endet im Februar. Schnee fällt in der Ebene selten; 1872 erlebte

Bellew einen solchen von 15 Centimeter Höhe, der vier bis fünf Tage liegen blieb. Fröste sind häufig, das Thermometer fällt bis nahe an den Nullpunkt, ein scharfer Nordwind macht die mit Feuchtigkeit beladene Luft eigenthümlich rauh und unfreundlich, dennoch gilt diese Witterung für die der Gesundheit günstigste im Jahre; nur Arme, denen es an warmer Kleidung fehlt, leiden dann an Rheumatismen und Lungenkrankheiten. Der Frühling ist kurz und durch das Vorherrschen eines kalten Nordwindes unfreundlich; er dauert von März bis Ende April. Sanfte Regen fallen zeitweise, die Unterschiede zwischen der Tag- und Nachttemperatur sind sehr groß. Der Sommer ist die längste aller Jahreszeiten und dauert bis Ende September an. Die Hitze wird als sehr groß beschrieben, als erdrückend und erschlaffend; in der Ebene ist Regen selten, dagegen sind Gewitter in den Bergen häufig, in der Ebene Sandstürme von elektrischen Erscheinungen begleitet. Nordwind weht mit großer Heftigkeit von Mitte Mai bis Mitte September; er schädigt die Saaten und das Wachsthum der Bäume, ist aber sicher der Retter der Gegend gegen die Sumpfausdünstungen, welche sonst das Land unbewohnbar machen müßten. Man benutzt den Wind als bewegende Kraft für Windmühlen eigener Construction, indem an 7 Meter lange und ebenso hohe gegen Norden weiter aus einander stehende Mauern genau in der Richtung von Norden nach Süden aufgerichtet werden, zwischen welchen der Wind hindurchstreicht und die geflochtenen Windräder treibt, mit denen Mühlräder in Verbindung gebracht sind. Mit dem Aufhören des Windes beginnt die ungesunde Jahreszeit, Fieber und Durchfälle enden mit schnellem Verlaufe tödtlich und sind so häufig, daß sie den Einwohnern ein eigenthümliches Gepräge aufdrücken: „Ich traf viele mit Blutleere und Wassersucht behaftete Leute und möchte der ganzen Bevölkerung ein kachektisches Aeußere zuerkennen," was von einem schlechten Ernährungszustand zeugt. Dieser Charakter der Ungesundheit haftet auch dem Herbste (October bis December) an; die Tage sind heiß, die Nächte kalt, Südwind bringt zuweilen Regen.

Unter den Producten nennt Bellew als Kennzeichen der Gegend die Tamariske, Weide und Mimose, verschiedene Salzpflanzen, Rohr und Binsen. Von Tamarisken bildet die Ghaz-Art dicke Waldungen in den Betten der Flüsse und am Hamun-See nördlich von Koh Khodschah: ihr Holz ist hart und wird unter Anderm zu Pflugschaaren verwendet; eine Zweigart, Palas, liefert das Material zu Hütten und Korbwaaren. Die Taghaz-Art ist ein schöner, hochgewachsener Baum, der auf Sandboden gedeiht und hauptsächlich das Brennmaterial liefert. Die Weide wächst gleich der Tamariske als dichter Niederwald auf Flußinseln; zwischen ihnen steht häufig die Pappel von derselben Art wie im Euphrat-Thale und die arabische Akazie. Von der empfindlichen Mimosa wächst eine Zwergart massenhaft auf uncultivirbaren Kiesflächen und liefert für Kameele und Schafherden ausgezeichnetes Futter. Salzpflanzen trifft man über kleinere Flächen zerstreut überall an; Schilf und Rohr umsäumen die Hamun-Wasserlachen, die angrenzenden Sümpfe und die Canäle; einige Schilfarten geben ausgezeichnetes Futter für Pferde und Hornvieh. Auf den Hügeln um das Hamun-Becken gedeiht der wilde Mandelbaum, Asa foetida (in zwei Arten) und zahllose Pflanzen mit Zwiebelknoten.

In der Landwirthschaft brachte die Besetzung durch Persien einen großen Umschwung wegen der Sorgfalt für Anlage und Mehrung der Bewässerungscanäle und der Sicherheit des Absatzes, der sonst durch Fehden und Aufstände gefährdet war. Weizen und Gerste sind Hauptfrucht. Reis, Baumwolle und Taback werden in geringerer Menge gebaut, überall dagegen Gemüse. Melonen bilden in der heißen Jahreszeit für alle Classen die Hauptnahrung. Sonst wurden die Märkte von Farrah und Kandahar von Seistan mit Getreide versorgt; während der englischen Besetzung Afghanistans bezog die Intendantur von dort ihr Korn; jetzt geht der Ueberschuß nach Persien. Unter der persischen Verwaltung wurden Weinberge und Obstgärten bei jedem Dorfe angelegt; Bellew traf auf einem kleinen Flecke Weinreben, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Feigen und Granatbäume dicht neben einander stehend: „In einigen Jahren werden diese Gärten den Charakter der Gegend ganz verändert haben und seinen Wohlstand wesentlich erhöhen" [1]).

Die Thierwelt ist sehr gut vertreten; Wildschwein, Wolf, Schakal und Hyäne trifft man im Seebecken, den wilden Esel, Luchs und Fuchs auf den Rändern an; Hasen und Rehe sind häufig. Außerordentlich zahlreich sind Wasservögel in allen Arten, sie nisten im Schilfe in unglaublichen Mengen. Eine große Landplage sind Moskitos und andere Insecten, darunter eine weiße Fliege mit Stachel, die in den feuchtheißen Rändern der Sümpfe so massenhaft gedeihen, daß sie die Aufzucht von Büsseln unmöglich machen und den Bestand von Pferden und Kühen lichten, welche den Myriaden von Stichen dieser Thiere erliegen; die Viehzucht ist deshalb im Seebecken von geringer Bedeutung und wird nur auf den Weiden über demselben gepflegt, wo die Nomaden große Herden von Kameelen, Rindern und Schafen besitzen. Fische sieht man wenige, ein englischer Angler fing im Hamun etliche kleine Barben.

Die Gewerbeindustrie hat sich unter der persischen Verwaltung in den Städten durch Zuzug von Persern bedeutend gehoben; sonst war sie wie noch heute in den Dörfern und unter den Nomaden Vorrecht einzelner Classen, die sich zunftartig zusammenthun und für ihre Arbeit als Töpfer, Schmiede, Weber und Schuhflicker mit Naturalien bezahlt werden. Gemünztes Geld brachten erst die Perser mit; bis dahin kannte man nur Tauschhandel.

### Die Bevölkerung.

Dieselbe ist aus mehreren unter sich verschiedenen Volksstämmen zusammengeschmolzen, die hier ihre Wohnsitze in verschiedenen Zeiten aufschlugen; ihre Zahl und ihre Sitze wechselten nach den politischen Verhältnissen, in welche das Land in seiner an Wandlungen reichen Geschichte zu den verschiedenen Nachbarreichen trat [2]).

Seistan ist die Wiege der persischen Nation; die dort residirenden Herrscher hatten schon in der Zeit, welche noch der mythologischen Geschichte Irans angehört, ein mächtiges Nebenreich des alten Persien gegründet, sich als die treueste Stütze dieser Könige erwiesen, und wurden dafür schon unter den ältesten Königen mit dem Titel und der Würde eines Reichsverweser (Pehlevan) belehnt [3]). — Die erste größere Auswanderung nach Westen erfolgte nach Khanikoff in der nachalexandrinischen Periode vor der Emporhebung der Sassaniden-Könige (226 n. Chr.); diesen Auswanderern rechnet derselbe die Dschemschidi und Zuri zu, die jetzt im anstoßenden Persien angetroffen werden. Die Dschemschidi haben „die Nase aufgeworfen, Mund groß, Lippen dick und ungraciös. Nach ihrer Ueberlieferung verließen sie Seistan unter den Kaianiden (vorhistorische persische Königsdynastie) vor der Auswan-

[1]) Auf Khanikoff's Karte zu seiner Partie méridionale de l'Asie centrale ist Seistan zu dem Gebiete gezogen, in welchem Palmen gedeihen; Bellew erwähnt aber nirgends ihrer Cultur.

[2]) Vergl. auch die Mittheilungen von Leech im Journal As. Soc. Bengal Bd. XIII (Calcutta 1844).

[3]) Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. I (Leipzig 1871), S. 558 ff., 582 ff.

derung der Zuri; dennoch hat sich die Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung erhalten. Ihre Sprache ist reines Persisch." Von den Zuri heißt es: „Sie sprechen ein sehr reines Persisch, viel reicher an alterthümlichen Ausdrücken als die gegenwärtig in Persien geredete Sprache" [1]). Bis Nadir Schah (1738) behaupteten die Geschlechter der Kayanier ihr Vorrecht auf das Land und die Regierung; jetzt treten neue Stämme in den Vordergrund, Einwanderer streiten mit den alten Geschlechtern um die Herrschaft. „Von jetzt an strebt jeder Große nach Oberherrschaft über seinen Nachbar; jeder schloß mit Nachbarn Bündnisse und suchte sie durch Heirathen zu befestigen; jeder brach den Vertrag bei der ersten günstigen Gelegenheit und fiel in seines bisherigen Verbündeten Land. Diese fortwährenden Fehden führten zur Einwanderung neuer Ansiedler, welche als militärische Colonisten kamen; unter den Wirren der Zeiten setzten sich diese auf ihren Soldgütern als Eigenthümer fest, und so erfolgte die Auftheilung Seistans unter verschiedene Stämme mit entgegengesetzten Interessen und feindlichen Bestrebungen. In diesen Verhältnissen liegt die Erklärung für die fortdauernde Unordnung und das Hinneigen Einiger nach Kandahar, Anderer nach Herat oder Persien, wie die Leichtigkeit, mit welcher die persische Nachbarmacht Besitz von dem Lande ergreifen konnte, das wegen der allgemeinen Zwietracht nicht im Stande war zu widerstehen, dagegen sich jeder Intrigue zugänglich erwies" (Bellew).

Von den einzelnen Stämmen giebt Bellew eine eingehende Schilderung.

1. Kayani; sie sind die Nachkommen der alten Könige und blieben in Seistan die regierende, allein tonangebende Classe bis zur Zeit Nadir's. Ihre Angehörigen bildeten den hohen Adel, die Uebrigen die Dihkans oder Dorfbewohner. Vor Nadir's Zügen nach Seistan zählten die Kaianiden dort 3450 Familien. Sieben Monate lang hielten sie auf ihrer Bergfeste Koh Khodschah im mittlern Theile des alten Hamun-Sumpfes die Belagerung der Perser aus, bis diese durch Hunger zum Abzug genöthigt wurden. Beim zweiten Einfall Nadir Schah's unterwarf sich ihr Führer, der Perser zog zahlreiche Sarbandi ins Land und schuf ihnen in diesen kräftige Gegner. Den tödtlichen Stoß erhielt die Macht der Kayani durch die Aufrichtung des afghanischen Reiches; in den politischen Wirren dieser Zeit, in denen sich die Kayani-Fürsten bald an Persien, bald an Afghanistan anlehnten, verloren sie ihren Einfluß, ihr Land und die Bestallung als persische Gouverneure. Von der einst regierenden Familie leben vier Söhne, die zwei verschiedenen Linien angehören; drei sind ohne allen Einfluß, einer dient im Gefolge des persischen Gouverneurs. Der ganze Stamm ist auf kaum hundert Familien zusammengeschmolzen, die meist um Nasirabad wohnen.

2. Die Seistani, auch Dihkan oder Dorfbewohner, gelten den Eingeborenen als die Urbewohner, was aber nur für die Kalantari-Abtheilung Begründung haben mag, während die Uebrigen eine Mischung von vielerlei Stämmen und Racen sind. Mit Ausnahme der Kalantari besitzt kein Seistani Grundeigenthum, sondern alle sind Pächter oder Diener der besitzenden Classen. Sie sind in unzählige Abtheilungen gespalten. Man trifft sie überall in jedem Districte, und wenn es auch schwer ist, ihre Zahl annähernd zu bestimmen, so ist Bellew doch geneigt anzunehmen, daß sie alle anderen Einwohner an Kopfzahl übertreffen. Ihre Lage ist eine sehr gedrückte und ähnelt der Leibeigenschaft; denn ihre Person, ihre Familie und ihr Eigenthum stehen ganz im Belieben des Oberhauptes des Stammes, unter welchem sie leben. In alter Zeit sollen sie Selbständigkeit und Einfluß besessen haben; erst durch Timur des Lahmen Gewaltacte wurde ihnen diese dienende Stellung aufgezwungen aus Rache dafür, daß ihm ein Seistani mit einem Pfeile den Knöchel verletzte und durch diese Verwundung ihm die Lahmheit des Beines verursachte. Die Seistani verrichten alle landwirthschaftlichen Arbeiten, sind Handwerker und Musiker, Bader und Künstler; sie weiden das Vieh und stellen dem Wilde nach; dabei sind sie alle zur Heeresfolge verpflichtet und sind als Soldaten tapfer und ausdauernd. Man findet unter den Seistani auch Türken, Tataren, Kurden, Moghul und Araber; dann Afghanen, Hazarah, Brahui und Belutschi; den Kern bilden aber Tadschik und Parsiwan; letztere beiden betrachtet Bellew als Nachkommen der ersten persischen Einwohner.

3. Sarbandi, so genannt von dem Verbannungsort Sarband, wo sie Timur ansiedelte; über diese theilte ein gelehrter ehrwürdiger Mann aus dem Schahreki-Stamme, der in Kirman im Exile lebt, Bellew Folgendes mit. „Die Ueberlieferung läßt die Sarbandi von Gudarz, einem Feueranbeter [1]), abstammen. In alter Zeit theilten sie mit Kayani und Schahreki die Herrschaft in Seistan; sie unterhielten damals Verbindungen mit den Brahui; alle drei gingen unter dem Sammelnamen Nakhai. Timur trieb sie aus dem Lande und zerstreute sie; sie wurden südlich der Zarrah-Mulde in Ramrud und am Berge Lakschah angesiedelt; dann nach Hamadan (westlich von Teheran) verbannt und mußten sich in Schahrwan und Sarband niederlassen. Unter Timur's Sohn, Schah Rukh, kehrten einige Familien nach Seistan zurück; erst Nadir ließ die große Menge der Sarbandi wieder nach Seistan übersiedeln und setzte ihr Oberhaupt im Fort von Sekoha, den „Drei Hügeln", ein." Die Sarbandi hielten meist zu Afghanistan; sie nahmen den Kayani viel Land, ihr Führer gelangte zu Macht und zu Selbständigkeit, schloß sich 1853 an Persien an und zog damals in Sekoha zum ersten Male die persische Flagge auf. „Seit der Besitznahme Seistans durch die Perser ist der Einfluß der Sarbandi verschwunden und die hervorragendsten Mitglieder der regierenden Familie wurden als Gefangene und Geißeln nach Teheran gebracht. Man rechnet die Sarbandi mit Einschluß der ihnen untergebenen Dihkan zu 10,000 Familien; die letzteren sind aber die zahlreicheren und ich möchte die Zahl der Sarbandi-Familien zu weniger als 4000 ansetzen."

4. Schahreki, erhielten gleich den Sarbandi ihren Namen vom Verbannungsorte Schahrwan bei Hamadan; sie wollen gleichzeitig mit den Kayani das Land besiedelt haben, theilten unter Timur das Schicksal der Sarbandi, erhielten aber schon unter seinem Sohne, Schah Rukh, die Erlaubniß zur Rückkehr und wohnen von Kirman bis Seistan, in letzterer Provinz bis zu 1200 Familien stark. Im 19. Jahrhundert nahmen sie Stellung gegen die Perser, weshalb diese ihr Oberhaupt nach Teheran abführten. Vor ihrem Auszug nach Hamadan heißen sie Mammassani, auch Nakhai oder Muhammed Hassani Nughai.

5. Belutschen, von welchen drei Hauptstämme zu unterscheiden sind. Die Nahroe-Belutschen (Nharooe bei Pottinger) sind die ältesten Ansiedler dieses Volkes in Seistan; auch sie kamen aber dahin erst im Beginn des laufenden Jahrhunderts. Anfangs suchten sie das südliche Seistan

[1]) v. Khanikoff, a. a. O. S. 133, 140, 158.

[1]) Vergl. über Gudarz und seine Familie, der in der vorhistorischen Geschichte Persiens eine wichtige Mission erfüllt, Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. I, S. 613; Gudarz wird unter König Kaikaus mit der Stadt Ispahan belehnt; mit der Königsfamilie von Seistan ist das Geschlecht von Ispahan auf das Innigste befreundet und verwandt.

als Weideplatz für ihre Herden auf; der Kayani-Fürst Mallik Bahram siedelte sie dann um 1800 um Burdsch Alam als seine Söldner an, um den Uebergriffen der Sarbandi Widerstand leisten zu können. Die Nahroe schusen sich jedoch bald eine selbständige Stellung und gingen mit ihren Nachbarn Heirathen ein. Ihre Führer zeigten bald Hinneigung zu Persien; beim Vormarsch dieser nach Seistan waren sie die ersten, die sich ihnen anschlossen, und ihr Führer wurde zur Würde des „Oberhauptes von Seistan" erhoben. „Vor einigen Jahren sandte der Fürst seinen Sohn, Muhammed Ali, als Geißel nach Teheran; dieser war kurz vor unserer Ankunft ganz verpersischt nach Seistan zurückgekehrt, ging aber während unserer Anwesenheit seiner Familie durch und schloß sich Amir Scher Ali von Kabul an. Vor der Besitznahme Seistans durch die Perser waren die Nahroe Sunniten, jetzt aber sind sie Schiiten. Der ganze Stamm zählt etwa 400 Familien und ihre Unterthanen oder Dihkan sind wahrscheinlich 1200 Familien stark." Die Sangurani-Belutschen kamen nach Garmsal — am Unterlauf des Hilmend vor seiner Nordbiegung — in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, galten in Seistan noch im Beginn dieses Jahrhunderts als „Budenbewohner", deren Hütten aus Zweigen von Tamarisken aufgeführt sind und überall aufgeschlagen werden, wo sie der Futterplatz ihrer Herden hinführt, wandten sich aber später in das Herz von Seistan, den Tschakansar-District, und vertauschten hier die Lebensweise der Nomaden mit seßhaften Beschäftigungen. „Tschakansar wurde der Mittelpunkt und Hauptort ihrer Besitzungen. Ihr Oberhaupt, Ibrahim Khan, wurde 1841 der Mörder von Dr. Forbes; er ist ein Barbar, betäubt sich häufig durch Genuß des indischen Hanfpräparates (Tscharras), ist dabei jedoch mildthätig und freigebig, daher beliebt und zugleich gefürchtet als der schlaueste Viehdieb. Er nimmt eine unabhängige Stellung ein und hat bisher den Ansprüchen der Perser mit Erfolg Widerstand entgegengestellt in der Hoffnung auf Beistand von Kabul; er sandte dahin seinen Sohn, Khan Dschahan, ab, muß aber gegenüber den Persern unterliegen, wenn ihm von Kabul keine Unterstützung zu Theil wird"[1]. Die Tawki-Belutschen sind eine Mischrace aus Belutschen, Brahui und Schahreki; sie entsprechen in socialer Stellung unter Nahroe- und Sangurani-Belutschen den Dihkan unter den alten Seistani-Stämmen; sie sind fast ausschließlich Hirten und landwirthschaftliche Arbeiter. Mit den Sangurani mögen sie 7250 Familien zählen.

Legt man einer Berechnung der Bevölkerung die vorstehenden Familienzahlen zu Grunde und berücksichtigt man, daß nach Bellew die Dihkan alle anderen Stämme an Kopfzahl überragen, so erhält man eine Bevölkerung von 150,000 Seelen, — was etwa das Dreifache sonstiger Schätzungen ausmacht.

[1] Dies geschah seither durch den englischen Schiedsspruch über die Grenze Persiens gegen Afghanistan (s. unten).

---

# Gewitter und Blitzableiter.

Von Dr. **Hermann J. Klein.**

## II.

Obgleich das Gewitter seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen erregte, so tauchte doch erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts die richtige Meinung auf, welche den Blitz als einen gewaltigen elektrischen Funken betrachtet. Die schreckensvollen Versuche von de Romas zu Nerac, dann der Tod Richmann's in Petersburg, der vom Blitze erschlagen wurde, als er bei einem Gewitter eine isolirte, über seiner Wohnung angebrachte Eisenstange auf ihre elektrische Ladung untersuchen wollte, bewiesen bald die Uebereinstimmung zwischen Blitz und elektrischem Funken. Jetzt zögerte Franklin nicht länger, die damals bekannten Gesetze der Reibungselektricität zur Construction des Blitzableiters zu benutzen. Das dabei zu Grunde liegende Princip besteht darin, dem Blitze künstlich eine so gute Leitung in den Erdboden zu verschaffen, daß er nur dieser folgt. Franklin selbst und noch Reimarus glaubten, es genüge vollkommen, den Blitzableiter nur bis in die obersten Schichten des Erdbodens zu führen, und diese irrthümliche Meinung ist selbst heute noch vielfach verbreitet. In Wirklichkeit muß dagegen der Blitzableiter in unterirdischen Wassermassen enden und je größer die Wassermenge ist, um so besser. Die herrliche Kathedrale zu Mailand war in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit einem sehr gut construirten Blitzableiter versehen, der in einer mit Steinplatten ausgelegten Wassercisterne endete. Nichtsdestoweniger traf ein Blitzstrahl am 19. Juni 1819 den Hauptthurm, weil die Wassermenge nicht genügte um die beste Leitung in den Boden zu gewähren. Die Mariahilf-Kirche in Genua wurde häufig vom Blitze getroffen; sie erhielt deshalb 1778 einen Blitzableiter. Nichtsdestoweniger schlug im Juli des folgenden Jahres der Blitz abermals ein, schmolz die Spitze der Auffangstange, folgte eine Strecke weit der Leitung, sprang aber dann auf einige in das Schiff der Kirche führende Stangen und ging durch die Mauer zur Erde. Der elektrische Strahl hatte fast genau denselben Weg eingeschlagen wie bei früheren Gelegenheiten und also so gut wie keine Notiz von dem Blitzableiter genommen. Nachher zeigte sich freilich, warum; denn die Bodenleitung endigte in einer vollkommen trocknen Steinmasse. Aber selbst wenn die Leitung in den feuchten Erdboden geführt wird, so kann dies nicht als genügend erachtet werden, vielmehr muß man darauf bestehen, unter allen Umständen zusammenhängende Wassermassen zu erreichen. Fragt man nach der erforderlichen Quantität dieses Wassers, so läßt sich nur sagen: je größer dieselbe ist, um so besser. In dieser Beziehung bietet ein von Secchi untersuchter Fall sehr viel Lehrreiches. Die Kathedrale zu Alatri war häufigen Blitzschlägen ausgesetzt, in Folge dessen erhielt P. Secchi den Auftrag, sie mit einer Blitzableiteranlage zu versehen. Die Kathedrale mit den umliegenden Gebäuden befindet sich im höchsten Theile der Stadt, der Boden besteht aus Kalkfelsen und eine in den Fels gehauene Cisterne dient zur Ansammlung des Regenwassers. Mehrere Bäume wachsen auf einer nicht dicken Schicht feuchter Dammerde. Unter diesen Umständen verließ sich Secchi mit Recht nicht auf die Cisterne, sondern brachte eine sehr lange Bodenleitung an, die mit einer großen Anzahl von Spitzen versehen wurde, um die Berührung zwischen der Leitung und einer Schicht ausgeglühter Holzkohle möglichst zu vervielfäl-

tigen. Die Höhlung, in welche der Fuß des Ableiters eingelegt wurde, besitzt 5 Meter Länge, 6/10 Meter Breite und reicht bis zu der Tiefe, in welcher sich die Wurzeln der benachbarten Bäume befinden. Um völlig sicher zu gehen, wurden, da das Gebäude zwei hervorragende Punkte besitzt, zwei besondere, vollständige Blitzableiter angelegt und beide über dem Dache mit einander in leitende Verbindung gebracht. Im Falle der Entladung des Blitzes gegen einen der beiden Punkte mußten sich ihm also zwei Wege in den Erdboden darbieten. Diese Einrichtung hatte in der That den besten Erfolg, denn im Verlaufe von acht Jahren wurde die Kathedrale mindestens viermal vom Blitze getroffen, ohne Schaden zu leiden. In der Nacht des 2. November 1871 brach über Alatri ein furchtbares Gewitter aus, drei Blitzschläge trafen die Kuppel des Glockenthurmes und dem letzten Strahl folgte ein so furchtbarer Donner, daß er allgemeinen Schrecken in der ganzen Stadt hervorrief. Nichtsdestoweniger wurde auch jetzt kein Schaden angerichtet, aber am Boden sprang der Blitz ab und stürzte sich auf die Wasserleitung von Alatri nach Ferentino, die vier Jahr nach Errichtung des Blitzableiters vollendet war. Eigentlich hätte dieselbe mit dem Blitzableiter in leitende Verbindung gebracht werden müssen, allein man hatte nicht daran gedacht, weil der Ableiter bis dahin seinen Dienst gut verrichtete; P. Secchi war darüber nicht zu Rathe gezogen worden. In den Wasserthurm münden drei gußeiserne Röhren von 15, 10 und 8 Centimeter Durchmesser und einer Länge von 15,000, 800 und 12,000 Meter. Die Röhren befinden sich neben einander und berühren sich im Wasserhause an mehreren Punkten. Das Wasser war allerdings nicht reichlich vorhanden, aber es circulirte in allen Röhren. Der Blitz warf sich auf diese Röhren und zerriß die Leitung nach Ferentino; ein Theil des Blitzes folgte 800 Meter weit der Röhre nach Alatri, brach dort durch das Wasserreservoir und hinterließ Spuren an den Spitzen des öffentlichen Springbrunnens; ein anderer Theil des Blitzes mußte seinen Weg durch die 15,000 Meter lange mit Wasser gefüllte Röhre von 15 Centimeter Durchmesser nehmen. Hier haben wir also eine große Wassermenge und eine sehr lange Berührung mit derselben, und doch erscheint dies noch nicht ausreichend, um den Blitz in dem gegebenen Fall zu neutralisiren. Diese Thatsache, der ich noch andere anreihen könnte, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, wie wenig die so häufig beliebte Endigung der Bodenleitung in „feuchtem Erdreich" genügt. Blitzableiter mit solchen Endigungen sind schlimmer wie gar keine. Man hört bisweilen die Ansicht aussprechen, der Blitzableiter übe eine anziehende Wirkung auf das Gewitter aus. Das ist glücklicher Weise nicht der Fall, sonst würden gewiß viele Gebäude durch ihre Blitzableiter sehr gefährdet werden. Auf dem Lande kommen nur in seltenen Fällen Blitze in den Boden herab; die bei weitem meisten werden in der Luft neutralisirt. Dagegen strebt auf dem Meere der Blitz weit entschiedener der Erdoberfläche zu, weil hier die Wassermassen sehr kräftig einwirken. Seeschiffe sind daher den Blitzschlägen sehr ausgesetzt und die Verwüstungen, welche der Blitz bei manchen mit mangelhaften Ableitern versehenen Schiffen anrichtet, können als Beispiele dienen, was von vielen ganz ähnlichen Blitzableitern an Gebäuden zu erwarten wäre, wenn nicht die Feuchtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre die Bahn des Blitzes vorzugsweise bedingten. Damit hängt auch die Thatsache zusammen, daß sich eine bestimmte Norm für die Größe des Schutzkreises, d. h. der Fläche, welche ein gewisser Blitzableiter noch mit Sicherheit schützt, nicht finden läßt. Nach alten Annahmen galt noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Meinung, es werde durch einen Blitzableiter eine kreisförmige Fläche geschützt, deren Halbmesser der doppelten Höhe des Ableiters gleich sei. Es war dies die sogenannte Charles'sche Regel. Abgesehen von anderen Einwürfen ist indeß klar, daß die Größe des Schutzkreises von einer Menge Nebenumständen abhängt, wie z. B. Anhäufung von Metallmassen, hohen, spitzen Gegenständen in der Nachbarschaft und dergleichen. Sehr richtig bemerkte 1824 eine französische Commission, welche behufs Prüfung der Vorschriften für Blitzableiter eingesetzt war: „Wir sind der Meinung, daß der geschützte Kreis nicht so groß sein könne bei einem Gebäude, dessen Giebel oder Dächer aus Metall bestehen, wie bei einem solchen, das in seinen oberen Theilen nur Holz, Ziegel oder Schiefer enthält. In diesem letztern Falle würde allerdings der wirksame Theil der Gewitterwolke, obgleich ansehnlich entfernt vom Blitzableiter wie vom Dache, dennoch auf jenen eine stärkere Wirkung ausüben, während im ersten Falle beide Wirkungen für eine gleiche Entfernung ziemlich einander gleich sein würden." Nach der französischen Vorschrift von 1865 erhalten die Pulvermagazine von 28 Meter Länge, 20 Meter Tiefe und 11 Meter Höhe drei Blitzableiter; zwei derselben stehen an den beiden Endpunkten der Langseite der Umfassungsmauer, die den Gewittern am meisten ausgesetzt ist, der dritte in der Mitte der entgegengesetzten Seite. Diese Blitzableiter, deren Auffangstange eine Höhe von 5 Meter hat, sind auf Trägern von 15 Meter Höhe errichtet, längs deren die Leitung in den Boden führt. Unter allen Umständen muß aber diese Bodenleitung sich bis in unterirdische Wassermassen erstrecken, selbst wenn man gezwungen ist, mehrere hundert Meter zu durchlaufen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß ein Blitzableiter eine Fläche schützt, deren Radius gleich der Höhe der Spitze des Ableiters über der Dachfirst ist; dabei ist aber der Zustand des zu schützenden Gebäudes in jedem Falle besonders zu beachten und alle größeren Metallmassen, eiserne Träger rc., sind mit dem Ableiter in metallische Verbindung zu bringen. Wichtig bleibt außerdem immer die Bodenleitung, für die Wasser vorhanden sein muß; jede Endigung in bloß feuchtem Erdboden ist unzureichend. Gebäude mit Metalldächern bedürfen keiner besondern Auffangstange; hier genügt es vollständig, wenn eine metallische Leitung vom Dache bis zu unterirdischen Wassermassen führt. Daß diese Leitung in allen Fällen eine ununterbrochene sein muß, braucht kaum erwähnt zu werden; wohl aber entsteht die Frage, welche Gestalt und welchen Querschnitt man der Leitung zu geben hat. Die theoretisch einfachste ist die des Cylinders, also die Anwendung einer Eisenstange von kreisförmigem Querschnitt und 15 Millimeter Durchmesser. Ein Drahtseil thut den gleichen Dienst. Ganz überflüssig ist es den Durchmesser der Leitstange nach unten hin nach und nach zu vergrößern, wenn der obere Theil überhaupt genügenden Querschnitt besitzt, um den ungehinderten Abfluß der elektrischen Materie in den Boden zu gestatten. Ist letzteres nicht der Fall, so entstehen Spannungserscheinungen, der Blitz kann die Stange zum Glühen bringen oder seitlich abspringen. Man findet noch bisweilen Blitzableiter, bei denen die Auffangstange in mehrere Spitzen endigt, ja bei dem sogenannten verbesserten Blitzableiter von Baldwin waren drei Spitzen, auf einem Magnetstabe stehend, angebracht, eine naive Anordnung, da der Magnetismus hier keine Rolle spielen kann. Es genügt vollständig, die Auffangstange mit einer Spitze zu versehen, die nicht zu scharf ausläuft, damit sie vom Blitze nicht leicht geschmolzen werden kann. Ist im Laufe der Zeit die Spitze stumpfer geworden, so hat dadurch der Blitzableiter an seiner Wirksamkeit nichts verloren, und in den überwiegend zahlreichsten Fällen zeigen sich merkliche Spannungserscheinungen durchaus nicht. Noch gegenwärtig nimmt man vielfach an, daß durch den Blitzableiter ein Theil

der Wolkenelektricität neutralisirt werde; ja Procopius Divisch, der im Jahre 1754 den ersten Blitzableiter in Deutschland errichtete, behauptete, daß Gewitterwolken, die über denselben wegzogen, sich zertheilt hätten. Das ist Einbildung. Theoretisch muß unter dem vertheilenden Einflusse der Gewitterwolke ein Blitzableiter, der in eine feine Spitze endigt, Elektricität ausströmen, und daß dies der Fall ist, kann man bisweilen bei Nacht sehen, wo die Elektricität in Büschelform leuchtend aus der Spitze entweicht. Daß aber hierdurch ein irgend nennenswerther Theil der Elektricität der Gewitterwolke neutralisirt werde, ist durchaus unwahrscheinlich und ein Einfluß des Blitzableiters auf Verminderung des Gewitters gar nicht bewiesen. Fassen wir Alles zusammen, so kann man sagen: Der Blitzableiter spielt bei den meisten Gewittern gar keine Rolle, weil deren elektrische Entladungen sich hoch in der Atmosphäre ausgleichen; er zieht weder die Gewitterwolke an noch vermindert er die Stärke ihrer elektrischen Ladung. Wenn sich dagegen ein Blitz auf ein Gebäude herabsenkt, welches mit einem richtig construirten Blitzableiter versehen ist, so folgt er demselben ohne schädliche Wirkungen auszuüben und wird durch die entgegengesetzte Elektricität der unterirdischen Wassermassen neutralisirt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— In der letzten vor den heurigen Sommerferien abgehaltenen Sitzung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 16. Mai hielt Herr Czerniawski einen interessanten Vortrag über Abchasien, jenes Gebiet des Kaukasus, dessen inzwischen durch die Türken erfolgte Insurgirung die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt hat. Der Redner besprach die merkwürdigen Veränderungen des Bodens, die sich einerseits durch die Einwirkungen des Meeres, durch theilweises Zurücktreten desselben, theilweises Ueberfluthen durch dasselbe, beziehungsweise durch Hebungen oder Senkungen des Uferlandes, andererseits durch Veränderung der Wasserbetten, durch die tiefeingeschnittenen zum Theil unterirdischen, durch Stalaktitenhöhlen sich ergießenden Flußläufe und durch die oft ganz auffälligen Senkungen einer Anzahl von Seen vollzogen haben. In ersterer Hinsicht ist besonders hervorzuheben, daß sich in mehreren Ruinen Spuren von Meeresmollusken finden, ähnlich wie beim Serapistempel von Pozzuoli, während vor der jetzt so viel genannten Stadt Suchum Kale auf dem Meeresboden die Trümmer einer alten Stadt erkennbar sind, die Herr Czerniawski für eine griechische Gründung hält. Bei dieser Gelegenheit mag auf Grund anderer Quellen erwähnt sein, daß an der Stelle der in dem gegenwärtigen Kriege ebenfalls eine Rolle spielenden Küstenstadt Pizunda im Alterthum die von Strabo als groß bezeichnete Stadt Pityos lag, und daß auch die Byzantiner und Genueser an diesen Küsten bedeutende geistliche und fortificatorische Bauten errichteten, von denen heute nur Trümmer oder auch keine Spuren mehr vorhanden sind.

— Aus Turkestan wird gemeldet, daß vier Russen, von Dienern des Chan von Bochara geleitet, den Oxus überschritten haben und nach Balch (dem alten Baktra) gekommen sind. Es wurde ihnen gestattet, Handelsgeschäfte zu machen und die Gegend ringsherum auszukundschaften, worauf sie nach Schehrisebz zurückkehrten.

— Drei Kilometer nördlich von Kaisariye (Caesarea) an der palästinischen Küste mündet das Wadi Zerka, welches im Alterthume als Krokodilfluß (besonders bei Plinius) bekannt war. „Strabo redet auch von einer Stadt Crocodilon. Da das Klima dieses Landstriches dem des ägyptischen Delta ähnlich ist, so würde nichts Auffallendes in dem Vorkommen dieser Thiere liegen; glaubwürdige Reisende behaupten noch in neuerer Zeit deren gesehen zu haben (oder wenigstens Skelete)." So Bädeker's „Palästina" S. 367. Jetzt bringt „Aus allen Welttheilen" (Juni 1877, S. 286) folgende Mittheilung des Herrn Schumacher, amerikanischen Consuls in Haifa: „In Cäsarea haben unsere Leute ein 3 Meter langes Krokodil, das sich 200 bis 300 Schritte vom dortigen Flusse aufs Land entfernte, getödtet; es soll ein Schaf angefallen haben. Das Fleisch der Amphibie haben sie meist gegessen: es soll wie feinstes Kalbfleisch schmecken. Den Schwanz schickten sie uns zur Besichtigung. Das Krokodil war ein Weibchen und hatte 48 Eier im Leibe."

— Das zweite Heft der „Deutschen Geographischen Blätter", des Organes der Bremer Geographischen Gesellschaft, bringt einen sehr eingehenden und höchst interessanten Aufsatz über die Negritos der Philippinen von Dr. Mundt-Lauff in Brüssel, und zwar zunächst den erzählenden Theil, welchem der kritische folgen soll, mit dessen Ergebnissen wir unsere Leser seiner Zeit bekannt zu machen beabsichtigen. Der Verfasser schreibt über seine Reisen Folgendes: „Märcker, geb. aus Halle, Zoologe, Snyder, geb. aus Amsterdam, Botaniker, und ich reisten 1858 nach den Philippinen. Zweck der Reise: Erforschung dieses Archipels. Aufenthalt und Reisen auf dem Archipel 10¾ Jahr, auf Formosa ½ Jahr, Marianen und Carolinen 6 Monate, New Guinea 6 Monate. Meine Rückkehr erfolgte Anfangs 1869. Snyder ist noch auf den Polynesischen Inseln." Unter den verschiedenen Negritostämmen verweilte Dr. Mundt allein über 3½ Jahr. Er beabsichtigt mit seinen Reisegefährten ein größeres Werk unter dem Titel: Forschungsreisen im Philippinen-, Marianen-, Carolinen- und Sulu-Archipel herauszugeben, in welchem die Bevölkerung, die Vulcane, die Thier- und Pflanzenwelt dieser Inselgruppen, wie es scheint, in sehr umfassender Weise behandelt werden sollen. Das Werk läßt Bedeutendes erwarten, wenn man wenigstens nach der aufgewendeten Zeit schließen darf; denn es mag nicht viele Autoren geben, welche mehr als 12 Jahre auf solchen Reisen zugebracht haben.

— Die dem fremden Handel neu eröffneten vier chinesischen Häfen (J-tschang, Wu-hu, Wen-tschou und Pa-choi) sind am 1. April förmlich eingeweiht worden; aber die Kaufmannswelt hat es bis jetzt nach Berichten der „Times" auffallend an jeder Theilnahme und an Unternehmungen fehlen lassen. Mehr und mehr dagegen äußert der Handel das Bestreben sich in Schanghai zu concentriren, von wo andererseits Klagen über stetige Verschlechterung des Fahrwassers im Flusse Hwong-pu, der die Stadt mit dem Meere verbindet, laut werden. Der Handel von Schanghai beläuft sich jetzt jährlich auf etwa 30 Millionen Pfund und bringt der chinesischen Regierung jährlich 1 Million Pfund ein; aber alle Beschwerden und Gesuche um Correction und Vertiefung der Wasserstraße sind bis jetzt ungehört verhallt. „Bauet doch eure Dampfer nach dem Fahrwasser, statt daß wir unsern Fluß euren Dampfern anpassen," argumentirt der Tsung-li-yamen.

Zur chinesischen Auswanderung. Im Jahre 1876 betrug die Zahl der in Californien angelangten Chinesen 22,781, darunter nur 260 Frauen; über 21,000 derselben blieben in der Stadt San Francisco, während der Rest nach Oregon und Puget Sund weiterzog. 1875 betrug die Ein-

wanderung 18,418, darunter 358 Frauen, so daß sich eine Zunahme von 4363 ergiebt. Nach der neuesten Angabe beträgt die jetzige chinesische Bevölkerung von San Francisco 32,000, eine Zunahme von 11 Proc. seit letztem Jahre. Im Gegensatz zu diesen Zahlen steht die japanesische Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, welche im Jahre 1876 nur 4 Mann betrug. Bei der Präsidentenwahl im vergangenen Jahr haben zum ersten Male mehrere naturalisirte Chinesen im Staate Massachusetts ihre Stimmen abgegeben. In San Francisco hat der Mayor den Gebrauch chinesischer Musikinstrumente zur Feier ihrer Festtage untersagt. Unter den 40,000 Arbeitern auf den Goldfeldern der Colonie Victoria befinden sich 11,138 Chinesen; da die große Mehrzahl derselben des Englischen nicht mächtig ist, hat man die Minengesetze und Regulationen in das Chinesische übersetzen müssen. In den Palmer Diggings in Queensland arbeiten 14,000 bis 15,000 chinesische Goldwäscher, während die Zahl der Europäer nur 1500 beträgt. Englische Consularberichte aus Hongkong, dem Hauptauswanderungshafen Chinas, melden, daß seit 1875 die Zahl der Auswanderer, welche sich hauptsächlich nach Queensland wenden, um die Hälfte zugenommen hat. Von den 15,158 Chinesen, welche von Hongkong nach den Straits Settlements auswanderten, waren 14 Proc. weiblichen Geschlechts, wogegen das Verhältniß in Californien kaum 2 Proc. erreicht. Auch bei den Auswanderern nach Penang und Singapore hat sich die Zahl der Weiber verdoppelt. (F. B.)

Die erste Telegraphenleitung in China, 6 engl. Meilen lang, ist jetzt eröffnet worden; sie verbindet die Amtswohnung des Vicekönigs von Tschi-li, Li-hung-tschang, mit dem Arsenale in Tien-tsin. Ein Störungsversuch Seitens der einheimischen Bevölkerung, wie er bei den von Ausländern beabsichtigten Telegraphen gemacht worden war, ist nicht vorgefallen. Schon projectirt der Gouverneur von Formosa mehrere Linien auf seiner Insel.

## Afrika.

— Der Suez-Canal wurde während des Zeitraums vom 1. December 1867 bis zum 31. December 1875 von im Ganzen 6275 Schiffen passirt, die sich nach der Nationalität wie folgt vertheilen: 4347 englische, 292 italienische, 168 holländische, 140 ottomanische, 345 österreichische, 118 deutsche, 48 russische, 82 spanische und 10 amerikanische. Von diesen waren 1107 Post- und 4406 Handelsdampfer. Die Gesammtzahl der den Canal passirenden Reisenden betrug 359,036.

— Die nubische Eisenbahn von Wadi Halfa nach Dongola macht unter der Leitung von Herrn Jansen langsamen, aber stetigen Fortschritt. Die erste Section von Wadi Halfa bis Sigyaya im Wadi Sarras ist für den Güterverkehr schon eröffnet; an der zweiten bis Akascha sind etwa 6000 Arbeiter beschäftigt. Weiter hinauf bei Koye wird der Nil überbrückt werden. Diese Bahn ist den ägyptischen Gläubigern nicht verpfändet, sondern gehört der Verwaltung des Sudan, welche sie mit ihren Ueberschüssen erbaut. Ihre Vollendung wird zweifellos dem Handel jener Gebiete einen starken Anstoß geben und ihr Einfluß wird sich bis Darfur und selbst bis Wadai hin fühlbar machen.

— Die 1816 gestiftete amerikanische Colonisations-Gesellschaft, welche in diesem Jahre ihren 60. Jahresbericht herausgiebt, hat seit ihrer Gründung 15,125 Farbige und 5722 befreite Sklaven, im Ganzen 20,847 Personen, nach Liberia auf der Westküste Afrikas befördert. Diese „schwarze Republik“, welche unlängst mit den Eingeborenen des Innern schwere Kämpfe zu bestehen hatte, beginnt sich wieder zu heben; die Ausfuhr von Kaffee, Zucker, Elfenbein, Palmöl 2c. wächst von Tag zu Tag.

— Die Expedition der Church Missionary Society, zunächst die erste Abtheilung unter Wilson und O'Neill (vergl. „Globus“ Bd. XXXI, S. 95 und 320) erreichte den Ukerewe-(Victoria Nyanza) See nach genau sechsmonatlichem Marsche am 29. Januar dieses Jahres an derselben Stelle wie Stanley. Sie war wie Jener von Mpwapwa auf gutem Wege nach Norden vorgedrungen und hatte dabei den Bezirk Ituru passirt, wo Stanley zwei Jahre früher den Eingeborenen eine Schlacht geliefert hatte; hingegen fand man jetzt dieselben friedlich gesinnt und hörte auch nichts von dem frühern Blutvergießen. In Kagehyi, Stanley's altem Lager am Südufer des Sees, fand man Frederik Barker's, seines Begleiters, Grabstein. Die Expedition hoffte bald ihr Boot auf dem See flott zu haben und zu König Mtesa von Uganda am Nordufer hinüberzufahren, worauf sich binnen Kurzem die Wirkungen einer starken, gutorganisirten und sich selbst erhaltenden Mission am Ukerewe geltend machen werden.

— Am 19. Juli wurde in London eine von der dortigen Geographischen Gesellschaft berufene öffentliche Versammlung abgehalten, um wegen der Betheiligung an der Erforschung Innerafrikas zu berathen. Die gefaßten Beschlüsse sind für die englischen Anschauungen charakteristisch: 1. Der Handel Englands ist sehr an der Entwickelung von Verkehr und Handel zwischen den Küstenplätzen und dem fruchtbaren, aber wenig bekannten Innern Afrikas interessirt, weshalb das Project einer gründlichen Erforschung jenes Gebietes die thätigste Unterstützung der Versammlung verdient; 2. die Geschichte des Sklavenhandels während der letzten drei Jahrhunderte und die noch jetzt alljährlich dabei verübten Verbrechen fordern von allen Nationen, die jemals davon Nutzen gezogen haben, daß dieselben die wirksamsten Mittel für die Unterdrückung dieses Handels anwenden, und eine wesentliche Vorbedingung dafür ist ein systematisches Vorgehen, um die Kenntniß von Innerafrika zu erweitern und die besten Wege in das Innere festzustellen; und 3. das Erschließen Innerafrikas durch geographische Erforschung, vornehmlich im Osten, ist von großer Wichtigkeit für die englischen Colonien in Südafrika und Westindien, weil in Folge dessen der Handel und Verkehr zwischen jenen Ländern sich bedeutend entwickeln kann. Also mit dürren Worten: Wir wollen Afrika erforschen helfen, nicht etwa, weil wir daran ein wissenschaftliches Interesse haben, sondern weil zunächst England und dann seine Colonien davon pecuniären Nutzen ziehen werden. In Glasgow hat sich übrigens eine eigene schottische Afrikanische Gesellschaft gebildet, welche ihre besonderen Reisenden aussenden und ihre eigenen Berichte veröffentlichen wird.

— Die portugiesischen Afrikareisenden Serpa Pinto und Brito Capello haben vor ihrem Abgange nach Loanda London und Paris besucht und sich dort einen Theil ihrer Ausrüstung besorgt; nach Aussage des Herrn d'Abbadie sind sie die am besten und am meisten wissenschaftlich ausgerüsteten von allen Reisenden, die je nach Afrika gegangen sind. d'Abbadie selbst hat ihnen den von ihm erfundenen und „Abbas“ genannten Universal-Theodoliten, welchen er in Abessinien und beim Venusdurchgang in Algerien benutzt hat, mitgegeben. Ferner besitzen sie einen neuen Apparat von Pater Perri zur Beobachtung des Erdmagnetismus, ein treffliches Aequatorial von der Pariser polytechnischen Schule u. s. w. Major Serpa Pinto hat schon früher ausgedehnte Reisen in Südafrika gemacht.

— Aus der Capstadt wird vom 24. Juli berichtet, daß zum ersten Male seit dem Entstehen der Capcolonie ein Kaffer unter den Geschworenen von Grahams Town gesessen hat, ein Ereigniß, auf welches der präsidirende Richter mit einigen passenden Worten hinwies.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj.)

IV.

Das Fürstenthum Montenegro, das nach des Fürsten eigener Angabe auf einem Flächeninhalt von 2900 Quadratkilometer 193,300 Einwohner zählt, zerfällt seiner natürlichen Lage nach in zwei Haupttheile, das südwestliche eigentliche Montenegro und die nordöstlichen Brda, und ist in acht Provinzen getheilt, von denen vier zu Montenegro, vier zu den Brda gehören. Wer einen richtigen Eindruck des montenegrinischen Landes und seiner Bewohner empfangen will, darf sich nicht auf die Kenntniß derjenigen Provinzen oder Nahien beschränken, durch welche der gewöhnlich von den Reisenden gewählte Weg von Cattaro nach Cetinje bis zum See von Scutari führt: er muß womöglich alle Nahien durchstreifen; denn schwerlich findet sich wohl anderswo auf einem verhältnißmäßig so kleinen Gebiete eine solche Abwechselung von unfruchtbaren, rauhen Gegenden, in denen das Leben des Menschen in einem ewigen Ringen mit der Natur besteht, und von lachenden, gutcultivirten reichen Landstrichen. Freilich überwiegt in diesem wechselvollen Bilde der Schatten das Licht um ein Bedeutendes.

Während Katunska, die wichtigste Provinz, weil in ihr die Hauptstadt Cetinje liegt, an Unfruchtbarkeit und Armuth mit der Ljeschanska, dem ärmsten Theile Montenegros, wetteifert, finden wir in Rjetschka, Zrmnitschka und dem montenegrinischen Paradiese Bjelopawlitschka fruchtbaren, reichen Boden, der außer dem Anbau von Hafer, Gerste, Mais und Kartoffeln die Cultur des Weinstocks und des Granatapfelbaumes gestattet. Die letztgenannte Provinz, von reichlichen Wasserläufen durchströmt, gutbewaldet, erinnert an die schönsten Gegenden der Schweiz. Hier ist die schmalste Stelle des Fürstenthums, denn ein Zipfel Albaniens erstreckt sich so weit in montenegrinisches Gebiet hinein, daß ein türkisches Armeecorps, welches etwa von Nikschitj in der Hertzegowina mit einem andern von Spush zusammenstoßen wollte, dieses durch einen kühnen Tagemarsch bewerkstelligen könnte. Im Jahre 1862 haben die Türken eben diesen Handstreich ausgeführt, mit einem für die Montenegriner verhängnißvollen Erfolge. Hier befindet sich auch das Kloster Ostrog, ein Hauptwallfahrtsort der Serben. An die Felswand gelehnt, von einem hohen Berge überragt, mit einer tief in den Felsen gehauenen Capelle, enthält es das Grab des Vladika Basilius, der, abwechselnd Mönch und Krieger, seine asketische Zurückgezogenheit zeitweise unterbrach, um montenegrinische Schaaren in das Feuer türkischer Schlachten zu führen.

Ein großer Theil der Montenegriner, besonders die Bewohner der Moratschka im äußersten Nordosten, lebt von der Viehzucht, und zieht nomadisirend mit den Herden von einem Weideplatz zum andern. Unter den letztgenannten findet der urwüchsige, kräftige echtmontenegrinische Typus noch die meisten Vertreter. Eifrige Patrioten, sind sie zugleich dem Fürsten die ergebensten Unterthanen; treu den alten Traditionen erhalten sie die alte serbische Gastfreiheit aufrecht. Die nationalen Lieder und Gesänge hört der Reisende in ihrer ursprünglichen Reinheit nur noch hier. Ein besonderer Reichthum der Moratschka besteht in den großen Strecken Hochwaldes, dessen mächtige Stämme seit einigen Jahren als Schiffsbauholz ein gesuchter Handelsartikel sind.

Engländer, Franzosen, eine Gesellschaft von Triestiner Kaufleuten, Alle hatten sie ihr Auge auf diesen Handel, als auf ein sichern Gewinn versprechendes Unternehmen, geworfen: schließlich haben die Montenegriner es vorgezogen, ohne Vermittelung ausländischer Zwischenhändler die Waldungen der Moratschla selbst zu verwerthen.

Was den Handelsverkehr Montenegros anbetrifft, so kann derselbe, in Folge der äußerst ungünstigen Lage des Landes, unter den heutigen Verhältnissen nie irgendwelche Bedeutung erlangen. Auf drei Seiten von der Türkei, auf der vierten von Oesterreich begrenzt, durch einen schmalen Streifen beider Länder vom Meere getrennt, hängt Ausfuhr der eigenen, Einfuhr fremder Erzeugnisse lediglich von dem guten Willen der österreichischen Regierung ab, die im dalmatischen Cattaro den Schlüssel zum montenegrinischen Handel in Händen hält. Daher ist denn die Abtretung eines kleinen Streifens türkischen Gebietes bis zum Adriatischen Meere, etwa bei Spitza, und die Anlegung eines montenegrinischen Hafens, die oft genug von den europäischen Mächten befürwortet worden ist, eine Lebensfrage für das kleine Land, das durchaus nicht unter allen Umständen den eigenen Bedarf durch die eigenen Erzeugnisse decken kann: ein Jahr der Mißernte an Mais oder Kartoffeln zieht unfehlbar Hungersnoth nach sich. Optimistische Patrioten Montenegros erwarteten von der letzten Conferenz der Mächte in Constantinopel die endliche Erledigung dieser Angelegenheit sowie die oft vergeblich angestrebte endgültige Regulirung der türkisch-montenegrinischen Grenzen. Vielleicht wird in nicht ferner Zukunft die Lösung der großen orientalischen Frage zugleich den berechtigten Forderungen der Montenegriner Erfüllung bringen.



Montenegriner aus der Rjetschka Nahia.



Montenegrinisches Mädchen aus der Rjetschka Nahia.

(Zeichnungen von Valério.)

Wenn Montenegro dem Reisenden weder Denkmäler noch Ruinen, als einzig sichtbare Spur vergangener Jahrhunderte höchstens einige zerbrochene Steinplatten, Trümmer einer altrömischen Kunststraße, darbietet, so findet sich das interessanteste Feld für eingehendes Studium in den Bewohnern des Landes, ihrem Charakter, ihren Sitten.

Jeder Montenegriner hat das Recht, Waffen zu tragen, seine Stimme in den Volksversammlungen abzugeben. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetze ist hier die schönste Wahrheit; Classenunterschiede bestehen nicht, kein Amt, außer der Fürstenwürde, ist erblich, der Niedrigste des Volkes kann mit Erfolg nach den höchsten Aemtern streben, wenn Fleiß, persönlicher Muth, Klugheit und Bildung ihn dazu befähigen.

Wie der größte Theil der südslavischen Völker sind die Bewohner der Brda blond, während die eigentlichen Montenegriner den brünetten Typus zeigen. Von zierlich-schlankem, wohlproportionirtem Körperbau, zeichnen sie sich Alle durch stolze Haltung und straffen Gang aus. Nur in der Zrmnitschka und Bjelopawlitschka finden wir Leute von hervorragender Statur. Die Rauheit des Klimas sowie die Vernachlässigung der ersten Vorsichtsmaßregeln bei der Kinderpflege bedingen eine große Sterblichkeit unter den Säuglingen: nur die besonders kräftig Geborenen vermögen auszudauern. Begegnet man dennoch zuweilen unter den Montenegrinern schwächlichen Individuen, so kann man mit Bestimmtheit

annehmen, daß in ihren Adern nicht mehr ungemischtes montenegrinisches Blut fließt. Eine charakteristische Erscheinung in der Körperbeschaffenheit der Montenegriner ist die bei kräftigen Constitutionen sonst seltene Eingefallenheit des Leibes, die wohl nicht mit Unrecht dem von früher Jugend auf beständigen Tragen des mit schweren Waffen behängten Gürtels zuzuschreiben ist.

Gewandt in allen Leibesübungen, gute Fußgänger, an einen unaufhörlichen Kampf mit der Ungunst der Natur gewöhnt, ist der Montenegriner befähigt, große Anstrengungen zu ertragen, und seine Lebensbedürfnisse zu vereinfachen wie ein Araber. Bietet sich indessen eine günstige Gelegenheit, so sieht der Reisende mit Staunen den mäßigen Bergbewohner, dem für gewöhnlich eine Wenigkeit Maisbrot oder Kartoffeln, Reis oder Gerste genügt, der seinen Durst aus der nächsten Quelle stillt, bis zur Uebersättigung seinen Magen anfüllen, wenn etwa ein Hammel geschlachtet wird, und bis zur Sinnlosigkeit in Branntwein sich berauschen. Von leichtem, heiterm Temperament, hat der echte Zrnagorze etwas Kindliches in seinem Wesen. Mangel an Geduld und Ausdauer auf der einen, leichte Fassungsgabe und lebhafte Phantasie auf der andern Seite, Ueberschätzung der eigenen Kräfte, aber nach dem ersten Mißerfolge Muthlosigkeit und Verlust des Selbstvertrauens, schneller Uebergang von einem Extrem der Gefühle in das andere, das sind seine charakteristischen Eigenschaften.

Slavische Bauern von der Grenze bei Grahowatz. (Zeichnung von Valério.)

Der kriegerische Sinn des Volkes documentirt sich in der Vorliebe des Einzelnen für den Besitz von Waffen. Gern legt sich der ärmste Montenegriner Entbehrungen auf, wenn er dadurch die Möglichkeit sich verschafft, einen kostbaren Handschar oder schön gearbeitete Pistolen an seinen Gürtel zu hängen. Pistolen mit Steinschlössern sind in Montenegro

Familie montenegrinischer Bergbewohner. (Zeichnung von Valério.)

noch viel im Gebrauch, bei den Begüterten sieht man außer den albanischen silberbeschlagenen Waffen wohl auch schon Revolver an den Gürteln.

Die Bewaffnung der Montenegriner von Staatswegen besteht aus Gewehren der verschiedensten Systeme, die in den europäischen Armeen während der letzten Jahre durch neue ersetzt worden sind; aber nebenbei bewaffnet sich ein Jeder nach seinem Geschmack und seinen Mitteln. In der Nähe der österreichischen Grenze findet man häufig das Martinigewehr. Ueber der Schulter des Bergbewohners hängt die kleine mit Perlmutter ausgelegte Donnerbüchse, wie sie die Baschi-Bozuks tragen, ebenso wie die reichverzierte lange albanische Flinte mit kurzem Kolben und schlank wie eine Entenflinte.

Ein sicheres Auge, feste Hand und beständige Uebung machen die Montenegriner zu vortrefflichen Schützen. Auf der weiten Ebene hinter dem Schlosse von Cetinje ist es keine Seltenheit, den Fürsten Nikolas und seine Umgebung im Scheibenschießen sich üben zu sehen, an dem seine Schwester, die mehr noch als die Fürstin selber den Typus der classischen kriegsgewohnten Montenegrinerin repräsentirt, thätigen Antheil nimmt.

Frau aus Brda. (Zeichnung von Valério.)

Wie bei den Dalmatinern findet man auch bei dem Sohne Montenegros die kindliche Lust an glänzender Kleidung und dem Schmuck mit edlen Metallen. Er giebt viel auf äußern Anstand, würdevoll stolzes Benehmen, und ein hochmüthig-verächtliches Auftreten Fremden gegenüber; kurze Antworten gelten ihm für angemessen. Doch ist dies Alles nur eine Rolle, die er mit Wohlbehagen spielt; nach außen hin Aristokrat, ist er innerlich nicht nur Demokrat, sondern oft von einer rührend-kindlichen Demuth. Und gerade seine gelegentliche Selbstüberschätzung, der überhohe Begriff des eigenen Muthes und der eigenen Tapferkeit treibt ihn oft zu den kühnsten Unternehmungen. Wohl nicht mit Unrecht ist

die Sucht nach äußerm Glanz auf das Tragen des glänzenden Nationalcostüms zurückzuführen, das denn auch, vom wirthschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, als so schädlich sich erwiesen hat, daß Fürst Nikolas vom Anfange seiner Regierung an stets bestrebt ist, durch sein eigenes Beispiel dem Luxus in der Kleidung Einhalt zu thun. Er ist der Erste gewesen, der die massiv-goldenen Schnüre, die die montenegrinische Weste (Dschamadan) zierten, durch einfache Behänge von schwarzer Schnur ersetzte.

Der Montenegriner, von Natur unthätig, verachtet gewissermaßen jede Handarbeit; der Müßiggang ist ihm unentbehrlich zur Aufrechterhaltung seiner Würde. In den letzten Jahren seiner Regierung schickte Fürst Danilo eine Anzahl montenegrinischer Knaben nach Moskau, um sie dort in einem technischen Institut ausbilden zu lassen. So lange es bei den vorbereitenden Studien blieb, zeigten die jungen Bergbewohner sich eifrig — der erste Versuch, ihnen technische Fertigkeiten beizubringen, kränkte sie in ihrer Würde — und von zwölf Knaben waren nur drei zur Erlernung eines Handwerks zu bewegen. Andere Bemühungen, das Volk auf die Bahn des Fortschritts zu leiten, sind erfolgreicher gewesen. Manche Institutionen, die dem Montenegriner der alten Zeit wie fromme Werke erschienen, sind, wenn noch nicht ganz abgestellt, doch im Aussterben begriffen: dahin

Todtenklage vor den Mauern eines Klosters. (Zeichnung von Valério.)

gehören die Tschetas oder Raubstreifzüge bewaffneter Banden in die Nachbargebiete; dahin gehört vor allen Dingen der grausame alt-serbische Gebrauch der Verstümmelung der Leichen gefallener Feinde. Im Jahre 1840 sah Wilkinson auf dem Thurme des Klosters von Cetinje zwanzig aufgepfählte menschliche Köpfe, in den Aufständen von 1875 und 1876 hat sich die Thatsache des Kopf-, Ohren- und Nasenabschneidens erneuert, und im Geheimen soll heute noch der größere oder geringere Besitz dieser schauerlichen Trophäen den größern oder geringern Ruhm des Kriegers bestimmen.

Als besondern Charakterzug des Montenegriners möchten wir schließlich noch seine Zugänglichkeit für neue Ideen anführen, die es leicht macht, ihn zu überzeugen, ihn für eine Sache einzunehmen. So haben die in einigen Städten gegründeten Unterrichtsanstalten guten Erfolg; Cetinje besitzt eine Töchterschule, die es wohl mit Anstalten ähnlicher Art bei uns aufnehmen könnte. Im Innern des Landes freilich empfindet man das Bedürfniß nach Schulbildung noch nicht: der natürliche klare Verstand des Montenegriners, seine ungewöhnliche Beredtsamkeit ersetzen ihm in den meisten Vorkommnissen seines einfachen Lebens das gelernte Wissen.

Der Fremde, welcher der Landessprache unkundig das montenegrinische Gebiet durchstreift, keine Gelegenheit findet in den Kreis der Familie einzudringen, wird sich einen falschen Begriff von der socialen Stellung der Frauen machen. Wenn er nach dem urtheilt, was seinen Blicken sich darbietet, wird er ohne Zweifel dem Ausspruch jenes Schriftstellers beipflichten, der gesagt hat, daß das erste Unglück für die montenegrinische Frau ihr Geborenwerden ist. Und in der That, die langen Reihen magerer, vor der Zeit gealterter Frauen, die, schwere Lasten tragend, gebückt und mühselig die steilen Bergpfade emporklimmen, menschliche Lastthiere, sind nicht geeignet das Loos der Frau in Montenegro anders als bedauernswerth erscheinen zu lassen. Nimmt man dazu

das verächtliche, im besten Falle gleichgültige Betragen, das der Mann ihr gegenüber geflissentlich zur Schau trägt (in Gegenwart eines Fremden wenigstens), hört man die ihm ganz geläufige Redensart: Da prostite, moja jena (Entschuldigen Sie, das ist mein Weib), so wird es Einem schwer zu glauben, was doch der Fall ist, daß nämlich die Frau im Schooße der Familie reichlichen Ersatz findet für das, was ihrer schweren gedrückten Stellung nach außen hin abgeht.

Sicher ist es, daß die Geburt einer Tochter als ein großes Unglück, als eine Art von Schande für die Familie angesehen wird. Wird ein Knabe geboren, so herrscht allgemeine Freude, die Berge hallen wieder von dem Echo der Gewehrsalven, ein festliches Mahl wird gerüstet, alle Befreundeten der Familie bringen dem Neugeborenen ihre besten Wünsche, von denen der am häufigsten ausgesprochene dem Säugling das Glück erfleht, dereinst nicht in seinem Bett zu sterben!

Mit gesenktem Blick und beschämt tritt dagegen der Vater, dem eine Tochter geboren ist, an die Schwelle des Hauses und bittet die Freunde und Nachbarn um Verzeihung. Ereignet sich gar das Unglück mehrmals hinter einander, so müssen nach altem Volksglauben sieben Priester das Haus mit geweihtem Oel besprengen, die alte, verzauberte Schwelle fortnehmen und durch eine neue ersetzen.

Das montenegrinische Mädchen wächst in Entbehrungen und Abhärtungen aller Art auf, vom Auge der sorgsamen Mutter bewacht. Bis es dereinst selbst Familienmutter sein wird, muß es die gröbsten Arbeiten für den einfachen Haushalt verrichten. Sie geht nach der Quelle, die oft genug hoch in den Bergen sich befindet, und bringt das wassergefüllte Faß oder den Schlauch auf der Schulter heim. Sie sammelt in den Felsspalten oder im Walde das Holz für den täglichen Bedarf, sie bereitet das einfache Mahl für den Herrn und Gebieter. Außer diesen regelmäßigen Thätigkeiten beschäftigt sie sich mit Stricken von Strümpfen oder warmen Kleidungsstücken für den Winter, mit Sticken oder Spinnen. Der zarte, aufmerksame Verkehr mit dem männlichen Geschlechte, wie er bei uns selbst in den niederen Ständen stattfindet, existirt für die junge Montenegrinerin nicht. Aber wie sie sich durch ihre sklavische Stellung im Hause nicht bedrückt fühlt, so empfindet sie auch nicht das Bedürfniß nach jener harmlosen Huldigung, die bei uns der Jugend und Schönheit wird: im Gegentheil, es hat den Reisenden oft scheinen wollen, als verletzte der geringste Grad von Aufmerksamkeit, ein bewundernder Blick die montenegrinische Frau des Volkes.

Bei alledem ist die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte eine sehr große: die Montenegrinerin, sei sie jung oder alt, schön oder häßlich, geht unbeschützt in die einsamen Wälder, in die Berge, nie hat sie eine Beleidigung zu fürchten. Bescheiden und zurücktretend im Wesen, in den meisten Fällen durch das mühevolle Leben früh gealtert, finden sich unter den montenegrinischen Frauen doch Individuen von großer Schönheit, theils zarten, anmuthigen Charakters, theils von orientalischem Typus mit großartigen, classischen Zügen und kräftigem Körperbau.

Der alte Gebrauch, die Kinder befreundeter (doch nie verwandter) Familien im ersten Lebensjahre mit einander zu verloben, verschwindet in Montenegro immer mehr. Heutzutage trifft der Jüngling selbst seine Wahl, doch muß dieselbe erst von den Verwandten und dem Familienoberhaupte gutgeheißen werden. Zu ganz früher Morgenstunde, um eine etwaige abschlägige Antwort vor dem Dorfe geheim zu halten, geht er, um die Hand des Mädchens anzuhalten, zu den Eltern. Vorher hat er sich der Einwilligung der Braut schon versichert. Giebt der Vater des Mädchens seine Zustimmung, so darf der nun Verlobte bis zum Hochzeitstage das Haus der Braut nicht betreten. Auf das Genaueste sind die zu wechselnden Brautgeschenke, die in Kleidungsstücken, leinenen und seidenen Stoffen bestehen, festgesetzt. Die Bestimmung des Hochzeitstages, die Wahl der einzuladenden Gäste, die Festsetzung der Summen für das Hochzeitsmahl erfolgt unter althergebrachten Ceremonien in einem Familienrath, die Svila (Seide) genannt, an dem keines der beiden Verlobten Theil nehmen darf, zu welchem aber der Bräutigam zwei Fässer Raki (Branntwein) liefern muß. Der Bruch eines Eheversprechens gehört in Montenegro zu den seltensten Vorkommnissen und zieht unfehlbar die Ausübung der Vendetta nach sich. Die Gebräuche bei der Hochzeit sind denen aller südslavischen Völker nahe verwandt; sie sind reich an symbolischen Handlungen. Besonders charakteristisch ist nur die Sitte, nach welcher die Neuvermählte beim Ueberschreiten der Schwelle ihres neuen Hauses einen kleinen Knaben an der Hand führen muß, den sie dann mit beiden Händen über ihrem Haupte emporheben und dreimal umdrehen muß: Glück und Kraft sollen hierdurch in das Haus einziehen.

Die Montenegriner leben in patriarchalischer Weise, in Gruppen von Verwandten, die alle von einem Ahnherrn abstammen, und jedes Dorf besteht aus mehreren solcher Gruppen oder Familiengemeinschaften, die Dom (Haus) genannt werden. Das Oberhaupt eines Dom heißt Domacin, sein Weib Domacica. In dem seltenen Falle, daß die Gattin des Domacin sich nicht zur Würde einer Domacica eignet, wird eine andere angesehene Frau der Gemeinschaft dazu gewählt. Die Töchter treten durch ihre Verheirathung aus ihrem Dom in den ihres Gatten, und die Gemeinschaft, aus der sie ausscheiden, wird für sie zur Rod oder Verwandtschaft. Der letzte Zweck dieses Zusammenlebens ist die Verwerthung des Besitzes Aller für Alle: Felder, Wiesen, Gärten, Ackerbaugeräthe und Vieh bilden das gemeinsame, untheilbare Vermögen der Gemeinschaft.

Der Domacin wird durch die Gemeinschaft gewählt, es ist nicht das Alter, lediglich die Befähigung, welche die Wahl bestimmt, obwohl die Achtung vor dem Alter bei den Montenegrinern eine sehr ausgeprägte Eigenschaft ist. Die Wahl wird mit größter Feierlichkeit, mit kirchlicher Weihe gewöhnlich am Weihnachtstage vollzogen. Der Domacin führt im Familienrath den Vorsitz, er vertritt die Interessen seines Dom, regelt den Verbrauch des Geldes, besorgt die Vorräthe. Verwalter der Masse, darf er nichts davon nehmen ohne die Beistimmung der Familienväter. Die Ehre des Dom ist ihm anvertraut, und mit der Geschicklichkeit muß er die Tapferkeit vereinen; denn wir befinden uns ja in einem Lande, wo oft genug der Familienhaß Blutvergießen nach sich zieht. Indessen muß er den Frieden nach Kräften aufrecht erhalten, Streitigkeiten schlichten, Wittwen und Waisen beschützen. Man widmet ihm große Verehrung: er nimmt den Ehrenplatz bei Tische ein, giebt Jedem sein Theil von den Speisen; bei seinem Eintritt in das Haus erhebt sich Alles. Will man Abends am Feuer sich belustigen, zur Begleitung der Gusla singen, so muß er um Erlaubniß dazu gefragt werden; bevor er nicht ein Zeichen gegeben hat, darf Niemand in seiner Gegenwart rauchen. Das Recht zu ermahnen und zu tadeln, wo er es für nöthig findet, steht ihm zu, doch darf er weder einen Mann in Gegenwart seines Weibes berufen, um die Autorität nicht zu schädigen, noch auch Ermahnungen an eine Ehefrau richten, die ja unter dem Gebote ihres Gatten steht. Einen Verbrecher darf der Domacin durch einfachen Urtheilsspruch aus der Gemeinschaft ausstoßen. In den Volksversammlungen bestimmen die Domacins die Candidaten zu den hohen Staatsämtern. Nur mit gänzlicher Stimmeneinheit aller Familienväter des Dom

kann der Domacin seiner Würde entkleidet werden. Die augenfälligste Unfähigkeit, Altersschwäche, Trunksucht, Vernachlässigung der ihm anvertrauten Interessen können allein die Veranlassung zu seiner Amtsentsetzung geben. Auch bei einer solchen Gelegenheit wird eine gewisse Feierlichkeit beobachtet, um dem Charakter der Institution nicht zu schaden. Nach der Abendmahlzeit, in Gegenwart Aller, trägt der Aelteste die Beschwerden gegen den Domacin vor, spricht das Urtheil über ihn und fordert ihn auf sein Amt niederzulegen, damit man zu einer neuen Wahl schreiten könne.

---

# Seistan,

## Persiens Grenzprovinz gegen Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

### III.

### Sprache, Religion und Sitten.

Ueber die Sprache äußert sich schon Khanikoff gegen Leech dahin: „Weit entfernt, ein Patois zu sein, ist die Volkssprache in Seistan vielleicht noch der einzige Rest des reinsten alten Persischen, wo es sich bis auf unsere Tage erhielt; es ist keine der wenigst interessanten Mittheilungen, daß sich Kajaniden, welche ich als die wahren Nachkommen der alten Könige nachwies, bis auf die Gegenwart als eigener Stamm erhielten.“ Bellew schreibt hierüber: „Als ich Seistani zum ersten Male sprechen hörte, hielt ich es für Persisch, aber bei größerer Aufmerksamkeit hörte ich viele fremd klingende Worte heraus. Ich vermuthe, daß bei längerm Aufenthalte im Lande einem viele Worte aufstoßen würden, die nur mehr im häuslichen Verkehre im Gebrauche sind und sich als Ueberreste der alten Landessprache erweisen werden. Die Ortsbezeichnungen zeigen Spuren der alten Sprache; viele Dorfnamen lassen an alte Worte denken, deren Bedeutung der Bevölkerung entfallen ist; im Ganzen wurde aber die Umgangssprache ein verderbter Dialekt des modernen Persischen. Eine Menge Worte aus dem Sprachschatz des Sindhi, Belutschi, Brahui, Pakhtu (der Sprache der Afghanen), des Türkischen und Arabischen fanden darin Platz. Die Nomaden sprechen je nach ihrer Abstammung Belutschi, Brahui oder Pakhtu, verstehen aber alle mehr oder weniger Persisch.“

Die Religion war in der Zeit der alten Kayani-Könige die Lehre Zarathustras; sie waren Feueranbeter. Außer Münzen der Sassaniden-Könige mit dem Feueraltar erinnern noch einige Ortsnamen an diese alten Zeiten; so heißt eine niedere Hügelreihe nordwestlich von Kimak „Ataschgah“, „Feuerplatz“, und ein Hügel am Westrande des Seistani-Becken „Koh atasch Khana“, „Feuerhaushügel“. Der Islam ward durch die Araber eingeführt. Anfangs Sunniten, wurden die Seistani Schiiten, als Persien Einfluß bekam; bereitwillig nahmen sie wieder den Sunni-Glauben an, als Nadir Schah diese Wandelung anstrebte, gegenwärtig wiegt der Schia-Glaube unter Dihkan, Kayani, Sarbandi, Schahreki und den Nahroe-Belutschen vor; andere Belutschen werden folgen, sobald sie fest unter die persische Herrschaft gebracht sind. Bezeigt schon der leichte Wechsel zwischen den zwei Hauptsecten ein geringes Interesse an religiösen Fragen, so bestätigt diesen Eindruck die nähere Untersuchung. In der Regel hat der Seistani sehr geringe Kenntniß von seiner Religion, lesen oder schreiben kann er nicht, in seinen Vorstellungen und Handlungen wird er vom größten Aberglauben und alten Stammesgebräuchen geleitet. Zeichen, Omen und Talismanen wird großer Werth beigelegt und, wenn vom Priester ausgelegt oder angewendet, gelten sie als untrüglich, werden aber selbst dann nicht beachtet, wenn der Selbstsucht ein Zwang angethan werden müßte; gilt es eine Blutfehde auszufechten, auf den Raub auszugehen oder Herden zu stehlen, so giebt man nichts auf die Zeichen, sondern vertraut seiner Schlauheit. Die täglichen Gebete und Waschungen werden fortwährend unterlassen; viele Nomaden haben keine Idee vom Inhalte ihres Bekenntnisses, Beschneidung unterlassen viele, Processe werden selten nach dem religiösen Gesetze, dem Schariat, entschieden, was unzweifelhaft Folge der geringen Zahl von Priestern ist, sondern nach Stammesgewohnheiten. „Einige der Oberhäupter sind etwas unterrichtet und bis zu einem gewissen Grade civilisirt; aber der große Haufe ist echter Barbar, ist durch keine Vorurtheile der Kaste oder der Religion gefesselt und kennt kein anderes Recht als das der Macht; letztere erkennen sie rückhaltlos an und beugen sich ihr stumpf, wenn sie ihnen fühlbar wurde.“

Lebensweise und Sitten sind nach der Beschäftigung verschieden. Die Ackerbauer und Handwerker sind körperlich weniger kräftig als die Nomaden, dafür auch ruhiger und lenksamer; viele zeigen Spuren der Blattern, leiden an Fieber, Rheumatismus oder an den Augen. Ihr häusliches Leben zeugt von äußerster Einfachheit. Die Häuser haben ein Kuppeldach und bestehen aus 2 bis 3 in einander gehenden Zimmern; das Meublement besteht aus einigen Filzen und Teppichen mit etlichen Steinkrügen zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln; die Nahrung bildet Weizenbrot, Hammelragout mit Asa foetida als Gemüse, Dickmilch oder Melone. Die Reichen leben besser und lieben Prunk in Kleidern. Seit der Besitzergreifung durch Persien sollen die Verhältnisse der Landleute sich gebessert haben; die Anzüge seien kostbarer geworden, die Leute fleißiger und sparsamer, man handelt jetzt gegen Geld statt in Natur zu tauschen. Die zweite Gruppe der Nomaden und Hirten erinnert Bellew in allem an Araber, ihr gehören alle Belutschen zu, dann Sarbandi und Schahreki. Statt in Zelten wie die Araber leben sie in Hütten aus Flechtwerk; sonst sind sie aber, wie diese, Räuber, die ein unstetes Leben führen; selbst die tiefliegenden Augen, scharfen Züge, harten dürren Lippen und mageren Körperformen haben sie mit diesen gemein, nur sind sie von dunklerer Hautfarbe als die Leute um Bagdad. „Ich bin geneigt,“ fügt Bellew bei, „Belutschen und Araber für ein Volk derselben Race zu halten, und die geringen Unterschiede auf Rechnung der Unterwerfung und staatlichen Umwälzungen zu setzen. Belutschen, Sarbandi und Schahreki, obgleich in Sprache und Namen verschieden, haben dieselben physischen Kennzeichen, und sind darin ganz verschieden einerseits von den Afghanen, andererseits von den Dihkan in Seistan; sie mögen in ihre jetzigen Sitze in der Zeit der arabischen Eroberungen gekommen sein und würden unter den Wirren beim Zusammenbruch der arabi-

schen Herrschaft mit anderen Racen sich gemengt haben. Die Ueberlieferungen der einzelnen Stämme weichen zwar unter einander bedeutend ab, alle weisen aber auf Arabien als Heimath hin [1])." Wie echte Nomaden sind die Männer faul und nur zu Ueberfällen und listigen Anschlägen zu gebrauchen. Die Jagd weiblicher Sklaven und deren Verkauf nach Kandahar, früher ihr lohnendster Erwerb, ist ihnen jetzt zwar unmöglich gemacht; noch immer verlegen sie sich aber auf Viehdiebstahl und Karawanenraub. Die Frau besorgt nicht nur das Hauswesen, sondern auch das bischen Feldbau und erfreut sich einer menschlichen ebenbürtigen Behandlung nur, so lange sie jung und hübsch ist.

### Seistan als persische Provinz.

Zwischen 873 und 900 gelangte Seistan unter den thatkräftigen arabischen Gouverneuren der Saffari-Linie, die Seistan zum Ausgangspunkte ihrer ehrgeizigen Bestrebungen gemacht hatten, vorübergehend zu Selbständigkeit und sogar Bedeutung; ebenso erfreute es sich eines eigenen Gebieters in den Wirren, welche der Thronbesteigung der Safi-Dynastie (1499) in Persien vorhergingen. Sonst theilte Seistan wie in alter Zeit alle Schicksale Persiens; dieses verlor 1749 Seistan in den Wirren nach Nadir Schah's Tode an das unter den Durani-Afghanen neu gegründete afghanische Reich. Die Afghanen theilten Seistan ihrer Provinz Herat zu, setzten einen Afghanen als Aufsichtsbeamten in Lasch ein und überließen die eigentliche Landesverwaltung dem Fürsten der Kajani; 1773 hielten sie das Schahreki-Oberhaupt für zuverlässiger, doch dieser bedrückte die Sarbandi, so daß es bei Rudbar am Hilmend zu einer Schlacht zwischen den einzelnen Stämmen kam, in der er fiel. Nun kam wieder die Kajani-Fürstenfamilie ans Ruder; wegen Auflehnung der Schahreki richtete ein kajani-afghanisches Heer 1785 unter den Aufständischen ein fürchterliches Blutbad an; zu ihrer Stärkung riefen die Kajani die Nahroe-Belutschen ins Land, konnten aber die Machtzunahme der Schahreki und Sarbandi nicht hindern, und verloren immer mehr Land, zeitweise auch die Herrschaft, an diese, da die Afghanen-Könige die Provinz sich selbst überlassen mußten. Während der Belagerung Herats durch die Perser (1837) nehmen die Seistani-Häuptlinge auf Seite der Afghanen Theil an der Vertheidigung der Stadt gegen die Perser; in der Zeit des englisch-afghanischen Krieges (1838 bis 1842) wird Seistan thatsächlich unabhängig. 1845 leistet der Sarbandi-Häuptling sodann dem Kandahar-Fürsten Kohendil Khan den Vasalleneid. Die ehrgeizigen Pläne dieses Fürsten machten jedoch den Sarbandi-Häuptling bald für seine Hausmacht besorgt; er tritt heimlich in derselben Zeit, in welcher Kohendil um die persische Bundesgenossenschaft buhlt, mit Persien in Unterhandlung, erhält von dort die persische Flagge und zieht sie 1853 im Fort von Sekoha auf. Kohendil erhebt dagegen in Teheran Einspruch, stirbt aber und die Flagge verbleibt auf dem Sekoha-Fort. Während der Belagerung von Herat wußten 1856 die Perser einen unzufriedenen Afghanen von Lasch für sich zu gewinnen und erlangten damals Einfluß über ganz Seistan westlich des Hilmend; auf Einspruch Dost Mohammed's zogen sie die dort eingelagerte Armee zurück, nahmen jedoch den Sarbandi-Fürsten mit sich; dieser, Ali Khan, heirathet die Cousine des Schah und kehrt im Frühjahr 1858 mit 500 Reitern, einem persischen Instructeur und 800 Musketen dahin zurück. Die Seistani erkannten die ihrer Unabhängigkeit drohende Gefahr, zogen gegen Ali Khan und seinen Anhang, nahmen Sekoha ein, tödteten Ali Khan und verwundeten seine Gemahlin, die der treue Instructeur mit Hülfe des Gouverneurs von Lasch ihren Feinden entriß.

Persien heuchelt Vergebung, rüstet aber eine Armee, hält jedoch mit ihrer Entsendung nach Seistan zurück, weil England dies als einen Bruch des Vertrages von Paris (s. oben) erklärt. Der Sarbandi-Prinz Tadsch Mohammed genießt hierdurch Selbständigkeit, fürchtet jedoch für diese, als Dost Mohammed von Kabul 1862 gegen Herat zieht; er bietet sich Persien als Vasallen an und dieses dringt nun mit Erfolg auf England, ihm zu gestatten, seine Ostgrenze gegen die Afghanen zu schützen. Nach längeren Verhandlungen läßt die englische Regierung Persien mit der Depesche vom 5. November 1863 wissen, „daß es Seistan als ein bestrittenes Land anerkenne und es dem Schah überlasse, seine Ansprüche darauf mit Waffengewalt geltend zu machen." Zunächst verlegte sich Persien auf Intriguen; derselbe Instructeur Sartip Salih Mohammed, welcher Tadsch Mohammed's Gemahlin gerettet hatte, ging nach Seistan ab, suchte Ibrahim Khan, den mächtigen Sangurani-Häuptling zu Tschakansar — der seinerzeit Dr. Forbes hatte ermorden lassen —, mit dem Sarbandi-Häuptling Tadsch Mahommed zu Sekoha durch Geschenke zu gewinnen und zu beschwichtigen. Seine Bemühungen schlugen fehl und seine Drohung mit der Rache des Schah hatte nur die Folge, daß beide Fürsten 1865 eine Gesandtschaft nach Kandahar abordneten; sie beschwerten sich hier über Vernachlässigung ihrer Interessen Seitens der Afghanen, erklärten keinerlei gemeinschaftliches Interesse mit Persien zu haben und baten um Schutz gegen Persien, dem sie ohne Unterstützung Seitens der Afghanen unterliegen müßten. Bei dem Kampfe, der damals in Afghanistan um die Königskrone tobte, konnte dieses keine Truppen senden; im Februar 1864 fragte Persien in Kandahar an, ob gegen Entsendung eines Regimentes und vier Kanonen „zur Offenhaltung der Karawanenwege" Einspruch erhoben werde; die Anfrage wurde verneint und die Macht ging daher von Mesched ab. Im Mai 1866 folgte von Kirman aus ein Nachschub von 6000 Mann mit 12 Kanonen; diese nahmen dann Besitz von allem Land östlich des Hilmend-Flusses, erbauten vier Forts, erhoben Steuern und führten den Sarbandi-Fürsten Tadsch Mohammed als Gefangenen nach Teheran ab; Nasirabad wurde Mittelpunkt ihrer Verwaltung. Von hier strebten sie nach Gewalt über die Sangurani-Belutschen (mit Tschakansur als Hauptort) und über den afghanischen Gouverneur zu Lasch; beide widerstanden und, da inzwischen in Afghanistan der Bürgerkrieg sein Ende erreicht hatte, sein Amir auch gegen den drohenden persischen Vormarsch die englische Vermittelung angerufen hatte, so kam durch englischen Schiedsspruch der Friede dahin zu Stande, daß eine Linie, die, unter 61° 10' östl. L. v. Gr. und 32° nördl. Br. beginnend, in nordöstlicher Richtung den 62. Grad östl. L. v. Gr. trifft, dann dieser Gradlinie bis unterhalb Nadali parallel läuft, um hinter dem östlichen der beiden Seen sich dem 61. Grad wieder zu nähern, die Grenze gegen Afghanistan wie Belutschistan bildet. Tschakansar und Lasch blieben bei Afghanistan, Garmsel bei Kelat (Belutschistan). Persien nahm den Schiedsspruch noch 1872 an, Afghanistan im September 1873, Kelat wurde erst im Mai 1877 zum Beitritt bestimmt.

Ueber den Wechsel der Regierung und seine Folgen für Seistan spricht sich Bellew 1872 sehr günstig aus: „Während der sieben Jahre seit der Besitzergreifung haben die Perser große Verbesserungen in der Wohlfahrt Seistans erzielt. Sie führten ein strenges Regiment und erzwangen sich Gehorsam und Ordnung; sie erbauten ein Fort bei Nasirabad und umgaben dieses Dorf mit weit hinaus liegen-

[1]) Vergl. damit die Bd. XXXII, S. 55 ff. mitgetheilten Beobachtungen des englischen Majors Green; dieser verwirft Arabien als Mutterland der Belutschen und sucht es in Syrien. Hier bleibt der nähern Forschung noch viel zu thun übrig.

den Befestigungen, um sein künftiges Anwachsen zu einer Stadt zu ermöglichen; sie stellten den Kohak-Canal her und erweiterten ihn, besserten den Hilmend-Damm aus, damit seine Wasser in den Canal abfließen; sie hoben neue Canäle aus und überzogen das Land südlich des Hamun mit einem verwickelten Netze von Bewässerungsgräben, durch welche das Land befruchtet und systematisch auf eine einfache, wenig kostspielige Weise ertragfähig gemacht wurde. Sie siedelten 20,000 Colonisten aus dem von Hungersnoth heimgesuchten Khorassan an, und gaben an 4000 Familien aus den benachbarten Districten Hokat und Khosch Land; in die meisten Dörfer sind Garnisonen von 10 bis 50 Mann eingelegt, eine Gesammtmacht von 3000 Mann Infanterie und 800 Khorassan-Reitern mit 10 Kanonen sorgen für Ruhe und Sicherheit." Die Schattenseiten der persischen Verwaltung sind Rücksichtslosigkeit und grausame Strafen: „Während früher Jeder zu Gewehr, Schwert und Dolch griff, um sich Recht zu verschaffen, regiert jetzt der Polizeistock, selbst Pfählungen werden von der Obrigkeit dictirt; dennoch liegt darin ein Fortschritt gegenüber den früheren gesetzlosen Zuständen."

---

# Neuere Arbeiten über die Thierwelt Amerikas.

F. R. Während durch zahlreiche Berichte und Hinweisungen die Fortschritte in der geographischen und geologischen Erforschung der Neuen Welt öfters unsere Aufmerksamkeit erregen, werden die ihrer ganzen Art nach bescheideneren, aber nicht weniger ergebnißreichen Studien über die dortige Thierwelt meist nur den engen Kreisen der Zoologen bekannt. Und doch haben manche ihrer Ergebnisse ein weitreichendes Interesse. Man kann sagen, daß gegenwärtig in keinem Erdtheile, Europa ausgenommen, die zoologische Forschung und besonders ihr zoogeographischer Theil mit solcher Energie betrieben wird. Schon das ist erfreulich, daß wir die Fauna eines so großen und eigenartigen Stückes Erde mit der unseres kleinen Europa endlich ausgiebig vergleichen können. Unsere Begriffe vom Thierleben sind wie alle europäische Begriffe durch die Enge unseres Erdtheils beschränkt, es thut ihnen noth, daß sie an größeren Verhältnissen geprüft werden. Aber man lernt in der Betrachtung eines so reichen Thierlebens auch manche interessante, manche unerwartete Einzelheit kennen. Kann man sagen, daß man ein Bild von irgend einem Theil unserer Erde besitzt, ohne die Thierwelt desselben wenigstens im Allgemeinen zu überschauen? Indem die großen Museen Nordamerikas, vor allen das des Smithsonian Institute zu Washington und das Museum of Comparative Zoology zu Cambridge, sowie die verschiedenen Surveys sich zu Mittelpunkten der Sammelthätigkeit in ganz Amerika machen, leisten sie nicht bloß der Thierkunde, sondern auch der Erdkunde einen Dienst und wir glauben nicht aus dem Rahmen unserer erd- und völkerkundlichen Aufgaben herauszutreten, wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser dann und wann auf die hervorragenderen Früchte dieser rüstig fortschreitenden Arbeit lenken.

## I. Die allgemeinen Beziehungen der nordamerikanischen Thierwelt zu der Südamerikas und der anderen Erdtheile [1]).

Die Eintheilung der Erde in die Fauna-Gebiete der paläarktischen (nördliche Alte Welt), paläotropischen (Süd-Asien), äthiopischen (Mittel- und Süd-Afrika), nearktischen (Nordamerika), neotropischen (Mittel- und Süd-Amerika) und australischen Provinz (Australien, Neu-Guinea) ist seit Sclater's Arbeiten von den meisten Thiergeographen angenommen. Wiewohl gegen ihre Abgrenzungen Manches zu sagen wäre, kann man sich doch nicht verhehlen, daß die Erinnerungen, die man zu machen hätte, eigentlich auf alle ähnlichen großen und allgemeinen Eintheilungen Anwendung finden und damit eigentlich gegen das Princip derselben gerichtet werden müßten. Man hat bei einer Eintheilung wie dieser immer Knoten zu durchhauen. Den mannigfaltig verschlungenen Fäden der Beziehungen, welche zwischen den Thieren der verschiedenen Erdtheile und Länder bestehen, wird man vielleicht gerecht werden mit einer Eintheilung, die 30 oder 40 verschiedene Provinzen der Thierverbreitung unterscheidet — und man hat deren gemacht —, aber man muß für die größere Schärfe der Unterscheidung dann die Uebersichtlichkeit und Kürze in den Kauf geben, und den Wünschen der Specialisten wird selbst eine so detaillirte Sonderung der Wohn- und Verbreitungsgebiete nicht an allen Punkten genügen. Man mag für ein beschränktes Gebiet so viel faunistische Provinzen abgrenzen, als das Gebiet Flüsse und Bergzüge oder sonst natürliche Abschnitte hat, aber bei einer allgemeinen Betrachtung der Thierverbreitung wird man immer wieder auf jene großen Gebiete zurückkommen, deren Größe und Begrenzung sich nicht bloß auf die Verhältnisse der Gegenwart gründen, sondern auch eine tiefere erdgeschichtliche Bedeutung haben.

Das nearktische Reich ist die beziehungsreichste und daher schwerst zu begrenzende von den sechs thiergeographischen Provinzen, gewinnt aber gerade dadurch ein besonderes Interesse. Seine zahlreichen und tiefgehenden Uebereinstimmungen mit dem paläarktischen, seine Anklänge an das neotropische Reich weisen ihm eine wichtige Mittelstellung an. Auf seinem Gebiete begegnen sich Thier- und Pflanzenarten, die den Typus der entlegensten Gebiete an sich tragen; seine Fauna erscheint manchmal nur wie eine Variation der paläarktischen, gewinnt aber an anderen Punkten wieder durch Zumischung neotropischer Formen sehr eigenthümliche Züge. Von der einen wie von der andern ist es gleich schwer, sie mit Entschiedenheit abzusondern, und man findet, daß die geologische Geschichte der nordamerikanischen Continentalhälfte mit ihrem alten Zusammenhang mit Europa-Asien und dem jüngern mit Südamerika in dieser Doppelbeziehung sich unverkennbar ausprägt.

Von den arktischen Regionen erstreckt sich dieses nearktische Reich bis Nord-Mexico, wo die Halbinsel Californien noch in seine Grenzen fällt. Man schreibt ihm von Wirbelthieren 310 Säugethiere, 756 Vögel, 257 Reptilien, 101 Amphibien, 816 Fische — zusammen 2249 zu; da indessen von den Fischen zahlreiche noch nicht beschrieben sind und auch von Reptilien und Amphibien noch manche zu entdecken sein

[1]) E. D. Cope, Essay on Geographical distribution. Washington 1875.

werden, ist diese Zahl derzeit wohl als etwas zu niedrig zu betrachten. Die Zahl der Insecten schätzt man auf 50,000, eher mehr als weniger, davon 12,000 Käfer. Auf 1000 schätzt man die Zahl der Arten der Krebse, Spinnen und Tausendfüße. Von Mollusken hat man bis jetzt (die Meerbewohner abgerechnet) 400 Lungenschnecken, 438 Süßwasser-Kiemenathmer, 596 Süßwassermuscheln beschrieben. Man kann die Gesammtzahl der Landbewohner des nearktischen Reiches demnach auf mindestens 55,000, und wenn man Raum läßt für die noch zu entdeckenden Arten wohl auf 60,000 schätzen. Von Meeresthieren, die indessen bekanntlich andere Verbreitungsverhältnisse aufweisen als die Landbewohner, kann man gegenwärtig 25 Cephalopoden, 297 Kiemenathmer, 28 Kielfüßer, 53 Hinterkiemer, 25 Flossenfüßer, 4 Beilfüßer, 377 Muscheln, 10 Brachiopoden, 30 Sackthiere (Ascidien), 39 Moosthiere (Bryozoën) aufzählen. Echinodermen kennt man 123, Cölenterata 144. Alle diese Meeresbewohner sind übrigens äußerst unzulänglich bekannt; die einzige Thatsache, daß man von der gesammten langen und formenreichen pacifischen Küste Nordamerikas nur 7 Korallen, 2 Kammquallen, 2 Blasenquallen und 22 Medusen anzuführen pflegt, zeigt zur Genüge, daß wir uns hier noch auf anfänglichen Stufen der Kenntniß befinden, auf welchen von Vergleichungen und Schlüssen keine Rede sein kann.

Auf dem heutigen Standpunkt der thiergeographischen Forschungen stellen sich die Beziehungen des nearktischen Reiches zum paläarktischen und neotropischen folgendermaßen dar: Die Zahl der Säugethierarten, welche den beiden erstgenannten gemein sind, ist nicht gering. Wolf, Fuchs und Hermelin, vielleicht auch Biber, gehen durch die ganze Breite der nördlichen Hemisphäre. Der amerikanische Buffalo ist nur eine Varietät unseres altweltlichen Auerochsen. Der Grizzlybär steht unserm braunen Bär nicht fern. Sehr nahe stehen einander das rothe Eichhörnchen, der Edelhirsch, das Elenthier Europas und Nordamerikas; sie sind von Einigen als Varietäten, von Anderen als sogenannte stellvertretende Arten, d. h. nahverwandte, durch die verschiedenen äußeren Einflüsse, denen sie an ihren verschiedenen Wohnstätten unterliegen, veränderte Formen angesprochen, die man zum Theil nur darum als Arten unterscheidet, weil sie so weit entlegene Wohngebiete einnehmen. Kleinere amerikanische Hirsche gehören vorwiegend zu der nearktischen Gruppe Cariacus. Der Cuguar geht durch Nord- und Südamerika. Einige Säugethiergruppen, die in Nord- und Südamerika vertreten sind, fehlen in der Alten Welt: Bassaridae (unseren Viverren ähnlich), Procyonidae (Waschbären), Phyllostomidae (Vampyrartige), Dicotyles (Wasserschwein), das Beutelthier Didelphys (Opossum). Zahlreiche Vogelgeschlechter der Alten Welt kehren in Nordamerika wieder, so Drosseln, Schwalben, Krähen, Würger, bleiben indessen immer in geringer Zahl. Die Finkengattungen sind meistens verschieden und die Tanagriden (Webervögel), Icteriden, Spottdrosseln, welche einen erheblichen Theil der nordamerikanischen Avifauna ausmachen, kommen in der Alten Welt nicht vor. Von den weitfliegenden Arten der Raub- und Wasservögel sind einige beiden Continenten gemein. Sumpfhabicht, Wanderfalke, Goldadler, Fischhabicht unter den Falconiden, Schneeeule (Nyctea nievea), Surnia ulula, Otus brachyotus (Sumpf-Ohreule), Schleiereule (Stix flammea) unter den Eulen sind Beispiele identischer Arten. Dieselben sind unter den Wad- und Schwimmvögeln noch zahlreicher. Die Cathardidae (Turkey-Buzzards) sind eine der Neuen Welt eigenthümliche Raubvogel-Gattung, dafür fehlen hier eigentliche Vulturiden. Die Hühnerfamilie der Meleagridae ist Nordamerika eigen, die Colibris theilt es mit Südamerika. Zahlreiche Wadvögel, einige Schwimmvögel, der Geier Cathartes aurea, finden sich im nördlichen und südlichen Halbcontinent von Amerika. Unter den Amphibien sind Rana temporaria, unter den Fischen ist der Hecht (Esox lucius) Nordamerika mit Europa gemein, doch sind dies die einzigen Arten niederer Wirbelthiere, bei denen die Uebereinstimmung so weit geht. Die Emyden unter den Schildkröten, die Raniden unter den Amphibien, die Gruppen der Barsche, Störe, Spatularien, Karpfen, Stachler, Neunaugen unter den Fischen sind in Europa und Nordamerika vertreten, dagegen ist die starke Entwickelung der welsartigen Fische amerikanisch, und specifisch nordamerikanisch sind von Reptilien die Schildkröte Chelydra, von Amphibien die Amblystomidae und Amphiumidae, von den Fischen unter anderen die Amiidae und Lepidosteidae. Von Krokodilen sind Alligator, die amerikanische, und Crocodilus, die altweltliche Form, beide in Nordamerika vertreten. Alle nordamerikanischen Eidechsen, mit Ausnahme der Scinken, sind von südamerikanischem Typus. Mit Ausnahme der Frösche ist die Amphibienfauna Nordamerikas in hohem Grade eigenthümlich; die Kröten sind durch einige eigene Gattungen, die Salamander und kiementragenden Amphibien durch eigene Familien und Gattungen vertreten. Es ist natürlich, daß von den Bezirken der neotropischen Region die mexicanische die größte Aehnlichkeit der Thierformen mit dem nearktischen Reiche aufweist. Unter Abzug der kosmopolitischen und der mit Süd-Amerika gemeinsamen Gattungen und unter Auslassung der leichtwandernden Vögel hat Mexico mit Nordamerika gemein: 12 Gattungen Säugethiere, 26 Gattungen Reptilien, 4 Gattungen Amphibien, 5 Gattungen Fische. Die Uebereinstimmungen mit dem westindischen Verbreitungsbezirk sind viel weniger bedeutend; wenn man die Vögel ausnimmt, so ist Anolis principalis, eine weitverbreitete Eidechse, die einzige Wirbelthierart, welche Westindien und Nordamerika gemein ist.

## II. Die Vögel der Landenge von Tehuantepec[1]).

Ueber die Vogelfauna des noch so wenig durchforschten Gebietes des Isthmus von Tehuantepec giebt F. E. Sumichrast, seit lange in dieser Region ansässig, im Bull. of the U. S. National Museum (Nro. 4. 1876) einige interessante Mittheilungen. Es ist bekannt, daß die Zusammenziehung Nordamerikas zwischen 94 und 95° westl. L. Gr. die 290 Kilometer breite Landenge von Tehuantepec erzeugt. Diese Landenge kann man hinsichtlich ihrer Naturbeschaffenheit in drei Abschnitte zerlegen, einen atlantischen, einen centralen und einen pacifischen. Der erstere besteht vorzüglich aus Schwemmland und wird vom Goatzocoalcos und dessen Zuflüssen bewässert; er ist mit dichten und feuchten Wäldern bedeckt, in deren Vegetation die Ueppigkeit der tropischen Natur zu reicher Ausprägung gelangt. Der centrale Abschnitt bietet eine wellige Oberfläche, die von zahllosen kleinen Hügelketten, „Lomas“, durchzogen ist; indem diese sich allmälig erheben und zusammenschieben, verbinden sie sich im Westen mit der Sierra de los Mijes, im Osten mit der Sierra de Chimalapa. Wiewohl von zahlreichen Flüßchen bewässert, bietet diese Region doch nur eine spärliche Vegetation, deren Bilder besonders charakterisirt sind durch Eichenhaine und lichte Wälder kleiner zierlicher Palmen. Der westliche Abschnitt, der Abfall zum Stillen Meere, ist sehr trocken, und die Nordamerikaner nennen ihn

[1]) Birds of S. W. Mexico collected by F. E. Sumichrast. Bull. of U. S. National Museum IV. Washington 1876.

mit Recht mit demselben Worte „Plains“, das sie für ihre Steppen verwenden. Die Flüsse, die hier herabfließen, wie Tehuantepec, Chuchitan, Chicapa, Ostula, sind einen Theil des Jahres an manchen Stellen so trocken, daß die Anwohner ihrer Ufer das Trinkwasser im Sande ihrer ausgetrockneten Betten graben müssen. Es entspricht dieser klimatischen Scheidung, wenn die Zahl der thierischen und pflanzlichen Formen in dem Maße abnimmt, als man sich vom Atlantischen zum Stillen Ocean bewegt; während aber hinsichtlich ihrer Pflanzenwelt diese drei Regionen scharf unterschieden sind, kann man für die Verbreitung der Thiere nur zwei Gebiete abgrenzen, ein atlantisches und ein pacifisches; das Centralgebiet hat eine aus den Formen dieser beiden gemischte Fauna ohne bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten. Man kann die zwei Provinzen der Thierverbreitung in dieser Region durch eine Linie trennen, welche ziemlich zusammenfällt mit der Wasserscheide der pacifischen und atlantischen Abflüsse. Es ist bemerkenswerth, daß während die Thiere der westlichen oder pacifischen Provinz selten nach Osten hinüberwandern, zahlreiche von der östlichen oder atlantischen, besonders Vögel, nach der westlichen, wandern. Die Höhe übt in einem Gebiete wie dem Isthmus, wo die höchsten Gebirge zwischen 180 und 800 Meter verharren, keinen ähnlichen Einfluß auf die Thierverbreitung wie in dem so schroff und hoch ansteigenden eigentlichen Mexico. Hochgebirgsformen kommen nur verirrt vor.

Man kennt aus dieser Region jetzt die Vögel ziemlich genau und findet, daß der Hauptunterschied der westlichen Provinz von der östlichen in dem Nichtvorhandensein zahlreicher Formen in der erstern besteht, welche in der letztern vorkommen. Jene ist viel ärmer als diese. Es betrifft das besonders die Familien der Turdidae und Tanagridae, die auf der pacifischen Seite nicht den Reichthum an Beeren finden, wie auf der atlantischen; dagegen sind Sylviidae und Tyrannidae, welche offene Haine lieben, dort häufiger als hier. Zahlreiche nordamerikanische Wandervögel besuchen im Winter die westlichen Gegenden des Isthmus, wohin die von October an heftig wehenden Nordostwinde sie mit Leichtigkeit führen. Außerordentlich reich sind die Ufer und Lagunen des Stillen Meeres an Wasservögeln, welche zwar meist nordischen Wanderformen angehören, aber nicht selten hier brüten.

Einige Vogelarten sind so häufig, daß sie einen nicht unbedeutenden Theil an der Gestaltung des landschaftlichen Gesammtcharakters des Isthmus nehmen. Tryothorus pleurostictus ist in den lichten Wäldern der westlichen Seite am weitesten verbreitet und ist der einzige waldbewohnende Zaunkönig dieser Region. Ungemein lebhaft, stets in Bewegung, bald am Boden, bald am Stamm, bald in der Krone der Bäume nach Insecten suchend, fehlt er nirgends; das Weibchen sieht man häufiger am Rande der Wälder, während das Männchen seinen Aufenthalt mehr in der Tiefe derselben durch seinen hellen Schlag anzeigt. Manchmal sieht man sie auch paarweise. Das Nest ist retortenförmig aus trockenem Gras gewoben und wagerecht um den Stamm eines Baumes oder um Gebüsch befestigt. Im Mai bis Juli enthält es 3 bis 5 blaugrüne Eier. Unter den Raben ist Calocitta formosa (Chavis bei den Zapoteken) einer der lautesten Vögel in den Wäldern des westlichen Isthmus. Man entfernt sich kaum ein paar Schritte von einem Dorfe, so vernimmt man schon seinen scheltenden, lauten Krächzruf; sie sind nicht bloß nicht scheu, sondern folgen dem Wanderer, kreuzen vor ihm hin und her den Weg, schlagen dabei mit den Flügeln, klappen mit dem Schnabel und lassen unaufhörlich ihren Ruf ertönen. Gemeinsam mit den Aasgeiern raubt er den Rancheros das Fleisch, das sie zum Trocknen in die Sonne hängen, und reißt wundgedrückten Maulthieren Stücke Fleisch aus dem Rücken. Ein Manakin, Chiroxiphia linearis (Familie der Pipridae), ist nur in den feuchten, dichtwaldigen Strichen längs der Gebirgsabhänge häufig. Nur in den einsamsten Schluchten, den lauschigsten Winkeln hört man die lauten, fast ununterbrochen ertönenden Rufe, die das Männchen zur Brütezeit ertönen läßt. Sie haben die eigenthümliche Gewohnheit, daß immer zwei der sammtschwarz, blau und roth gefiederten Männchen neben einander sitzen, dicht beisammen auf demselben Zweig. Ein paar Schritte von ihnen sitzt ein Weibchen, und die beiden steigen auf und ab, mit gelockertem Gefieder, halb offenen Flügeln und geblähten Kehlen. Das Weibchen zeigt sein Vergnügen durch Zittern und Flügelschlag. Jede derartige Vorstellung dauert etwa eine Viertelstunde und sie wiederholen sich nach Pausen von wenigen Minuten, in denen die Thierchen sich ausruhen. Vielleicht hat man es hier mit einem Fall von geschlechtlicher Zuchtwahl zu thun. Ein Fliegenschnäpper (Nyctidromus albicollis) wird bei den Mexicanern Tapas camino oder Ataja camino (Wegversperrer) genannt, weil er die Gewohnheit hat, sich flach mit ausgebreiteten Flügeln auf den Weg zu legen; er ist den nächtlich mit ihren trägen Karawanen ziehenden Maulthiertreibern, die allerlei Abergläubisches von ihm fabeln, eine unwillkommene Begegnung. Von Papageien kommen elf Arten vor, der kleinste und zierlichste von ihnen, Catarina oder Gachupina genannt (Brotogerys Tovi), wird von den Eingeborenen mit Vorliebe gezähmt, und wenn die Zapotekinnen mit ihren flachen Körben auf den Köpfen zu Markte ziehen, darf die geschwätzige Gachupina auf dem Rande des Korbes nicht fehlen. Die beiden kleinen Raubvögel Micrastur semitorquatus und Herpetotheres chachinnans tragen die Namen Vaquero wegen der Vorliebe, mit der sie den Herden folgen, um sich von den Insecten zu nähren, die in deren Nähe nicht fehlen, und Llama Norte, wegen ihres lauten Ka-ha-a-Rufes, den man als eine Prophezeiung schlechten Wetters betrachtet. Die häufigsten Raubvögel sind hier wie überall im tropischen Mexico die Aasgeier, besonders Cathartes papa, der durch den Aberglauben der Bevölkerung geschützt ist, in Wahrheit aber durch das Aufwühlen des Aases, das Herumzerren und Verschleppen desselben der öffentlichen Gesundheit gewiß mehr Schaden als Nutzen bringt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die geheimen Gesellschaften in China.

Die häufigen Aufstände im Reich der Mitte stehen in engem Zusammenhang mit den dort herrschenden geheimen Gesellschaften. Erst wenn man die Wirkung dieser genau kennte, würde man auch den letzten Gründen der Aufstände auf die Spur kommen. Es ist schon gesagt worden: die Chinesen hätten das Recht sich von Zeit zu Zeit gegen die bestehende Regierung zu empören, weil sie weder das Recht der Gesetzgebung besitzen, noch eine Stimme bei Auferlegung

der Steuern, noch irgend eine Macht, den auf ihnen lastenden Druck zu mindern. So viel ist jedenfalls sicher, daß die Regierung in China beständig unter den Ausbrüchen der Unzufriedenheit zu leiden hat, und daß diese beinahe immer auf die Thätigkeit einer geheimen Verbrüderung zurückzuführen sind. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Regierung diese Gesellschaften mit Argwohn betrachtet und eintretenden Falls mit unerbittlicher Strenge gegen sie verfährt.

Eine der furchtbarsten und weitverbreitetsten dieser politischen Verbrüderungen ist die Dreiklang-Gesellschaft, die San-ho-hwuy, auch Tien-ti-hwuy (Himmel- und Erde-Gesellschaft) und Seau-tau-hwuy (Dolch-Gesellschaft) genannt. Sie entstand im Jahre 1674 in der Provinz To-kien mit dem ausgesprochenen Zweck, die Dynastie der Mings wieder auf den Thron zu setzen und Rache für das im Kampfe wider die gegenwärtig regierende tatarische Dynastie vergossene Blut zu üben. Diese Verbrüderung hielt sich etwa 60 Jahre lang zu Fo-kien; dann zerstreuten sich die Mitglieder derselben über das ganze Reich, behielten aber gewisse geheime Zeichen bei, woran sie einander überall erkennen konnten. Sie fuhren fort nächtliche Logen unter besonderen Ceremonien abzuhalten, wobei neue Mitglieder aufgenommen wurden, welche furchtbare Eide zu schwören und Gelübde zu übernehmen hatten. Diese Versammlungen wurden an abgelegenen Orten abgehalten und die Annäherung an den Versammlungsort durch verborgene Fallen aus leichtem mit Rasen und Laub bedecktem Weidengeflecht, in die der Eindringling unfehlbar stürzen mußte, vertheidigt. Die Mysterien dieser Geheimbündlerei begannen mit einem lärmenden, von Musik begleiteten Banket. Dann stellten sich die Brüder vor einem Götzenbilde auf, der Meister nahm einen erhabenen Stuhl ein, acht Mann umgaben ihn mit entblößten Schwertern. Im Laufe der nun folgenden Ceremonien, wobei die neu aufzunehmenden Candidaten eine Hauptrolle spielten, wurde eine Menge Papier als Sühnopfer verbrannt. Der Candidat mußte sich bis auf die Hosen nackt ausziehen, wurde dann vorgerufen, man hieß ihn niederknien, die acht Schwerter richteten sich gegen seinen Hals, und die Prüfung begann. Die erste Frage stellte seine Identität und seinen Geburtsort fest, die zweite betraf seine Verwandtschaft. Auf die Frage: „Leben eure Verwandten oder sind sie todt?" mußte unter allen Umständen geantwortet werden: „Sie sind todt!" da man annimmt, daß der Eintritt in die Gesellschaft von allen irdischen Banden löst. Verschiedene andere Fragen wurden noch gestellt, und mußten die Antworten durch einen Eid bekräftigt werden. Endlich wurde das eigentliche Gelübde unter dem mystischen Symbol des Bluttrinkens abgelegt. Zum Glück für den Candidaten beschränkte sich dieser unangenehme Theil der Ceremonie darauf, daß er eine Tasse Arrac oder Wein trinken mußte, in welche einige Tropfen Blut aus seinem eigenen Finger gelassen wurden. Die nächtliche Arbeit schloß dann damit, daß der Meister den Novizen auferlegte, sich am folgenden Tage bei dem Secretär der Loge zu melden. Dieser stellte ihnen ein Buch zu, welches die geheimen Losungen und Zeichen zu gegenseitigem Erkennen an der Kleidung, an der Art des Essens 2c. enthielt, und wofür jene einen kleinen Geldbeitrag zu entrichten hatten.

Unter diesen Ceremonien constituirt sich ein Zweig der Dreiklang-Gesellschaft. Ob die verschiedenen oben angeführten Namen gleichbedeutende Bezeichnungen derselben Verbrüderung sind, oder ob sie besondere Unterabtheilungen innerhalb der Gesellschaft bedeuten, wissen wir nicht. Jedenfalls hat dieselbe an Zahl und Macht bedeutend zugenommen und wird ihr schädlicher Einfluß von den Behörden der Residenz und der Provinzen stets mit ängstlicher Sorge überwacht. Im Jahre 1817 ließ der Gouverneur von Canton allein 3000 Mitglieder verhaften; doch war man bisher nicht im Stande, sie gänzlich auszurotten.

Der unter dem Namen Seau-tau-hwuy (Dolch-Gesellschaft) bekannte Zweig der Verbrüderung war es, der sich beim Angriff der Taipings (Rebellen) mit diesen gegen die kaiserlichen Truppen verband. Diese zwei Verbrüderungen sind zwar ganz verschiedener Natur: während die der Taipings den Träumen eines bäuerischen Schwärmers entsprang und rein religiöser Natur war, entwickelte sich die Seau-tau aus der Feindschaft gegen die usurpatorische tatarische Dynastie, und hatte, wie oben schon bemerkt, den Zweck, die Mings zu vertreiben und die alte Dynastie wieder einzusetzen. Als die Taiping-Rebellion noch in ihrer Kindheit war, boten acht Häuptlinge der Dreiklang-Gesellschaft dem Hung-siu-tsuen ihren Beistand an. Obschon dieser ihre Teufelsanbetung, ihre Schwüre sowie die letzten Zwecke ihrer Verschwörung verwarf, nahm er doch ihr Anerbieten unter der Bedingung an, daß sie sich zur Verehrung Gottes verständen. Sie nahmen diese Bedingung an und vereinigten ihre Streitkräfte mit den seinigen, um die Regierung der Mandschu zu stürzen. Dieser Versuch mißlang zwar, aber die geheimen Gesellschaften bestehen fort und damit auch der Keim zur Empörung. Gegenwärtig wüthet eine solche in Kwei-tschou. Ueber die Art ihrer Entstehung weiß man nichts, namentlich nicht, ob sie mit den Umtrieben einer geheimen Gesellschaft in Verbindung steht. Sie verbreitet sich rasch weiter; bereits hat sich ein ansehnlicher Theil der kaiserlichen Streitkräfte mit den Rebellen vereinigt.

Eine zweite mächtige geheime Gesellschaft ist die der weißen Lilie oder der weißen Lotusblume. Diese Verbindung entstand unter der Regierung von Kien-lung und nahm unter seinem Nachfolger Kia-king bedenkliche Dimensionen an. Die Statuten der Gesellschaft waren sehr streng: alle Mitglieder mußten Vegetarianer sein. Die Secte besaß einen großen geheimen Fonds, zu dem alle Mitglieder beitrugen. Auch Frauen konnten aufgenommen werden. Fang-yung-shen war Großmeister des Ordens, dem auch seine Frau Ma-erh-ku-liang angehörte, welche nicht nur wegen ihrer geistigen Energie, sondern auch wegen ihrer ungewöhnlichen Körpergröße und Stärke berühmt war. Das Hauptquartier befand sich zu Nanking. Unter der Führerschaft dieses Paars wurde der Plan gefaßt, den kaiserlichen Palast zu Peking in die Luft zu sprengen. Der Plan war fein angelegt; trotz der Menge der Eingeweihten fand kein Verrath statt. Aber als die Ausführung kam, als die Fackel schon angezündet war, erhob sich ein so furchtbarer Gewittersturm, daß alle Anlagen zerstört wurden. Der Palast war gerettet. Indessen war die Sache ruchbar geworden und die Secte wurde heftig verfolgt. Der Vicekönig von Nanking war besonders eifrig bemüht, das Uebel auszurotten. Es kam zu blutigen Zusammenstößen und nach einem furchtbaren Kampfe gelang es, Fang's selbst mit einer Anzahl seiner Gesellen habhaft zu werden. Was aus seiner Frau wurde, ist nicht bekannt. Man ging in eigenthümlicher Weise gegen die Verhafteten vor: sie sollten mit einer milden Strafe davon kommen, wenn sie sich entschlössen Fleisch zu essen. Fang weigerte sich standhaft und wurde hingerichtet; andere Mitglieder verstanden sich zum Fleischessen, sollen aber dafür von den Händen ihrer Brüder unter grausamen Martern gefallen sein. Doch brach dieses scharfe Vorgehen der Behörden die Macht der Gesellschaft. Sie legte ihren Namen ab, und nahm den der U-wei-keau oder Nichtsthuer an; doch besteht sie noch immer und wird sehr gefürchtet. Man glaubt die Mitglieder im Besitz magischer Kräfte: die Rothpapier-Gespenster, welche in Nanking, Su-tschou und Schanghai die Zöpfe abgeschnitten haben sollen, werden als Ausflüsse ihrer Zauberkraft angesehen. Sonst gebildete, kenntnißreiche Chinesen behaupten alles Ernstes: die Eingeweihten seien im Stande, Vögel aus Papier auszuschneiden und ihnen mittelst eines gewissen Zaubers Leben und Bewegung zu verleihen.

Die interessanteste Frage, welche sich an jene Vorgänge knüpft, bleibt immer die: was hinter allen diesen Geheimthuereien stecke? Ist der Zweck ein rein politischer, in dessen Verfolgung die Leichtgläubigkeit der Massen mit jenem Hocus-

pocus unterhalten wird oder steckt eine tiefe religiöse Idee dahinter? Es lassen sich Spuren nachweisen, die auf Beides passen.

Eine der sonderbarsten Possen, die sich allerdings nur auf die Führer der Secte beschränkt, besteht darin, daß sie bei gewissen Veranlassungen den Athem so lange anhalten, als ein Mann braucht, um zwei Teller Reis zu essen. Sie werden dabei ganz steif und schwarz im Gesicht, und behaupten, ihre Seele verlasse während dem den Körper und habe eine Offenbarung. Wenn die Verzückung vorüber sei, kehre sie zurück; dann kommt der Athem wieder und die Offenbarung wird verkündet. Einmal vergaß Einer die herumschweifende Seele zurückzurufen und starb, ein Mißgeschick, welches eine große Aufregung unter den Mitgliedern erzeugte. Die Strenge ihrer Grundsätze macht sie zu echten Mystikern; sie ziehen den Tod dem Brechen ihres Enthaltsamkeitsgelübdes vor. Der politische Charakter ihrer Verbindung ergiebt sich dagegen aus der streng politischen Form ihrer Organisation, wonach ihre Mitglieder den Rang und Titel regelmäßiger Beamten erhalten und durch ebenso feste Verordnungen geleitet werden, wie irgend eine öffentlich anerkannte Körperschaft. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Zopf das charakteristische Merkmal des Mandschu und somit ein Zeichen ist, das die Chinesen als eroberte Race brandmarkt. Das gegenwärtig in Nanking und Schanghai betriebene Abschneiden des Zopfes will daher nichts anderes sagen, als daß die Mandschu-Dynastie dem geheimen Gerichte verfallen sei.

Außer dieser besonders thätigen Secte mag es noch manche andere geben. Doch scheinen manche derselben auch sehr harmlos zu sein, so namentlich die Heang-hen oder Bezirksgesellschaften. Einige Secten sind nichts als Theetrinker und verschmähen Opium und Taback, wie die Brüderschaft der weißen Wolke Peh-yün, welche die Aufmerksamkeit der Regierung kürzlich aus mercantilischen Gründen auf sich zog. Andere Secten sind ganz excentrischer Natur, so die Gesellschaft, welche sich zur sogenannten Reispudding-Religion (Tsze-twan-keau) bekennt. Die Ceremonien dieser Gesellschaft bestehen darin, daß man kleine Klümpchen, Klöße, von einer besonders zähen, klebrigen Reisgattung verzehrt, durch welchen symbolischen Act die Neuaufgenommenen Geheimhaltung ihres Bekenntnisses und zähes Festhalten an einander und an ihrem Glauben betheuern. Auch die Secte der Tuchausbreiter (Tan-pei-keau) hat viele Anhänger und wird von den Behörden mit Argwohn betrachtet. Was sie eigentlich wollen, wissen wir nicht, aber nach ihrem Benehmen könnte man sie für Mondsüchtige halten. Ihr Ceremoniell besteht nämlich darin, daß sie ein großes Stück Tuch oder Baumwollenzeug auf dem Boden ausbreiten, und darauf kniend ihre Gebete verrichten. Wenn sie damit fertig sind, erhebt man auf ein gewisses Zeichen die vier Zipfel des Tuchs und schlingt sie in einen Knoten, so daß die unglücklichen Beter wie in einem großen Sack zusammenkugeln und so ruhen sollen. Es ist wirklich merkwürdig, wie viel persönliche Unbequemlichkeit diese Leute um irgend einer verrückten Grille willen ausstehen.

Minder harmlos erscheint die Verbrüderung zur Ausrottung der Fremden, an deren Spitze der Prinz Tschun, Vater des regierenden Kaisers, stehen soll, über die man aber begreiflicher Weise keine Details vernimmt.

(Celestial Empire.)

## Australien.

— Der australische Reisende Landsborough hat kürzlich in Oxley (Queensland) eine Arbeit vorgetragen, worin er eine Anzahl Thatsachen vorbrachte zum Beweise, daß geschlossener Waldbestand in Australien häufiger, das Klima feuchter und damit besser, das Land mehr und mehr unpassend für Schafweide und geeigneter für Ackerbau werde. Mit der Zeit könnte sogar die große Centralwüste Vegetation erhalten. Ehe noch Schafe eingeführt waren und das Gras abweideten, war dasselbe länger und darum bei den häufigen Bränden den Bäumen und Büschen gefährlich, was jetzt sich vollkommen geändert hat. Grasbrände dehnen sich jetzt nie weit aus. Queensland speciell ist jetzt nach Landsborough's bemerkenswerther Ansicht so ungeeignet zur Schafweide, daß Niemand mehr davon leben kann. Es ist gewiß interessant, die durch die Anwesenheit civilisirter Menschen in Australien hervorgebrachten Aenderungen zu beobachten, und das ist leicht, da wir genau den Zustand des Landes bei der ersten Ankunft derselben kennen. (Nature.)

— Einen unliebsamen Gast, den man nicht los zu werden vermag, nachdem man ihn eingelassen, hat man sich im Südostdistrict von Südaustralien in den Farrenkräutern aufgebürdet. Durch reisende Schafherden aus Victoria eingeführt, hat sich dieses Unkraut, das kein Thier ernährt, so über ganze Gegenden verbreitet, daß alle andere Vegetion erdrückt wird. Ein anderes Unkraut, eine Distel, wurde auf gleiche Weise in diesen District gebracht und drohte so überhand zu nehmen, daß die Weiden ernstlich gefährdet erschienen. Auf beständiges Andringen warf die Regierung eine bedeutende Summe aus, um das Gewächs auszurotten. Einige Hundert Männer wurden unter Aufsehern abgeschickt, um die Disteln (Scotch Thistles Carduus Marianus) abzuschneiden und zu verbrennen. Indeß, da man die Operation erst begann, nachdem die Disteln ihre Samen in alle Winde zerstreut hatten, so hatte die Maßregel weiter keinen Zweck, als einigen Hunderten unbeschäftigter, unzufriedener Arbeiter leichte, gut bezahlte Beschäftigung zu geben. Und schließlich fanden die Schafeigenthümer heraus, daß zur Zeit von Mißwachs die Schafe auch diese Disteln fressen, somit also dem Lande, wenigstens wo kein Ackerbau getrieben wird, ein nicht zu verachtender Futterstoff zugeführt worden ist. Wo überhaupt das Land cultivirt wird, sind bestimmte, sehr scharfe Verordnungen erlassen, welche den Besitzer zwingen, die auf seinem Grund und Boden wachsenden Disteln zu vertilgen.

(Dr. C. E. Jung in Petermann's Mittheilungen.)

— Der Colonial-Secretär von Fidschi hat einen Bericht veröffentlicht, wonach im Jahre 1876 die dortige Ausfuhr sich auf 107,464 Pf. St., die Einfuhr auf 112,806 Pf. St. belief. Es wurde ausgeführt an Cobra und Kokosnußöl für 1436 Pf. St., an Baumwolle für 11,922 Pf. St., Zucker für 9603 Pf. St., Mais für 8464 Pf. St. und Trepang 2491 Pf. St. Außer Hamburg, wohin für 36,774 Pf. St. ausgeführt wurde, geht die Hauptmasse nach Sydney. Einstweilen kann sich der Ackerbau wegen der Schwierigkeit, eine regelmäßige und billige Dampferverbindung zwischen den einzelnen Inseln zu unterhalten, noch nicht recht entwickeln. Zu Ende des Jahres 1876 schätzte man die Zahl der Weißen in Fidschi auf 1569.

— Ein Herr Tate, Professor der kürzlich ins Leben gerufenen kleinen Universität Adelaide, hat zum ersten Male die Colonie Südaustralien einer eingehenden geologischen Untersuchung unterworfen und hat dabei einige sehr werthvolle Entdeckungen gemacht. Im Südostdistrict Südaustraliens bei dem Orte Tarpeena nicht weit von Penola fand er das Rückgrat einer frühern Känguruhart. Nach den vorhandenen Fragmenten zu schließen, muß das Thier die Größe eines Elephanten gehabt haben; somit beruhen die Sagen der Eingeborenen von einer untergegangenen riesenhaften Thierwelt auf historischer Grundlage. Ebenso entdeckte er in den zahlreichen Höhlen des Mt. Gambier's Districts, die meist mit Guano fast angefüllt sind, Reste einer frühern Thierwelt. Am Murray nicht weit von Blanchelava erhielt er den versteinerten Schädel eines Elephanten.

— Der frühere starke Auszug nach Nordamerika hat so gut wie aufgehört. Wenn im Jahre 1873 die Auswanderung dahin aus Großbritannien die Rückwanderung noch um 164,537 überstieg, so war im Jahre 1876 eine solche Ebbe eingetreten, daß 143 Personen mehr zurückkamen als abgegangen waren. Günstiger stellt sich das Verhältniß zu

Australien. Nach den Colonien dieses Continents und nach Neu-Seeland wanderten im Jahre 1873 reichlich 23,000 Personen mehr aus, als von dort zurückkehrten, und im Jahre 1876 hob sich diese Differenz auf 29,617. In den drei Jahren von 1874 bis 1876 ergab das Mehr der Auswanderung nach Australien über die Rückwanderung 116,095. Doch darf man daraus keinen voreiligen Schluß ziehen. Es ist bei diesen statistischen Angaben nicht zu übersehen, daß mehrere Colonien, wie Neu-Seeland, Queensland, Südaustralien und Westaustralien, freie Fahrt mit Verpflegung an gewisse Classen von Auswanderern, wie sie dieselben gerade brauchen, gewähren, und dann ist dabei auch nicht zu vergessen, daß es der größeren Kosten wegen immer seine Schwierigkeiten mit der Rückreise, die gar Mancher gern anträte, hat. Nach den neuesten Nachrichten wäre eine ziemlich starke Auswanderung aus Nordamerika nach Australien, namentlich nach Sydney, im Gange.

— D'Albertis begiebt sich schon wieder auf eine neue Forschungsreise nach Neu-Guinea. Er nimmt einen Ingenieur, fünf Chinesen und zwei Eingeborene mit sich und wird bei seiner Ankunft in Somerset sofort von dort aus in einem kleinen Dampfer die Reise antreten. Es liegt in seinem Plane, behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen einige der Flüsse westlich und östlich vom Fly River zu befahren. Sollten die Flüsse aber eine Befahrung nicht zulassen, so wird er den schon früher von ihm besuchten Fly noch einmal hinauffahren. Er wird dabei auch besonders nach Mineralien forschen, da er sich von deren Reichthum auf Neu-Guinea überzeugt hält. Die Reise soll nach vorläufiger Berechnung acht Monate dauern.

— Der Rev. G. Brown, welcher neuerdings durch seine Reisen auf New Britain, New Ireland und Duke of York Island bekannt geworden, hat aufs Neue von Sydney aus eine längere Reise in die Südsee angetreten. Zunächst wird er die Fidschi-, Samoa- und Rotuma-Inseln besuchen und sich dann abermals nach New Britain begeben, um das Land zwischen Cape Montague und Blanche Bay näher zu erforschen. Mr. Brown gedenkt ungefähr drei Jahre auf dieser Reise zu verbringen.

— In der Bevölkerung der australischen Colonien herrscht eine große Ungleichheit der Geschlechter, wiewohl sich dieselbe gegen frühere Jahre schon bedeutend vermindert hat. Es darf dies aus leicht begreiflichen Gründen in jungen Colonien nicht weiter auffallen. In Südaustralien stellt sich das Verhältniß noch am günstigsten, während Queensland und Westaustralien die stärksten Differenzen aufweisen. In diesen beiden Colonien entfielen am Schlusse des Jahres 1876, bei einer Bevölkerung von 189,000 und 27,000, auf je hundert Personen männlichen Geschlechts nur resp. 65·09 und 66·70 weibliche. In Neu-Seeland (400,000 Einwohner) verhielten sich die Geschlechter wie 100 : 75·79, in Neu-Süd-Wales (629,776) wie 100 : 81·09, in Victoria (840,341) wie 100 : 84·12, in Tasmanien (103,500) wie 100 : 89·01 und endlich in Südaustralien (225,677) wie 100 : 92·30.

— Die Hobsons Bay, zu der bekanntlich Port-Phillip, der Hafen von Melbourne, gehört, ist derartig mit Haifischen angefüllt, daß die Regierung der Colonie Victoria sich neuerdings veranlaßt sah, Prämien auf den Fang dieser Seeungeheuer auszusetzen. Viele Fischer machen sich dies jetzt zu Nutze, und Mancher soll dabei 3 bis 4 Pf. St. pro Tag verdienen. Man denke sich, daß allein in der ersten Woche des Monats Mai nicht weniger als 3500 Haifische gefangen wurden, und darunter einer von 16 Fuß Länge.

— Die Ernteaussichten in Englisch-Indien sind bekanntlich so schlecht, daß man einer Hungersnoth in größtem Maßstabe entgegensieht. Nur die östlichen Theile des Reiches erwarten eine gute Herbsternte, während im Westen, Norden und der Mitte die Dinge sehr kritisch stehen und im Süden für hoffnungslos gelten. Schlechte Nachrichten kommen auch aus Aegypten, wo das schwache Steigen des Nil Befürchtungen erregt. Aus der unten folgenden Tabelle, welche den Wasserstand vom 5. bis 9. August der letzten vier Jahre angiebt, wie derselbe täglich auf der Insel Rhoda bei Kairo gemessen, von den öffentlichen Ausrufern auf allen Straßen Kairos verkündet, in allen Zeitungen abgedruckt, an jedem öffentlichen Gebäude angeschlagen und allen Handelshäusern in Alexandria telegraphirt wird, ergiebt sich, wie sehr er dieses Jahr hinter den drei vorhergehenden zurückgeblieben ist. Ein plötzliches Anwachsen des Stromes in Folge später Regengüsse in Abessinien kann freilich dem Lande noch großen Nutzen bringen; aber alte Praktiker hegen keine großen Hoffnungen mehr auf einen „guten Nil", der nicht unter 26 Fuß messen darf.

Nilometer.

| | 1874 | | 1875 | | 1876 | | 1877 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Pik | Kerat | Pik | Kerat | Pik | Kerat | Pik | Kerat |
| 5. August . . . | 18 | 20 | 15 | 1 | 15 | 19 | 13 | 7 |
| 6. „ . . . | 19 | 11 | 15 | 16 | 16 | — | 13 | 16 |
| 7. „ . . . | 19 | 20 | 15 | 20 | 16 | 18 | 13 | 19 |
| 8. „ . . . | 20 | 6 | 15 | 22 | 17 | 13 | 13 | 21 |
| 9. „ . . . | 20 | 18 | 16 | 22 | 17 | 17 | 13 | 23 |

24 Kerat machen einen Pik, und der Pik nimmt an Größe ab, je mehr der Fluß steigt und je mehr Land von den segenbringenden Fluthen bedeckt ist. Am 10. August war der Pik gleich etwa 15 Zoll.

(Correspondenz der „Times" aus Alexandria.)

**Nachtrag zu dem Artikel „Die Colonie Südaustralien".**
(Nr. 7, S. 104 ff.)

Der am 26. März 1876 stattgefundene letzte Census der Colonie Südaustralien ergab eine weiße Bevölkerung von 213,271, von denen 110,491 dem männlichen und 102,780 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Auf die 26 Grafschaften oder Agriculturdistricte entfielen davon 207,009, auf die Pastoraldistricte 3987, auf die in den Häfen liegenden Schiffe 1532 und auf das Northern Territory 743. Die City of Adelaide hatte eine Einwohnerzahl von 31,573 (15,104 männlich und 16,469 weiblich) und zählte 7041 Häuser.

Nach demselben Census belief sich die Kopfzahl der Eingeborenen, soweit eine Kenntnißnahme möglich war, auf 3953, davon 2203 männlich und 1750 weiblich. Die Erwachsenen beider Geschlechter summirten auf 3353 (1862 männlich und 1491 weiblich) und die Kinder auf 600 (341 männlich und 259 weiblich). Auf die Grafschaften entfielen 1001 — 542 männlich und 459 weiblich — und auf die Pastoraldistricte 2952 — 1661 männlich und 1291 weiblich —. Der bei Weitem größere Theil dieser Eingeborenen trieb ein vagabondirendes Leben. Nur 217 standen bei Europäern in Dienst und noch weniger hielten sich auf den Missionsstationen auf. Ihr Aussterben ist auch in Südaustralien nur eine Frage der Zeit, und in den Ortschaften, wo die Weißen sich am zahlreichsten ausgebreitet haben, ist dieser Fall fast schon eingetreten. Die Berührung mit der Civilisation bedeutet ihren Untergang. So lebten nach dem Census des vorigen Jahres in der bevölkertsten Grafschaft Adelaide (91,408 Weiße) nur noch 13 Erwachsene und ein Knabe, in der Grafschaft Gawler (11,036 Weiße) 11 Erwachsene und 2 Knaben, in der Grafschaft Light (17,870 Weiße) 19 Erwachsene und 1 Knabe und 2 Mädchen, in der Grafschaft Stanley (10,521 Weiße) 12 Erwachsene und 3 Knaben und 3 Mädchen, in der Grafschaft Daly (18,641 Weiße) 40 Erwachsene und 2 Knaben und 2

Mädchen u. s. w. Die geringe Anzahl der Kinder ist bezeichnend. Länger erhalten sich die Eingeborenen in den Pastoraldistricten, wo sie mit den zerstreut lebenden wenigen Weißen nicht so viel in Berührung kommen und die Freiheit auf ihrem Gebiete ihnen weniger beschränkt wird. Am zahlreichsten finden sie sich im Far-Northern-Pastoraldistricte, wo sie 1172 Männer, 935 Frauen, 169 Knaben und 113 Mädchen, zusammen 2389 zählten. Für den Western-Pastoraldistrict verzeichnet der Census 209 Männer, 153 Frauen, 46 Knaben und 31 Mädchen, zusammen 439.

Der Census vom 2. April 1871 giebt die damalige Zahl der Eingeborenen in der Colonie Südaustralien auf 3369 an; man würde aber fehlschließen, wenn man daraus eine wirkliche Zunahme folgern wollte. Zunächst haben sich die Pastoraldistricte, durch die vorrückenden Agriculturdistricte verdrängt, seit der Zeit weiter in die Wildniß vorgeschoben, und ist damit ein größeres Gebiet in den Bereich des Census gezogen worden. Sodann hat es auch mit der Zählung der Eingeborenen seine besondere Schwierigkeit und ist dabei auf völlige Zuverlässigkeit nicht zu rechnen. Die Zahl der über die Agricultur- und Pastoraldistricte hinaus lebenden Eingeborenen der Colonie Südaustralien läßt sich schwer auch nur approximativ angeben, um so weniger als das große von Weißen noch nicht occupirte Gebiet nur zum kleinen Theile erst bekannt ist. Der Census nimmt daher auch keine weitere Rücksicht darauf. Wollte man dennoch die Censuszahlen der Eingeborenen in den verschiedenen Colonien zusammenlegen, um so die Gesammtzahl derselben in Australien zu bestimmen, so würde dies der Wirklichkeit keineswegs entsprechen.

Der officielle Bericht des Council of Education der Colonie Südaustralien über das Jahr 1876 liegt jetzt vor. Wir lernen daraus, daß am Schlusse des Jahres 281 öffentliche Schulen existirten, in denen 25,889 Kinder, bei einem durchschnittlich täglichen Besuche von nur 13,622, unterrichtet wurden. Die Zahl der Kinder, welche in Privatschulen oder zu Hause Unterricht empfingen, belief sich auf 11,170. Da nun am Tage des letzten Census sich 52,942 Kinder im Alter von 5 bis 13 Jahren in der Colonie Südaustralien befanden, so wären im Jahre 1876 mindestens 15,883 ohne allen Schulunterricht aufgewachsen.

Die Regierung von Südaustralien hat erkannt, daß die freie Einwanderung aus Europa auf Kosten der Colonie viele Einwanderer zuführt, welche die Colonie nur als Absteigequartier betrachten und schon in der nächsten Zeit wieder nach einer andern Colonie des Continents, die ihnen bessere Aussichten zu gewähren scheint, auswandern. Um nun dies möglichst zu verhindern, soll sich jetzt jeder Regierungsemigrant gleich in London verbindlich machen, wenigstens zwei Jahre lang bleibenden Aufenthalt in Südaustralien zu nehmen, wenn er nicht eine Strafe von 20 Pf. St. erlegen will. Auch hat die südaustralische Regierung beschlossen, daß ihre Auswanderungsagenten in Europa in Zukunft nicht mehr mit Kopfgeld auf die von ihnen gelieferten Auswanderer bezahlt werden sollen, sondern daß sie eine feste jährliche Besoldung zu beziehen haben. In dieser Weise hofft man mit weniger Gesindel versorgt zu werden. Hoffentlich werden aber auch die Agenten jetzt ihr Geschäft mit mehr Wahrheit betreiben und Auswanderungslustigen die Zustände der Colonie und die Aussichten, welche sie darbietet, in ihrer Wirklichkeit schildern. Bis dahin wurde über die Maßen gelogen!

Aus einer Vorlage, welche dem in Adelaide versammelten Parlamente Ende Juni dieses Jahres gemacht wurde, entnehmen wir, daß die öffentliche Schuld der Colonie am 1. Juli 1877 auf 4,751,000 Pf. St. summirte. Davon wurden 1,549,000 Pf. St. mit 6 Proc., 390,000 Pf. St. mit 5 Proc. und der Rest mit 4 Proc. jährlich verzinst.

Nach einer Erklärung des Premierministers Sir Henry Ayres beabsichtigt die Regierung, die Colonie Südaustralien jetzt auf ihrem noch nicht oder doch nur wenig bekannten Territorial gründlich erforschen zu lassen. (H. G.)

— Die massenhafte Einwanderung von Chinesen in Queensland dauert nicht nur fort, sondern steigert sich auch noch continuirlich. Fleißig, nüchtern und den Gesetzen gehorsam, wie die Chinesen sein mögen, sind sie dennoch keine Colonisten von der besten Sorte. Sie bringen ihre Frauen nicht mit, und was in sehr geringer Zahl von ihrem weiblichen Geschlechte in Australien einwandert, steht fast ausnahmslos auf der niedrigsten Stufe der Sittlichkeit. Es liegt Wahrheit darin, wenn man die Einwanderung der Chinesen eine moralische Pestilenz genannt hat, denn ihre natürlichen Neigungen sind bekannt. Sie kommen nie als Colonisten, sondern ziehen wieder ab, nachdem sie sich auf den Goldfeldern oder sonst durch geizige Sparsamkeit 20 bis 30 Unzen Gold erworben haben, und an ihre Stelle tritt eine frische Einwanderung ihrer Race. Kein Chinese will seine Knochen in einem fremden Lande begraben wissen. Daß diese Chineseneinwanderung viel Unwillen unter den Weißen hervorruft, wird nicht auffallen. Nachdem der britische Colonialminister, Lord Carnarvon, den Beschluß des Parlaments von Queensland, jedem einwandernden Chinesen, welcher die Goldfelder besuchen will, für den Erlaubnißschein (licencefee) 8 Pf. St. abzuverlangen, als gegen die internationalen Verträge verstoßend zurückgewiesen hatte, brachte man in Vorschlag, nur solchen Chinesen die Landung in Queensland zu gestatten, welche ihre Frauen mitbrächten, allein auch dieser Ausweg dürfte schwerlich die königliche Sanction erhalten. Und doch wieder droht hier Gefahr und man fühlt, daß in irgend einer Weise eingeschritten werden muß. Man beruft sich darauf, daß jetzt auch der Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, durch die Noth dazu gezwungen, eine Bill für Regulirung der mongolischen Einwanderung in Berathung gezogen hat. Ein amtliches Telegramm, welches am 12. Juni in Brisbane eintraf, berichtet, daß die Bevölkerung auf den Palmer Diggins — diese liegen ungefähr 210 Miles westlich von Cooktown an der Mündung des Endeavour River — sich aus 1400 Europäern und 17,000 Chinesen zusammensetze, welche über ein Areal von 2000 Quadratmiles zerstreut seien. In Folge des eingetretenen trockenen Wetters hatte die Arbeit im Alluvium wegen fehlenden Wassers so gut wie aufgehört und Hunderte von Chinesen wanderten im größten Elende des Hungers umher und raubten, wo es was zu rauben gab. Dabei trafen immer von Neuem Schiffe aus China in Cooktown ein, mit Chinesen beladen, welche nach den Palmer Diggins wandern wollten.

Die Assembly der Colonie Queensland hat eine Bill votirt, nach welcher keine importirten Südsee-Insulaner auf einer weitern Entfernung von der Küste Verwendung finden dürfen als höchstens 30 Miles, und auch hier nur in tropischer und semitropischer Agricultur. Erfahrung hat gelehrt, daß die Südsee-Eingeborenen das Klima des innern Queensland nicht vertragen können und dort sehr bald hinsiechen.

---

**Inhalt:** Montenegro. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Seistan. III. (Schluß.) — F. Ratzel: Neuere Arbeiten über die Thierwelt Amerikas. — Aus allen Erdtheilen: Die geheimen Gesellschaften in China. — Australien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. September 1877.)

---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj.)

V.

Die Domacica, die Frau des Domacins, behält ihr Amt oft noch nach dem Tode ihres Gatten bei. Sie verwaltet den Haushalt des Dom und vertheilt die Arbeit der Frauen; die Erziehung und Anleitung der Kinder ist ihr hauptsächlich überlassen. Auch dem Dienste der Todten muß sie sich widmen: an jedem Sonnabend hört sie eine Seelenmesse, geht sie nach dem Kirchhofe, um die Gräber der Verstorbenen ihres Dom zu besuchen, und das Anstimmen des Todtengebetes, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, ist ihre Pflicht.

Betrachten wir die Verfassung des montenegrinischen Dom und die Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder näher, so finden wir in der leitenden Idee des Ganzen eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den communistischen Idealen Saint-Simon's und Fournier's. Aber sei es nun, daß dem Blicke des fremden Reisenden doch manche bestehende Mißstände sich entziehen, sei es, daß die patriarchalische Institution eines Familienoberhauptes den verderblichen Einfluß der gemeinsamen Arbeit für das Allgemeine aufhebt, oder mag der in gewisser Beziehung noch primitive Zuschnitt des montenegrinischen Staatslebens die Veranlassung sein: gewiß ist nur, daß dem Reisenden in Montenegro keine jener schädlichen Wirkungen auf die Thatkraft und den Charakter des Individuums aufgefallen ist, die von den Gegnern jener großen französischen Communisten als unvermeidliche Folgen ihrer Bestrebungen hingestellt wurden. Jedes Mitglied des Dom hat ein Recht auf Beköstigung, Wohnung und Kleidung; Privilegien oder Rangstufen in der Gemeinschaft existiren nicht, aber Alter und Geschlecht sind maßgebend bei der Ausübung des Wahl- und Stimmrechtes. Mit dem achtzehnten Jahre wird der Jüngling stimmberechtigt, die Frauen haben nur in Ausnahmefällen ihre Stimme abzugeben, etwa wenn es sich um Veränderung des Wohnsitzes handelt oder um Verkauf und Tausch des Ertrages des Dom im Ganzen.

Der Familienrath wird stets des Abends, wenn alle Arbeiten beendet sind, abgehalten; im Sommer unter freiem Himmel. Der Domacin legt Rechenschaft ab über seine Verwaltung, und mit seltenen Ausnahmen sind die Verhandlungen kurz und ruhig. Meistens ist eine Abstimmung gar nicht nothwendig, die Rechnungsablegung wird einfach bestätigt und die Vorschläge für Betrieb und Ausbeutung des Familienbesitzes genehmigt. Keine Ehe eines Mitgliedes des Dom darf ohne die Einwilligung des Domacin eingegangen werden; denn jedes neu hinzukommende Paar ist ja eine neue Belastung für die Familiengemeinschaft. Jeder Gewinn des Einzelnen, auf welche Weise er auch erworben sein möge, muß zum Vortheile Aller dienen, und wer diese erste Regel etwa betrügerischerweise zu umgehen versucht, kann ohne Weiteres aus dem Verbande ausgestoßen werden. Der Einzelgewinn ist nur für sehr beschränkte Fälle gestattet: so gehört die Kriegsbeute dem Krieger persönlich, so dürfen die Popen die ihnen dargebrachten Geschenke für sich behalten, während sie ihr Gehalt und die ihnen zustehenden Gebühren in das gemeinsame Vermögen abliefern müssen, und so wird das auf einer Reise, außerhalb des Bereiches des Dom, Erwor-

bene zum Privateigenthum. Und größere Reisen gehören für den Montenegriner nicht zu den Seltenheiten. Denn wie jeder Mohammedaner einmal in seinem Leben nach Mekka, so pilgert der Zrnagorze nach den berühmten griechischen Klöstern des Berges Athos. — Wer auf die eine oder die andere Art in den Besitz eines Einzelvermögens gelangt, ist damit zugleich verpflichtet, dem Dom in etwa eintretender Zeit der Noth auszuhelfen und sich aller Ansprüche auf Wiedererstattung des Seinigen zu begeben. Er kann sicher sein, trotz dieses letztern Abkommens, daß, wenn der Dom wieder zu Wohlstand gelangt, ihm sein Darlehen zurückgezahlt wird.

Dieselbe Gleichheit in Rechten und Pflichten herrscht wie bei den männlichen so auch bei den weiblichen Angehörigen eines Dom. Sie müssen die ihnen zuertheilte Arbeit verrichten, und zwar werden täglich durch das Loos diejenigen

E. RONJAT. HILDIBRAND

Der Vladika, Metropolit von Montenegro. (Nach einer Photographie.)

bestimmt, die zur Feldarbeit hinausgehen, und die Anderen, die den Haushalt besorgen müssen. Bei der Arbeit im Felde übernehmen die Männer übrigens alles Schwere und werden die Frauen gewöhnlich nur mit Aehrenlesen und Heumachen beschäftigt. Vom Dom erhalten die Weiber die Fußbekleidung, das Kopftuch und den Mantel geliefert, alles Andere fertigt sich eine Jede selbst an. Jedes junge Mädchen muß eine Mitgift, und sei sie noch so klein, besitzen; um diese zu erwerben, werden ihr einige Stunden des Tages zur Handarbeit für den Verkauf gewährt; auch darf sie in Zeiten, wo es weniger Arbeit im Dom giebt, nach auswärts sich verdingen, jedoch immer nur auf einzelne Tage. Die so ersparte Mitgift bleibt ihr persönlicher Besitz, geht wohl auf ihre Kinder, nicht aber in das Eigenthum ihres Gatten über; und dasselbe ist der Fall mit den glänzenden Münzen, die ihre Kleider schmücken, den getriebenen, oft mit Edelsteinen besetzten Schmucksachen, den schweren Ohrgehängen und seltsam verzierten Gürteln, die der Stolz und Hauptreichthum der Montenegrinerin sind und durch Generationen von den Müttern auf die Töchter sich vererben. Der Domacica steht

übrigens das Recht zu, nach ihrem eigenen Ermessen den ihr unterstellten Frauen und Mädchen Annehmlichkeiten und Erleichterungen des Lebens zu verschaffen, und so sehen wir denn in der Verfassung des Hauses Rücksichten auf das weibliche Geschlecht genommen, die mit seiner verachteten und gedrückten Stellung nach außen hin nicht in Einklang zu bringen sind. Es ist eben eine unerklärliche Inconsequenz in dem Ganzen: ein montenegrinisches Sprichwort sagt mit Bezug auf die Verwendung der Frauen zum Lasttragen: Le nostre donne sono le nostre mule (unsere Frauen sind unsere Maulthiere), und daneben verherrlichen die Pesmas oder Nationalgesänge mit Vorliebe die Heldenthaten von kühnen Frauen und Mädchen; sie preisen Züge aufopfernder Gattenliebe, die jedem unmöglich erscheinen, der Gelegenheit gehabt hat, die strengen Anstandsgesetze kennen zu lernen, die das Leben eines montenegrinischen Ehepaars regeln. Außerhalb des Hauses dürfen die Gatten nie zusammen gehen; fügt es der Zufall, daß sie einander begegnen, so müssen sie thun, als sähen sie sich nicht; die einfachsten Handreichungen, die die Montenegrinerin jedem Fremden, der ihr Haus betritt, leistet, sind ihrem Gatten gegenüber ihr nicht erlaubt. In einer Krankheit darf sie ihn nicht pflegen, nicht an seinem Sterbebett stehen, bei seinem Tode darf sie nicht die Erste sein, die in Klagen ausbricht.

Bemerkenswerth sind die Trauergebräuche der Montenegriner: kaum hat ein Kranker den letzten Athemzug gethan, so erhebt sich wie auf ein gegebenes Zeichen ein Schreien und Jammern in der großen Versammlung, die dort regelmäßig um ein Sterbebett sich einfindet; ein Geheul der Weiber, das sie nur unterbrechen, um wie wüthend an Stirn und Brust sich zu schlagen, das Gesicht zu zerkratzen und die Haare auszureißen. Diese letztere Sitte bewog im Jahre 1855 den Fürsten Danilo zum Erlaß einer Verordnung, in der bei Androhung einer Geldstrafe den Montenegrinern beiderlei Geschlechtes das Zerfleischen und Entstellen des Gesichtes und das Ausreißen der Haare als Zeichen äußerer Trauer untersagt wurde. Durchgreifend ist der Erfolg dieses Erlasses wohl nicht gewesen; denn Yriarte ist noch im vorigen Jahre mehrmals Zeuge derartiger Manifestationen gewesen. Auf das erste gemeinsame Klagegeschrei, das freilich oft bis zur Erschöpfung fortgesetzt wird, tritt eine tiefe Stille ein, aus der sich dann die eigentlichen Trauergesänge erheben. Die Heldenthaten der Verstorbenen werden darin verherrlicht, und fast jedesmal findet man dabei Gelegenheit, das Improvisationstalent und den rhetorischen Schwung der Montenegriner zu bewundern. Bis zum Begräbnißtage dauern die Klagen, die Gebete, die Gesänge fort; zu den nächtlichen Todtenwachen findet sich stets eine noch größere Versammlung ein, die durch reichliche Branntweinlibationen sich zu den geräuschvollen Aeußerungen der Trauer stärkt. Stirbt ein Krieger im Felde oder erhält man die Nachricht von dem Tode eines Abwesenden, so wird anstatt der Leiche ein Stück seiner Kleidung oder seiner Waffen vor die Schwelle des Hauses gelegt, um welche die Klagenden sich sammeln. Wie ein geheiligtes Recht betrachten die Frauen diese Todtenklagen, die sie auch nach der Beerdigung so lange und so oft sie wollen fortsetzen dürfen, und zwar nicht nur im Hause oder am Grabe des Verstorbenen: sie suchen im Gegentheil gern die geräuschvollsten und belebtesten Orte dafür sich aus. So erzählt Yriarte von einer jungen Frau, die, in Trauergewänder gehüllt, auf dem Bazar von Grahowo, inmitten eines Gewühls von Menschen, ihr Klagegeschrei anstimmte. Eine Mütze, mit Locken von Menschenhaaren besetzt und auf eine Stange gesteckt, stellte ihren beklagten Todten dar, und davor lag sie stundenlang auf der Erde, mit einer Anstrengung aller Kräfte schreiend, die Hände ringend, ihr Gesicht zerfleischend, die zuletzt vollständige Bewußtlosigkeit herbeiführte. Und Keiner aus der umstehenden Menge versuchte

Obere Gallerie des Klosters von Cetinje.

es, ihr Einhalt zu gebieten, Trost zuzusprechen; ernst und mit unterdrückter Stimme sprach man sich gegenseitig Lob und Bewunderung dieses ergreifenden Schauspiels aus.

Auf die eigentliche Beerdigung, bei der nur die Frauen die Gebete und die Gesänge ausführen, folgt stets ein feierliches Todtenmahl, das freilich nur durch die schwarze Trauerkleidung der bedienenden Weiber sich von einem andern festlichen Gelage unterscheidet.

Der Aberglaube spielt im Leben der Montenegriner noch eine große Rolle: und zwar beschränkt sich derselbe nicht nur auf Festhalten an alten abergläubischen Gebräuchen zum Abwenden von allerhand Unglück und Mißgeschick oder zur Erzielung reicher Ernten und Gedeihen des Wohlstandes: nein, der Glaube an gute und böse Geister ist durch das ganze Land noch im Schwange. Unter den guten Geistern sind es besonders die Vilas, die verehrt werden; wohlthätige Feen, die ihren Wohnsitz auf dem Berge Lowtschen bei Cetinje haben sollen. Die wichtigste von ihnen heißt Raviola: sie ist es, die dem Tapfern das Kriegsglück verleiht. Der Alp, der Kobold, das Echo, das Irrlicht, besonders der Vampyr sind gefürchtete böse Geister; an Teufelsbesessene, Hexen und wiedererscheinende Todte glaubt man ebenso wie an schützende Talismane und Amulete.

Daß neben alle diesen Ueberresten einer heidnischen Vergangenheit der Cultus der christlichen Kirche nur eine äußerliche Form sein kann, ist begreiflich. Die montenegrinische

Der Bienengarten des Klosters von Cetinje. (Nach einer Skizze von Yriarte.)

Staatsreligion ist die griechisch-katholische, das geistliche Oberhaupt des Landes der Vladika, der seinen Sitz in Cetinje hat. Bis zum Jahre 1851 vereinten die Vladikas in ihrer Person die höchste geistliche Gewalt im Lande mit der höchsten weltlichen. Erst der Vorgänger des jetzt regierenden Fürsten vollzog die Säcularisation des Landes; und die Trennung der Kirche vom Staate ist dabei eine so vollständige geworden, daß heutzutage nie ein Uebergriff der einen Macht auf das Gebiet der andern stattfindet. Der Vladika oder Metropolit erhält keine Besoldung vom Staate, wie denn auch die Erhaltung der Klöster und Kirchen und die Gehälter der Popen von dem Ertrage ausgedehnter Ländereien bestritten werden, die dem Kloster von Ostrog und dem von Cetinje angehören. Einen nicht unbeträchtlichen Theil der kirchlichen Einnahmen bilden auch die freiwilligen Gaben, die alljährlich bei der Pilgerfahrt nach dem Grabe des heiligen Basilius dem Kloster von Ostrog gespendet werden, und die in manchem Jahr bis auf 8000 bis 10,000 Franken sich belaufen.

Der Wohnsitz des Vladika, das Kloster von Cetinje, zugleich das stattlichste Gebäude der noch nicht 50 Häuser zählenden Hauptstadt, war ursprünglich zu einer Festung bestimmt (s. Abbildung oben S. 180). Dasselbe enthält eine Kirche, die bedeutendste Schulanstalt des Landes, daneben ein Gefängniß. Die Gräber der beiden Vorgänger des Fürsten Nikolas befinden sich in der Kirche des Klosters: so vereint sich Vieles, um dasselbe zu einer Art von Heiligthum für das Volk zu machen; der alte Gebrauch, welcher die Person eines Jeden, der sich in die Hallen des Klosters von Cetinje flüchtete, für heilig erklärte und gegen Verfolgung sicherte, wird noch heute aufrecht erhalten. Der heutige Vladika, Hilarion Ragonowitsch, bis zu seiner Ernennung zur höchsten Würde ein unbekannter Mönch, genießt große Liebe und Ver-

Waffenhüterin am Eingangsthor einer Kirche. (Zeichnung von Valério.)

ehrung bei dem Volke, das ihn als seinen wahren Freund kennt. Bei aller Klugheit, die ihn nie seiner Würde etwas vergeben läßt, verkehrt er ungezwungen mit jedem aus dem Volke: so sah ihn Yriarte in seinem glänzenden geistlichen Gewande, den Tschibuk rauchend, in einem der offenen Bogengänge des Klosters sitzen, während wenige Schritte von ihm Einwohner von Cetinje ihre Gewehre ausbesserten und zur Probe abschossen. Die Mönche beschäftigen sich neben dem Schulunterricht und dem Gartenbau hauptsächlich mit der Bienenzucht; und der Bienengarten des Klosters ist eine Sehenswürdigkeit von Cetinje. In langen Reihen stehen auf natürlichen Terrassen am Berge hinauf die Bienenstöcke: hier, ebenso wie in Griechenland am Hymettus, Stücke von ausgehöhlten Baumstämmen, ungefähr 60 Centimeter hoch und oben mit einem Stück Baumrinde verschlossen.

Trotz der 500 bis 600 Popen, die es in Montenegro für die noch nicht 200,000 zählende Bevölkerung giebt, ist der religiöse Sinn der Montenegriner, wie schon oben angedeutet, nicht sehr ausgebildet. Ihre lebhafte Phantasie läßt sie an den äußeren Formen des Gottesdienstes Gefallen finden und die überaus zahlreichen Fasttage streng einhalten. Die kirchlichen Feiertage werden von dem Volke mit Unterlassung der Arbeit, mit Schmausereien und Lustbarkeiten begangen, wie denn die Montenegriner überhaupt nicht leicht eine Gelegenheit zu Vergnügungen vorbeigehen lassen. Der Namenstag des Familienoberhauptes wird z. B. oft mit achttägiger Gasterei gefeiert, und die Familie verzehrt dann wohl in dieser Festzeit die Einkünfte eines halben Jahres. Ein Artikel in des Fürsten Danilo Gesetzsammlung richtet sich gegen derartige Verschwendung und verbietet unter Anderm den Austausch kostbarer Geschenke, die in einem Mißverhältniß zu dem Vermögen des Gebers stehen, bei Strafe von einigen Tagen Gefängniß.

Junger montenegrinischer Pope. (Zeichnung von Valério.)

Die Kirchen des Landes sind, mit Ausnahme der großen Klosterkirchen, meist sehr einfach und schmucklos, und auch der Gottesdienst wird nur an den größten Festtagen mit äußerm Pomp abgehalten. Während desselben muß die ganze Gemeinde stehen, selbst der Fürst ist davon nicht ausgenommen. Waffen dürfen nicht in die Kirche gebracht werden; an der Eingangsthür sitzt deshalb die Waffenhüterin, der jeder Eintretende sein Gewehr, Säbel und Waffengürtel abliefern muß.

Wenn trotz aller Observanz der äußern kirchlichen Disciplin die Montenegriner doch bei ihren südslavischen Stammesverwandten in dem Rufe stehen, schlechte Christen und Freigeister zu sein, so trägt wohl die Unwissenheit der montenegrinischen Popen, die nicht im Stande sind, etwas zur Belebung des christlichen Geistes zu thun, das Ihrige dazu bei, diesen Ruf zu begründen.

Ohne jede Spur von kirchlicher oder Schulbildung, höchstens im Stande, die Messe zu lesen, sind die Popen doch im Volke sehr beliebt, weil sie, eben aus dem Volke entstammend, trotz der Priesterweihe nie aufhören, sich zu ihm zu rechnen und Theil zu nehmen an Allem, was die ihrer sogenannten geistlichen Obhut Anvertrauten bewegt. In seiner äußern Erscheinung hat der montenegrinische Pope Aehnlichkeit mit dem russischen: das weite faltenreiche Gewand, langer Bart und langes Haar kennzeichnen ihn — wenn er es gerade trägt. Denn oft genug in Kriegszeiten (und wann hörten Krieg und Kampf eigentlich je in Montenegro auf?) trifft man die Diener der Kirche in kriegerischer Ausrüstung mit Waffen an den Gürteln, mit kurzgeschnittenem Haar; trifft man sie in den Schenken als Mittelpunkt einer bewundernden Zuhörerschaar, Branntwein trinkend und zur Gusla Kriegslieder und Erzählungen eigener Heldenthaten singend. Die Montenegriner sind stolz auf ihre kriegerischen Priester, die „in der einen Hand das Kreuz, in der andern das Kriegsbanner tragen“. So spielen denn die Popen in der Kriegsgeschichte des Landes eine hervorragende Rolle: benutzen sie zuerst ihre Stellung dazu, die Gemüther immer wieder gegen den türkischen Erbfeind aufzustacheln, so sind sie nachher die brauchbarsten Anführer, denen ihre Schaaren blind gehorchen. Dem Volke unvergeßliche Namen hat der unwissende Priesterstand schon geliefert, heutzutage so gut wie in früherer Zeit. Bei einem der letzten Aufstände war es der Archimandrit des Klosters Banja, der zuerst das Banner der Revolution erhob, in einem feurigen Aufruf die Seinigen zur Rache anspornte und unter die Waffen rief. Er stellte sich an die Spitze von 160 Mann, die er sämmtlich aus den Fonds seines Klosters ausgerüstet hatte, warf sich mit ihnen in den Engpaß von Therina, den er Monate lang heldenmüthig vertheidigte und dadurch die türkische Verbindung zwischen Rum-Ili und Bosnien durchschnitt, dagegen die Straße zwischen Montenegro und Serbien freihielt.

Die Popen Milo und Melomtija haben in demselben Aufstande sich berühmt gemacht. Die Ausübung des Kriegshandwerkes verhindert die Geistlichen nicht, auch im Kriege ihre kirchlichen Functionen zu verrichten, die

Montenegrinischer Pope in Kriegsausrüstung. (Zeichnung von Valério.)

Todtengebete abzuhalten, die Leichen der Gefallenen einzusegnen und Messen zu lesen.

Eine andere wesentliche Hülfsmacht für die montenegrinischen Krieger sind die Frauen, die, so lange ihre Kräfte es ihnen erlauben, Antheil nehmen an den Thaten der Ihrigen. Sie bringen den einzelnen Schaaren die Lebensmittel und Munition oft meilenweit herbei, sie bringen die Verwundeten aus dem Gefecht, leisten ihnen den ersten Beistand; sie gehen als Spione den Spuren des Feindes nach und vermitteln den Zusammenhang getrennter Schaaren der Ihrigen; bei Kämpfen in den Bergen laden sie, im Schutze eines Felsblockes stehend, die Gewehre und oft genug betheiligen sie sich thätig am Kampfe.

---

# Die Erdbebenfluth im Großen Ocean vom 9. bis 14. Mai 1877.

Wie im Jahre 1868 fand im Monate Mai dieses Jahres ein ungeheures Naturereigniß in dem Gebiete des Großen Oceans statt: ein verheerendes Erdbeben an der Küste von Peru versetzte das Meer in wellenförmige Schwingungen, die sich mit tagelanger Dauer in Gestalt einer Reihe von Fluthwellen über die enorme Fläche und bis an die entferntesten Gestade des Stillen Meeres fortpflanzten. Im Folgenden sind alle auf dieses große Naturphänomen bezügliche Berichte aus zahlreichen Tagesblättern übersichtlich zusammengestellt. (Nach dem „Panama Star and Herald, Newyork Herald, Tribune und Times, London Times, San Francisco Chronicle, Honolulu Advertiser and Gazette, Neuseeland Herald, Melbourne Argus, Kölnische, Weser und Allgemeine Zeitung.“)

Peru, Bolivia und Chili. Das Erdbeben begann genau um $8^1/_2$ Uhr Abends am 9. Mai und scheint durch einen Ausbruch des an der Südgrenze zwischen Peru und Bolivia gelegenen Vulcans Ilaga (21° südl. Br.) verursacht worden zu sein; zu gleicher Zeit war jedoch auch der einen Breitengrad südlicher gelegene Vulcan San Pedro de Atacama in Thätigkeit, wie starke Rauchwolken und ein von Antofagasta aus bemerkter rother Schein am Himmel bewiesen. Das Gebiet der 4 bis 5 Minuten lang dauernden Erschütterung befand sich, wie schon so oft vorher, in der Ecke jenes Winkels, welchen die Westküste Perus unter 18° südl. Br. macht, doch dehnten sich ihre Wirkungen über die ganze 480 Seemeilen lange Küstenstrecke zwischen dem 16. und 24. Grade südl. Br. aus. Der Mittelpunkt der Katastrophe befand sich anscheinend bei dem genau westlich vom Ilaga gelegenen Chanavaya mit dem Guanohafen Pabellon de Pica, welcher gänzlich zerstört wurde. Schon bei den ersten Stößen blieben von den 400 Holzhäusern des Ortes, der gegen 3000 Einwohner zählt, nur zwei stehen, durch zerbrochene Lampen und Herde geriethen die Trümmer in Brand, die Erde barst in Rissen von 15 bis 20 Meter Tiefe und 20 Minuten später rollte die ungeheure Fluthwelle mit Donnergetöse heran, überschwemmte Alles, löschte das Feuer und riß beim Zurückgehen die Trümmer mit sich fort; eine kleine Capelle wurde vom Meere fortgetragen und später weit südwärts in Trümmern ans Ufer geworfen. Hier fand auch der größte Menschenverlust von gegen 300 Personen statt, von denen Viele auf den Schiffen aller Nationen, welche in der Bay ankerten, umkamen, da sieben derselben strandeten und sanken, und von der ganzen Guanoflotte von 28 Schiffen nur zwei unbeschädigt blieben; in einem einstürzenden Guanolager wurden 33 Arbeiter verschüttet. Anderthalb Stunden später stürzte sich eine zweite Welle auf den Ort und vollendete die Zerstörung; sie drang bis an die Hügel, auf welche sich die Bewohner geflüchtet hatten, und blieb ungewöhnlich lange stehen. Erst am Abende des folgenden Tages sank das Meer wieder in seine Ufer zurück.

Südwärts wurde die kurze Küstenstrecke von Bolivia schrecklich heimgesucht: bei dem Hauptorte Cobija kam die Welle mit einer Höhe von 35 Fuß an, fegte die Geschäftsstraße am Ufer gänzlich fort, zerstörte drei Viertel aller Häuser, warf den Kirchthurm um, durchwühlte den Kirchhof und riß sämmtliche Werfte und Boote mit sich fort. Tocopilla wurde gänzlich zerstört und existirt nicht mehr; die 4 Meilen südlich gelegene Mine „la Peña blanca“ stürzte ein und begrub 200 Arbeiter, darunter 40 aus Cornwall in England. Bei dem Guanohafen Mexillones erreichte die Fluthwelle ihre größte Höhe von 65 Fuß; zwei Drittel der Stadt verschwanden vollkommen, und das Meer verschlang alle Verschiffungswerke und Werfte, die Boote, Destillirmaschinen, die Eisenbahnstation, Locomotiven und Wagen; sechs Personen ertranken. Bei Huanillos, einem andern Guanohafen, kam die Welle mit 60 Fuß Höhe an und zerstörte absolut Alles, einschließlich das Regierungsgebäude, so daß nur einige kleine Hütten auf den höheren Hügeln stehen blieben; alle Guanolager stürzten ein, und sämmtliche Werke wurden zerstört, so daß hier, wie auch in Chanaraya und Mexillones, alle Arbeit auf mindestens zwei Monate eingestellt werden mußte. Von den Schiffen im Hafen sanken fünf mit viel Menschenverlust und 23 erlitten schwere Beschädigungen. Der südlichste vom Erdbeben erreichte Punkt war Antofagasta, der dicht an der Grenze zwischen Bolivia und Chili gelegene Hafen des Caracoles-Minenbezirks. Hier wurde der Geschäftstheil der Stadt vier Stunden lang vom Meere bedeckt und alle Schmelzwerke und andere Gebäude am Ufer fortgerissen. Von der bei Punta de Lobos ankernden Guanoflotte sanken zwei Schiffe und wurden 14 arg beschädigt; eines derselben wurde von der Welle in einem Winkel von 45 Grad emporgehoben.

Nordwärts von Chanavaya liegt, nur 18 Leguas entfernt, die Stadt Iquique, die wie im Jahre 1868 wieder vollständig zerstört wurde. Das Erdbeben dauerte hier 4 Minuten und kam direct aus Südost vom Ilaga her. Die Holz- und Rohrhäuser stürzten bei den ersten Stößen ein und wie an anderen Orten geriethen die Trümmer in Brand. Die Feuerspritzen hatten sich kaum am Ufer aufgestellt und trotz der heftigen Erdstöße das Löschen begonnen, als der Ruf ertönte: „El mar! el mar!“ (das Meer tritt aus!), und im nächsten Augenblicke die Fluthwelle herandonnerte und beim Zurückgehen die Löschmaschinen mit fortriß, worauf drei Elemente im Verein das Werk der Zerstörung vollendeten: das Erdbeben stürzte den größten Theil der Stadt, das Feuer zerstörte den Rest, und das Meer bedeckte die Trümmer und führte sie mit sich fort. Vier große Straßenvierecke, alle Werfte, die Eisenbahnstation, das Zollamt, alle Banken und Läden wurden von der Sturzwelle gänzlich zerstört. Am schwersten für den brunnen- und regenlosen Ort ist der Verlust sämmtlicher Destillirmaschinen und Wasserbehälter. In der Cavalleriecaserne ertrank eine große Anzahl Pferde und Maulesel. In den Waarenhäusern und den benachbarten Häfen Molle und Pisagua gingen ge-

gen 400,000 Quintals Salpeter, des Hauptausfuhrartikels, verloren; zwei Schiffe, alle Küstenfahrer und Boote im Hafen sanken und strandeten. Der Gesammtverlust wird auf 4 Millionen Sols geschätzt, doch kamen nur wenig Menschen um, im Ganzen gegen zehn auf den Fahrzeugen. Während der nächsten Tage campirte die ganze Bevölkerung in einem Zeltlager auf den Hügeln. Elf englische Meilen im Innern der Pampas wurde das große Salpeterwerk „La nueva Carolina“ gänzlich zerstört, auch das 23 Leguas entfernte Tarapaca und die Dörfer Pica, Matilta und Canchones litten mehr oder weniger, aber mit geringem Menschenverlust.

Nördlich von Iquique zerbrach das Erdbeben den unterseeischen Telegraphen nach Arica. Dieses, der Mittelpunkt der Katastrophe von 1868, wurde auch dieses Mal schwer heimgesucht. Das Erdbeben war hier sehr heftig mit zahlreichen Stößen, so daß alle Hauptgebäude: Zollamt, Eisenbahnstation, Hotel, englisches Consulat, Dampfer-Agentur und viele Wohnhäuser einstürzten. Plötzlich sah man das Meer vom Ufer zurückweichen, worauf Alles die Flucht nach dem höhergelegenen Morro ergriff. Wenige Minuten später rollte die 10 bis 15 Fuß hohe Welle heran und riß Alles mit: acht Mal wiederholte sich der wüthende Angriff des Meeres, so daß die stärksten Gebäude fortgespült, ganze Häuserreihen wegrasirt wurden, und die eiserne Brücke und Eisenbahn spurlos verschwanden. Die Welle gelangte bis an den Fuß des Hügels, auf dem die Kirche steht, und kam somit weiter als diejenige von 1868. Vier Meilen des Eisenbahndammes verschwanden wie Sand vor den Wellen, und Locomotiven, Waggons und Schienen wurden in einen großen Trümmerhaufen zusammengeworfen. Das nordamerikanische Kriegsschiff „Wateree“, welches von der Welle von 1868 zwei englische Meilen ins Innere geworfen worden war und gegen 15 Fuß tief im Sande begraben lag, wurde wieder in viermaligem Anlauf erreicht, emporgehoben und zwei Meilen weiter nach Norden gerissen. Waaren aus den Lagerhäusern wurden 5 Meilen weit entfernt ans Ufer geworfen, die Kabelboje in der Bay eine Viertelmeile nach Norden geschoben. Der angerichtete Schaden war viel größer als vor neun Jahren, da die seitdem errichteten Gebäude viel solider und kostspieliger waren. Der Verlust an Menschenleben war aber nur gering, da der frühen Stunde wegen und in Erwartung eines Angriffes durch das Rebellenschiff „Huascar“ Alles auf den Beinen war.

Tacna und andere Städte im Innern fühlten das Erdbeben nur wenig; das schon so oft heimgesuchte Arequipa blieb dieses Mal verschont, da sein eigener Vulcan, der Misti, unthätig blieb; trotzdem wurden die Stöße $2^1/_2$ Minuten lang gespürt. — Bei Ilo wurde eine Strecke der Ufereisenbahn fortgewaschen und auch die Stadt beschädigt, aber ohne Menschenverlust. Auch bei Mollendo riß die Fluthwelle auf 300 Fuß Länge den Eisenbahndamm fort, und gleich darauf stellte sich ein heftiger Orkan aus Süden ein, welcher die Dächer fortriß und das Einlaufen von Schiffen verhinderte.

Weiter nördlich als Arequipa scheint sich das Erdbeben nicht bemerkbar gemacht zu haben, doch setzten die großen Fluthwellen ihren verheerenden Lauf fort. In Callao, dem Hafen von Lima, wurde schon um 10 Uhr Abends ein starkes Steigen des Meeres bemerkt, aber erst um $3^1/_2$ Uhr Morgens am 10. Mai stürzte die Fluthwelle heran und stieg $1^1/_2$ Meter über den neuen Damm. Obgleich ihre Hauptkraft durch die vorliegende San-Lorenzo-Insel gebrochen wurde, riß sie dennoch die Lagerhäuser am Ufer fort, zerstörte sämmtliche Waaren und fügte den Muella-Darsena-Werften schweren Schaden zu. Dort liegende Schiffe wurden volle 8 Fuß in die Höhe gehoben, aber merkwürdigerweise ohne Beschädigungen zu erleiden, und mehrere eiserne Pfeiler der Landungsbrücke wurden durch ein dagegen geschleudertes Boot zertrümmert. Die meisten im Hafen liegenden Dampfer suchten schleunigst Sicherheit auf hoher See, während auf dem Lande alle Bewohner nach dem höhern Bella Vista und selbst bis Lima entflohen. Der Gesammtverlust wird auf $1^1/_2$ Millionen Sols geschätzt. Erst nach 10 Uhr Morgens erlangte das Meer seine gewöhnliche Ruhe wieder. — Auch bei Pisco an der Bay gleichen Namens richtete die Fluthwelle Schaden an.

Mit diesen Ausnahmen wurden die Häfen Nord-Perus nur wenig heimgesucht, obgleich überall ein außergewöhnlich hoher Fluthstand bemerkt wurde; nur in Salaverry wurde eine Quantität Zucker auf dem Ufer von den Wellen zerstört. — Auch auf hoher See machte sich das Erdbeben bemerkbar: als der 4000 Tonnen große Dampfer „John Elder“ sich um $8^1/_2$ Uhr Abends am 9. Mai westlich auf der Höhe von Antofagasta befand und mit voller Kraft nordwärts steuerte, erhielt er plötzlich einen so heftigen Stoß von unten, daß er 5 Minuten lang fast stillstand, und der Capitän glaubte, er sei auf einem Riff festgefahren; augenblickliche Sondirungen mit dem Senkblei ergaben aber ringsum keinen Boden bei 20 Faden Tiefe. — Chili entkam diesmal ganz ohne Schaden, doch stellte sich die Fluthwelle auch auf seinen Küsten ein: in Valparaiso langte sie mit 2 Meter Höhe an, während sie noch weiter südlich bei Talcahuana, dem Hafen von Concepcion (36′ 42″ südl. Br.), sogar 5 Meter über dem höchsten Fluthstand maß.

Der Gesammtverlust an Gebäuden, Waaren und Schiffen wird in Peru und Bolivia auf mindestens 20 Millionen Dollars geschätzt; die peruanische Regierung allein hat 40,000 bis 50,000 Tonnen Guano verloren, und hat diese Industrie durch die vielen Schiffbrüche und das Einstürzen zahlreicher Lager einen schweren Schlag erlitten. Im Ganzen war der angerichtete Schaden viel schwerer als derjenige von 1868, da die Fluthwellen weiter ins Innere drangen, dagegen glücklicherweise der Verlust an Menschenleben, der sich im Ganzen auf 500 bis 600 beläuft, bedeutend geringer wie damals, als gegen 30,000 Menschen in Peru und Chili umkamen. Allgemein, aber wohl vergeblich, wird eine Verlegung der zerstörten Städte beim Wiederaufbau weiter ins Innere befürwortet, um eine dritte Wiederholung der Katastrophe unmöglich zu machen. — Nach den letzten Nachrichten aus Peru vom Ende Juni macht der Wiederaufbau des Zerstörten rasche Fortschritte, und wird in den Häfen von Pabellon de Pica und Huanillos schon wieder von Schiffen Guano geladen.

Von dem Mittelpunkte des Erdbebens aus pflanzten sich die wellenförmigen Schwingungen des bis auf seinen Grund erschütterten Meeres, gleich den Ringwellen, den ein hineingeworfener Stein in einem Teiche verursacht, über das ganze, mehr als ein Drittel der Erdoberfläche bedeckende Gebiet des Großen Oceans, vorzugsweise nach Norden, Nordwesten und Westen, bis an die entferntesten Ufer fort. Betrachten wir das Auftreten und die Wirkungen dieser ungeheuren Erdbebenfluth an den verschiedenen Küstenländern:

Mexico und Californien. Nordwärts von Peru setzte die Fluthwelle ihren Lauf mit einer Schnelligkeit von fast 400 Seemeilen pro Stunde fort und machte sich am 10. Mai durch ein außergewöhnlich hohes Steigen der Fluth an der ganzen mexicanischen und californischen Küste bemerkbar. Besonders stark trat sie an den Ufern des mexicanischen Staates Guerro auf, wo sie bis zu 12 Fuß Höhe erreicht haben soll, während bei der Stadt Acapulco das Meer $2^1/_2$ bis 3 Fuß über den höchsten Fluthstand stieg und in stundenlang sich wiederholendem Steigen und Fallen das

Zollamt und die Landungsbrücke überschwemmte und bis in die große Plaza drang. — Besonders genaue Nachrichten haben wir von San Francisco, wo ein selbstregistrirender Fluthenmesser (Mareograph) beim Fort Point an der Einfahrt zum Hafen aufgestellt ist, und theilen wir den officiellen Bericht an die Coast Survey in Washington über die gemachten Beobachtungen wörtlich mit: „Die ersten Erdbebenwellen kamen am 10. Mai 6 Uhr 18 Minuten Morgens an. (Die Fluthwelle hatte demnach mit Berechnung des Zeitunterschieds den 4800 Seemeilen langen Weg von Chanavaya bis San Francisco in circa 13 Stunden, d. h. mit einer durchschnittlichen Schnelligkeit von fast 370 Seemeilen per Stunde, zurückgelegt.) Es zeigten sich zuerst fünf Mal Fluth und Ebbe von je 9 Zoll Höhe in Zwischenpausen von 80 Minuten, dann kamen neun Maxima oder Wellenrücken je 48 Minuten nacheinander, mit secundären Maxima, deren größte 15 Zoll Höhe hatte; darauf sechs scharfe Fluthen von je 14 Zoll mit unregelmäßigen, gebrochenen Rücken in Zwischenpausen von je einer Stunde, dann bis 5 Uhr Morgens am 11. Mai doppelte Maxima wie am Anfang mit größter Höhe von 18 Zoll. Von 5 Uhr 20 Minuten Morgens bis 1 Uhr 15 Minuten Nachmittags unregelmäßige Maxima, dann ein plötzlicher Fall von 16 Zoll und fortgesetzte Thätigkeit bis 5 Uhr Abends, also im Ganzen von 34¾ Stunden Zeitdauer."

Hawaii-Gruppe. Die 5500 Seemeilen nordwestlich vom Centrum der Erschütterung gelegenen Hawaii-(Sandwich-)Inseln wurden nach dortiger Zeit am 10. Mai 5 Uhr Morgens von der Fluthwelle erreicht, welche somit die ungeheure Entfernung in circa 14 Stunden und mit einer Schnelligkeit von 393 Seemeilen per Stunde zurückgelegt hatte. So groß war die zurückgelegte Strecke und die Geschwindigkeit der Welle, daß sämmtliche Inseln des Archipels mit Berechnung des Zeitunterschieds zu gleicher Zeit erreicht wurden. Am schlimmsten verheerte die Fluth die Stadt und Bay Hilo an der Ostküste der Insel Hawaii. Schon um 4 Uhr Morgens wich das Meer so stark zurück, daß ein in 4 Faden tiefem Wasser im Hafen geankerter Walfischfänger mit dem Kiel den Boden berührte, worauf um 5 Uhr die See in einer senkrechten Sturzwelle, deren Höhe später auf 12 Fuß 3 Zoll über der Ebbelinie festgestellt wurde, zurückkehrte und weithin Alles überfluthete. Alle Geschäfts- und Wohngebäude innerhalb 100 Yards vom Ufer, der Steinquai und der eiserne Landungswerft, die Brücke über den Wailuku-Fluß, die Hütten der Eingeborenen, alles wurde im Augenblick fortgerissen und liegt als eine Trümmermasse weit im Innern. Das benachbarte Kanaka-Dorf Waiakea wurde gänzlich zerstört, und hatte die Welle hier eine Höhe von 16 Fuß; die kleine, niedrige Kokosnuß-Insel im Hafen wurde von derselben vollkommen unter Wasser gesetzt und das dortige Hospital fortgefegt. Mit Booten wurden viele von der Welle beim Zurückgehen mitgerissene Menschen in der Bay aufgefischt, doch sind fünf ertrunken und viele von den Trümmern gefährlich verletzt; auch viele Pferde und andere Thiere gingen verloren. Das erwähnte Schiff entging nur durch die Stärke seiner Ankerketten dem Schiffbruch; große Holzvorräthe und Hunderte von Fässern mit Oel aus den Waarenhäusern wurden nachher weit im Innern zwischen dem Gebüsch und Dickicht wiedergefunden. Der Gesammtverlust beläuft sich auf mehr als 150,000 Dollars. Die See stieg und fiel den ganzen Tag: um 7 Uhr Morgens betrug der Zeitunterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande nur 4 Minuten, wobei das Wasser 14 Fuß senkrecht stieg. Am Nachmittag fanden innerhalb einer Stunde Zeit drei Fluthen von je 7, 10½ und 3 Fuß Höhe statt. Wie erwähnt, stellte sich die Fluthwelle zu gleicher Zeit auf allen anderen Inseln der Gruppe ein: bei Kahului auf der Nordküste von Maui wurde das Zurückweichen der See um 4¾ Uhr bemerkt, wobei der Ankerplatz der Schiffe und alle Riffe trocken wurden, bei der Rückkehr der Fluth überschwemmte sie die Werfte und das Waarenlager, wobei viel Zucker zerstört wurde. Der Unterschied zwischen tiefster Ebbe und höchster Fluth wurde an verschiedenen Orten wie folgt festgestellt: bei Hilo 36 Fuß; in der Kealakeakua-Bay auf der Westküste von Hawaii 30 Fuß; bei Kawaihae am Nordwestende 5 Fuß; bei Kahului 22 Fuß; bei Lahaa auf der Südseite der Insel Maui 22 Fuß; bei Lahaina auf der Westküste 12 Fuß; bei der Hauptstadt Honolulu auf der Südküste von Oahu 4 Fuß 10 Zoll und bei Nawiliwili auf der Südostseite der nordwestlichsten Insel Kauai nur 3 Fuß. In vielen Fällen erklären sich diese Höhenunterschiede aus der Küstenformation und den vorliegenden Riffen. Doch wurde außer dem erwähnten kein weiterer Schaden verursacht.

Tahiti und Marquesas-Inseln. Von den vielen anderen Inselgruppen im Stillen Ocean, die wahrscheinlich zum größten Theil mit verheerender Gewalt heimgesucht wurden, liegen bis jetzt nur spärliche Nachrichten vor. Eine solche aus Tahiti ist sogar negativer Natur, indem sie meldet, daß die Fluthwelle vom 10. Mai daselbst gar nicht bemerkt wurde (?). Auf der Marquesas-Gruppe ist dieselbe dagegen mit großer Stärke aufgetreten. Auf der Hauptinsel Nukahiwa und zwar speciell in der Taiohae-Bay (Port Anna Maria), wo das französische Fort Collet steht, stieg und fiel das Meer während des ganzen Tages, wobei der höchste Fluthstand bei Capitän Hart's Plantage 14 Fuß Höhe betrug; leider fehlt die Zeitangabe für die Ankunft der ersten Welle. Auch auf der Nordseite der Insel stieg die Fluth mit solcher Gewalt, daß Wohnhäuser, Waarenlager und Hütten fortgerissen wurden, und die Eingeborenen ins Innere fliehen mußten. Sonderbar ist zugleich der Umstand, daß nachdem seit vier Jahren kein Tropfen Regen auf Nukahiwa gefallen war, ein starker Regen sich unmittelbar vor der Fluthwelle einstellte und bei zwölftägiger Dauer überall Hochwasser verursachte, welches die Brücken fortriß und sonstigen Schaden anrichtete.

In der Tonga-(Freundschafts-)Gruppe trat die Fluthwelle mit großer Stärke auf. Bei Vavao fanden am 11. Mai 10 bis 12 Fluthen und Ebben mit einer Höhe von 10 Fuß statt. Zu Zeiten wurden die Riffe ganz trockengelegt, und als das Meer zurückwich, blieben Millionen von Fischen auf den Felsen liegen. Die Eingeborenen hatten nie etwas derartiges erlebt, und nahmen die Anwesenheit eines englischen Kriegsschiffes als Ursache für das Phänomen an. Bei Tongatabu hob die Welle ein gestrandetes Schiff vom Riff ab und setzte es in tiefes Wasser.

Neu-Seeland und Australien. Das über 6000 Seemeilen von Peru entfernte Neu-Seeland wurde am 11. Mai dortigen Datums um 5 Uhr Morgens von der ersten Fluthwelle erreicht. Die Wellen wurden während des ganzen Tages auf der Ostküste, von der Inselbay im Norden bis zum Bluff am Südende, beobachtet und betrug ihre geringste Höhe 2 Fuß, ihre größte 6 Fuß. Aus Neu-Seeland wird ferner berichtet, daß in der Pigeon-Bay, in der Provinz Canterbury, die Fluth am 11. Mai 12 Fuß über den gewöhnlichen Hochwasserstand stieg, während dieselbe sich im Hafen von Auckland kaum bemerkbar machte. Dieser auffallende Unterschied scheint in dem Umstande begründet, daß die Fluthwelle anscheinend aus Südosten auf Neu-Seeland traf, so daß ihre Hauptmasse an der Ostseite der Cap-Colville-Halbinsel entlang streifte und in der Nähe der Matakana- und Mahurangi-Küsten

aufpralte. Bei letzterm Orte kamen vier verschiedene Wellen, jede von 4 bis 6 Fuß Höhe, in durchschnittlichen Zwischenpausen von je 2 Stunden hinter einander an. — Auch bei Newcastle in Neu-Süd-Wales, 60 Meilen nördlich von Sydney, kam die erste Welle um 5 Uhr Morgens an, und um $11^1/_2$ Uhr fiel das Wasser im Hafen 29 Zoll in 4 Minuten, die Höhe der Fluth ist nicht angegeben; auch hier dauerte die Bewegung den ganzen Tag fort. Der Fluthmesser bei Fort Denison auf einer Insel in dem geschützten Hafen von Sydney meldet die Ankunft der ersten einer Reihe von Wellen um $5^1/_2$ Uhr am Morgen des 11. Mai, und erreichten dieselben ihr Maximum um 2 Uhr Nachmittags, als die Fluth 3 Fuß 6 Zoll hoch stieg und fiel; auch bei Ballina erreichte sie 18 Zoll Höhe.

Japan. Selbst bis zu der gegen 9000 Seemeilen entfernten Küste von Japan hat sich die Erdbebenfluth fortgepflanzt, wo dieselbe am 14. Mai (?) an der ganzen Nordostküste beobachtet wurde. Aus einem der dortigen kleinen Häfen in etwa 39° nördl. Br. wird speciell berichtet, daß bei völlig ruhiger See dieselbe plötzlich zwischen 9 und 10 Uhr Morgens so hoch stieg, daß die Fischerdörfer an den Ufern der Bay überschwemmt wurden und die Einwohner sich auf die umliegenden Hügel flüchteten, dann aber das Wasser sehr rasch wieder fiel. Um 12 Uhr geschah dasselbe, und von 2 Uhr an wurde das Steigen und Fallen immer häufiger, bis zwischen 5 und 6 Uhr das Wasser alle 5 Minuten um 10 Fuß stieg und fiel; erst gegen Mitternacht wurde Alles wieder ruhig. In Folge der ungeheuren Entfernung von seinem Entstehungspunkte zeigte sich das Phänomen hier nicht in Form einer Welle, sondern das Meer schien einfach anzuschwellen und wieder zu sinken.

Hoffentlich werden allmälig noch weitere Einzelheiten über dieses interessante Naturereigniß aus dem weiten Gebiete des Großen Oceans einlaufen, welche wir nicht verfehlen werden, unseren Lesern mitzutheilen.

Franz Birgham.

---

# Die Zukunft der australischen Eingeborenen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherm Inspector der Schulen Südaustraliens.

I.

Man hat sich bisher in den Colonien in officiellen Kreisen wenig darum gekümmert, die Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Ureinwohner des Landes kennen zu lernen. Wohl haben eifrige Missionäre, die im Dienste christlicher Gesellschaften die Bekehrung und Civilisirung der Eingeborenen versuchten, uns einige Aufzeichnungen hinterlassen, und in den Reiseberichten australischer Erforscher finden sich verstreute Nachrichten über Begegnungen mit den Bewohnern entdeckter Gegenden, auch haben wir von dem und jenem Ansiedler oder Besucher des Landes eingehende und glaubwürdige Nachrichten über verschiedene Stämme im Osten, Süden und Westen empfangen. Aber von den Regierungen jener Länder sind nie Schritte gethan worden, um durch sachkundige Männer ethnologische Nachrichten über die schnell verschwindenden Stämme zu sammeln.

Es ist daher um so erfreulicher zu hören, daß wenigstens in zwei Colonien diese Frage von den Gouvernements in die Hand genommen wird. In Südaustralien sprach der Gouverneur Sir Anthony Musgrave den Wunsch aus, daß sobald als möglich Nachrichten über die Sprache, Ueberlieferungen und Sitten der noch vorhandenen Stämme gesammelt würden, ehe die Ureinwohner, wie es in vielen Gegenden schon geschehen, ganz von der Erde verschwunden sind. Und in Queensland ist von der Regierung eine Commission eingesetzt worden, welche den jetzigen Zustand der Eingeborenen und ihre mögliche Civilisirung untersuchen soll. Die früheren Reisenden Gregory und Landsborough, wie der Bischof Hale, der sich schon in Südaustralien um die Eingeborenen hohe Verdienste erwarb, gehören dieser Commission an.

Nicht zu früh beginnen diese Arbeiten. Die Abnahme dort, wo der weiße Mann aufgetreten ist, ist in erschreckender Weise vor sich gegangen. Wie viele Australier den Continent bewohnten, als die kleine Schaar Verbrecher und Wächter in Botanybay landete, ist unmöglich anzugeben. Die Angaben über die Zahl der Eingeborenen, welche man vorfand, sind höchst schwankend und unzuverlässig. P. Just giebt die Zahl der ursprünglichen Bewohner Victorias auf 22,500 an; wie er aber zu dieser Schätzung kam, das erklärt er nicht. Viel näher kommt wohl der Report of the Legislative Council of Victoria vom Jahre 1860 und der Bericht des Missionärs Turner, wonach die ursprüngliche, eingeborene Bevölkerung sich auf ungefähr 6000 Seelen belief. In gleicher Weise schätzt sie auch Westgarth, der nach dieser Schätzung die Gesammtzahl der Bewohner Australiens berechnet. Victoria ist etwa der 34. Theil des ganzen Festlandes und mit Ausnahme einiger nordwestlichen Striche vielleicht der fruchtbarste Theil desselben. Zwar hat der Norden die dichteste Bevölkerung, aber wir wissen nun, daß der Westen und ein Theil des Centrums fast ausnahmslos unfruchtbar und öde sind, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Bevölkerung Australiens je mehr als 200,000 bis 250,000 Seelen betragen hat.

Aber auch diese Zahl ist schon jetzt bedeutend geschwunden. Noch finden sich im Innern zahlreiche Stämme, vornehmlich nördlich vom Wendekreise und auch in den Spinifex-Wüsten des Westens sind Forrest, Warburton und Giles auf Eingeborene gestoßen, die dort auf unerklärliche Weise ein Dasein fristen. Die trostlosesten Wüsten zeigten Spuren menschlichen Daseins. Und dort bleibt der schwarze Mann noch unbeeinflußt von den vernichtenden Wirkungen europäischer Cultur, aber an den Küsten, ja tief ins Innere hinein, wo der Ackerbauer seinen Pflug in den jungfräulichen Boden setzte oder des Squatters Herden in Hunderttausenden gegen die einheimische Thierwelt vorrückten, ist der Eingeborene entweder gänzlich verschwunden oder die früher zahlreichen Horden sind so decimirt worden, daß nur wenige Bruchtheile heute noch überblieben.

Das Werk der Vernichtung ist in Tasmanien vollkommen. Wir wissen, durch welchen grausamen Verrath die beklagenswerthen Bewohner jener Insel auf ein benachbartes Eiland, die Flindersinsel in der Baßstraße, verbannt wurden, von wo man sie endlich in ihre alte Heimath zurückführte. Von den ursprünglichen 5000 Einwohnern waren 1835 zur

Zeit jener Deportation nur 210 am Leben, und von ihnen kehrten 1847 nur 45 wieder. Im Jahre 1861 zählte man nur noch 14, 5 Männer und 9 Frauen. Auch diese sind verschwunden, die letzte Ueberlebende, Truganini oder, wie die Colonisten sie getauft hatten, Lallah Rookh, starb vor etwa einem Jahre.

Zu Gouverneur Phillip's Zeit lebten um Botanybay und Port Jackson 1500 Eingeborene, von denen sich keine Spur mehr findet. Nach Sydney geräth selten einmal ein Schwarzer; während eines wiederholten Aufenthalts in der Stadt sah ich nur zwei, einen armen alten Mann im Irrenhause und einst ein betrunkenes Weib in der Straße. Bei dem Census 1871 zählte man nicht ganz 1000 Eingeborene in den angesiedelten Districten der Colonie. Vielleicht finden sich noch 1000 oder 2000 in dem Gebiet, das von den Herdenbesitzern eingenommen wird und in den Wäldern, welche der Cultur unzugänglich blieben.

In Südaustralien zählte man zur selben Zeit 3369 Seelen. In den nördlichsten Districten, am Indischen Ocean, und in Central-Australien konnte man natürlich keine Zählung anstellen. Aber diese Ziffer repräsentirt ohne Zweifel ziemlich genau den Bestand der Ureinwohner des Südens. Im Jahre 1865 schätzte man ihre Zahl noch auf 5000. Doch es ist immer schwierig, genau zu bestimmen, wie viele dieser Naturkinder noch über die weiten Ebenen schweifen. Ueber ein Gebiet von 2800 Quadratmiles, sechszig Miles südlich, achtzig nördlich von Adelaide und parallel mit der Küste laufend, hat man genaue Erhebungen schon seit 1841 gemacht. Die 650 Eingeborenen, welche man auf dieser Strecke fand, der Adelaider Stamm, war im Jahre 1856 schon bis auf 180 hinabgesunken, und heute lagern sich jeden Winter einige schmutzige, verkommene Gestalten in ärmlichen Laubhütten auf den Parkländereien, welche die Stadt umschließen, um ihren Bedarf an Kleidern und Lebensmitteln von der Regierung in Empfang zu nehmen und sich auf irgend eine Weise in den Besitz von berauschenden Getränken zu setzen. In ein paar Jahren ist auch von ihnen Niemand mehr übrig. Die Narrinjerie-Stämme am Murray zählten nach der Angabe des Missionärs Taplin im Jahre 1842 noch 3200 Seelen; von ihnen waren im vorigen Jahre nur noch 511 vorhanden. Und im ganzen südlichen Theile — dem eigentlichen Südaustralien — sind im vorigen Jahre nur 52 Geburten, dagegen aber 140 Sterbefälle vorgekommen, so daß sich die Gesammtzahl der Schwarzen wiederum um 88 Personen vermindert hat. Dieselbe stetige Abnahme zeigt sich auf den Missionsstationen zu Poonindie und Point Pearce.

Ich habe schon bemerkt, daß man in Victoria die Anfangszahl auf 6000 veranschlagte, im Jahre 1851 zählte man 2693 und der Census von 1875 ergab nach dem Berichte des Central Board for the Protection of Aborigines 1553 Seelen, 915 Männer und 638 Frauen. Die Zählung der Collectoren für den Census stellte die Zahl noch niedriger; danach sollten nur 1330 Eingeborene, 784 männlichen, 546 weiblichen Geschlechts in Victoria leben. Die statistischen Erhebungen Victorias zeichnen sich durch eine eingehende Genauigkeit aus, die bei einem so jungen Gemeinwesen überrascht. Wir erfahren daraus, daß die Eingeborenen öfter ein hohes Alter erreichen, vier Männer und drei Frauen waren zwischen 50 und 75 Jahre alt, und ein Mann wird aufgeführt, dessen Alter in unbestimmter Weise als über 75 und unter 80 angegeben wird. Eine strenge Genauigkeit ist aus naheliegenden Ursachen natürlich nicht zu erwarten. Ueber ihre ehelichen Verhältnisse hören wir, daß von der über 14 Jahre alten Bevölkerung 43 Proc. der Männer verheirathet und 45 Proc. Junggesellen, die übrigen 12 Proc. Wittwer waren, während bei der weiblichen Bevölkerung die Zahlen sich auf 73 für Verheirathete, 15 für Unverheirathete und 12 für Wittwen stellen.

Queensland ist ohne Zweifel am dichtesten bevölkert. Ueberall auf den wohlbewässerten, ungeheuren Ebenen des Innern wie an den Küsten hat man zahlreiche Horden von Eingeborenen angetroffen. Man schätzt nach den Daten, die vorliegen, die Bevölkerung annähernd auf 30,000 bis 40,000 Seelen, allein diese Zahl ist ohne Zweifel zu niedrig gegriffen. Im Nordterritorium und Alexandra-Land, zur Colonie Südaustralien gehörig, hat man überall zahlreiche Stämme vorgefunden, die sich bei der geringen Bekanntschaft mit dem Lande vorläufig jeder Schätzung entziehen. Westaustralien muß seinen geographischen Verhältnissen gemäß die spärlichste Bevölkerung haben, obwohl seine große Ausdehnung den weitesten Raum bietet. Aber der Eingeborene ist über den ganzen weiten Bezirk verstreut gefunden worden, und es giebt wohl keinen noch so ärmlichen Fleck dieses großen Erdtheils, der nicht zu einer oder der andern Zeit von dem schwarzen Mann besucht würde.

So dürfen wir denn vielleicht annehmen, daß die Zahl, welche wir vorher aufstellten, nicht zu weit von der Wahrheit abweicht.

Wir beabsichtigen nun, im Folgenden zu zeigen — soweit unsere beschränkten Erfahrungen und zugänglichen Quellen erlauben —, was in den verschiedenen Colonien für die Eingeborenen gethan wurde, welche Erfolge man aufzuweisen hat und zu welchen Schlüssen für die Zukunft der australischen Race uns diese Erfahrungen berechtigen.

In Westaustralien, der Colonie, die wohl in ihrem wüsten Innern die armseligsten Repräsentanten der Australneger aufzuweisen hat, sind von der Regierung keinerlei Schritte gethan worden, um die Lage der Einwohner zu heben, so wenig wie in Queensland, wo aber, wie oben erwähnt worden, doch schon einleitende Maßregeln ergriffen sind. Aber etwa achtzig englische Meilen von Perth errichtete vor vielen Jahren ein Spanier, Namens Salvados, eine Mission. Salvados war früher Offizier in der spanischen Armee gewesen und viel am Hofe der Königin Isabella. Seine nicht unbedeutenden musikalischen Talente waren schon öfter für seine Missionsstation von praktischem Nutzen. Er brauchte einmal einen schweren Ochsenkarren; da gab er ein Concert, und mit dem Erlös wurde das Fuhrwerk beschafft. Die westaustralische Regierung unterstützt die Mission, welche nicht die Bekehrung, sondern nur die Civilisirung der Eingeborenen im Auge hat. Indessen folgt wohl eins aus dem andern. Seine Heiligkeit zu Rom hat inzwischen Salvados als Lohn für seine verdienstlichen Bemühungen zum Bischof in partibus infidelium erhoben. Jetzt scheinen 350 Eingeborene auf der Mission und den Besitzungen der Ansiedler beschäftigt zu sein, 176 Männer und 69 Frauen. Es versteht sich, daß diese Beschäftigungen von demselben intermittirenden Charakter sind als anderswo.

Queensland haben wir schon erwähnt. Die Queensländer Schwarzen zeichnen sich vor allen südlicheren Stämmen durch ihre Wildheit und Grausamkeit aus. Sie haben sich der europäischen Einwanderung mit größerer Feindlichkeit entgegengestellt als irgend ein anderer Stamm, dagegen sind sie auch nirgends in so grausamer Weise behandelt worden, als dies noch heute geschieht. Die Berichte über die Vorgänge in den entlegeneren Districten sind wahrhaft haarsträubender Art, und mag man auch manches auf Neuigkeitskrämerei der Zeitungen schreiben, welche in der sauren Gurkenzeit Australiens den Redacteur nach allem Möglichen greifen läßt, so weiß ich doch aus eigener Erfahrung, wie brutal und tyrannisch Squatter und ihre Knechte mit den unglücklichen Bewohnern verfahren. Der Gouverneur von Queens-

land schreibt in einer seiner Depeschen, daß die Versuche, Eingeborene als Dienstboten zu verwenden, viel Erfolg gehabt haben, besonders sei dies in den Pastoral-Districten, d. h. in den Districten, in welchen nur Viehweiden sind, der Fall gewesen. Freilich werden junge Knaben, denen das wilde Reiten über weite Ebenen bald zusagt, leicht durch ein paar Kleider und Taback gewonnen, für einige Zeit dem Squatter behülflich zu sein. Ist dies aber Civilisation, und kehren sie nicht nach kurzer Zeit, gewiß moralisch nicht gebessert, zu ihren Hütten zurück, wenn sie der Squatter nicht mit Gewalt zurückhält? Die wilden Naturkinder bequemen sich nicht zur Arbeit, wenigstens unterziehen sie sich ihr nur auf kurze Dauer. Die Queensländer haben es ebenso unmöglich gefunden wie andere, sie beim Ackerbau zu benutzen. Für solche Culturen wie Baumwolle und Zuckerrohr hat man sich an die Bevölkerung Polynesiens wenden müssen.

In Südaustralien war es zuerst Gouverneur Grey, der von Seiten der Regierung zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen thätig mitwirkte. Aber den Anfang hatten deutsche Missionäre gemacht. Ihnen gebührt der Ruhm, die Cultivirung der einheimischen Racen Südaustraliens zuerst versucht zu haben. Schon in den Jahren 1838 und 1840 landeten die Missionäre Teichelmann, Meyer, Klose und Schürmann in Adelaide und begannen an verschiedenen Stellen der Colonie ihr Werk. Das Aussterben der Stämme, denen sie ihre Thätigkeit gewidmet hatten, beendete die Thätigkeit der einen, andere traten in einen verschiedenen Lebensberuf. Aber der Eifer der Deutschen ermüdete nicht. Mit nicht unerheblichen Kosten errichteten sie eine Missionsstation weit im Innern des Landes an dem See Copperamana im Cooperdelta, wo freilich die Erfolge sehr problematischer Natur geblieben sind. Und endlich sind sie bis zu den MacDonnell-Ranges hinausgezogen, wo 50 Miles westlich von der Alice-Telegraphenstation die Regierung 900 Quadratmiles für die Eingeborenen reservirt hat. Was dort, wohin noch keine europäische Cultur in Gestalt von Ansiedlern gekommen ist, über deren feindliche Einflüsse sich die Missionäre beklagen, von ihnen erreicht werden wird, das wird die Zukunft lehren. Die englischen Unternehmungen zur Civilisation der australischen Eingeborenen sind von besseren Erfolgen gekrönt worden. Am Point Mac Leay am Alexandrina-See besteht unter dem Missionär Taplin eine kleine Gemeinschaft, welche freilich noch nicht fähig gewesen ist, sich selbst ihre Existenz zu sichern, obschon die Besitzung genügend groß und das Land von hinreichender Güte ist, um die kleine Gesellschaft zu erhalten. Aber auf der Poonindie-Station im Port-Lincoln-District hat man bessere Erfolge aufzuweisen. Dort wird von etwa 70 Schwarzen Landwirthschaft und Viehzucht betrieben, 32 Acker wurden im letzten Jahre mit Weizen bestellt und 10,000 Schafe gehalten. Das ganze Besitzthum der Mission belief sich auf 12,000 Acker. Ihre Existenz und ihr Gedeihen verdankt die Poonindie-Mission dem schon vorher genannten Bischof Hale, der während seines Aufenthaltes in Australien mit aufopfernder Thätigkeit für dieses Liebeswerk arbeitete.

In Victoria hatte man lange Zeit nicht die geringsten Erfolge; kein Eingeborener war zu bewegen, der Station am Boga-See nahe zu kommen, und die Mission wurde aufgegeben. Am Wimmerah mühten sich die Missionäre lange Jahre vergebens, bis endlich im Jahre 1860 ein Eingeborener, Namens Pepper, sich zum Christenthum und zur Civilisation bekehrte. Die deutsche Mission hat mannhaft weiter gekämpft, wenn sie auch jetzt, wo sich vielleicht durch geschicktere Organisation in englischen Missionen bessere Erfolge herausgestellt haben, die Anzahl ihrer Converten nur auf 28 Personen beläuft.

Auf den Aboriginal Stations, die durch Privatmildthätigkeit errichtet wurden, aber von der Regierung Unterstützung empfangen, lebt über ein Drittel der ganzen eingeborenen Bevölkerung, nämlich 557 Individuen, 302 männlichen, 255 weiblichen Geschlechts. Die Regierung übt über diese Stationen eine Controle. Man bemüht sich auf alle Weise, die Eingeborenen zu einem seßhaften Leben zu bewegen, sie zur Arbeit heranzuziehen, sie Handwerke zu lehren. Auch wird die Erziehung und der Unterricht der Jugend mit lobenswerthem Eifer betrieben. Die Kinder zeigen sich stets als gelehrige Schüler. Lesen, Schreiben und Rechnen, die drei R's, wie die Engländer sagen (Reading, 'riting, 'rhitmetic), wurden getrieben. Von Eingeborenen über 5 Jahre konnten 159 oder ein Achtel lesen und 114 oder ein Elftel konnten schreiben. Von den Kindern im schulpflichtigen Alter konnten 70 von 179, also etwa zwei Fünftel, lesen, und 50 oder etwa zwei Siebentel konnten schreiben. Ihrer Religion nach werden 311, d. h. nahezu ein Viertel als Christen aufgeführt, alle mit Ausnahme von 9 verschiedenen protestantischen Secten angehörig, weit die Mehrzahl Mitglieder der anglicanischen Kirche, die überhaupt in der Mission immer an erster Stelle gestanden hat.

In Victoria und Südaustralien hat die Regierung stets in liberaler Weise die Verpflichtung anerkannt, für die Eingeborenen einigermaßen zu sorgen. In der erstgenannten Colonie beliefen sich die Ausgaben im Jahre 1875 auf 7797 Pf. St., wovon 4900 Pf. St. auf Kleidung und Nahrung kamen, in Südaustralien wurden für dieselben Posten 4600 Pf. St. ausgegeben. In Krankheitsfällen wurden sie mit Arzneien versehen, und wir sehen, daß in Victoria 35 solcher Fälle vorkamen, alle, mit Ausnahme von 7, Männer. Daß unter den Hülfsbedürftigen 1 Taubstummer, 5 Blinde und 1 Wahnsinniger aufgeführt werden, ist in mehr als einer Hinsicht bezeichnend. Ohne die Dazwischenkunft der Europäer würden diese Unglücklichen wohl schwerlich am Leben sein, anderntheils möchten sie freilich auch, in solcher Zahl wenigstens, wohl kaum existiren.

Fragen wir nun nach den Resultaten, welche allen diesen Bemühungen folgten, so darf man sich leider nicht verhehlen, daß sie sehr gering sind und freilich nicht im Verhältniß zu den Anstrengungen einzelner Männer und zu den Bewilligungen stehen, welche die Regierungen verschiedener Colonien machten.

Ich habe vorher Grey's Namen genannt als den eines Mannes, der wie überall so auch in Australien großes Interesse an den einheimischen Bevölkerungen der Länder verrieth, deren Regierung ihm anvertraut war. Mit ihm arbeitete zu gleicher Zeit Eyre, berühmt durch seine Reise von Süd- nach Westaustralien, an diesem verdienstvollen Werke. Die Schule in Adelaide wurde damals von dem Missionär Klose geleitet. Und die Resultate waren nach Eyre's Angaben überraschend. „Die meisten Kinder," sagt er, „konnten das Vaterunser und die Gebote hersagen, sie erzählten fließend die Geschichte der Schöpfung, den Sündenfall und andere Theile des Alten und Neuen Testaments. Einige schrieben diese Erzählung ziemlich richtig nach einem Dictat nieder. In der Geographie kannten viele die Theile der Erde, ihre Gestalt, Durchmesser, Umfang und die Namen der Continente, Meere, Meerbusen und waren im Allgemeinen mit den Bewohnern jedes Theiles bekannt." In den Schulen zu Point Mac Leay und Poonindie, welche ich auf officiellen Reisen besuchte, obschon sie nicht unter meiner Controle standen, zeigten die Kinder eine große Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen. In Poonindie waren sie sogar weiter vorgeschritten als zu Point Mac Leay, wenngleich sie den von Eyre geschilderten Schülern nicht gleichkamen.

Der Gesang in Schule wie Kirche war durchaus gut; die Schwarzen bewiesen, daß ihr musikalisches Gehör, von dem man in den einheimischen CorroBories freilich keine Spur entdecken kann, leicht ausgebildet ist. Und es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß Kinder wie Erwachsene gern und oft die einfachen Melodien singen, welche sie gelernt haben. Es hat freilich etwas Sonderbares, einen Eingeborenen recht heiter Kirchenmelodien auch ernster Art vor sich hinsingen zu hören, während er ein paar Ochsen treibt oder einen Peitschenstiel schneidet.

Die Häuser, in welchen die Eingeborenen leben, sind ganz von ihnen selbst erbaut, und ebenso haben sie sich ihr einfaches Mobiliar angefertigt. Das Innere der kleinen Wohnungen, die oft nur aus einem Zimmer, höchstens zwei, bestehen, fand ich sehr sauber. Hier und da war ein Versuch zu Verschönerung gemacht worden. Bilder aus den „Illustrated London News" und „British Workman" waren oft an den Wänden befestigt; die wenigen Geräthe, deren sie zur Zubereitung ihrer Kost bedurften, waren tadellos rein. Alles, was die Frauen an sich trugen, war von ihnen selber gefertigt worden. Ich hatte Gelegenheit, die Geschicklichkeit des Zimmermanns von Point Mac Leay zu bewundern. Einige Lehnsessel, welche er für den Geistlichen angefertigt hatte, waren ganz vortrefflich gearbeitet. Wenn man die Werkzeuge in Rechnung brachte, welche ihm zu Gebote standen, mußte man über das Resultat erstaunen.

Die Zöglinge von Poonindie haben auch auf einem andern Gebiete sich hervorgethan, nämlich im Cricketspiel, dem Lieblingsspiel der Engländer. Mehrere Male wurden Wettkämpfe zwischen ihnen und den Schülern des St. Peter's College zu Adelaide ausgefochten und die Schwarzen waren zuweilen siegreich.

In Victoria finden wir nach den Zusammenstellungen der Censuscollecteure von 1330 Eingeborenen — dies ist die Abschätzung — 682 in irgendwelcher Beschäftigung, wovon 315 männlichen, 367 weiblichen Geschlechts waren. Die Männer folgten 29 verschiedenen Beschäftigungen, die Frauen 13. Von den Männern waren 38 bei der Ackerbauindustrie beschäftigt und 75 auf Rindvieh- und Schafstationen, von den Frauen waren 225 Ehefrauen oder Wittwen und 76 Töchter oder Verwandte, welche häusliche Geschäfte besorgten. Und 47 Knaben nebst 35 Mädchen wurden als Schüler und Schülerinnen aufgeführt.

Der Werth der auf den Stationen der Eingeborenen erzeugten Producte im Jahre 1875 betrug 2644 Pf. St. Den einträglichsten Erwerbszweig bildete Hopfen, wovon auf einer Station allein $8^1/_4$ Tons zu 2000 Pfund im Werthe von 1780 Pf. St. abgeerntet wurden. Man sieht also, auch in Victoria sind die Bemühungen der Freunde der Ureinwohner mit Erfolg gekrönt worden. Wie in Südaustralien so bestehen hier Reserven für die Eingeborenen, welche ihnen zu ihrem Unterhalte dienen sollen.

Das Princip der Gleichheit vor dem Gesetze ist in allen Colonien anerkannt worden. Zu wünschen wäre es nur, es würde mit derselben unparteiischen Consequenz verfolgt als jetzt in Südaustralien und Victoria. Wohl gab es eine Zeit, als auch hier der Schwarze nicht dieselbe Berechtigung vor dem Gesetze fand als sein weißer Bruder. Aber diese Zeiten sind glücklicherweise längst vorüber. Es wäre wohl gewesen, hätte man überall die humane Politik Gouverneur Davey's befolgt, der im Jahre 1816 die merkwürdige Proclamation erließ, welche noch heute im Museum zu Hobarton aufbewahrt ist. Die Schwarzen hatten sich beklagt, daß sie die in englischer Sprache geschriebenen Erlasse nicht zu verstehen vermöchten. Gouverneur Davey ließ darauf folgende bildliche Darstellung anfertigen und öffentlich anschlagen. Auf einem Bogen Papier sind in vier Feldern Gruppen angebracht, welche die Gleichheit des schwarzen und weißen Mannes vor dem Gesetze zu illustriren bestimmt sind. Im ersten Felde steht ein Schwarzer und ein Weißer, jeder hält einen Hund an einer Kette, daneben stehen Hand in Hand ein schwarzes und ein weißes Kind; eine weiße Mutter hält in ihren Armen ein schwarzes Kind, während eine schwarze Mutter ein weißes Kind wiegt. Im zweiten Felde reichen sich ein englischer Offizier und ein schwarzer Häuptling die Hände, jedem folgen Vertreter seiner Nation. Das dritte Feld ist getheilt; in der einen Hälfte steht ein Schwarzer mit geschwungenem Speere, vor ihm liegt ein weißer Mann mit zwei Speeren in der Brust im Sterben, in der zweiten Hälfte kommt die Vergeltung, der schwarze Mörder steht unter dem Galgen, sein Schicksal erwartend, die Leiche seines Opfers neben ihm. Das vierte Feld ist eine ähnliche Darstellung, nur daß hier der weiße Mann der Mörder und der Schwarze das Opfer ist.

Es ist nur zu wohl bekannt, daß man in Tasmanien später nach diesen Grundsätzen nicht verfuhr, und auch die Geschichte der übrigen Colonien weist manchen Act der Gewaltthat auf. Gewissenlose Verletzung der Rechte der Eingeborenen, fühllose Grausamkeit gegen sie reizten sie zu Thaten, die sie sonst vielleicht nie begangen hätten. Und in dieser Nichtanerkennung ihrer Gleichberechtigung als Menschen, in der Verachtung, die man den „Niggers" in Queensland zeigt, liegen die Gründe für viele der Greuel, welche der wilde schwarze Mann gegen seinen nicht minder wilden weißen Mitmenschen ausübt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Nachrichten von Potanin.

— Die „Mittheilungen der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft" erhalten folgendes Schreiben von G. N. Potanin (vergl. „Globus" XXXI, S. 238 und 288):

„Die Abreise der Expedition von Kobdo ist auf den 20. März a. St. festgesetzt. Ich werde so weit wie möglich nach Süden gehen; nach den letzten Nachrichten stecken die Schluchten des Tian-schan in der Gegend von Barkul voller Dunganenbanden, welche auf allen Wegen, die in diese Stadt führen, rauben und die Garnison selbst mit Furcht erfüllen. Ich werde es versuchen, über den Lagerplatz Dschasaktu-Chan's am Schara-gol nach dem Tian-schan selbst zu gelangen. In $2^1/_2$ Monaten werde ich in Uljassutai sein, wohin abgesondert zwei Freiwillige der Expedition gehen. Ich möchte sie auf dem Wege dahinsenden, auf dem von hier die Karawanen nach Kukuchoto gehen. Es ist dies der südlichste Weg nach Uljassutai und dadurch interessant, daß er nahe an der nördlichen Sohle des wenig mit Schnee bedeckten Zastu-Bogdo vorbeiführt. Kobdo, 18. März 1877. Gr. Potanin."

(A. K.)

## Australien.

— Die australischen Colonien besitzen drei regelmäßige Postverbindungen mit Europa und jede macht im Jahre 13 Hin- und 13 Rückfahrten. Die rascheste und am meisten benutzte Linie bleibt immer die über Suez und Point de Galle. Dieselbe wurde im Jahre 1876 von Southampton bis Melbourne durchschnittlich in 44 Tagen und 16 Stunden und heimwärts in 45 Tagen und 16 Stunden befahren. Die Linie über Californien nach Sydney gebraucht im Durchschnitt für die Hinfahrt 49 Tage 14 Stunden und für die Rückfahrt nach England 47 Tage 3 Stunden, und endlich die Linie über Suez, Singapore, Java und Torresstraße nach Brisbane (Queensland) resp. 53 Tage 5 Stunden und 53 Tage 7 Stunden.

— Die Regierung von Südaustralien hat zwei Erforschungsexpeditionen ausgeschickt, von denen die eine die nördlich von den Gawler Ranges liegende Gegend und den Westen des Lake Torrens und die andere die Gegend um Lake Eyre näher erforschen soll. Diese Districte der Colonie waren bisher sehr wenig bekannt.

— Die Colonie Victoria schreitet mit dem Bau ihrer Eisenbahnen außerordentlich rasch vorwärts. Sie besaß am 30. Juni 1877 bei einer Bevölkerung von rund 848,000 Seelen schon 803 Miles fertiger Bahnen gegen 618 im Vorjahre, und würde damit auf je 1056 der Bevölkerung eine Mile Eisenbahn entfallen. Außerdem waren noch 158 Miles in Bau begriffen, welche bis zum Schlusse des Jahres dem Verkehr übergeben werden sollten. Das Anlagecapital verzinste sich aus den Einnahmen mit ungefähr 4½ Proc.

— In Neu-Süd-Wales und namentlich in Sydney, welches ungefähr ein Drittel der ganzen Bevölkerung (635,000 Seelen) der Colonie begreift, herrscht nach den letzten Nachrichten unter der arbeitenden Classe große Aufregung und ein Meeting nach dem andern wurde abgehalten. Das Ministerium Parkes, welches jetzt am Ruder ist, hat dem Parlamente eine Vorlage über 100,000 Pf. St. gemacht, welche für freie Einwanderung aus Großbritannien auf Kosten der Colonie verwendet werden sollen. Man sagt nun dagegen, daß im Jahre 1844 in Folge der damaligen freien Einwanderung die Colonie derartig mit Arbeitern überfüllt worden sei, daß letztere hätten Hunger leiden müssen. Als dieselbe dann aber aufgehört, sei bald allgemeiner Wohlstand eingetreten. Eine Wiederaufnahme sei Raub und Verrath an der arbeitenden Classe. Eine Working Men's Defence Association hat sich in Folge dieser Bewegung gebildet und zahlreichen Beitritt gefunden.

— Wie in den Colonien des australischen Continents, so erheben auch in Neu-Seeland die freien Einwanderer auf Kosten der Colonie die bittersten Klagen über die schamlosen Lügen, durch welche sie von den Regierungsagenten in England zur Auswanderung nach Neu-Seeland verleitet wurden. Ein Meeting solcher bitter getäuschten Einwanderer fand kürzlich in Wellington statt, auf welchem constatirt wurde, daß der Arbeiter anstatt eines verheißenen täglichen Lohnes von 7 Sch. bei ständiger Arbeit kaum im Stande sei, auf vier Tage in der Woche bei 5 Sch. Lohn sich Arbeit zu verschaffen. Es wurde beschlossen, gegen die Regierung klagbar zu werden und sie für die Lügen ihrer Agenten verantwortlich zu machen. Die gewöhnliche Ausrede der Regierung ist die Antwort: „Ihr seid nicht die rechte Sorte Leute, die hier am Platze ist." Möchten Auswanderungslustige dies beherzigen.

— Vorgänge auf den Samoa-Inseln. Nachdem eine Deputation aus Samoa nach Fidschi, welche den Beistand des dortigen Gouverneurs, Sir Arthur Gordon, gegen innere politische Wirren anrufen sollte, unverrichteter Sache zurückgekehrt war, hielt es der nordamerikanische Consul, Mr. Griffin, an der Zeit einzugreifen. Er knüpfte Verhandlungen mit dem Könige und der Regierung an, welche in der Nacht auf den 24. Mai beendigt wurden. Nach Unterzeichnung der vereinbarten Documente ward am nächsten Tage das amerikanische Sternenbanner auf des Königs Hause am Point Molinu, auf der Westseite des Apia Harbour, aufgezogen und dies Ereigniß des Anschlusses an die Vereinigten Staaten durch 21 Kanonenschüsse verkündet. Der König veranstaltete ein großes Fest, zu welchem alle Weißen eingeladen wurden. Der englische Consul, Mr. Liardet, erschien in Begleitung des Prinzen Ratu Timothy, Sohnes des Exkönigs Kakobau von Fidschi, verlangte aber, daß die amerikanische Flagge eingezogen würde. Als ihm dies verweigert ward, entfernte er sich mit dem Prinzen sofort. Ein amerikanisches Kriegsschiff wird in nächster Zeit erwartet.

— Prinz William Pitt Leleiohoker, der Erbe des Thrones von Hawaii und Bruder des regierenden Königs, starb am 10. April im Alter von 22 Jahren. Am Tage nach seinem Tode wurde die Prinzeß Lydia Kanakaeha Lilinokalani, älteste Schwester des Königs, geboren am 20. September 1838 und seit dem 16. September 1862 an Seine Excellenz John O. Dominis, Gouverneur von Oahu, verheirathet, als Thronerbin proclamirt.

---

### Die Statistik Warschaus.

Der Warschauer „Wiek" (das Zeitalter) bringt folgende aus amtlichen Quellen geschöpfte Daten über die Bevölkerungsverhältnisse der Stadt Warschau am Ende des Jahres 1876:

Am 1. Januar 1877, sagt das genannte Blatt, betrug die Bevölkerung Warschaus 308,548 Seelen. Hiervon waren 145,760 Männer und 162,788 Frauen. Diese Bevölkerung ist folgendermaßen classificirt: zum Adel gehören 6·34 Proc., zu den sogenannten Ehrenbürgern 1·13 Proc., zu den Handwerkern 12·31 Proc., zu den Kaufleuten und Krämern 11·08 Proc., zu den Städtern (als Gegensatz zu den privilegirten Ständen) 63·05 Proc., zu den Geistlichen 0·15 Proc., zum Militär (nicht gerechnet die nur zeitweise in Warschau anwesenden Truppentheile) 4·09 Proc. Es leben in Warschau 1·85 Proc. Ausländer. Betreffs der Confession zerfällt die Bevölkerung in 58·46 Proc. römische Katholiken, 5·05 Proc. Evangelische (überhaupt Protestanten), 2·25 Proc. Orthodoxe, 0·05 Proc. Uniten, 0·03 Proc. Armenier, 0·0009 Proc. Mohammedaner, 0·0009 Proc. Starowjercy (Altgläubige) und 33·14 Proc. Juden.

Warschau besitzt 181 Bildungsanstalten, darunter 1 Universität (mit 546 immatriculirten Hörern), 6 Gymnasien für Knaben und 4 für Mädchen, 1 Realschule, 2 vierclassige Schulen (Progymnasien), von denen eine für Knaben, eine für Mädchen bestimmt ist, 1 Schullehrerseminar, eine städtische Elementarschule und 140 Privatpensionsanstalten. Außerdem besitzt Warschau 16 Specialschulen, namentlich eine Thierarzneischule, eine Schule für Mechaniker (bei der Warschau-Wiener Eisenbahn), ein Taubstummeninstitut, ein musikalisches Conservatorium u. s. w. Im Jahre 1876 frequentirten alle diese Schulen 22,243 Personen, was 7·2 Proc. der Gesammtbevölkerung ausmacht. Zu diesen die Lehrmittel ausdrückenden Zahlen fügt der amtliche Rapport noch hinzu den Verein der Aerzte, der Pharmazeuten, Architekten, Musiker, Maler und Bildhauer. Bei der Universität ist eine allen zugängliche Bibliothek, ein zoologisches, mineralogisches, physikalisches u. s. w. Cabinet.

Der Bericht führt weiter aus, daß sich die industrielle Thätigkeit der Bewohner Warschaus bedeutend erweitert, denn während im Jahre 1875 nur 207 Fabriken und industrielle Unternehmungen bestanden, vermehrte sich ihre Zahl im Jahre 1876 auf 237. In diesen Fabriken wurden 9997 Arbeiter und Handwerker beschäftigt und sie producirten für 17,937,715 Rubel Industrieerzeugnisse.

Die höchste Blüthe haben die Fabrikzweige erreicht, welche sich mit der Verarbeitung von Pflanzenstoffen befassen; ihre Fabrikate erreichen einen Werth von 9,128,753 Rubel. Nächst

diesen kommen die Fabriken, welche Metalle, wie Silber, Gold, Eisen, Zink u. s. w., verarbeiten. Von diesen produciren die Maschinenfabriken allein für 2,700,000 Rubel landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe. Die dritte Gruppe bilden die Industriezweige, welche animalische Stoffe verarbeiten, wie z. B. Gerbereien, Tuchfabriken u. s. w.; ihre Production erreicht einen Werth von 3,286,000 Rubel. Aus der fernern Zusammenstellung ergiebt sich, daß in dem Maße, in welchem sich die großen Fabriketablissements entwickeln, auch die Thätigkeit der Kleinindustrie zunimmt. So existirten im Jahre 1875 2712 Handwerkerwerkstätten, in denen 12,819 Handwerker beschäftigt waren, während im Jahre 1876 3114 Werkstätten vorhanden waren, in denen 14,814 Arbeiter beschäftigt waren, deren Production einen Werth von 9,882,398 Rubel hatte.

Der Bericht weist noch auf einen Umstand und zwar darauf hin, daß sich in dem Maße, in welchem sich im Jahre 1876 die innere Production vermehrt, der Import vom Auslande her vermindert hat. Der Bericht erklärt dies jedoch durch die außergewöhnliche Lage, in welcher sich das Land in Folge der politischen Ereignisse befindet, sowie durch den niedrigen Cours des russischen Geldes (Papiers) an den ausländischen Börsen. (A. K.)

* * *

— Im Staate Neuyork leben 5034 Indianer auf den neun Reservationen: Cattaraugus, Alleghany, Cornplanter, Oil Spring, Tonawanda, Pincarora, Oneida, Onondaga und St. Regis. Sie sind alle Abkömmlinge der alten „Sechs Nationen"; die Zählung im Herbst 1876 ergab eine Zunahme von 79 Köpfen; auf diesen Reservationen befinden sich im Ganzen 31 Schulen.

— An der südlichen Zweigbahn der Denver-Rio-Grande-Bahn befindet sich der höchste von einem Schienenwege erreichte Punkt, indem der dort passirte Laveta-Paß im Sangre-de-Christo-Gebirge 9340 Fuß über dem Meere liegt.

— Vor der Akademie der Wissenschaften in Philadelphia beschrieb vor Kurzem Mr. John Ford eine Gruppe von acht Grabhügeln, welche er bei Coup's Creek, Macoupin County im Staate Illinois, geöffnet hat. Jedes der Gräber war von Steinplatten eingefaßt und, nachdem die Leichen mit dem Gesicht nach Osten hineingesetzt, mit Erde fest angefüllt worden. In einem der Gräber saßen vier Skelete in zwei Paaren zusammen, wobei die Knie des einen Paars gegen den Rücken des andern preßten. Die Arme waren gekreuzt und hielt jedes Skelet in der rechten Hand eine große Seemuschel (Buccinum perversum L.), deren kleines Ende in der Hand und deren großes in der Höhlung über der linken Hüfte ruhte. Innerhalb jeder Muschel fanden sich die Knochen eines kleinen Kindes, wahrscheinlich als Todtenopfer, da die Schädel eingeschlagen waren. Uebrigens fanden sich auch in den meisten Gräbern die Schädel der Skelete auf der linken Seite mit einer stumpfen Waffe eingeschlagen.

— Vor der Anthropologischen Gesellschaft in London zeigte und beschrieb Lord Rosehill vor Kurzem eine Sammlung von 30 Stück Feuersteinwaffen aus Honduras; dieselben sind zum größten Theil Speerspitzen und zeichnen sich durch ungewöhnliche Größe, vorzügliche Ausführung und seltsame Formen aus. Ein Exemplar ist 12½ Zoll lang, unten fast 6 Zoll breit und stellt anscheinend eine rohe menschliche Figur dar. Ein anderes von 14½ Zoll Länge ist eine Art Dolch in Gestalt einer Schlange mit doppelten Spitzen und abwechselnd eingekerbten Seiten, die größte Breite in der Mitte beträgt 3½ Zoll; ein drittes gleicht einem großen Hufeisen mit verziertem Rande. Sämmtliche Gegenstände wurden in einer Höhle an der Bay von Honduras gefunden und stammen wohl von den Karaiben her.

— Nach officiellen Angaben aus Havana vom 28. Februar betrug die Anzahl der Negersklaven auf der Insel Cuba im Jahre 1870: 363,000, 1873: 287,000 und 1876: 199,000. Die Anzahl der freien Neger belief sich 1873 auf 26,000, 1874: 50,000, 1875: 75,000 und 1876: 84,000. Die freien Neger in den vier Jurisdictionen, wo des Aufstandes wegen keine Zählung stattfinden konnte, werden auf 6000 geschätzt.

— Wie bekannt, hat sich England, zum Theil wohl aus politischen Gründen, von der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft zurückgezogen und auf Anregung der Londoner Geographischen Gesellschaft eine eigene Stiftung für denselben Zweck errichtet, deren Patronat der Thronerbe übernommen hat. In der Flugschrift, welche die Ziele des „African Exploration Fund" auseinandersetzt, und welche auch kartographisch das von Engländern erforschte Gebiet Afrikas zur Darstellung bringt, sind von einigen neueren Reisenden die Längen in Meilen berechnet, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die Kosten einer wohlausgerüsteten Forschungsexpedition von England aus pro geographische Meile (60 = 1°) circa 30 Mark betragen, vorausgesetzt, daß die Expedition an ihren Ausgangspunkt zurückkehrt. Bei durchgehenden Expeditionen ist aber oft doppelt so viel erforderlich. Da nun die sieben zunächst in Vorschlag gebrachten Routen zusammen circa 7700 Meilen lang sind, so wären dazu etwa 11,550 Pf. St. erforderlich, die voraussichtlich bald zusammengebracht sein werden.

— Die von dem Könige der Belgier gegründete internationale Gesellschaft zur Erforschung und Civilisation von Afrika wird im September, wie die „Allgemeine Zeitung" mittheilt, die erste Expedition nach der afrikanischen Ostküste absenden. Die Leitung derselben ist dem Hauptmanne Crespel vom belgischen Generalstabe, einem kaltblütigen, tüchtigen und namentlich als Geodäten ausgezeichneten Offizier, übertragen worden. Demselben sind Hr. Cambier, gleichfalls belgischer Generalstabsoffizier, und Dr. Maes, ein Naturforscher, der speciell für diese Reise ausgebildet wurde, als Assistenten beigegeben. Außerdem wird sich später der österreichische Afrikareisende Ernst Marno anschließen, welcher einstweilen noch mit der Ausarbeitung der Ergebnisse seiner letzten Reisen im Sudan beschäftigt ist. Die Expedition gedenkt sich am 18. September in Southampton nach Natal und Zanzibar einzuschiffen, während Marno direct über Aden geht. Von der Küste aus soll der Tanganyika-See erreicht werden, und von dort aus wird die Expedition weiter in das Innere behufs Anlegung einer Station vorzudringen suchen. — Sehr erfreulich ist es, daß der englische „African Exploration Fund", der bei Gründung der internationalen Gesellschaft eine sehr reservirte Haltung annahm, aus derselben herausgetreten ist und der Gesellschaft jüngst 250 Pf. St. als ersten Beitrag in Begleitung eines sehr sympathischen Schreibens übersandte. Gleichzeitig hat auch Sir Rutherford Alcock, Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft, die Reisenden an Dr. Kirk, den einflußreichen britischen Consul in Zanzibar, und an die englischen Erforschungsreisenden und Missionäre an der Ostküste Afrikas auf das Angelegentlichste empfohlen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 5.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

# Montenegro.

(Nach Charles Yriarte, G. Frilley und Jovan Wlahovitj.)

## VI.

Ein montenegrinisches Sprichwort sagt: „Nimm mir meinen Bruder oder nimm mir mein Gewehr, das gilt mir gleich,“ und treffender kann man des Volkes kriegerischen Instinct, der alle anderen Neigungen beherrscht und überwuchert, nicht charakterisiren. So ist denn auch das kleine Land mit Recht einem stets schlachtbereiten stehenden Feldlager verglichen worden, und seine Geschichte einem fortlaufenden Kriegsberichte. Und doch war bis zum Anfange der fünfziger Jahre trotz der steten Kriegsbereitschaft von einer militärischen Organisation des Landes ebensowenig die Rede, wie von einer eigentlichen montenegrinischen Armee. Bedrohte der Feind die Grenzen, so wurde die Kunde davon durch unermüdliche Fußgänger von Dorf zu Dorf getragen, von den dazu angestellten Rufern in den Bergen verbreitet, und alle kampffähigen Männer begaben sich, gewöhnlich gemeindenweise um einen Anführer geschaart, auf den Schauplatz des Kampfes. Ein Zusammenhang aller Streitkräfte, eine vorherige Verabredung fand nicht statt: es focht ein Jeder, so zu sagen, auf seine eigene Rechnung und Gefahr.

Nach ziemlich zuverlässigen Berichten des Venetianers Mariano Bolizza konnte Montenegro zu Ende des 17. Jahrhunderts ungefähr 8000 Krieger ins Feld stellen, von denen etwa 800 mit Gewehren, die Uebrigen nur mit Schwertern und Lanzen bewaffnet waren.

Der französische Oberst Vialla de Sommières, von Napoleon I. zum Gouverneur von Cattaro ernannt, hat während seines Aufenthaltes in Dalmatien in den Jahren 1807 bis 1813 zu verschiedenen Malen Montenegro bereist, und Notizen über das Land gesammelt, die er später veröffentlichte. Zeugen auch die Ergebnisse seiner Forschungen in mancher Beziehung von einer charakteristischen Oberflächlichkeit der Beobachtung (er giebt z. B. die Größe des Landes, die 54 Quadratmeilen beträgt, auf 418 Quadratmeilen an, und erklärt das slavische Montenegrinisch für einen Dialekt der griechischen Sprache!), so darf man ihm in seiner Eigenschaft als Generalstabsoffizier wohl Glauben schenken, wenn er über die Militärverhältnisse des Landes berichtet. Nach ihm belief sich im Jahre 1812 die Streitmacht Montenegros auf 13,000 kampffähige Mann, eine Zahl, die aber im Falle der Noth im Verlauf von 24 Stunden leicht um das Doppelte sich vermehren konnte, da ja jeder Montenegriner vom Kinde bis zum Greise, wenn er eben nur eine Waffe tragen kann, sich zum Kampfe befähigt und berechtigt hält. Die Eintheilung der Streitkräfte war die von den ältesten Zeiten her schon gebräuchliche: die Familiengemeinde bildete die Einheit; ihrer mehrere vereinigten sich zu einer Compagnie unter der Führerschaft eines Hauptmanns. Der Oberbefehl lag in den Händen des Vladika, der damals noch geistlicher so gut wie weltlicher Herrscher war. Doch war, wie schon oben angedeutet, trotz dieser Eintheilung nur selten von einem Zusammenwirken der einzelnen Heerestheile die Rede; befand sich Montenegro, wie es unter zehn Fällen wohl neun Mal vorkam, und auch heute noch vorkommt, in der Defensive, so bedingte schon das Terrain des Landes den Guerillakrieg mit aufgelösten Banden, der den Feind ermüdet und trennt, während er für die mit den Schluchten

Todtenklagen der Montenegriner. (Zeichnung von Valério.)

und Pässen des Gebirges wohlvertrauten Vertheidiger fast gefahrlos ist. In ihm liegt denn auch heute noch, trotz aller Fortschritte der modernen Strategie, der Schwerpunkt der montenegrinischen Kriegsführung mit ihren oft an das Wunderbare grenzenden Erfolgen.

Betrachten wir jetzt die militärische Organisation des kleinen Landes näher, wie sie sich durch die unablässigen Bemühungen Danilo's und seines Nachfolgers entwickelt hat, so finden wir in dem verhältnißmäßig raschen Fortschreiten der Civilisation auf diesem Gebiet neben dem Zurückbleiben auf so manchem andern einen neuen Beweis für die eminent kriegerische Beanlagung des Volkes.

Der Vladika Peter II. (1830 bis 1851) war der erste montenegrinische Herrscher, der sich eine aus 100 Mann bestehende Leibgarde schuf, die Perjaniks, die zugleich Polizei- und Gerichtsdienste thun mußten. Im Jahre 1853 unternahm Fürst Danilo, der in jeder Weise es sich angelegen sein ließ, sein Volk zu civilisiren, die Organisation der Landesvertheidigung. Dieselbe hatte als ersten Zweck hauptsächlich die Eintheilung des Landes in Militärdistricte, die Ernennung bestimmter Anführer und der ihnen unterzuordnenden Abtheilungen, die Art und den Gang der Einreihung unter die Fahnen, mit einem Worte das, was wir die Mobilmachung nennen würden. Es blieb nach wie vor bei dem alten Gebrauch, daß ein Jeder für Proviant und Munition selber sorgen mußte; an der Kriegsbeute durfte er sich dafür schadlos halten. Nur das Pulver lieferte die Regierung, und das oft mit einer durch die Noth bedingten verhängnißvollen Sparsamkeit. Das Elitecorps der Perjaniks wurde beträchtlich vergrößert und trug in seiner neuen Zusammensetzung wesentlich zur Gewinnung des blutigen Tages von Grahowo bei. Diese irreguläre Armee, welche Danilo sich bemühte aus den undisciplinirten Banden seiner Bergbewohner herzustellen, wurde noch in keiner Weise geschult, weder in der Handhabung der Waffen noch in Marsch- oder Evolutionsübungen; selbst an eine Ausbildung der Anführer wurde noch nicht gedacht. War der Krieg beendet, so kehrten die improvisirten Truppen in ihre Dörfer zurück, nachdem sie mit den Anführern und dem Staatsoberhaupte sich in die Kriegsbeute getheilt hatten. Zu der Zeit, von der wir sprechen, besaß Montenegro noch keine Artillerie; die einzigen Geschütze, deren man in seltenen Fällen sich bediente, waren einige den Türken abgenommene alte Kanonen, die mehr Lärm machten, als sie dem Feinde schadeten.

Die montenegrinische Reiterei. (Nach einer Photographie.)

Der Feldzug des Jahres 1862 gegen Omer Pascha, in welchem die Türken zum ersten Male einen mörderischen Gebrauch von dem neuen Präcisionsgewehre machten, bewies den Montenegrinern zu ihrem eigenen Schaden, daß in der modernen Kriegsführung der persönliche Muth allein nicht mehr ausreicht. Eine Reform der Bewaffnung erschien dringend geboten: für ein so armes Land eine schwierige Aufgabe. Da benutzte Fürst Nikolas klug die warme Sympathie für sein Volk, welche in Folge des heldenmüthigen Verhaltens der Montenegriner gegen Omer Pascha sich allenthalben in Europa und vorzugsweise in Frankreich kundgab; mit Bewilligung der französischen Regierung wurde in Paris eine

Montenegriner während des Kampfes. (Zeichnung von Valério.)

großartige Lotterie zu Gunsten Montenegros veranstaltet, die einen so bedeutenden Erfolg ergab, daß 10,000 Minié-Gewehre angeschafft und im Lande vertheilt werden konnten. Dieses Geschenk der französischen Nation bildet die Grundlage der verbesserten Bewaffnung Montenegros, an welcher seitdem unermüdlich weitergearbeitet worden ist; aber man würde wohl noch heute, nach fast 25 Jahren, ein jedes dieser zehntausend Gewehre innerhalb der Grenzen des Landes ausfindig machen können, denn eifersüchtig hütet ja der Montenegriner den kostbaren Schatz seiner Waffen. Bis dahin war ein Jeder sein eigener Waffenschmied gewesen, hatte die Reparatur seines Gewehrs selbst besorgt und sich die Kugeln für den eigenen Gebrauch gegossen. Die Einführung der Präcisionsgewehre machte die Anlage eines Arsenals und einer Pulverfabrik nothwendig. Diese für einen großen Staat nebensächliche Frage war von tiefgehender Bedeutung für ein Land, dessen mächtige Nachbarn eifersüchtig die Einfuhr von Waffen und Munition bewachten, und dieselbe zu jeder Zeit

Petar Vukotitsch, Oberbefehlshaber der Nordarmee im Feldzuge von 1876. (Nach einer Photographie.)

unter irgend einem Vorwande inhibiren konnten. Der Fürst von Serbien, Michael Obrenowitsch, war es, welcher dem stammverwandten montenegrinischen Bruderlande jetzt thätigen Beistand leistete. Er sandte serbische Ingenieure, die in großen europäischen Staaten ausgebildet worden waren, nach Montenegro: in Obod wurde das erste Arsenal angelegt; einheimische Arbeiter wurden angelernt; sie zeigten sich bald gelehrig und brauchbar. Alte den Türken abgenommene Gewehre, die bisher nutzlos an den Wänden der Hütten als Trophäen gehangen hatten, wurden nach neuem System umgeändert. Ein zweites Arsenal, das sogenannte Laboratorium von Cetinje, wurde in der Hauptstadt errichtet, Pulverfabriken gebaut, von denen die bedeutendste die von Braïts in der Ebene von Cetinje ist. Man blieb dabei nicht stehen: ausgezeichnete serbische Offiziere, die ihre Ausbildung auf deutschen und französischen Kriegsschulen empfangen hatten, wurden mit der Mission betraut, die Montenegriner in der Handhabung der neuen Gewehre sowie in der im übrigen Europa eingeführten Exercirkunst zu unterweisen. Nichts wurde unterlassen, um die kleine Armee auf die Höhe der modernen Kriegskunst zu bringen. Von der russischen Regierung durch bedeutende Geldmittel unterstützt wurden im Jahre 1869 2000 Zündnadelgewehre angekauft und, freilich erst nach langem Widerstreben der österreichischen Regierung,

die eine Unterstützung der aufrührerischen Dalmatiner befürchten mochte, in Montenegro eingeführt. Wir verdanken diese Einzelheiten dem eingehenden Berichte eines serbischen Genieoffiziers, Jovan Wlahovitj, der, im Jahre 1870 nach Montenegro berufen, die Militärorganisation der sechsziger Jahre einer abermaligen Reorganisation unterwarf, deren Resultate in dem montenegrinisch-türkischen Kriege des Jahres 1876 ihre erste Probe bestanden, und zu deren Gunsten die Ereignisse der letzten Tage gerade ein beredtes Zeugniß ablegen.

Man hat die Armee in zwei Divisionen zu je 10,000 Mann eingetheilt, von denen jede wieder zwei Brigaden zu fünf Bataillonen umfaßt. Die Bataillone zerfallen ihrerseits wieder in Hundertschaften oder Compagnien, die von einem Stotiejew (Centurio) befehligt werden; jede Hundertschaft hat außerdem zwei Unteroffiziere, zehn Desetschows oder Corporäle, einen Fahnenträger und einen Trompeter. Die Zahl der Waffen, welche Montenegro besitzt, ist eine sehr bedeutende: sie wird auf 33,000 Gewehre geschätzt, von denen zwei Drittel ungefähr Hinterlader verschiedener Systeme,



Bojo Petrowitsch, Oberbefehlshaber der Südarmee im Feldzuge von 1876. (Nach einer Photographie.)

die übrigen Minié-Vorderlader sind. Die Artillerie des Landes ist vorzugsweise Gebirgsartillerie; sie besteht aus fünf Batterien zu vier Geschützen und zwei Batterien zu zwei Geschützen, also im Ganzen aus 24 Geschützen, sämmtlich gezogenen Drei- und Vierpfündern. Zu der nationalen Landwehr, deren Organisation wir in Vorstehendem gegeben haben, treten nun noch stehende Truppen, eine Garde des Fürsten und eine Schloßgarde, zusammen 450 Mann, dann das Gensdarmencorps, etwa 600 Mann.

Die Natur des Landes, sein gebirgiges Terrain machten eigentlich die Bildung einer montenegrinischen Cavallerie von vornherein überflüssig. Die höchsten Offiziere gestatten sich wohl im Felde den Gebrauch eines Pferdes, ein großer Luxus; denn der Unterhalt eines Pferdes ist in einem Lande, das nur sehr spärlich Heu und Futterkräuter hervorzubringen vermag, eine unverhältnißmäßig kostbare Sache. Dennoch wurde nach dem Kriege des Jahres 1870 eine Cavallerieschwadron in Cetinje gebildet, die, ein kostbares Spielzeug des Fürsten, durch die Formlosigkeit ihrer Zusammensetzung, die Verschiedenheit der Pferde und ihrer Aufzäumung, die ungleiche Tracht und Bewaffnung der Reiter, wohl einen originellen malerischen, wenn auch vielleicht nicht sehr noth-

wendigen Bestandtheil der montenegrinischen Kriegsmacht bildet.

Jeder Montenegriner ist von seinem siebenzehnten bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre zum Kriegsdienst verpflichtet und muß sich auf den ersten Ruf seines Wojewoden (des Oberhauptes einer Nahia) am Versammlungsplatz stellen. Er erscheint in seiner Nationaltracht und sorgt für seine Verpflegung selbst, wie die Römer in den ältesten Zeiten der Republik. Hier liegt, wie man leicht erkennt, ein Mangel der sonst vortrefflichen Organisation für weitere Unternehmungen, wenn diese nicht in reiche Gegenden führen.

Alle Offiziere, die nach der Reorganisation des Jahres 1870 im Dienste bleiben wollten, mußten sich einer nachträglichen zweimonatlichen Ausbildung unterziehen; militärische Examina wurden eingeführt, Bestimmungen über das Avancement und über die Verleihung militärischer Ehrenzeichen getroffen. So sehen wir, Dank den Bemühungen seiner Herrscher, das Volk der kriegerischen Bergbewohner zu einer, wenn auch kleinen, so doch bedeutenden modern-europäischen Heeresmacht geworden, die voraussichtlich ihre Bedeutung so lange behalten wird, als ihre Führer den Rath des letzten montenegrinischen Organisators befolgen werden. Der einsichtsvolle Jovan Wlahovitj warnt vor der Einführung einer zu straffen Disciplin, die mit der impulsiven elastischen Natur der Montenegriner unvereinbar sein würde. Die Führer müssen es eben verstehen, zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken, wenn die ungestüme Mannschaft in der Hitze des Gefechts sich zu einer Ueberschreitung der vorgesteckten Grenzen hinreißen läßt. Der Krieg des Jahres 1876 hat für die Richtigkeit dieser Bemerkung mehr als einmal den Beweis geliefert und auf der andern Seite auch die nicht mit den Neuerungen einverstandenen Montenegriner

Herberge in Njegusch. (Nach Yriarte's Skizze.)

davon überzeugt, daß trotz der modernen Einführungen die alte montenegrinische Tapferkeit nicht verloren gehen würde. Beide Armeen Montenegros, die des Nordens unter der Anführung des Schwiegervaters des Fürsten, Petar Vukotitsch, und die Südarmee unter dem Oberbefehl des Bojo Petrowitsch, Präsidenten des Senats und Vetters des Fürsten, kämpften mit wechselndem Erfolge freilich, aber stets mit dem gleichen Heldenmuth. Leider ist der vorjährige Krieg ohne jedes Resultat geblieben, trotz der schweren Opfer auf beiden Seiten: er war eben nur das Vorspiel zu dem großen Kampfe, der jetzt die Balkanhalbinsel erfüllt.

Wir haben, angesichts der allgemeinen Theilnahme, welche die Blicke ganz Europas nach dem Kriegsschauplatze lenkt, auch bei unseren Lesern ein tiefergehendes Interesse für die Geschicke der Balkanländer vorausgesetzt und deshalb Montenegro als Militärstaat eingehender behandelt [1]).

Freilich sind wir dadurch von dem Wege unsers Berichterstatters über Leben und Charakter des montenegrinischen Volkes abgegangen, für dessen Künstlerauge begreiflicherweise gerade die Abweichungen von europäischer Cultur von höchstem Interesse sind. So lieferte uns denn auch Charles Yriarte, der von Cetinje aus den Heimweg über Njegusch nach Cattaro und von da weiter nach Triest antrat, zum Schlusse seines Reiseberichtes eine Zeichnung der primitiven Herberge, welche ihn bei seiner kurzen Rast in Njegusch aufnahm, und welche einen neuen Beweis für unsere Bemerkung abgab, daß bis jetzt eigentlich nur das Kriegswesen in Montenegro auf der Höhe der Civilisation steht, während auf allen anderen Gebieten des Lebens die alten ursprünglichen Zustände fortdauern. Das Volk selber empfindet eben

[1]) Diejenigen unserer Leser, denen es um einen genauern Einblick in den status quo der Balkanländer vor dem Kriege zu thun ist, machen wir auf das vor Kurzem erschienene Werk von W. Rüstow: „Der Krieg im Orient", aufmerksam, dessen Angaben über Montenegros Kriegsstärke wir dem betreffenden Theile unseres Artikels zum Grunde gelegt haben.

noch gar kein Bedürfniß nach irgend welcher Verfeinerung; vielleicht wird eine höhere Cultur Eingang in das Land und freudige Aufnahme bei dem Volke finden, wenn durch die gewaltigen Umwälzungen, die vor unseren Augen auf der Balkanhalbinsel sich vollziehen, endlich einmal die engen Grenzfesseln gesprengt werden, die Montenegro jetzt noch einschließen.

---

# Dodona und seine Ueberreste.

Von **H. Kiepert.**

Was wir Specielleres von Topographie des altgriechischen Landes wissen, verdanken wir bekanntlich vorzugsweise der Erhaltung des einzigen archäologischen Reiseschriftstellers des Alterthums, der Periegese des Pausanias: wo aber diese Hauptquelle uns verläßt, also schon im westlichen Mittelgriechenland (Aetolien, Akarnanien) und im östlichen Nordgriechenland (Thessalien), wo wir fast nur auf Verfolgung der von den Historikern aufbewahrten localen Ereignisse und Vergleichung derselben mit den durch neuere Erforschung ermittelten örtlichen Momenten angewiesen sind und nur hier und da durch inschriftliche Denkmäler unterstützt werden, da bleiben auch eine größere Zahl topographischer Fragen nach allen bisherigen auch durch die politischen und socialen Zustände dieser Landschaften erschwerten Anstrengungen gelehrter Forscher noch ungelöst. Das einzige erhaltene geographische Hauptwerk des griechischen Alterthums, das des Strabon, unterstützt auch diese Untersuchungen nur unvollkommen, da es schon wegen seiner universellern Tendenz weniger auf Einzelheiten eingeht und, gerade bei Griechenland mehr die Vertrautheit seiner Leser mit den Oertlichkeiten voraussetzend, sich vorzugsweise auf gelehrte Discussionen über archäologische Themata sogenannter Homerischer Geographie beschränkt. Wo nun vollends auch diese immerhin nicht inhaltarme Quelle fehlt, wie für die nordgriechischen Landschaften Epirus und Macedonien, deren Beschreibung durch eine Lücke in den Handschriften des Strabon bis auf dürftige Auszüge verloren gegangen ist, wo wir daher ausschließlich auf secundäre Hülfsmittel beschränkt sind, da werden unsere Versuche einer Herstellung der antiken Topographie stets überaus mangelhaft bleiben müssen. Ganz besonders gilt dies von Epirus, für welches alle Ortsbestimmungen aus dem Alterthume sich fast nur auf die Küste beschränken, während kaum ein einziger topographischer Punkt des Innern sich ausreichend fixiren läßt; die mit dem Anfange unseres Jahrhunderts durch die politischen Agenten am Hofe des damals mächtigen Satrapen, Ali Pascha von Janina, den Franzosen Pouqueville und den Engländer Leake begonnenen, erst nach der Mitte des Jahrhunderts vom österreichischen Consul v. Hahn, dem bekannten Afrikareisenden H. Barth und einigen Anderen fortgesetzten Localuntersuchungen haben zwar zur Auffindung zahlreicher antiker Befestigungen von meist sehr geringem Umfange, wohl mehr Zufluchtsorten in Kriegsnoth als ständig bewohnten Ortschaften, geführt, allein über ihre Namen hat bisher keine Inschrift Kunde gegeben, ein Umstand, den man mit der geringfügigen Schriftkunde der nur halbgriechischen Bewohner zu erklären versucht hat. So mögen wir dem eiteln und unkritischen Pouqueville die Befriedigung gönnen, von den angeblich 70 epirotischen Städten, welche die römischen Eroberer in frevelhafter Rache für König Pyrrhos' italienische Siege zerstört hatten, über drei Viertheile in ihren Ruinen wieder aufgefunden zu haben: die antiken Namen, welche er doch nur einer Minderzahl derselben anzuheften beliebt, sind größtentheils nur aus Mißverständniß antiker Angaben hervorgegangen oder gar ganz aus der Luft gegriffen. Der besonnenere und philologisch wohl geschulte englische Obrist Leake hat sich in seinem classischen Werke [1]) weislich solcher wilden Phantasien enthalten und auf Wahrscheinlichkeitsgründe bei der Nachweisung weniger in Kriegsberichten des Alterthums genannter Ortschaften des innern Epirus beschränkt; über seine insgemein als maßgebend betrachteten Schlüsse ist die Forschung auch in neuerer Zeit kaum irgendwo hinausgegangen.

Zu den bestrittenen Punkten, über welche schon jene ersten Entdecker auf heutigem epirotischen Boden verschiedener Meinung waren, gehört nun auch die Lage gerade des in Sage und Geschichte berufensten, für die ganze altgriechische Cultur bedeutsamen Orakelortes Dodona. So häufig seiner in der alten Literatur gedacht wird, so wenig findet sich irgend eine bestimmte Angabe über die Oertlichkeit; einzig und allein die Angabe, daß die Ortschaft ursprünglich zum Gebiete der Thesproter gehört habe und erst später in dasjenige der Molosser (bekanntlich seit König Pyrrhos das herrschende und erst durch seine Eroberungen südwärts bis zur Küste des Ambracischen Meerbusens ausgebreitete Volk von Epirus) eingeschlossen worden sei, ließ auf eine ziemlich in der Mitte der ganzen epirotischen Landschaft gelegenen Stelle schließen; also ähnlich wie sie die mittelalterliche und heutige Landeshauptstadt, die „Johannesstadt" (neugriechisch Joánnina, vulgär ausgesprochen und albanesisch Jánina, türkisch Jánia) einnimmt, in der Mitte des von mäßigen Anhöhen umschlossenen, nur in Nordosten und Süden von höheren Gebirgen überragten hohen Thalbeckens, dessen tiefsten Theil ein in neuester Zeit sehr zusammengeschwundener See einnimmt [2]).

---

[1]) Travels in Northern Greece, London 1836, Vol. IV.

[2]) Seine Meereshöhe hat schon vor dreißig Jahren der Nestor der wissenschaftlichen Reisenden auf diesem türkischen Gebiete, der in Wien noch immer rüstig arbeitende hochverdiente Ami Boué, nach barometrischer Beobachtung ebenso angegeben (520 Meter), wie sie neuerdings die österreichischen Genieoffiziere gefunden haben, auf deren Recognoscirungen wesentlich die kürzlich erschienene Specialkarte des Wiener militär-geographischen Instituts beruht. Dagegen bezeichnet dieselbe, hier in Uebereinstimmung mit v. Hahn's Beobachtungen aus den fünfziger Jahren, den Umfang des Sees kaum noch halb so groß als er auf den Karten Pouqueville's und Leake's, d. h. vor 60 bis 70 Jahren, erscheint. Und zwar vertheilt sich diese Verminderung ungleichmäßig: der südliche Theil, an welchem die Stadt Janina liegt, hat mit seinen schärfer begrenzten Steilrändern ziemlich den frühern Umfang behalten; die damit schon früher nur durch eine flache Sumpfstrecke zusammenhängende nördliche Bucht von Lapsista ist auf ein Minimum zusammengeschwunden, offenbar weil die unterirdischen Schluchten (Katabothren nach neugriechischer Benennung), durch welche der Ueberschuß des Seewassers mehrere Meilen weit dem Flusse Kalamas (Thyamis des Alterthums) zufließt, durch eines der in diesen Gegenden so häufigen Erdbeben eine plötzliche Erweiterung erfahren haben. Daß damit eine neue Verschüttung der unterirdischen Abzüge und somit ein Wiederansteigen des Sees auf sein früheres Niveau keineswegs ausgeschlossen ist, lehren zahl-

Die Entscheidung schwankte nur zwischen verschiedenen Punkten dieser Nachbarschaft, deren gleiche Berechtigung auf dem Vorhandensein beträchtlicher Mauerreste der besten griechischen Constructionsart — leider ohne irgend einen Anhalt anderer Monumente der bildenden Kunst — zu fußen schien. So hat denn der erste, welcher überhaupt dieser Frage an Ort und Stelle näher getreten ist, der Franzose Pouqueville [1]), sich rein willkürlich für die bedeutenden Quaderbauten von Gardiki in der Hügellandschaft nordwestlich von Janina entschieden, während Leake die Stadt Dodona in der umgekehrten Richtung von der neuen Hauptstadt, in dem das südöstliche Seeufer überragenden mauerumgebenen Felshügel von Kastritza, suchte (wofür auch ein späterer englischer Besucher, Mr. Tozer, sich entschieden hat, ohne wesentlich neue Gründe beizubringen [2])), während er wunderlich genug die Stelle des dodonäischen Orakels davon trennte und mit der flachen felsigen Halbinsel identificirte, welche die heutige Stadt Janina trägt [3]). Die Frage war mit den immerhin schwachen Argumenten beider Forscher so wenig entschieden, daß das französische Institut sie den Eleven der Ecole Française d'Athènes für das Jahr 1857 zur Preisaufgabe stellte, aber die zu diesem Zwecke von einem der Betheiligten, Mr. Gaultier de Claubry, 1858 bis 1859 ausgeführte Reise durch ganz Epirus hat für die alte Topographie keinen Gewinn getragen, da sie unveröffentlicht geblieben ist und überhaupt seine Arbeit nach dem sachverständigen Gutachten Mr. Guigniaut's vom Institut mehr ein archäologisch-mythologisches als geographisches Interesse verfolgt haben soll.

Während auch ein kritischer Forscher, wie Prof. Bursian (im ersten 1862 erschienenen Bande seiner Geographie von Griechenland), an Leake's Hypothese festhielt, ist der erste, welcher meines Wissens Zweifel daran geäußert hat, Heinrich Barth, der auf seiner letzten Reise im Herbste 1865, wenige Monate vor seinem plötzlichen Tode, nach Janina kam, und im Begriff, seinen Weg südwärts nach Arta fortzusetzen, eine etwas westlicher beim Dorfe Bartsch (Bartzi) liegende Trümmerstätte aufsuchte, auf welche man ihn in der Hauptstadt aufmerksam gemacht hatte, und die er in den flüchtigen Bleistiftnotizen seines hinterlassenen Tagebuches unsicher als Dodona bezeichnet, ohne sie näher zu beschreiben. Diese Lage aber am südlichen Rande der hohen Kesselebene schien mir nicht allein auf das oben angeführte Verhältniß zu den antiken Gebieten der Molosser (nördlich in der Seeebene) und Thesproten (südlich bis zum Meere), sondern auch zu dem nach Strabon dem Heiligthume benachbarten Berge Tomaros besser zu passen, auch in Anbetracht des südlich darüber aufsteigenden Hochgebirges die bekannte dichterische Bezeichnung des Klimas von Dodona durch „wintergrausig" (δυςχείμερος) mehr zu verdienen, als das relativ milde Seegestade von Janina. Ich habe daher in einer zu Anfang 1871 in französischer Ausgabe erschienenen Karte von Epirus eben diese Stelle, wenn auch mit Andeutung des Zweifels, als Dodona bezeichnet, bald darauf aber im Schlußhefte der neuen Ausgabe meines „Atlas von Hellas" (Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung) unter Beifügung meiner Gründe in dem zugehörigen „Vorbericht" die alte Orakelstadt noch etwas weiter westlich verlegt, an eine Stelle im obern Theile des Thales von Tscharkovista, eines Parallelthales des Seebeckens, welche allein in weiterer Umgebung durch beträchtliche Reste antiker Bauten, namentlich auch eines sehr großen Theaters, ausgezeichnet ist. Leake und Pouqueville, welche fast gleichzeitig diese Ruinen, das sogenannte Paläokastron von Dramischus, aufgefunden, vermessen und beschrieben, sogar kleine wenig erfolgreiche Ausgrabungen darin versucht haben, erklärten es unter fast allgemeiner Zustimmung der Nachfolger für das alte Passaron, einen Ort, von dem man nichts anderes weiß, als daß daselbst die politische Landesgemeinde der Molosser sich seit Alters her zu versammeln pflegte, und den man daher wohl, wie allein Bursian mit Recht gegen jene Hypothese eingewendet hat, vielmehr im Herzen des ältern Gebietes jenes Cantons, d. h. weiter nördlich zu suchen hätte. Wurde diese Oertlichkeit nunmehr für Dodona in Anspruch genommen, so mußte auch der benachbarte Berg Tomaros, welchen die älteren Forscher ausnahmslos nördlich von dem Seebecken, in dem das heutige Janina überragenden Mitschkel gesucht hatten, vielmehr in dem die ganze umliegende Berglandschaft südlich überragenden Hochgipfel Olitschka gefunden werden, welcher obendrein dem noch heute den Namen der Tomarochoria bewahrenden Districte näher benachbart ist.

Die Lage Dodonas nach Pouqueville, Leake, Barth und Kiepert.

Diese Vermuthungen — denn als solche nur wollte ich sie immer noch durch das auf den Karten beigefügte Fragezeichen angesehen wissen [1]) — sind nun durch ein Unternehmen glänzend bestätigt worden, das dem uneigennützigen Interesse und der Thätigkeit eines wohlunterrichteten Einheimischen, natürlich eines Griechen, zu verdanken ist und dessen Ausführung und Gelingen man kaum während der jetzigen stürm-

reiche ähnliche Vorgänge, nicht allein in den griechischen Gebirgen, sondern überhaupt in allen von ähnlicher geologischer Formation.

[1]) Im vorvorigen und vorigen Jahrhundert hatten seine größeren Landsleute Paulmier de Grentemesnil und Bourguignon d'Anville, die ersten wirklich gelehrten Bearbeiter griechischer Topographie, das ganze Innere von Epirus wegen absoluten Mangels neuerer Berichte noch als ganz unbekannt bezeichnen, also natürlich auch Dodona im völligen Dunkel liegen lassen müssen.

[2]) H. Fanshaw Tozer, The Highlands of Turkey, London 1869, App. G, On the site of Dodona.

[3]) Gegen diese Ansicht hat schon Herr v. Hahn mit Recht die Existenz von Felsengrotten auf diesem Boden ohne irgend eine Spur antiker Bearbeitung geltend gemacht.

[1]) Sie sind natürlich auch seit mehreren Jahren in die neuen Ausgaben der von mir für Schulzwecke bearbeiteten Karten zur alten Geographie aufgenommen worden.

bewegten Epoche des Orients hätte erwarten dürfen. Herr Karapanos von Janina giebt darüber in einem griechisch geschriebenen Artikel der von dem französischen archäologischen Institut zu Athen herausgegebenen Zeitschrift folgenden Bericht [1]). Er sei durch dieselben historischen Gründe, die ich schon früher geltend gemacht, außerdem aber durch einen kleinen aber glücklichen Ausgrabungsversuch, der mehrfach beschriebene Bronzetäfelchen zu Tage gefördert, zu der Ansicht geführt worden, daß hier in den Ruinen von Dramischus Dodona zu suchen sei, und habe sich, behufs Erlangung der Erlaubniß zu ausgedehnteren Grabungen, persönlich nach Constantinopel begeben, welche Abwesenheit denn einige illiterate, aber auf Auffindung von Schätzen speculirende Landsleute ihrerseits zum weitern Nachgraben benutzten, wobei sie das Glück hatten, außer vielen kleineren Objecten auch einige größere metallene Weihegeschenke zu finden. Dadurch bei seiner Rückkehr vollends in der gefaßten Meinung bestärkt, dehnte nun Herr Karapanos seine Ausgrabungen auf ein Areal von nicht weniger als 20,000 Quadratmeter und eine durchschnittliche Tiefe von $2^1/_2$ Meter aus und fand sich reich belohnt, weniger durch den künstlerischen Werth als durch die große Menge und die Eigenthümlichkeit der bisher gefundenen Objecte, vor allem aber durch die aus zahlreichen Inschriften sich ergebende Gewißheit, dem wirklichen Sitz der alten Orakelstätte auf die Spur gekommen zu sein. Solcher Dedicationsinschriften an Zeus Naïos und Dione wurden nicht weniger als 24 auf Gefäßen und 84 auf metallenen Täfelchen, außerdem 38 andere Inschrifttafeln, 33 Statuetten, 28 Bronzetafeln mit Reliefs u. s. w., dazu Hunderte von Münzen ans Tageslicht gefördert.

Ueber die Oertlichkeit im Allgemeinen, deren Entfernung von Janina nur $2^1/_2$ deutsche Meilen (18 Kilometer) beträgt, giebt Herr Karapanos folgende genauere Auskunft: Die nordsüdliche Länge der durchschnittlich 700 Meter breiten Thalebene von Tscharkovista beträgt etwa 12 Kilometer, gegen Süden wird sie geschlossen durch den Hochgipfel des Olitschka, dessen Fuße zahlreiche Quellen entspringen, wodurch ein Theil des Thales versumpft wird [2]). In der Mitte jener Länge tritt aus der östlich das Thal begrenzenden Hügelkette in Höhe von 15 bis 20 Metern ein Vorsprung heraus, der die alte Akropole trägt, welche speciell mit dem Namen Dramischús bezeichnet wird und an die sich südlich und östlich in der Tiefe Theater und Tempelbauten anschließen. Die vorläufige Localbeschreibung mit ihren Maßangaben wird hoffentlich bald durch die genaueren Pläne ersetzt werden, welche Herr Karapanos seinem gegenwärtig in Paris zur Publication vorbereiteten Werke beigeben wird; im Ganzen zeigt sie hinreichende Uebereinstimmung mit der nur nach flüchtiger Anschauung entworfenen Skizze, welche Oberst Leake in seinem Reisewerke (Bd. I, S. 266) mitgetheilt hat, und die wir zur leichtern Veranschaulichung hier wiedergeben [3]). Die Akropolis ist von sehr bescheidenen Dimensionen, die nordöstliche Seite mit dem 4 Meter breiten Thore 168 Meter, die südöstliche Seite 190 Meter lang, die nach außen gekrümmte Westseite (in Leake's Plan vielmehr eine mehrfach gebrochene Linie nach W., S.-W., S.) mit ihren sieben Thürmen 325 Meter lang; auf dem flachen Rücken, welchen diese $3^1/_4$

Ruinen von Dramischus nach Leake.

bis $5^3/_4$ Meter (10 bis 15 Fuß, Leake) starken Mauern umschließen, zeigt sich keine Spur irgend eines hervorragenden, etwa tempelähnlichen Gebäudes, sondern nur Grundmauern gewöhnlicher Häuser. Für das Theater, bekanntlich eines der größten griechischen von trefflichem Quaderbau, dessen Scene nun gänzlich zerstört ist, während das nach antiker Weise größtentheils in den lebendigen Felsen des Burghügels ausgehöhlte Halbrund der Sitzreihen sich wohl erhalten hat, differiren die Angaben auffallend: während Pouqueville 60 Sitzreihen gesehen hatte, Leake durch eine partielle Ausgrabung im Jahre 1809 nach unten zu auf die 65. oder 66. gelangte, spricht der neue Bericht nur von 49; den äußern Umfang des Halbrundes giebt er zu $188^1/_2$ Meter, während er nach Leake's Angabe eines Durchmessers von 460 Fuß (140 Meter) erheblich mehr betragen müßte. Es scheint also hier, wahrscheinlich eher durch Erdbeben als durch Menschenhand, in der Zwischenzeit eine der Zerstörungen eingetreten zu sein, wie sie Pouqueville schon während des Jahrzehntes seines dortigen Aufenthaltes bei wiederholten Besuchen in diesen Ruinen wahrgenommen haben will.

Nordöstlich vom Theater, südöstlich von der Burg ist ein 90 Meter breiter, 200 Meter langer Raum mit Mauern von geringerer Stärke, als die Burgmauer, regelmäßig umschlossen, offenbar der Peribolos eines Heiligthums. Dem Theater zunächst zeigt sich darin die Ruine eines großen Quaderbaues, $42^1/_2$ Meter lang, 30 Meter breit, dessen Bestimmung noch dunkel bleibt; ein anderes nordöstlich davon gelegenes Gebäude dagegen, in welchem schon Leake eine Anzahl Säulenstümpfe noch in ihrer alten Stellung erkannt hatte, erwies sich bei der Ausgrabung zumal durch eine große Weiheinschrift auf Stein und zahlreiche Weihegeschenke und Metalltäfelchen mit Dedicationen als der Rest des berühmten Zeustempels. Die Dimensionen der Cella waren $40 \times 20$ Meter, daran stößt eine zweite $18 \times 20$ Meter große in einzelne Kammern getheilte Abtheilung; das Ganze war in frühchristlicher Zeit als Kirche benutzt und zu diesem Zwecke die Lücken des alten Mauerwerks mit kleinen Steinen und Mörtel in byzantinischer Weise ausgeflickt worden. Endlich noch weiter südöstlich (in Leake's Plan, der hier gleichfalls schon Mauerspuren verzeichnet, vielmehr gerade östlich) ist noch ein anderer tiefer als der heilige Peribolos liegender Raum im Umfang von $105 \times 110$ Meter mit Mauern umschlossen, durch welche nach den drei Außenseiten Thore führten, darunter das mittlere nach Osten gerichtete als eigentliches Propyläum mit Thürmen versehen; auch in die-

[1]) Bulletin de Correspondance Hellénique (Ecole Française d'Athènes) 1877, Mai, p. 245: περὶ Δωδώνης καὶ τῶν ἐρειπίων αὐτῆς. Seine Eingangsbemerkung, daß Dodonas Lage bisher allen Nachforschungen der Gelehrten entgangen sei, ist allerdings, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, nicht mehr ganz zutreffend.

[2]) Dieses also sind die in den alten Berichten bezeichneten Sümpfe (ἕλη) der dodonäischen Landschaft, keineswegs, wie man bisher anzunehmen genöthigt war, der große See von Janina.

[3]) Pouqueville spricht zwar von einem speciellen Plane, den er im Jahre 1813 durch einen französischen Ingenieur habe aufnehmen lassen, allein derselbe findet sich nirgend in seinem Werke.

sem Raum wurden zahllose Anticaglien, aber keine merklichen Gebäudespuren gefunden. Von einem noch weiter südöstlich gelegenen vierseitigen Gebäude von der auffallenden Länge von 144 Meter bei nur $13^1/_2$ Meter Breite, dessen die früheren Besucher nicht erwähnen, blieb die Bestimmung unklar, an ein Stadium oder einen Hippodrom ist wegen der abweichenden Form nicht zu denken, doch bleibt es auffallend, daß von einem solchen Festplatz, der an dem vielbesuchten Heiligthume neben dem Theater nicht fehlen konnte, bis jetzt nirgends Spuren entdeckt worden sind.

---

# Die Zukunft der australischen Eingeborenen.

Von **Carl Emil Jung**, frühern Inspector der Schulen Südaustraliens.

II.

Ich habe im Vorhergehenden zu zeigen versucht, was die verschiedenen Regierungen gethan haben, und welche Früchte ihre Thätigkeit trug; man wird vielleicht schon daraus ersehen können, wie ungerechtfertigt dies Herunterschauen des rohen Weißen auf den Schwarzen ist, dem die Vortheile, in einem Culturlande geboren zu werden, nicht zu Theil geworden sind. Die nachfolgenden Beispiele mögen dazu beitragen, den fernern Beweis zu führen, daß auch in den Australiern die Keime höherer Civilisation schlummern, welche nur der Pflege bedürfen, um sich zu entwickeln.

Wer Neumeyer's liebenswürdigen Vortrag in der Zeitschrift für Ethnologie (1874, 4. Heft) über die intellectuellen und moralischen Eigenschaften bei den Eingeborenen Australiens gelesen hat, der mag sich erinnern, wie ihm ein junger Schwarzer am untern Murray, der in seiner Jugend zwei Jahre lang die Schule in Adelaide besucht hatte, sicher und correct die Route vorzeichnete, welche er nehmen sollte, und dazu in leserlicher Schrift die Namen der Ortschaften schrieb, welche er zu passiren hatte. Auf meinen Reisen am Eyresee, am Cooperflusse, am Darling, Warrego und Murrumbidgee ist mir Aehnliches des Oestern begegnet. Zwar traf ich nie jemand unter den Schwarzen, der des Lesens und Schreibens kundig war, aber ich fand unter den Stämmen stets solche, welche mir im Sande, auf Steinen, auf einem Stück Rinde den Weg vorzeichnen konnten, den ich zu nehmen hatte. Wunderbar genau waren oft diese Reisepläne, und ich kann sagen, daß mich oft die irrigen Angaben weißer Männer, nie aber die eines Schwarzen getäuscht haben.

Einer der Landminister Südaustraliens pflegte zu erzählen, wie er einst an einem Tage zwei sauber und ziemlich correct geschriebene Briefe erhielt, unterzeichnet mit den historischen Namen Napoleon Bonaparte und Julius Cäsar. Die Träger dieser großen Namen stellten sich in den Briefen als zwei Eingeborene vor, welche um eine Landbewilligung einkamen. In Südaustralien hat jeder Eingeborene einen Anspruch auf 80 Acres Land, wenn er beweisen kann, daß er die nöthigen Werkzeuge und Mittel zur Bebauung desselben besitzt. Nur ist dies Besitzthum nicht veräußerlich. Dieselben Rechte genießt eine Schwarze, die sich mit einem Weißen verheirathet. Der Minister bezweifelte, daß die Leute die Briefe selber geschrieben hätten, er ließ sie vor sich kommen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß die beiden wohlgekleideten Schwarzen, welche sich ihm vorstellten, sogar noch weit besserer Leistungen fähig waren. Natürlich erhielten die Schwarzen ihr Land.

Port Elliott ist ein kleines Seebad an der Encounterbay. Ich besuchte einst einen kranken Freund, der mit seiner Familie den Sommer dort zubrachte. Er klagte bitterlich darüber, daß kein Arbeiter in der ganzen Gegend für Geld und gute Worte zu haben sei, um ihm etwas Feuerholz für seine Küche zu spalten. Ich machte mich sogleich daran, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, aber die Januarsonne war sehr heiß und das australische Holz ist sehr, sehr hart und ich war hocherfreut, als sich ein stämmiger Schwarzer nahte, der mir ohne Zweifel die Arbeit für ein Stück Geld abnehmen würde. Aber mein Erstaunen war nicht gering, als ich auf meine Anfrage den Bescheid erhielt, er habe gar keine Zeit, denn er habe einen Contract geschlossen, ein Feld Weizen abzuernten und er müsse nach seinen Arbeitern sehen.

Neben diesen Zügen von Intelligenz und Selbständigkeit ist es nicht weniger wohlthuend, der Freundlichkeit, Treue und Anhänglichkeit zu gedenken, welche uns die Geschichte der Erforschung Australiens in zahlreichen Beispielen liefert. Die alte Frau, welche King am Cooper Creek am Leben erhielt, ist schon oft erwähnt worden, aber wir wollen hier noch kurz der aufopfernden Begleiter Kennedy's, Forrest's und Warburton's gedenken, welche an ihren Herren mit wahrer Freundschaft hingen. Und solche Beispiele stehen nicht vereinzelt da; es ließen sich aus dem colonialen Leben Hunderte aufführen. Als einen Beweis, daß die Eingeborenen sehr wohl zwischen dem unterscheiden, der ihnen wohl will, und dem, der ihnen Böses zufügt, und daß sie durchaus nicht des Gefühls der Erkenntlichkeit ermangeln, nur noch Folgendes:

Nach Eintritt der großen Dürre im Jahre 1865 beschlossen die Schwarzen, die weißen Ansiedler sammt ihren Herden von den Ebenen des Cooper-Delta zu vertreiben. Der Besitzer der Station war mit acht seiner Leute ausgegangen, um die zerstreuten Rinder zusammenzusuchen. Die Schwarzen sammelten sich zu Hunderten, um diese kleine Truppe anzugreifen. Vorher aber ließen sie einem Deutschen aus Stettin, Karl Neumann, sagen, er möge sich entfernen, sie beabsichtigten, die übrigen zu tödten, sie wollten ihn jedoch verschonen, da er stets gut gegen sie gewesen sei. Neumann zog sich natürlich nicht zurück, und als ein paar Tage nachher der Angriff geschah, in dem die Schwarzen doch zurückgeschlagen wurden, fiel er als das einzige Opfer.

Es wäre aber nicht recht, wollte man sich nicht der Schattenseiten ihres Charakters erinnern. Einmal giebt es Schurken in jedem Gemeinwesen, und man darf wohl nicht erwarten, daß sie bei jenem Naturvolk fehlen, anderntheils haben wir in diesen Gemüthern noch mit anderen Factoren zu rechnen, die oft von oberflächlichen Beobachtern übersehen werden. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung würde sie lehren, dem weißen Manne ein Ende zu machen, und dazu kommen noch tausend andere Beweggründe, wie sie Furcht, Habsucht oder Aberglaube erwecken. Doch darüber ist schon so vieles hin und her gesagt und geschrieben worden.

Und nun nur zu der Frage, die wir uns am Anfang aufstellten. Was ist die Zukunft der australischen Urbewohner? Werden sie europäische Cultur annehmen und in dem Lande

ihrer Väter unter anderen Bedingungen eine höhere Stufe der Gesittung einnehmen, oder werden sie sich mit den europäischen Einwanderern vermischen, oder endlich, werden sie demselben Schicksale verfallen, das so viele andere Naturvölker betroffen hat, die mit dem Europäer in Berührung kamen?

Die erste Frage dürfen wir wohl nun ohne Weiteres verneinen. Daß der Australier eine nicht geringe geistige Fähigkeit besitzt, das wird Niemand leugnen, der ihn näher kennen gelernt hat. Aber es fehlt ihm die Kraft und der Wille, seßhaft zu werden, sein freies, ungebundenes, umherschweifendes Jägerleben mit dem des Ackerbauers zu vertauschen. Nackt und bei kläglicher Kost fühlt er sich glücklicher in seiner ärmlichen Laubhütte, als bei allem Comfort, den ihm das wohlbestellte Haus des reichen Schafbarons bietet. Der Fälle sind unzählige, in denen Knaben und Mädchen mit Liebe und Sorgfalt von weißen Ansiedlern erzogen wurden und doch plötzlich, ihrem Drange folgend, alle Civilisation mit ihren Kleidern bei Seite warfen und zu den Jagdgründen ihres Stammes zurückkehrten. Meine eigene Erfahrung liefert mir mehrere solcher Fälle. Die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, theils religiöser, theils politischer Natur, reden hierbei ihr einflußreiches Wort. Ich habe vorher Neumayer's Eingeborenen erwähnt. Ich selber hatte Jahre lang einen jungen Schwarzen zum Begleiter, der mit Correctheit Englisch sprach und eine nicht unbedeutende Fertigkeit im Lesen und Schreiben besaß. Seine Manieren bei Tisch waren tadellos, und die besten Familien Sydneys wie Adelaides sahen ihn gern als Spielcameraden ihrer Kinder, wenn ich mich für einige Wochen in den Städten aufhielt. Auch er verschwand eines Tages, als er einem Trupp seines Stammes begegnete, und Jahre nachher wurde er, in nichts von seinen Genossen erkennbar, anscheinend sehr zufrieden bei einer großen Corroboree wiedergesehen. Man erinnert sich in den Colonien eines jungen Mädchens, die, frühzeitig in das Haus des Gouverneurs aufgenommen, dort sich rasch eine Bildung aneignete, welche ihre weißen Altersgenossen beschämte. Fast eine Virtuosin auf dem Clavier, eine gewandte Tänzerin, war sie eine der Gefeierten auf den Bällen in Government House. Aber als die Amtszeit ihres Beschützers verlief, weigerte sie sich, der Einladung seiner Gemahlin zu folgen und ihre Heimath zu verlassen. Sie blieb zurück; von einem unwiderstehlichen Hange getrieben, besuchte sie die Stätte ihrer Geburt und man fand sie wieder, fast nackt, die Frau eines Eingeborenen und ohne den Wunsch in die Civilisation der Städte zurückzukehren. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Streleczky stellt die Behauptung auf, daß eine Australierin nach geschlechtlicher Connexion mit einem weißen Manne ihre Fruchtbarkeit nur für diesen bewahre, für Männer ihrer eigenen Race sie jedoch verliere. Man wird sich erinnern, daß dieselben Behauptungen auch von Verbindungen der Weißen und Neger gemacht sind. Man ist auch in Australien noch weiter gegangen und hat den Mischlingen Productivität abgesprochen. Die Leser des Correspondenz-Blattes der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mögen sich hierbei Prof. v. Bischoff's Mittheilung über einen angeblichen Fall von Hybridität beim Menschen erinnern. Octoroon, die dritte Generation der Verbindung zwischen einer Negerin und einem Weißen, sollen sowohl mit Weißen als Negern und Mulatten unfruchtbar sein. Prof. v. Bischoff sieht diese Angaben zweier Amerikaner, seiner Zuhörer, mit Mißtrauen an und giebt für die angebliche Unfruchtbarkeit, wie mir scheint, sehr richtige vollwiegende Gründe.

Was nun zuerst Streleczky's Behauptung anlangt, so ist freilich das Gegentheil schwer zu erweisen. Wir haben es hier nur mit Verbindungen von weißen Männern mit schwarzen Frauen zu thun, und ob die geborenen Kinder wirklich von weißen oder schwarzen Vätern herstammen, wer soll es bestimmen? Auf das Zeugniß der Mutter, die sich gegen die Europäer eines weißen Vaters für ihr Kind gern rühmt, ist fast gar nichts zu geben; das Aussehen solcher angeblichen Halbblutkinder unterscheidet sich oft in nichts von den eigentlichen reinen Australiern. Heutzutage, wo die Mission sich der Schwarzen auf ihren Stationen annimmt, giebt es ja der Mischlinge nicht wenige. Sie sind meist leicht erkennbar. Nicht allein die hellere Hautfarbe und der verschiedene Typus, auch ein gewisser schwermüthiger Zug scheint ihnen eigen [1]).

Mir sind wenigstens zwei Fälle bekannt, wo die Mütter, die eine am Darling, die andere auf den Ebenen östlich des Flindersgebirge, Kinder hatten, die vollkommen den australischen Typus trugen, nachdem beide vorher unverkennbare Mischlinge geboren hatten. Den Mischlingen Productivität abzusprechen, ist aber durchaus irrig. Solche Behauptungen beruhen auf mangelhafter Beobachtung. Haben doch Reisende wie Paul Broca sogar die Existenz von Mischlingen verneint. Daß ihre Zahl nicht größer ist, daran ist die Eifersucht der Ehemänner schuld. Behauptet doch der Rev. G. Taplin, daß mindestens die Hälfte der Mischlinge umgebracht werde. Daß diese letzteren, wenn sie Frauen sind, sich wenig productiv zeigen, liegt, wie bei den amerikanischen Octoroon, wohl mehr an ihrem zügellosen Lebenswandel, als an irgend etwas anderm. Schwarze Frauen in der Nähe von Weißen sind nichts weniger als keusch, und Mischlinge, wohl weil am gesuchtesten, sind es am allerwenigsten. Mulatten und Quadroon, daran zweifle ich durchaus nicht, bin vielmehr davon vollkommen überzeugt, giebt es in Australien schon jetzt; ich bin aber außer Stande zu sagen, ob sich Octoroon auch schon finden. In Australien ist dies ja weit weniger leicht zu beobachten, als in Amerika, wo Octoroon, wie v. Bischoff richtig bemerkt, in den Familien förmlich gezüchtet wurden.

Für uns hat die Angelegenheit nur insoweit Werth, als sie zur Beantwortung der aufgestellten Frage führt: werden die Australier sich mit den europäischen Einwanderern vermischen? In physischer Hinsicht, das wollten wir im Vorhergehenden betonen, stände diesem Vermischungproceß ein Hinderniß nicht entgegen. Aber Verbindungen dauernder Art werden zwischen Weißen und Schwarzen in Australien nicht stattfinden, ungeachtet des oben erwähnten Bonus von 80 Acres Land, welchen in Südaustralien eine schwarze Frau bei ihrer Verheirathung mit einem weißen Manne erhält. Mir wurde während eines 20jährigen Aufenthaltes nur ein solcher Fall bekannt. Die Mischlinge werden sich stets wieder mit Schwarzen verbinden. So würde sich im günstigsten Falle durch den Verkehr mit den weißen Einwanderern eine mit deren Blute imprägnirte australische Bevölkerung ergeben.

Aber auch das findet nicht statt. Die Eingeborenen, sei ihr Blut rein oder gemischt, gehen langsam einem gewissen Untergange entgegen. Bei Südaustraliens Gründung hatte die englische Regierung besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die Colonisten genügende Sorge für die Ureinwohner tragen sollten. Dies ist im Ganzen auch wohl geschehen. Trotzdem sterben sie dahin. Im Jahre 1860 beschäftigte sich eine Commission mit einer Untersuchung der Gründe für das Abnehmen der eingeborenen Bevölkerung; die Resultate waren in sechs Punkte zusammengefaßt. Die Einge-

[1]) Auf der Poonindie-Mission giebt es nicht wenige Mischlinge, Männer wie Frauen, einige von großer Schönheit und sehr intelligent; einer der jungen Männer vertritt oft mit viel Geschick den Lehrer beim Unterricht. Ebenso auf der Point-Mac-Leay-Station; viele sind verheirathet und haben Nachkommen.

borenen nahmen ab durch Kindermord, in Folge gewisser Ceremonien und Operationen, denen sich junge Männer in gewissen Lebensperioden unterziehen müssen, durch die bösartigeren syphilitischen Krankheiten, welche die Weißen unter sie brachten, in Folge berauschender Getränke, welche die Eingeborenen trotz bestehender Verbote von Weißen erhalten, in Folge des unbeschränkten geschlechtlichen Verkehrs nicht allein unter den Eingeborenen selber, sondern auch mit Europäern, und endlich auf Grund der Verschiedenheit in der Anzahl der Mitglieder der Geschlechter.

Indem ich dem letzten Punkte eine für ganz Australien bestehende Gültigkeit nicht einräumen kann, will ich noch einen hinzufügen, nämlich die Berührung mit den besseren Seiten der Civilisation. Auf allen Missionen ist die Bemerkung gemacht worden, daß diejenigen, welche voll und ganz europäische Sitte annehmen, ebenso wie die, welche in ursprünglicher ungebundener Wildheit leben, weniger von Krankheiten leiden und ein höheres Lebensalter erreichen, als die, welche zwischen den Ansiedelungen der Weißen und ihren eigenen Jagdgründen hin- und herschweifen. Die Fülle der Bekleidung zu einer Zeit, der Mangel derselben zur andern, der Wechsel der Lebensweise, die Entfernung der in mancher Beziehung heilsamen Controle ihrer Häuptlinge ohne Substitution einer andern Autorität und anderes mehr haben in unheilvollster Weise auf die Eingeborenen gewirkt. Durch Lungenkrankheiten wird eine große Anzahl derselben jährlich dahingerafft. Die Thatsache einer jährlichen stetigen Verminderung steht fest, 140 Todesfälle gegen 52 Geburten, das ist der Maßstab, nach dem die Bevölkerung Südaustraliens schwindet.

Daß diese Abnahme auch schon vor der Ankunft der Weißen und in noch erhöhterem Maße stattgefunden habe, daß die Mission diesen schnellen Untergang wenigstens verzögere, sind wohl nur selbstgefällige Träume der Verbreiter des Christenthums, denn, wenn auch die Eingeborenen selber von einer Zeit reden, wo das australische Festland eine dichte Bevölkerung barg, so muß man solche Traditionen doch unter die Sagen stellen, mit denen ein Volk so gern seine Geschichte schmückt. Die Natur des Landes müßte eine ganz andere gewesen sein, um solche Zustände zu erlauben. Und die bisherigen geologischen Entdeckungen berechtigen uns nicht zu derartigen Schlüssen. Es ist ohne Zweifel die Berührung mit der Cultur oder ihrem Afterbilde, welche den Australier umbringt. Und darum ist es um so verdienstlicher, wenn, ehe die Gelegenheit unwiederbringlich verloren geht, authentische Aufzeichnungen über ein Volk gemacht werden, dem wir trotz der niedrigen Stufe seiner Gesittung unsere menschlichen Sympathien nicht versagen können.

---

# Aus dem Leben der Loango-Neger.

Von Dr. Pechuel-Loesche[1]).

## II.

### Fürsten und Adel.

Als Prinzen und Prinzessinnen werden die Nachkommen der weiblichen Linien jener alten, schon vor Ankunft der Europäer mächtigen Familien anerkannt, aus deren Mitte die Männer hervorgingen, welche in den drei Loango-Staaten allein zur Königswürde berechtigt waren. Da die Hegemonie Loangos von den beiden anderen Reichen, Ngoyo und Kakuango, wohl niemals bestritten wurde, der König von Loango (Maluango) demnach größere Macht besaß als die Herrscher jener, so dünken sich auch die Prinzengeschlechter von Loango edler und höher im Range als jene der ehemaligen Bundesstaaten.

Spricht man von ihnen, gewissermaßen wie von einer bevorzugten Kaste, so werden sie mit dem Collectivnamen mfumu oder mufumu (Plur. mifumu) benannt; als Personen werden sie durch den Titel muënne (Plur. miënne) ausgezeichnet[2]), welcher etwa mit „Hoheit" zu übersetzen wäre. Letzterer gebührt jedoch (wie es selbstverständlich ist in einem Lande, in welchem das Neffenerbrecht gilt) nur den Kindern der Prinzessinnen; diese allein besitzen ungeschmälert Rang und Rechte des echten blauen Blutes. Die Nachkommen eines Prinzen zählen nur zum Adel und werden überhaupt nur bis zum dritten Gliede anerkannt, oder doch mit besonderm Namen geehrt, welcher für seine Kinder bana ba fumu (Sing. muana mu fumu), für seine Enkel batekolo ba fumu (Sing. mtekolo m fumu) lautet. Niemals jedoch wird diese Bezeichnung in der Anrede gebraucht, noch genießen sie irgend ein allgemeines durch Geburt erlangtes Vorrecht.

Ein mfumu, welcher ein Gebiet als Familienerbe besaß oder vom Könige zum Lehen erhalten hatte, war ein Fürst des Landes oder Herr der Erde, ein mfumu nsi (Plur. mifumu mi nsi). Er wurde außer mit seinem Taufnamen und dem stets vorgesetzten muënne auch noch nach seinem

---

1) S. Nro. 1, S. 10 dieses Bandes.

Vorhandene allerdings sehr spärliche Quellen sind absichtlich nicht herangezogen, verlockende Parallelen mit Zuständen in anderen Theilen Afrikas 2c. nicht aufgestellt worden, weil es werthvoller erschien, in diesen Schilderungen zunächst nur einige Resultate der Loango-Expedition vorzulegen. Da ihr Inhalt zu einseitigem Zwecke dem reichen Materiale entnommen wurde, tragen diese Aufsätze nothgedrungen den Charakter des Unfertigen, der allem Stückwerke eigen ist; in der abgerundeten Darstellung des bei Paul Frohberg in Leipzig erscheinenden Gesammtwerkes der Loango-Expedition wird den hier zu rügenden Mängeln nach Kräften abgeholfen sein.

2) Muënne ist wahrscheinlich entstanden aus muntu mu nenne: ein großer, mächtiger Mensch. Das in Factoreien und im Küstenstrich, namentlich im Süden von der Loango-Bay, statt muënne vielfach gebrauchte mani ist möglicherweise vom Süden des Congo eingeschleppt, wahrscheinlich aber eine in Folge der Aussprache leicht erklärliche Corruption des ersten Wortes durch die Europäer. Im Verkehr mit den Weißen und in einer ihm fremden, erst erlernten Sprache, wendet es der bessern Verständigung wegen (wie manche andere Corruption) auch der Neger an. Im Norden sowohl als auch im Innern und wenn Fiote gesprochen wird, hört man es nicht; jedenfalls nennen die fürstlichen Personen sich selbst niemals mani, sondern stets muënne.

Gebiete mit dem Präfix ma genannt[1]). Ein Prinz Ndembo, welcher z. B. mfumu nsi vom Districte Banda war, hieß demnach muënne Ndembo und Mabanda; ersteres wurde in der Anrede verwandt, letzteres, zugleich seine Stellung andeutend, wenn man von ihm sprach. Prinzessinnen hielten ebenfalls Rang und Rechte von gleicher Bedeutung und halten dieselben auch noch mehrfach in der Gegenwart, wie denn überhaupt in Loango beide Geschlechter zur Erbfolge gleichberechtigt sind.

Einem solchen Landesfürsten stand die Verfügung über vieles zu, was durch die Natur auf seinem Gebiete hervorgebracht oder was durch Arbeit seiner Unterthanen von demselben gewonnen wurde. Er konnte verfügen über Benutzung der im Schooß der Erde ruhendenden Schätze[2]), über die Feldfrüchte, die Wohnungen, Geräthe 2c. der Seinigen, sofern das zu diesen verwandte Material seinem Grund und Boden entstammte. Um ein gutes Einvernehmen zu erhalten, begnügte er sich jedoch, von dem ihm Zustehenden nur einen Theil als Abgabe einzuziehen. Die Erlaubniß, einen Baum zum Canoebau zu fällen, mußte von ihm erkauft werden; Feuerholz zu sammeln stand dagegen einem Jeden frei. Er hatte auch kein Anrecht an die Producte der wichtigen Oelpalme, die stets demjenigen zufielen, welcher sich die Mühe nahm, den Baum zu reinigen oder zu erklettern, und sich die Nutznießung sicherte, indem er den Steigreifen um den Fuß desselben geschlungen, oder seine Palmweingefäße in der Krone befestigt zurückließ. Auch konnte der Herr nicht persönliches Eigenthum beanspruchen, welches an anderen Orten, sei es durch Arbeit und Handel oder Erbschaft, erworben worden war.

Die sein Gebiet passirenden Karawanen zahlten ihm Tribut. Von einigen großen Thieren, und zwar vom Elephanten, Hippopotamus, Büffel und einer mvuli (Plur. simvuli) genannten stattlichen Antilope (T. euryceros), empfing er als Jagdrecht Vorder- und Hinterviertel der Seite, auf welcher das erlegte Wild lag, vom Elephanten überdies den entsprechenden Stoßzahn[3]). War der Elephant jedoch in solcher Stellung verendet, daß beide Zähne den Boden berührten, so gehörte dem Herrn das ganze Elfenbein. Wurde ein Manatus erlegt, so fiel ihm Brust- und Schwanzstück zu. Einige Arten sehr wohlschmeckender, am Strande seines Gebietes gefangener Seefische, sowie auch die Seeschildkröten, mußten ausschließlich an ihn abgeliefert werden.

Seine Unterthanen waren ihm zu allgemeinen Dienstleistungen, z. B. bei Neugründung oder Verlegung von Dörfern, bei großen Fischereien und Jagden, endlich auch zur Heeresfolge verpflichtet. Im Uebrigen hatte er keine Gewalt über die Personen, so lange diese nicht in Folge von Verschuldung, Vergehen oder Verbrechen nach allgemein gültigen Gesetzen sein Eigenthum wurden. Auch dann blieb seine Macht über diese eine beschränkte. Nur diejenigen konnte er als Sklaven verkaufen, welche in Folge von Verbrechen, die nicht die Todesstrafe nach sich zogen, ihm zugefallen waren; sie werden bavika (Sing. mvika) genannt. Die Uebrigen jedoch (und diese bildeten die Mehrzahl), die ihm

[1]) Der Präfix ma (welcher seine höchste Bedeutung im Titel Malnango, Mangoyo 2c. erlangte) könnte unter solchen Umständen als ein genitivus possessivus oder auch als pluralis majestaticus gelten. Dieser stets durch den Präfix ma charakterisirte Titel der Landesfürsten wurde von Europäern irrthümlicher Weise als Name ihrer Gebiete unverändert beibehalten.

[2]) Noch jetzt verhindern z. B. einige mfumu nsi das Sammeln des im Handel gesuchten Kopales, indem sie für ihren District ein entsprechendes Verbot (tschina) erlassen.

[3]) Die Köpfe dieser größten Wildarten des Landes müssen behufs Niederlegung an den dem Erdgeiste (mkissi nsi) geweiheten Stätten den betreffenden Priestern übergeben werden.

als Pfänder oder Bürgen übergeben worden waren (muleka, Plur. mileka), konnten an Andere nur mit Einwilligung der betreffenden Familien, namentlich des Erbonkels, gegeben werden. Sie gehörten zum unveräußerlichen Familienbesitz des Eigners, waren aber durch eine bedeutsame Clausel des allgemeinen Erbrechtes derartig begünstigt, daß sie oder ihre Nachkommen unter Umständen die alleinigen Erben ihres Herrn wurden. Zwar blieben sie trotz des ererbten Reichthums Hörige, konnten sich aber Freiheit sowohl als auch Sitz und Stimme bei öffentlichen Verhandlungen erwerben, indem sie sich von einem mfumu nsi adoptiren ließen.

Ein schöner Gebrauch legte den Landesfürsten die Pflicht auf, das Asylrecht bis zu den äußersten Consequenzen zu gewähren. Ein Freier oder Sklave, sobald er kein die öffentliche Sicherheit gefährdendes Verbrechen begangen hatte, sondern nur in irgend eine Familienfehde verwickelt, oder der Zauberei angeklagt war, oder aus irgend welchem Grunde von einem Mächtigen verfolgt wurde, oder auch bei seinem Eigenthümer sich nicht mehr wohl fühlte, hatte das Recht, sich einem mfumu nsi als Sklave aufzudrängen. Er eilte zu diesem, beleidigte ihn formal durch eine unehrerbietige Handlung, durch einen leichten Schlag, oder verursachte eine geringe Schädigung des enger mit der Persönlichkeit verknüpften Eigenthums, indem er ein Geschirr zerbrach, oder ein Gewand zerriß. Der betroffene Grundherr hatte dann die Verpflichtung, ihn als seinen Hörigen aufzunehmen, zu seinen Gunsten mit den Verfolgern zu unterhandeln, sie mit Güte, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen von seinem Schützling fernzuhalten[1]).

Es ist in Folge entgegengesetzter Angaben schwierig zu entscheiden, ob ein solcher Herr während des Verweilens in seinen Dörfern das Weib oder die mannbare Tochter eines Unterthanen, auch gegen deren Willen, zur Bettgenossin verlangen konnte, doch spricht Manches dafür, daß er dieses Recht besaß; das jus primae noctis stand und steht ihm jedenfalls nicht zu.

Als mfumu nsi war er verantwortlich für die Handlungen seiner Unterthanen, hatte für dieselben einzustehen, angerichtete Schäden und auferlegte Bußen zu bezahlen. Für jedes, auch von Fremden gegen Fremde, auf seinem Gebiete begangene Verbrechen (tschinsonye), namentlich für jede Blutthat (tschimpunyi) mußte ihm ein Sühngeld erlegt werden. Dieses kam ihm auch zu, wenn ein Fremdling im Lande starb, denn ein solcher Todesfall wird gleichsam als eine Beleidigung des Grundherrn angesehen. Vor Ausgleich der Angelegenheit durfte die Leiche weder begraben noch fortgeschafft werden, sondern wurde in einer Umhüllung von Papyrusschilf zwischen zwei Pfählen in horizontaler Lage über der Erde aufbewahrt[2]). Für Befriedigung seiner Ansprüche hielt er sich an die Familien der Unheilstifter, Verbrecher oder Verstorbenen, denen er wiederum eine angemessene Frist bewilligte, mit jenem Vertrauen, welches zu hoher Achtung für das Rechtsgefühl der Neger nöthigt, sofern es sich um Vereinbarungen handelt, die sie unter einander ge-

[1]) Selbstverständlich wurde dieses Asylrecht verschiedentlich gemißbraucht und gab Anlaß zu vielfachen Intriguen; es zwang aber Sklavenbesitzer freundlich und behutsam mit ihren Leuten zu verkehren, da Unzufriedene sich ihnen leicht entziehen konnten. Der Gebrauch existirt noch gegenwärtig; auch uns, die wir stetig an Macht und Ansehen im Lande gewannen, haben Eingeborene verschiedene Male zu diesem Zwecke aufgesucht.

[2]) Als wirksame Zwangsmaßregel gegen in der Zahlung säumige Angehörige eines insolvent Gestorbenen wird ein gleiches Verfahren mit dessen Leiche befolgt. Ein Popanz von ähnlicher Form wird am meist begangenen Pfade vor einem Dorfe aufgestellt, in welchem man noch mit Vorbereitungen zur Beerdigung eines Vornehmen beschäftigt ist.

troffen haben, möge deren Erfüllung nach Raum und Zeit auch fern gerückt sein.

Er verwaltete die kleine Gerichtsbarkeit in seinem Districte, fungirte als Schiedsrichter für Beilegung von Streitigkeiten seiner Leute, und gab oder verweigerte die Erlaubniß für Veranstaltung von Ordalien; bei ernsten und verwickelten Fällen jedoch, bei schweren Verbrechen, welche auch Nachbargebiete in Mitleidenschaft zogen, sowie auch wenn er selbst Kläger oder Verklagter war, mußte er sich wiederum dem Urtheile entweder von den Parteien selbst gewählter oder dem der vom Könige eingesetzten Richter (mfuka oder mufuka, Plur. mifuka) und deren mächtigem Obmanne (mboma oder muboma, Plur. miboma) unterwerfen. Gegen die vor versammeltem Volke abgegebene Entscheidung derselben, welcher der Obmann eine besondere Weihe gab, indem er das ihm vom Regenten verliehene Zeichen höchster Gerichtsbarkeit (die tschimpapa) auf die Erde niederlegte, wagte Niemand sich offen aufzulehnen. Dem Unzufriedenen blieb nur Berufung auf den Spruch des Königs selbst, als der höchsten Instanz im Lande.

Standen aber bei solchen Verhandlungen zwei der mfumu nsi in ernstem Streite sich gegenüber und konnte man nicht zur friedlichen Entscheidung gelangen, so wurde endlich eine große Fackel inmitten der bewaffnet erschienenen Parteien aufgepflanzt. Während diese brannte, wurde der letzte Sühneversuch unternommen, schlug dieser fehl, so zogen sich die Richter zurück, denn sobald die Fackel erlosch, konnte der Kampf beginnen. Hielt hingegen einer der betheiligten Fürsten es für besser, nicht auf dem Platze zu erscheinen, so sandte ihm sein kampflustiger Gegner die brennende Fackel ins Dorf (vandika muinda, vandika mvida: er sendet die Fackel, sendet den Krieg!). Sobald deren Erlöschen constatirt war, folgte er dieser symbolischen Kriegserklärung, um seine Forderungen mit Waffengewalt zu erzwingen. —

Dies war nach gegenwärtigen Angaben der Neger und bestätigenden Beobachtungen die Stellung der mfumu nsi im ehemaligen, noch intacten Staate.

Wahrscheinlich verlieh der König verschiedene Privilegien auch an verdiente und mächtige Würdenträger der Hofhaltung, an Verwaltungsbeamte der Krongüter und Gouverneure von Provinzen. So entstand eine zweite Classe der mfumu, ein Adel, zu welchem außer den Kindern und Enkeln der Prinzen wohl auch die Nachkommen durch Erbfolge begünstigter ehemaliger Sklaven von Landesfürsten, sowie vielleicht treuergebene Vasallen dieser letzteren gehörten. Dieser Adel jedoch war ausgeschlossen von Rang und Rechten der echten mfumu, da diese allein durch Geburt erlangt werden konnten. Unter einer Bedingung indeß vermochte ein Niedriggeborener den Titel muënne und, mit Ausschluß der Thronfolge, die entsprechenden Privilegien für seine Person zu erwerben: als erwählter Prinz-Gemahl (mnuni mfumu) einer Prinzessin von Loango.

Schon in der Einleitung [1]) wurde flüchtig angedeutet, welche Umwälzungen des Staatswesens nach Ankunft der Europäer sich vollzogen. Der Verfall des Reiches ist bis zum Aeußersten fortgeschritten, aber aus den Trümmern der Vergangenheit ragen die alten Satzungen noch in die Gegenwart herein; lebenskräftiger als die politische Verfassung haben sich die in der Volksseele wurzelnden Gebräuche des Landes erwiesen. Sie sind fast unverändert erhalten worden, obgleich die Machtstellung der Personen eine vielfache Verschiebung erlitten hat.

Als im Verkehre mit den Europäern durch den verderblichen Sklavenhandel die alten Institutionen gelockert wurden, als auch vordem untergeordnete Familien schnell zu Reichthümern und Ansehen gelangten und das gefährliche Recht des Stärkern allgemein gehandhabt wurde, da wagten es auch Viele, sich unabhängig zu machen, sich zu Häuptlingen aufzuwerfen. Wer seine Familie und sonstige Anhänger um sich versammeln, ein Dorf oder Dörfer errichten, einen Landstrich besetzen und vertheidigen konnte, habilitirte sich als mfumu nsi und legte sich den Präfix ma bei. So entstand eine Classe eines neuen zweifelhaften Adels, welcher sich in die zwischen der alten Aristokratie und dem Volke bestehende Kluft drängte, und mit der dem Parvenüthum eigenen Hast und Energie bestrebt war, das kaum Erworbene zur vollsten Geltung zu bringen.

Die Zersplitterung alter und Schaffung zahlreicher neuer Herrschaften konnte von den Weißen nur begünstigt werden, denn die allgemeine Uneinigkeit beförderte den Zufluß von Sklaven, da schließlich Einer den Andern verrieth und verkaufte. Ohne solche Zustände wäre ein lohnender Menschenhandel kaum möglich gewesen, da, so lange die alten Landesgesetze in Kraft blieben, nur Verbrecher oder der Zauberei Ueberführte verkauft werden durften, Raubzüge nach dem Innern aber, des abgrenzenden Gebirges wegen, schwierig und gefährlich waren.

Im Laufe der Zeit ist die Verwirrung so groß geworden, hat sich der Begriff des mfumu nsi so erweitert und zugleich verkleinert, daß sich fast jeder Dorfvorsteher als ein solcher fühlt und beträgt — wenn es ihm seine vermeintlichen Unterthanen und mächtigeren Nachbarn gestatten. Ein Jeder sucht seine Sporteln zu vermehren, weitere Vortheile zu erwerben, und treibt Politik auf eigene Hand. So repräsentirt Loango in der Gegenwart das Ideal eines Raubstaaten-Conglomerates, scheint aber unter den günstigen Einflüssen des sich entwickelnden legitimen Handels geordneteren Zuständen entgegenzugehen.

Der merkwürdig conservative Sinn des Volkes, umnebelt von mystischer Tradition und Aberglauben, anerkennt noch immer das alte blaue Blut, erfreut sich vielleicht mehr als je an den Erzählungen einstiger Herrlichkeit und glaubt den Prophezeiungen ihrer Wiederkehr.

Allerdings sind einige Prinzenfamilien während der traurigen Zeit bedenklich verarmt und haben kaum noch politischen Einfluß, werden wohl auch von einem sich sicher fühlenden Parvenü in entfernten Gegenden des Landes gelegentlich nicht gerade respectvoll behandelt; andere aber sind glücklicher situirt, da sie nicht nur Reichthum besitzen, sondern sogar als mfumu nsi im ehemaligen Sinne noch die höchste Machtstellung in Loango einnehmen. Sie alle betrachten sich als Geschwister und beanspruchen stets ihre durch Ueberlieferung gefestigten Rechte, obgleich die Ausübung derselben nicht überall freundliches Entgegenkommen finden mag. Jedenfalls sind die echten mfumu auch gegenwärtig noch eine in socialer Beziehung außerordentlich begünstigte Classe, sowie in der Mehrzahl ausgezeichnet durch geistige und körperliche Vorzüge, durch wohlthuende Vornehmheit des Wesens, welche Eigenschaften übrigens auch bei den Angehörigen vieler anderer guter Familien des Landes angenehm berühren.

[1]) S. Nro 1, S. 11 dieses Bandes.

# Aus allen Erdtheilen.

— Der „Daily Telegraph“ hat die Nachricht erhalten, daß sein Afrikareisender Stanley am 8. August in Bomma am untern Congo angelangt sei. Derselbe hat den Lualabastrom vollständig befahren und dessen Identität mit dem Congo festgestellt. Die Depesche lautet:

„Emboma am Flusse Congo, Westküste Afrikas, 10. August 1877.

„Am 8. d. M. kam ich hier von Zanzibar aus mit 115 Mann in einer schrecklichen Verfassung an. Wir verließen Nyangwe in Manyuema am 5. November 1876 und reisten über Land durch Ureggu. Nicht im Stande, die dichten Wälder zu durchdringen, kreuzten wir den Lualaba und setzten unsere Reise durch Nordost-Ukusu auf dem linken Ufer fort. Die Eingeborenen leisteten uns Widerstand, verfolgten uns Tag und Nacht, verwundeten und tödteten unsere Leute mit vergifteten Pfeilen. Wir verloren fast die Hoffnung, uns durch diese Kanibalenländer hindurchzuschlagen. Wir versuchten, die Wilden durch Güte und Geschenke zu besänftigen. Unsere Gaben wiesen sie zurück und unser geduldiges Benehmen faßten sie als Feigheit auf. Um unsere Lage noch beklagenswerther zu machen, weigerte sich unsere in Nyangwe angeworbene Begleitmannschaft von 140 Mann, weiter mitzuziehen. Zu gleicher Zeit machten die Eingeborenen einen erneuten Versuch, uns ganz zu erdrücken. Wir vertheidigten uns. Aber es gab nur einen Weg, uns aus unserer hoffnungslosen Lage zu befreien — falls wir nicht zurückkehren und das begonnene Werk im Stiche lassen wollten —, d. h. wir mußten uns unserer Canoes bedienen. Obwohl wir auf dem Wasser einen entschiedenen Vortheil über die Wilden hatten, so war doch das Vorrücken eines jeglichen Tages nur eine Wiederholung des vorhergehenden Tages. Es war ein fortdauernder Verzweiflungskampf. Inmitten desselben wurden wir durch eine Reihe von fünf zu beiden Seiten des Aequator gelegener Wasserfälle aufgehalten. Um über diese hinauszukommen, mußten wir uns einen 13 (engl.) Meilen langen Weg durch einen dichten Wald bahnen, unsere 18 Fahrzeuge hindurchschleppen und häufig, Angriffen gegenübertretend, die Axt mit dem Gewehre vertauschen. Dann konnten wir uns eine Zeit lang von dieser mühsamen Arbeit erholen. Unter 2° nördlicher Breite verließ der Große Lualaba seinen bis dahin beinahe direct nördlichen Lauf und bog nach Nordwesten ab, dann nach Westen und darauf nach Südwesten. Seine Breite wechselt von 2 bis 10 (engl.) Meilen und er ist dicht mit Inseln bedeckt. Um den Wilden aus dem Wege zu gehen, ruderten wir zwischen diesen Inseln hindurch, bis wir schließlich nach dreitägigem Fasten durch den Hunger gezwungen wurden, ans linke Ufer zu gehen. Glücklicher Weise trafen wir auf einen Stamm, dem der Handel nicht fremd war. Wir schlossen Blutbrüderschaft mit diesem Stamme, welcher den großen Fluß Ikutu Ya Congo nannte, und kauften ihm reichliche Vorräthe ab. Drei Tage später kamen wir in das Gebiet eines mächtigen mit Musketen bewaffneten Stammes, welcher sofort 54 große Canoes bemannte und uns angriff. Nicht eher, als bis drei meiner Leute getödtet waren, hörte ich auf zu rufen, daß wir Freunde wären, und ihnen Tücher anzubieten. Auf einer Strecke von 12 (engl.) Meilen dauerte der verzweifelte Kampf auf diesem schrecklichen Strome fort. Dies war der vorletzte von 32 Kämpfen, die wir auf dem Lualaba zu bestehen hatten. Dieser, der seinen Namen Dutzende Male wechselt, wurde, als wir uns dem Atlantischen Ocean näherten, Kwango und Zaire genannt. Da der Fluß durch das große zwischen 26° und 17° östl. L. (Greenwich)) gelegene Becken fließt, so hat er auf einer Länge von über 1400 (engl.) Meilen einen durch nichts behinderten Lauf. Von allen Seiten kommen ihm großartige Nebenflüsse zu, besonders von Süden her. Ueber den breiten Gebirgsgürtel, welcher das große Becken vom Atlantischen Ocean scheidet, stürzt er in 30 Fällen und gewaltigen Stromschnellen hinunter zu dem zwischen den Fällen von Yellala (13°48′ östl. L. Gr.) und dem Atlantischen Ocean gelegenen Flusse. Unsere Verluste sind schwere gewesen; darunter befand sich auch der wackere junge Engländer Francis Pocock, der letzte meiner weißen Begleiter. Er fand am 3. Juni in den Wasserfällen von Massassa seinen Untergang. Am selben Tage wäre ich selbst mit sieben Mann beinahe in den Wirbeln der Mowa-Fälle ertrunken, und sechs Wochen später wurden ich und die ganze Bemannung der „Lady Alice“ über die rasenden Mbelo-Fälle getrieben und kamen nur durch ein Wunder davon. Mein treuer junger Gefährte Kalulu befindet sich gleichfalls unter den Todten.

Von Boma gehen wir per Dampfer nach Cabinda, von dort nach St. Paul de Loanda.“

Der „Daily Telegraph“ veröffentlicht ferner folgendes am 18. September in St. Vincent aufgegebene Telegramm Stanley's: „San Paul de Loanda, 22. August. Die Expedition ist glücklich hier angekommen, aber die Leute sind heruntergebracht durch rothe Ruhr, Scorbut und Geschwüre. Ich hoffe indeß, daß sie in Monatsfrist sich erholt haben werden. Die an Geschwüren leiden, werden allerdings vielleicht 4 bis 5 Monate mehr gebrauchen. Generalgouverneur Albuquerque bietet mir freundlichst ein Kanonenboot zur Reise nach Lissabon an und betrachtet die Mitglieder der Expedition als Gäste der Regierung. Die Burschen von Zanzibar werden, bei der freundlichen Behandlung, die sie erfahren, bald die schweren Anstrengungen vergessen, welche sie auszuhalten hatten. Ich kann sie nicht verlassen, bis ihre glückliche Heimkehr nach Zanzibar gesichert ist; mein Gewissen würde es nicht gestatten. Ich erwarte sehnlichst Ihre Weisungen.“

Henry M. Stanley.

— Die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas“ hat sich, wie die „National-Zeitung“ vom 15. September mittheilt, über die Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit, welche seit Eduard Mohr's Tode geruht hatte, schlüssig gemacht. Ingenieur Schütte ist ausersehen, im November nach Angola abzugehen und dort Mohr's und Pogge's Arbeiten wieder aufzunehmen und die für spätere größere Forschungsunternehmungen nöthigen Vorbereitungen möglichst umfassend zu treffen. Schütte hat seine besondere Geeignetheit für seine Aufgabe durch die vortrefflichen und ausgedehnten topographischen Aufnahmen dargethan, welche er für die türkische Regierung anläßlich von Eisenbahntracirungen in den Euphrat-Tigris-Ländern und im nördlichen Syrien ausgeführt hat und welche handschriftlich in den Besitz der Berliner Gesellschaft für Erdkunde übergegangen sind, um später für die Karte Vorderasiens verwerthet zu werden. An der internationalen afrikanischen Expedition (s. oben S. 224), welche demnächst England verläßt, wird sich nach demselben Blatte ferner der österreichische Offizier Paulitschky betheiligen. Derselbe hat die Verpflichtung übernommen, an einem geeigneten Punkte im Innern Afrikas eine Verkehrs- und Missionsstation zu errichten und zehn Jahre daselbst zu verweilen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I.

André, Botaniker von Fach und Redacteur einer wissenschaftlichen Zeitschrift, erhielt im Jahre 1875 von dem französischen Unterrichtsminister den seinen innigsten Wünschen entsprechenden Auftrag, gewisse noch unvollkommen bekannte Theile der südamerikanischen Republiken Neu-Granada, Ecuador und Peru zu erforschen. Seine Aufgabe war eine ungemein weite und ließ ihm freien Spielraum; denn der vom Minister unterzeichnete Erlaß trug ihm einfach auf, „die wissenschaftliche Kenntniß dessen, was sich auf diese Gebiete bezieht, zu fördern". Am 7. November 1875 schiffte er sich also in Saint Nazaire auf dem Dampfer „Ville de Saint Nazaire" mit seinen zwei Gefährten ein. Der eine war sein Hülfspräparator, Johann Noetzli, ein Schweizer von Geburt, ein sechs Fuß hoher, breitschulteriger Bursche von 22 Jahren, voller Lust zur Sache, ein trefflicher Pflanzensammler und seit vier Monaten im Reiten, Laufen, Schwimmen nicht minder, wie im Ausstopfen, Pflanzentrocknen, Präpariren und dergleichen geschult. Der andere begleitete den Naturforscher aus Liebhaberei; es war ein Luxemburger aus guter Familie, Fritz von Scherff, welchem sein Vermögen es gestattete, diesen Ausflug zu unternehmen. Er war 28 Jahre alt, sehr groß, sehr dünn, hellblond, gut zu Fuß, gewandt im Sattel, tapfer, phlegmatisch, trefflich gebildet und verstand es, nöthigen Falles mit Wenigem, ja fast mit nichts sein Leben zu fristen. Stets bewahrte er seine Entschlossenheit und sein kaltes Blut; dafür liebte er es, seine Eindrücke für sich zu behalten, sich innerlich zu vergnügen und die großartigen Eindrücke, welche die Cordilleren auf Schritt und Tritt bieten, schweigend zu genießen.

Nach siebenzehntägiger, anfangs sehr stürmischer Seefahrt kam Guadeloupe in Sicht; Grande-Terre mit seinen flachen, mit Zuckerrohr bedeckten Ufern lag vor ihnen, durch die Rivière Salée von den Gebirgen geschieden, welche der Vulcan La Soufrière mit seinem 1484 Meter hohen, von Schwefeldämpfen bedeckten Gipfel überragt. Bald ankerte das Schiff bei Pointe-à-Pître in einer herrlichen, von Lorbeerhainen und Palmengruppen umgebenen Bucht, in deren Hintergrunde die Stadt versteckt liegt wie in einer Muschel grünen Laubes. Ein Boot nahm die Reisenden auf, und wenige Minuten später setzten sie ihren Fuß zum ersten Male auf den Boden der Antillen, zunächst auf einen Molo, welcher mit Haufen von Campecheholz und anderen Colonialwaaren bedeckt war, die der Verschiffung harrten. Riesige Bäume, welche reihenweise den Platz zierten, zogen alsbald ihre Aufmerksamkeit auf sich: es sind Sandbüchsenbäume (Hura crepitans), deren bauchiger, mit Dornen bedeckter Stamm über 4 Meter im Umfange hält. Sie tragen eigenthümlich abgerundete, zusammengedrückte, gerippte Früchte, deren Knoten in der Sonne mit lautem Knalle aufplatzen.

Die Stadt selbst hat meist neue Häuser, die nach dem letzten Erdbeben wieder aufgebaut wurden. Weite Gewölbe sind mit europäischen Producten angefüllt. Es ist 7 Uhr Morgens und der Markt schon sehr belebt; Negerinnen und Quarteroninnen, in bunte Kattunkleider gehüllt, welche den Busen unbedeckt lassen, den Kopf mit einem Tuche umwunden, bringen schwatzend und gesticulirend frischgepflückte Früchte vom Lande herein, die dem Auge und der Zunge von Europäern gleichmäßig fremd sind. Entzückend sind die Umgebungen von Pointe-à-Pître: auf einem reichen Alluvialboden, der von tausend Wasserfäden durchzogen wird, gedeihen

Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Tabak, Gewürznelken, Bananen und zahlreiche andere fruchttragende Bäume. Freudig begrüßt auch der Botaniker so manche wilde Pflanze, welcher er bisher nur in Gewächshäusern begegnet ist: Lantanas mit orangefarbenen Köpfchen, Asclepias von Curaçao, Heilbohnen mit violetten Blättern und großen Farrnen (Acrostichum aureum), deren fruchttragendes Laub wie mit Goldpulver übersäet erscheint. Eine Frau mit einem Korbe voller Früchte geht vorbei; da sind Gujaven, Avogadofrüchte, Orangen, Pumpelmusen, Chirimoyas, Manglefrüchte u. s. w. Für ein kleines Silberstück wird alle das erstanden und alsbald gekostet; aber die Manglefrucht schmeckt ihnen nach Terpentin, die Chirimoya nach Pomade und die Bananen sind pelzig. Alle diese Gaben der Pomona scheinen ihnen jetzt keinen Heller werth; doch schon einen Monat später reden sie ganz anders.

Der Aufenthalt auf Guadeloupe dauerte nicht lange; das Schiff setzt seine Fahrt nach Süden fort, entlang der Westküste von Dominica, bei steilen, waldbedeckten Abhängen vorbei, wo ab und zu silberne Wasserfälle über die Felsen in die See sich stürzen, und wirft um 9 Uhr des Abends vor Saint Pierre, der volkreichsten und bedeutendsten Handelsstadt auf Martinique, seine Anker aus. Die Reisenden brachten die Nacht am Lande zu und machten sich mit Sonnenaufgang auf, die Stadt und den botanischen Garten, dessen Director Bélanger sie erwartete, zu besuchen.

Saint Pierre, 1635 gegründet, ist amphitheatralisch erbaut und besteht aus engen, meistens ansteigenden Straßen, die mit schwarzen und weißen Steinplatten und ungleichartigen Kieseln gepflastert sind. Die Läden sind sehr einfach, und jeder hat etwas von Allem. Die Häuser sind einstöckig; auf der Schwelle derselben liegt eine farbige, träge, geschwätzige Bevölkerung umher, die den Lazzaroni von Neapel gleicht. Von den 150,000 Einwohnern der Inseln entfallen 20,000 bis 25,000 auf Saint Pierre; kaum der fünfzehnte Theil davon gehört der weißen Race an.

Landschaft bei Pointe-à-Pitre auf Guadeloupe.

Nach viertelstündiger Wanderung erreicht man das Ufer des Rivière du Fort, dessen winziges Rinnsal im Winter zu einem verwüstenden Gießbache anwächst. Dort breiten Wäscherinnen ihre Wäsche aus, wie die lavaderas von Madrid am Manzanares oder die von Lima am Rimac. Von da steigt man über einen schönen mit Tamarinden bepflanzten Platz zu dem herrlichen, berühmten botanischen Garten hinauf, den Natur und Kunst wetteifernd zu verschönern sich bemüht haben. Durch große von Palmen (Attalea, Seaforthia), Lorbeerbäumen und Botryodendren, von denen Orchideen (Brassia) ihre grünen Büschel mit den seltsamen Blüthen herabsenken, beschattete Alleen dringt der Blick bis an das Ende der Thalschlucht, wo in stiller Durchsichtigkeit ein spiegelglatter See sich ausbreitet und zwei Inseln umschließt. Die eine ist mit Ravenalas (Baum des Reisenden) bestanden, an denen sich Thunbergia laurifolia mit ihren azurnen Blüthenkelchen emporrankt, während der Boden mit dem rothen Laube von Kroton und Dracaenen bedeckt ist. Auf der andern wachsen Büsche von Alpinia nutans und ein gro-

Im botanischen Garten von Saint Pierre auf Martinique. (Nach einer Photographie.)

ßer Pandanus, denen auf den Molukken nicht nachstehend, von dessen kandelaberförmigen Zweigen große grüne Früchte herabhängen. Bignonien und Palmen schließen die Scenerie ab, deren Bild im spiegelnden Wasser zum zweiten Male erscheint. Rasch verstreichen die Stunden in diesem Eden, wo der Wanderer bei jedem neuen Schritte auf Ueberraschungen stößt: kühle, schattige Pfade, krystallklares, sprudelndes Wasser, Grotten und Schluchten, ein Palmengang und ein Bananenthal, Fontainen mit Farrnkräutern bestanden, zwischen denen große gelbe Krabben umherlaufen, und schließlich die école de botanique, wo alle schönen Pflanzen der alten und neuen Welt blühen.

Diese Anlage datirt schon aus dem vorigen Jahrhundert; seitdem im Jahre 1853 der jetzige Director Bélanger die Leitung übernahm, hat sie zahlreiche Verbesserungen erfahren und große Pflanzensendungen aus der Ferne erhalten. Von dort stammen die ersten Setzlinge von Kaffee, Kakao und Zuckerrohr verschiedener Varietäten, welche die anderen französischen Colonien bereicherten. Leider ist das Budget des Gartens gering, und das ferne Mutterland kümmert sich scheinbar wenig um seine ferne Colonie. Und doch wäre die Anlage der Aufmerksamkeit des Colonialministers um so mehr würdig, als sie am 9. September 1875 von einem schrecklichen Orkan verwüstet worden ist, der die schönsten Bäume zu Hunderten umwarf, und dessen Spuren noch heute überall sichtbar sind.

In Saint Pierre bestiegen die Reisenden einen kleinen Dampfer, welcher den Küstendienst bis Fort de France versieht. Man fährt an vulcanischen, mit einer verbrannten Vegetation bedeckten Bergen hin bis zu dem Fort Saint Louis, welches den vorzüglichen Hafen von Fort de France schützt. 1839 wurde diese Stadt, welche jetzt 11,000 Einwohner zählt, fast ganz durch ein Erdbeben zerstört und dann aus Holz wieder aufgebaut. Sie hat gerade und breite Straßen und einen schönen, von hundertjährigen Tamarinden, Sandbüchsenbäumen und Baobabs beschatteten Spaziergang, genannt die Savane. 1858 wurde der hier 1763 geborenen Kaiserin Josephine von den Eingeborenen eine schöne Bildsäule errichtet und dieselbe mit jungen Palmen (Oreodoxa regia) umpflanzt, welche jetzt schon von großer Schönheit sind. Die ganze feine Gesellschaft von Fort de France, Reisende und Marineoffiziere versammeln sich im Hôtel Daviron an der Savane, wo man im Freien nach französischer Art speist und in angenehmer Weise an die ferne Heimath erinnert wird. Hübsche schlanke Creolinnen mit biegsamer Taille, zierlichen Gliedmaßen, großen schwarzen Augen und feinen langen Seidenhaaren, in helle Kleider gehüllt, stützen sich nachlässig auf den Arm junger Midshipmen und hängen paarweise im dunkelen Schatten ihren Träumen nach: Alles athmet hier das verweichlichende, üppige Leben der Antillen, welchem man sich nur so schwer entreißen kann.

Die Ecole de botanique in Saint Pierre auf Martinique. (Nach einer Photographie.)

Am Morgen des nächsten Tages erreichte das Schiff La Guayra, die Hafenstadt von Caracas, wohin die Straße über eine deutlich sichtbare Einsattelung der Cordillere, Silla de Carácas genannt, führt. Die trockene Hitze an dieser Küste, unweit deren der thermische Aequator (unter 10°

nördl. Br. etwa) verläuft, ist fast unerträglich: als André landete, zeigte das Thermometer 36° im Schatten. Der Marsch an dem steilen, sonnenverbrannten Gestade, zwischen dessen Felsen nur einige große Opuntien und Mimosen gediehen, war sehr beschwerlich; aber ein kleines Watt und das Bett eines Gießbaches lieferte doch einige botanische Ausbeute. Halb gebraten kehrte der Naturforscher an Bord des Schiffes zurück, welches am nächsten Tage Puerto Cabello anlief. Der Ort liegt in einer schönen Bay, wo sich Reste eines alten Forts und mit Mangrove bestandene Inseln finden; viel verdankt er dem Präsidenten Guzman Blanco, der eine Alameda (öffentlichen Park) am Ufer angelegt und den Hafen verbessert hat. Eine im Bau begriffene Canalisation wird das dortige Leben um vieles angenehmer machen. Weiter geht es, bei Curaçao vorbei; die schneeigen Gipfel der Sierra Nevada de Santa Marta erscheinen, welche bis zu 5850 Meter über den Meeresspiegel sich erheben, und um 3 Uhr Morgens des nächsten Tages wurde Sabanilla erreicht, wo die Reisenden das Schiff verließen, dessen Capitän einige an der Küste Venezuelas gesammelte lebende Pflanzen nach Frankreich mit heimnahm. Die Schiffe ankern nicht unmittelbar bei Sabanilla, sondern unweit südlich davon bei Salgar, welches aus einigen Hütten, einem Zollhause und einem Telegraphenamte besteht. Von dort führt eine Art Eisenbahn in vier Stunden östlich nach Barranquilla, der bedeutendsten Stadt am untern Magdalenenstrome und dem Durchgangspunkte für sämmtliche Waaren, die aus dem Innern Columbiens aus- oder dorthin eingeführt werden.

Der Bahnhof in Barranquilla.

Bislang hatte die Ansicht unter den Seeleuten geherrscht, daß das Mündungsdelta des Magdalenenstromes für größere Schiffe wegen der Barre unzugänglich sei; nachdem aber am 21. August 1875 das englische Schiff „Bullfinch“ dieselbe passirt und über derselben $8\frac{1}{2}$ Meter Wasser gefunden hat, und dieser Versuch am 15. September desselben Jahres von dem deutschen Kriegsschiffe „Augusta“, Capitän Freiherr v. d. Goltz, bis nach Barranquilla hinauf wiederholt worden ist, ist jene alte Auffassung sehr erschüttert worden. Wie sich eine in Panama erscheinende Zeitung ausdrückt, hatte dadurch die Republik Columbia einen neuen Hafen gewonnen und ihr Handelsverkehr mußte eine sehr bedeutende Förderung erfahren; denn nur zu Wasser kann das reiche große Hinterland mit Erfolg seine Waaren zum Weltmeere schaffen, und der jetzige Weg über Barranquilla und von dort per Eisenbahn nach Salgar und dann zu den über drei Seemeilen vom Lande liegenden Schiffen ist äußerst umständlich und kostspielig. Andererseits macht Capitän v. d. Goltz geltend, daß der niedrige Wasserstand des Stromes in den Monaten December bis März und der alsdann fast sturmartig gegen die Mündung wehende Passat der Schifffahrt hindernd entgegen treten, und daß, ehe man großen Dampfern wird zumuthen können, den Fluß zu befahren, es nothwendig sein wird, nach sorgfältigen, mehrjährig gemachten Beobachtungen der Flußmündung Bojen und Landmarken zu errichten, und einen Lootsendienst zu organisiren. Statt aber an diese Aufgabe heranzutreten, hat die Regierung, welche die Eisenbahn zwischen Salgar und Barranquilla käuflich erworben hat, es

vorgezogen, allen Schiffen das Einlaufen in den Magdalenenstrom bis Barranquilla zu verbieten, diejenigen ausgenommen, welche Eisenbahnmaterial für die von Puerto Bercio bis Medellin, der Hauptstadt des Staates Antioquia, im Bau begriffenen Eisenbahnstrecken bringen [1]). Und doch kann Barranquilla das Uebergewicht, welches es schon über das abgelegene Cartagena erlangt hat, nur behaupten, wenn die Seeschiffe direct dort anzulanden vermögen.

Salgar liegt in der reinen Sandwüste, die nur von wenigen Sträuchern (Jatropha urens, Cassia, Cereus) und verschiedenen Euphorbiaceen unterbrochen und von großen grauen und grünen Eidechsen bewohnt wird. Man führte die Reisenden in das Zollhaus, einen großen Bretterschuppen, wo vier, fünf schmutzige, faulenzende Beamte ihnen einen bösen Vorgeschmack columbischer Verwaltung erregten. Volle acht Stunden lang mußten sie auf ihre Abfertigung warten. Und die dortigen Tarife sind wahrhaft drakonisch: 75 Kilo darf jeder Reisende frei einführen, für jedes Kilo darüber, sei es nun Gepäck oder Kiste oder Koffer, zahlt er $2^1/_2$ Francs Zoll, wenn er nicht zum diplomatischen Corps gehört. André mußte für sein Pflanzenpapier, seine Zinkbüchsen, Insectenflaschen, Zeltutensilien &c. an 500 Francs erlegen und erfuhr erst zu spät, daß er mittelst einiger geschickt angebrachter Goldstücke die Gesetzesstrenge der Zollwächter leicht hätte erweichen können. Trotz dieser Bestechlichkeit sind die Zölle das beste Einkommen der Regierung,

Straße in Barranquilla.

weil leicht und billig zu erheben, und darum legen bei den dort alltäglichen Revolutionen die Sieger stets ihre Hand sofort auf die Duanen.

Um 3 Uhr Nachmittags setzte sich endlich der Zug nach Barranquilla in Bewegung. Die sonderbar gestaltete Locomotive stammt aus Nordamerika; die Wagen sind oben offen, der Bahndamm von sehr bedenklicher Zuverlässigkeit. Ein Billet für die kurze Strecke von kaum drei deutschen Meilen kostet aber nicht weniger als 25 Francs. Die Nähe von Barranquilla kündigt sich durch Baumwollenfelder, Kokospalmen und zerstreute Hütten an. Kaum hat der Reisende den Fuß aus dem Wagen gesetzt, so stürmt eine vielfarbige, schmutzige, lärmende Menge auf ihn ein, um ihm Wohnungen, Wagen, Träger u. s. w. anzupreisen, und wehe ihm, wenn er nicht Acht auf sein Gepäck hat! Es verschwindet ihm unter den Händen, und auch André hatte den Verlust eines werthvollen Stückes zu beklagen.

Erst ein halbstündiger Marsch auf staubiger Straße brachte sie in den Mittelpunkt des Ortes und in eine Herberge, die sich mit dem stolzen Titel eines „hotel frances“ schmückte. Dort wurde ihnen für vieles Geld ein weißgetünchter Saal eingeräumt; eine über vier hölzerne Pfähle gespannte Ochsenhaut nebst Decke bildete das Bett, ein angeschlagenes Waschbecken nebst schmutzigem Handtuche die sonstige Ausstattung. Die Nahrung ist dem entsprechend: Reis, Bataten, Yuca (Manioc, Manihot utilissima) und getrocknetes Fleisch nebst gewaltigen Dosen spanischen Pfeffers bilden die

[1]) Vergl. Annalen der Hydrographie 1876, S. 14, und 1877, S. 305.

Hauptbestandtheile jeder Mahlzeit, und Reinlichkeit bei der Zubereitung wurde schwer vermißt. An diesem herrlichen Plätzchen verlebten sie drei schreckliche Ruhetage und drei Moskitonächte, welche am Schlusse mit einer nicht allzu kleinen Rechnung zu bezahlen waren.

---

# Aus dem Leben der Loango-Neger.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

## II. (Schluß.)

### Fürsten und Adel.

Wie jemals die Anschauung entstehen und sich bis zur Gegenwart erhalten konnte, daß der Weiße als Prinz gelte und einem solchen gleichgeachtet werde, ist nur dadurch zu erklären, daß die schlauen Neger ihren Vortheil wahrnahmen, wenn sie den Europäern mit dieser Auszeichnung schmeichelten. In Wirklichkeit hat der Weiße keine an die prinzliche erinnernde sociale Stellung und erfreut sich keiner entsprechenden Vorrechte. Er ist und bleibt ein als Importeur begehrter Waaren nützlicher Fremdling. Der Neger ist viel zu klug, um nicht dessen Ueberlegenheit zu würdigen, die weittragenden Waffen und die Energie zu fürchten, — aber nur auf diesen und auf sonst vorhandenen, allenthalben eine gute Wirkung hervorbringenden Eigenschaften beruht das Ansehen, das der Europäer genießt. Abgesehen von den Vorfällen, bei welchen Weiße verwundet oder getödtet wurden, sind viele derselben oft genug allzu respectwidrig behandelt worden. Mißliebige Europäer sind im eigenen Hause thätlich beleidigt oder festgenommen, ins Dorf geschleppt und gefangen gehalten, sogar von den mit gutem Grunde entrüsteten weiblichen Einwohnern mit Prügeln tractirt worden. Inwiefern diese Weißen durch Verletzung der Landesgesetze eine solche Behandlung verdient hatten, bleibe dahingestellt; wohl aber läßt sich dieselbe mit ihrem vermeintlichen Prinzenrange gar nicht in Einklang bringen. Niemand würde wagen, einem Prinzen oder einer Prinzessin in ähnlicher Weise zu begegnen [1].

Die bevorzugte Stellung, welche die mit muënne titulirten Personen einnehmen, findet auch schon in rein äußerlicher Weise ihren Ausdruck. Sie allein haben das Recht, Elfenbein als Schmuck zu verwenden, sowie die feinsten im Lande erzeugten befransten Gewänder (ngombo nimbo), kunstvoll geknotete Mützen (ngundu nsida) und Schulterkleider (tschinsembe) zu tragen, welche aus den in sehr sorgfältiger Weise gewonnenen Blattfasern einer nimba genannten Varietät der Weinpalme (Raphia sp.?) hergestellt sind. Aehnliche doch gröbere Mützen und Schulterkleider trägt zwar auch der Adel, weniger fein gewobene Gewänder auch das Volk, doch werden diese aus den Fasern einer andern Raphia-Art gearbeitet.

Sie haben das Recht, sich nach Belieben in Hängematten tragen zu lassen, während dies anderen Personen nur gestattet wird, wenn diese dafür eine Abgabe entrichten; das Dorf, in welchem eine fürstliche Person residirt, haben sie jedoch stets zu Fuß zu passiren, auch auszusteigen, wenn ihnen eine solche begegnet. Die Benutzung der Hängematte ist das einzige Vorrecht, bezüglich dessen der Weiße dem Prinzen sich gleichstellen kann; da er jedoch nur an der Küste, wo er Abgaben an die betreffenden Häuptlinge zahlt, in dieser Weise reist, ist es noch fraglich, ob er nicht in anderen Gegenden zur vorerwähnten Artigkeit angehalten werden würde. Jedenfalls verlangt man in den Küstendörfern unmittelbar im Süden des Congo, daß er diese stets zu Fuß passire; verschiedene Händler, die sich diesem Verlangen nicht fügen wollten, sind entweder ruhig auf die Erde gelegt oder von den erzürnten Dorfbewohnern einfach aus der Hängematte hinausgeworfen worden.

Die mfumu befleißigen sich, das wohllautende Fiote mit einer gewissen Eleganz zu sprechen, bedienen sich auch einer großen Menge höherer Ausdrücke und Redeweisen, welche das Volk nicht anwendet. Wollen sie besonders würdevoll und nachdrücklich sein, z. B. bei Palavern, so gebrauchen sie statt des einfachen „ich" (minu) das emphatische „ich, der Prinz", oder „ich, die Prinzessin", &c. (muënne minu). Diese höhere Form der Fiote-Sprache wird Fumu genannt, und scheint von den Fürsten ebenfalls als ein Vorrecht aufgefaßt zu werden [1].

Für die fürstlichen Personen ist von dem im Lande sehr beliebten Gewürz, dem scharfen rothen Pfeffer, eine den Namen ntschefo ngove führende Varietät mit kleinen runden Früchten reservirt. Der Zauberei können sie nur von ihres Gleichen beschuldigt werden; nach einer Angabe hätte aber mit dem Verklagten zugleich auch der Ankläger die bei den Ordalien benutzte nkassa, die Rinde des Giftbaumes Erythrophloeum Guineense, zu nehmen, ein Gebrauch, welcher sonst im Lande nicht üblich ist.

Wie Jedermann aus dem Volke haben die mfumu die schon in der Einleitung berührte tschina tschi nenne und die gewöhnliche, je nach dem Individuum wechselnde, zu beachten; sie werden aber außerdem noch durch eine tschina beschränkt, welche auf ihnen als einer repräsentirenden Kaste

---

[1] Folgender Fall kennzeichnet die Sachlage. Ein von den Negern gleich gefürchteter wie geachteter Weißer, Hauptvertreter eines Handelshauses an der Küste, hatte einen neuen Verwalter in einer entlegenen Factorei installirt. Dieser gerieth mit den Umwohnern in Streit, wurde eines Tages festgemacht und nach einem Dorfe gebracht, um nur gegen Lösegeld wieder entlassen zu werden. Wie gewöhnlich gab man sich aber damit nicht zufrieden, sondern war im Begriff die Factorei zu plündern und niederzubrennen. Zufälliger Weise war eine Prinzessin anwesend, ein noch junges Mädchen. Diese wollte eine solche Ungerechtigkeit nicht dulden und verhinderte die aufgeregte, tobende Menge an der Ausführung ihres Vorhabens. Durch ihr Verweilen im Hause schützte sie dasselbe so lange gegen weitere Anschläge, bis der Chef endlich ankam und die Angelegenheit durch ein Palaver schlichtete.

[1] Als ein Knabe von mir zur Erprobung einer eben erlernten Redewendung im Fumu zu einer Dienstleistung aufgefordert, mit dieser einen zweiten Diener betraute und dabei die von mir gebrauchten Worte wiederholte, rief meine kleine Lehrerin, eine muenne, sichtlich entrüstet in befehlendem Tone ihm zu: „tuba Fumu ko! tuba Fiote!" (sprich Fumu nicht! sprich Fiote!) Es mag jedoch dahingestellt bleiben, ob dieser Verweis nicht gegeben wurde, weil der Knabe in irgend welcher Form auf meine Kosten sich lustig machte, denn eine Gelegenheit hierzu wird der Neger, namentlich die lebhafte Jugend, dem Weißen gegenüber selten unbenutzt vorüber gehen lassen.

ruht. Sie dürfen nicht übernachten an einem Orte, welcher rings von Wasser umgeben ist, also weder auf einer Insel, noch auf einem Schiffe. Es ist ihnen verboten, die Grenzflüsse Loangos, den Chiloango und Numbi, zu überschreiten; wollen sie jenseit derselben gelangen, so müssen sie entweder die Mündung in einem Canoe auf dem Meere umfahren, oder einen großen Umweg durch das Innere nehmen. Da die fürstlichen Personen desselben Landes Geschwistern gleich geachtet werden, können sie nicht unter sich, wohl aber mit denen der Nachbarstaaten Ehen eingehen. Ein Prinz von Loango, welcher sich zur Brautschau außerhalb des Reiches begiebt, muß binnen einer bestimmten Frist zurückkehren (über die Länge derselben schwanken die Angaben bedeutend; Beachtung verdienen die, welche behaupten: ehe ihm auf fremder Erde ein Kind geboren wird), wenn er nicht seine Würde verlieren will. Die von jenseit der Grenzflüsse eingeheirathete Prinzessin gilt als solche auch in Loango, ihre Kinder jedoch erwerben durch Geburt nicht den gleichen Rang, sondern gehören nur dem Adel an. Folgt dagegen eine Prinzessin von Loango einem Freier nach Ngoyo oder Kakuango, so verzichtet sie für sich und ihre Nachkommen auf alle Ansprüche in der alten Heimath zu Gunsten der neuen, wo ihr und ihren Sprößlingen Rang und Rechte in vollem Umfange gesichert sind. Derartige Zwischenheirathen sind jedoch schon seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen; die Unterthanen machen ein gewisses Besitzrecht auf die Personen ihrer mfumu geltend und suchen nach Kräften zu verhindern, daß diese, selbst für kurze Zeit, außer Landes gehen.

In den Mangrovebeständen des Chiloango-Flusses lebt ein kleiner Vogel, dessen rhythmisch sehr auffallende Strophe aus einer Reihe zarter Töne von so eigenthümlichem Timbre besteht, als würden dieselben etwa einem leise berührten Glockenspiele entlockt. Die Neger halten diesen Vogel für verzaubert und nennen ihn darum nuni mkissi. Sie erzählen von ihm, daß er niemals sterbe und nicht getödtet werden könne; finge man ihn, risse man ihm selbst den Kopf ab, um ihn zu kochen, so flöge er noch aus dem Topfe lustig davon und ließe seine Stimme von Neuem erschallen. Dieser wunderbare Vogel ist nämlich ein verzaubertes Fürstenkind, und die Sage berichtet darüber Folgendes. Einst lebte in Loango eine Prinzessin, welche einen Prinzen ihrer Heimath liebte und ihn doch nicht heirathen durfte, denn dies war tschina. Als nun ihr Geliebter eine Prinzessin von Kakuango heimführen wollte und sich zur Brautschau dorthin begab, versuchte die Liebende ihm zu folgen. Man wollte sie jedoch nicht außer Landes gehen lassen und hatte alle Canoes fortgeschafft, so daß Niemand sie um die Mündung des Chiloango fahren konnte. An dem Ufer umherirrend, wagte sie endlich, von Verzweiflung getrieben, die Tschina zu brechen; sie sprang in den Fluß, um nach dem andern Ufer zu schwimmen. Da verschwand sie jedoch im Wasser und wurde nie wieder gesehen — und seit jener Zeit singt der nuni mkissi am Chiloango.

Ein Prinz von Loango hat es übrigens nicht nöthig, sich ein Weib aus anderem Lande zu holen, denn er hat die freie Wahl unter den ledigen Schönheiten seiner Heimath. Gefällt ihm eine derselben, so übergiebt er ihr einen am Arm zu tragenden Elfenbeinring (luvosse lu mpundschi) und erhebt sie damit, mag sie wollen oder nicht, zu seinem Weibe (mkam'fumu). Ist das Mädchen noch zu jung, so bleibt es ihm durch den Ring gesichert und ist unberührbar für andere Männer; die Braut wird ihm übergeben, sobald sie durch die bei eintretender Pubertät übliche Feierlichkeit für reif zur Ehe erklärt worden ist. Diese Ceremonie darf auf Wunsch eines ungeduldigen Freiers abgekürzt, nicht aber unterlassen werden [1]). Beging ein Prinzenweib Ehebruch, so wurde sie mit dem Verführer lebendig verbrannt, wohl auch noch in anderer grausamer Weise hingerichtet; gegenwärtig sollen die Gekränkten nicht mehr so streng gegen die Sünder vorgehen. Es coursirte jedoch am Anfange des vorigen Jahres in Chinchoxo eine Geschichte, welche wahrhaft entsetzliche Einzelheiten enthielt, die hier nicht wiederzugeben sind, aber einen Zweifel kaum zulassen.

Eine Prinzessin von Loango ist nicht weniger begünstigt als ein Prinz. Sobald sie durch die für alle Töchter des Landes obligatorische Pubertätsceremonie als heirathsfähig erwiesen ist, erlangt sie Sitz und Stimme unter Männern bei öffentlichen Verhandlungen und das Recht, sich nach Belieben einen Gemahl zu ernennen; dieser darf jedoch weder ein Prinz sein, noch Menschenblut vergossen haben. Auch ist es ihr verboten, einen Weißen mit ihrer Gunst zu beglücken; diese Tschina ist indeß, wie manche andere, übertreten worden. Der Erkorene mag ein Freier oder Sklave sein, die mit ihm erzeugten Kinder haben ipso jure Fürstenrang; von der Familie wird jedoch darauf gehalten, daß die junge Dame Männer von stattlicher Erscheinung wähle. Die Prinzessin genießt außerdem den Vortheil, ihren Gatten so oft wechseln zu können, als ihr beliebt, doch muß sie stets den Vorgänger entlassen, ehe sie seinem Nachfolger gleiche Rechte einräumt. Der im Dienst befindliche Mann darf während dieser Zeit kein anderes Weib berühren.

Manche der Damen führen in Folge dieser Vergünstigungen ein ziemlich freies und lockeres Leben, doch begnügen sich viele dauernd auch mit einem Manne, namentlich wenn sie durch Kinder beglückt werden. Ist eine Prinzessin dem Erwählten besonders zugethan und will sie ihm hohe Gunst erweisen, so übergiebt sie ihm den prinzlichen Elfenbeinring, erhebt ihn dadurch zum Prinz-Gemahl (mnuni mfumu) und sichert ihm Titel und Stellung eines muënne. Doch kann sie diese Auszeichnung nur einmal, und zwar mit ihrer Jungfräulichkeit, vergeben.

Ist ein Prinz oder eine Prinzessin gestorben, sind die äußerst langwierigen Vorbereitungen zum Begräbniß beendet, ist der kolossale Sargwagen (nkufu) construirt, so spannen sich die getreuen Unterthanen in hellen Haufen vor das unbehülfliche Fahrzeug, um es nach Lubu, einem Dorfe in der Nähe der Bay von Loango, zu schaffen, denn nur dort können die irdischen Ueberreste der mfumu in die Erde gebettet werden. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, breite Wege (lulombe, Plur. sindombe) durch Savanen und Wälder, Faschinen- und Knüppeldämme in Sümpfen und Brücken über Gewässer anzulegen. Die Arbeit ist eine so mühsame, daß sie nur streckenweise gefördert werden kann. Oft ist der Weg zu weit oder die Geduld und Begeisterung der Unterthanen verflüchtigen sich vor den allzugroßen Schwierigkeiten; dann behält man den Wagen vorläufig in dem Dorfe, in welchem der Todesfall sich ereignete, oder läßt ihn stehen, wo er zum letzten Halt gekommen. Nach Jahren vielleicht fühlt sich ein Familienglied gedrungen, einen weitern Versuch zu machen, um den Anverwandten zur letzten Ruhe zu bringen; oder der Aberglauben wirkt auf die Gemüther ein und veranlaßt die Bewohner eines Districtes, den ominös gewordenen Leichenwagen in der Richtung auf Lubu über ihre Grenze zu schaffen und ihn so den Nachbarn zur beliebigen Weiterbeförderung oder Verwahrung aufzudrängen. Endet die Irrfahrt der unbehülflichen Maschine nicht auf dem Hügel zu Lubu, wo sie in ein weites Grab eingesenkt wird, so

[1]) Es findet weder cisio clitoridis noch Infibulation, außer Circumcision der Knaben überhaupt keine Verstümmelung statt. Ausführliches über dieses und anderes wird in der „Zeitschrift für Ethnologie" erscheinen.

bleibt sie irgendwo stehen, wird von der Vegetation überwuchert und zerfällt schließlich in Staub und Moder. Solche Vorgänge trugen ohne Zweifel bei zur Entstehung der weiter hinten erzählten Sage vom Tschimpungu.

Früher sollen die mfumu nicht in Lubu, sondern in Luandschili neben den gekrönten Königen beigesetzt worden sein. Wie und warum für sie eine Verlegung des Begräbnißortes nöthig wurde, wird in Sagen berichtet, welche zugleich auch interessante Streiflichter auf andere Vorgänge im Lande werfen.

Schon in der „Königssage" ist die Tschina erwähnt, mittelst welcher der Maluango eingeschränkt wurde, nachdem die Europäer ins Land gekommen waren; er durfte weder die Weißen noch ihre Schätze sehen, um nicht von ihnen zum Mißbrauch seiner Gewalt für den Sklavenhandel verleitet zu werden. Weil jedoch auch die mfumu ihre Macht benutzten, um sich durch den Verkauf von Unterthanen zu bereichern, wurde für sie ebenfalls ein Verbot erfunden, das selbst heute noch unnöthiger Weise in voller Kraft besteht.

Da die Centralpunkte des Menschenhandels und zugleich die Stapelplätze der europäischen Güter die neben einander liegenden Bayen von Loango und Punta Negra waren, so wurde eine in weitem Bogen um dieselbe führende Demarcationslinie gezogen und das seewärts von dieser gelegene Gebiet für alle fürstlichen Personen tschina erklärt. Sie sollten auf diese Weise von dem Betreten der an den Bayen und etwas südlicher an einer Ngoyo-ntu (Cabinda-Kopf) genannten günstigen Strandstrecke erbauten Factoreien und von der Musterung der fremden Schätze abgehalten, überhaupt dem Einflusse der Sklavenhändler entzogen werden.

Die Grenzlinie wird von dem Wege Luntambi lu mbensa gebildet, dessen mittlere Strecke, wie schon erwähnt wurde, auch beim Krönungszuge des Maluango eine Rolle spielte. Dieser interessante Pfad zieht sich etwa zehn Wegstunden weit hin. Er beginnt im Norden der Mündung des Luemme am Strande des Meeres, führt landein unfern des Dorfes Winga und der Factoreien von Punta Negra vorüber nach dem Flusse Songolo, berührt Luandschili, Lubu, verläuft von letzterem über das Plateau von Buala und endet südlich von der Mündung des Kuilu schließlich wieder am Meeresstrande. Man wird niemals einen echten mfumu in den innerhalb der Gemarkung liegenden Factoreien erblicken. Sie benutzen diesen Grenzweg sehr häufig; seewärts jedoch überschreiten sie ihn nur einmal, und zwar nach ihrem Tode, wenn ihre Reste auf dem Hügel von Lubu beigesetzt werden. Dies Gräberfeld beginnt bei dem Dorfe unmittelbar neben, aber jenseit der Luntambi lu mbensa; Prinzen und Prinzessinnen vermögen von dem Pfade hinüberzublicken nach der Ruhestätte ihrer Ahnen, wagen jedoch nicht dieselbe zu betreten. Sie fürchten unfehlbar zu sterben, wenn sie die Demarcationslinie irgendwo überschreiten würden.

Die Entstehung dieser Tschina und der Grund der Verlegung der Fürstengräber von Luandschili nach Lubu ist aber auch mit dem goldenen Nebel der Sage umhüllt. Eigentlich ist es ein Sagenkranz, der in verschiedenen Versionen die Vorgänge früherer Zeiten überliefert, dessen für vorliegende Arbeit wichtigster Theil die Sage vom mkissi Tschimpungu ist.

Einst lebte ein mächtiger Prinz in Loango, mit Namen Tschimpungu, welcher mit einer bösen Krankheit behaftet war, die seine Haut, seinen Körper entstellte [1]). Als der regierende Maluango starb, hoffte dieser Prinz zum König erwählt zu werden; er wäre auch auf den Thron erhoben worden, wenn er nicht an jener schlimmen Krankheit gelitten hätte, die seine Wahl unmöglich machte: da nach alter Satzung nur ein an Geist und Körper gesunder und stattlich gewachsener Prinz die Königswürde erlangen konnte. Diese Enttäuschung und Schande nahm sich der mächtige Fürst so zu Herzen, daß er aus Kummer starb.

Als nun alle Vorbereitungen zur Bestattung getroffen waren, schaffte man den Sargwagen mit den irdischen Resten des Prinzen nach Luandschili und senkte ihn neben den Königen in das ihm bestimmte Grab. Am nächsten Tage jedoch war dieses offen und der Sargwagen verschwunden. Man zog aus, ihn zu suchen, folgte den Spuren der massiven Räder und fand ihn endlich in einer entfernten Gegend auf. Er wurde wieder nach seiner Ruhestätte geschafft und zum zweiten Male beigesetzt. In der nächsten Nacht jedoch stieg der Tschimpungu abermals zur Oberfläche der Erde empor; nach langem Umherirren erspähte man ihn in einer andern Landschaft, brachte ihn mit großer Mühe zurück nach dem Todtenfelde und senkte ihn zum dritten Male ein [1]). Aber siehe da! wiederum fand man das Grab offen und seinen Inhalt verschwunden. Während nun die Bewohner von Luandschili (die ihr einträgliches Privilegium, die Wächter der Fürsten- und Königsgräber zu sein, wohl zu schätzen wußten) nochmals nach ihrem abhanden gekommenen Todten auszogen, war derselbe schon von Anderen gefunden und mit Beschlag belegt worden.

Es herrschte nämlich ob dieser wunderbaren Ereignisse große Furcht und Aufregung im Lande, welche durch Gerüchte über an verschiedenen Orten sich zeigende und umgehende Kobolde und Poltergeister vermehrt wurde. Auch in Lubu spukte es um diese Zeit. Man hatte an dem sanften Nordabhange des waldlosen Hügels, auf dessen Gipfel das Dorf erbaut war, Gespenster gesehen, geisterhafte Stimmen und Schreckenstöne vernommen. An dem nämlichen Morgen nun, an welchem man in Luandschili das Grab zum dritten Male leer fand, zogen die Frauen und Mädchen vom Dorfe Lubu aus, um, wie das ihre Gewohnheit war (und ist), auf den Bänken der Bay von Loango Muscheln zu suchen. Da bemerkten sie unfern eines Wäldchens auf ihrem Gebiete merkwürdig viele Vögel und allerlei Ungeziefer in der Luft schwebend; neugierig gingen sie dem Orte zu und erblickten daselbst den Sargwagen des Prinzen Tschimpungu. Schnell entschlossen bemächtigten sie sich desselben und begannen ihn nach ihrem Dorfe zu ziehen. Während sie indessen damit beschäftigt waren, kamen die der Spur folgenden Männer von Luandschili heran und verlangten die Leiche, um sie nochmals zurückzuführen. Die resoluten Weiber wollten jedoch ihren Fund nicht herausgeben, sondern bestanden darauf, ihn nach ihrem Dorfe zu bringen. Darob großer Streit, Gedränge und endlich eine Prügelei, bei welcher die Männer von Luandschili den Kürzeren zogen und von den Knüppel und Stöcke aufraffenden braven Lubuenserinnen zu schmählicher Flucht gezwungen wurden.

Unterdessen waren auch die männlichen Angehörigen der Siegerinnen herbeigeeilt; mit vereinten Kräften wurde der

[1]) Die Syphilis wird von den Negern mit demselben Namen tschimpungu (deutsch etwa: Teufelei oder Teufelskrankheit) bezeichnet; sie behaupten, dieselbe sei, wie so manches Andere, von den Weißen ins Land gebracht worden.

[1]) Es genügt hier zu bemerken, daß alle die Orte, an welchen man den Tschimpungu fand, in unmittelbarer Nähe der Luntambi lu mbensa liegen; diese selbst soll der Weg sein, den der Sargwagen bei seinen verschiedenen Kreuz- und Querzügen zurückgelegt hat. Nach einigen Angaben soll der Wagen noch viel öfter als dreimal wieder über der Erde erschienen, sogar in späteren Zeiten noch gesehen worden sein, ja man ist nicht sicher, daß er nicht auch jetzt noch zuweilen erscheine. Diese und andere Ausschmückungen, zum größten Theile wohl Gebilde lebhafter Phantasie der einzelnen Erzähler, können hier nicht weiter ausgeführt werden.

Tschimpungu im Triumphe nach dem Dorfe gefahren und am Nordhange des Hügels feierlich beerdigt. Und siehe da! der arme ruhelose Prinz mit seinem Sargwagen war endlich am richtigen Orte zur Ruhe gebracht; er entstieg nicht wieder dem Grabe. Seit jener Zeit sind alle gekrönten Könige von Loango nach wie vor in Luandschili, alle fürstlichen Personen jedoch in Lubu beerdigt worden. Ueber der Grabstätte des Tschimpungu ist eine Hütte errichtet und dem Erdgeiste (mkissi nsi) geweiht.

Der Geist ihrer einst so tapfern Mütter scheint auch noch gegenwärtig die Lubuenserinnen zu beseelen; allem Anschein nach mögen sie den Nachkommen der Ausreißer von Luandschili noch häufig genug in unzarter Weise die Schmach ihrer Väter vorwerfen [1]). Jedenfalls besteht zwischen den beiden Dörfern eine leicht erklärliche Spannung und Rivalität, welche mancherlei ergötzliche oder ernstere Reibereien veranlaßt. So war man Anfang April des vorigen Jahres wegen Handelsstreitigkeiten an der Bay von Loango zum Kriege gekommen; die Parteien zogen mit Flinten, Säbeln und Messern aus, stellten sich auf zwei Hügeln einander gegenüber (sich jedoch mit rühmenswerther Vorsicht außerhalb der Schußweite haltend), knallten lustig in die Luft und forderten sich mit homerischem Geschrei zum Kampfe heraus. Plötzlich erschienen, da der harmlose Spektakel ihnen zu lange währen, oder die Essenszeit gekommen sein mochte, die Lubuenserinnen in hellen Haufen auf dem Schlachtfelde, verhöhnten die Armee von Luandschili mit Worten und Geberden und maßregelten schließlich unter endlosem Gelächter und Geschrei ihre Ehemänner, Väter und Brüder nach Hause in den friedlichen Schatten ihrer Hütten. So geschehen am 12. April 1876.

Die sehr kleinen Gebiete von Lubu und Luandschili liegen übrigens im vollsten Landfrieden; weder Krieg noch sonstiges Blutvergießen darf auf ihnen verübt werden, so daß die Bewohner in ihrer Heimath durchaus unangreifbar sind. Der Chef des erstgenannten Dorfes ist gegenwärtig der alte mboma Winga, der des zweiten der hochbejahrte ngove Mpanku, welcher ein weitgereister Mann ist. Beide Häuptlinge sind afrikanische Biedermänner, mit der bekannten Neigung, dem wißbegierigen Weißen alles zu erzählen, was er wünschen mag, und sich dafür nach Kräften beschenken zu lassen.

Es ist übrigens kein Wunder, daß die Lubuenserinnen so streitbare Damen geblieben sind, denn sie werden in guter Uebung erhalten, da die Thaten ihrer Mütter bis auf den heutigen Tag bei den Funeralien eines jeden mfumu in urwüchsig derber Weise, nach altem Gebrauche, durch eine solenne Prügelei verherrlicht werden, bei welcher sie nicht die geringste Rolle spielen.

Ist ein mfumu zu beerdigen und nähert sich der Wagen seiner Bestimmung, so benachrichtigt man das privilegirte Dorf in formaler Weise. Dessen männliche Einwohner richten dann das Grab her und erhalten dafür zwei Sklaven, während die Weiber in der Richtung des ankommenden Zuges die lulombe bis zur Grenze ihres Gebietes herstellen und für diese Arbeit zwölf Stücken Zeug (etwa 65 Meter im Ganzen) empfangen. Bis zur lulombe von Lubu müssen aber die Leute der zu begrabenden fürstlichen Person den Weg ebnen; sie eben sind es, welche, wenn auch nicht von Luandschili stammend, am Begräbnißtage die Prügel bekommen.

Es ist nun außerdem Landesgebrauch, daß die Hörigen eines vornehmen Negers, vor allem also die eines Prinzen oder einer Prinzessin, wenn ihr Herr oder ihre Herrin gestorben ist, während der langen Vorbereitung zur Beisetzung eine bestimmte Frist hindurch das Recht haben, alle ihnen im Gebiete Begegnenden zur Entrichtung einer Abgabe zu nöthigen, widrigenfalls um einen Theil ihrer Habe zu berauben, kurzum, zum Zeichen ihrer Trauer mit wüst bemalten Gesichtern 2c. zu wegelagern. Da dies wohl bekannt ist, hütet sich natürlich Jedermann, irgend etwas anderes bei sich zu führen, als die nothwendigste Kleidung, die zu nehmen der allezeit streng gewahrte Anstand verbietet. Wer mehr bei sich trägt, sucht sich auf Schleichwegen durchzuschmuggeln, oder durch andere List zu helfen; dennoch wird Mancher erleichtert. Namentlich die fleißigen Frauen und Mädchen, welche die Factoreien und Märkte versorgen, müssen trotz aller ihrer Kunstgriffe zusehen, wie eine noch so gut verborgene Flasche mit eben erst als Bezahlung erhaltenem Rum zur Hälfte ausgetrunken, vom empfangenen Stoffe ein Theil abgetrennt wird. Alle, die um eines todten mfumu willen in dieser herkömmlichen Weise geschädigt wurden und das Bedürfniß nach Revanche fühlen, andere, die aus Neugier oder Rauflust mitwirken wollen oder eine alte Rechnung auszugleichen haben, begeben sich nun am Begräbnißtage, d. h. an dem Tage, an welchem der Sargwagen voraussichtlich auf das Gebiet von Lubu übergeführt wird, nach diesem Orte hin.

Das Ganze gestaltet sich zu einem echten Volksfeste. Männer, Weiber und Kinder von Lubu sowie die herbeigeströmten rachelustigen Fremdlinge verbergen sich, mit Stöcken und Ruthen bewaffnet, allenthalben im Busch und hohen Grase und warten geduldig des unsern sich abmühenden fürstlichen Leichenzuges. Die bei diesem Betheiligten wissen recht gut, was ihrer harrt; sie fühlen sich entweder stark genug, offen vorzurücken, oder suchen den verborgenen Feind zu überlisten, denn die Verpflichtung können sie nicht umgehen, ihren mfumu bis jenseit der Gebietsgrenze von Lubu, bis auf die lulombe der Frauen zu schaffen. Im günstigen Augenblicke entladet sich das Unwetter über sie. Die verborgene Armee alles Alters und Geschlechtes bricht plötzlich unter lautem Geschrei hervor und fällt über die Ankömmlinge her, die gewöhnlich, wie einst die Männer von Luandschili, ihr Heil in schnellster Flucht suchen und beliebig weit verfolgt werden. Allmälig sammeln sich dann wieder die Bewohner von Lubu, freuen sich ihrer Heldenthaten, spannen sich nun selbst vor den Sargwagen und bringen ihn feierlich zur letzten Ruhestätte.

Dies ist der wichtigste Theil der Sage vom mkissi Tschimpungu, dies sind die Gebräuche, welche im engsten Zusammenhange mit derselben stehen und die weiland geschehenen Heldenthaten der Lubuenserinnen noch gegenwärtig verherrlichen.

Die Tradition wird aber auch noch in anderer Hinsicht aufrecht erhalten. Wie einst zur Königszeit die Großen des Reiches, mit dem Nganga n vumbi genannten Fürsten als Oberhaupt, das Interregnum führten, so hat auch seit dem Tode des letzten Maluango bis zum heutigen Tage stets einer der mfumu im alten Königsgau Buala residirt. Er führt den alten Titel, ist Ehrenwächter des noch unbegrabenen letzten Königs (oder besser: seines Andenkens) und repräsentirt gewissermaßen den Reichsverweser von Loango, obgleich seine Macht allerdings nicht einer so hohen Würde entsprechend ist. Die Fürsten übernehmen diese Stellung abwechselnd, und zwar ist stets derjenige dazu berechtigt, welcher im Begriff ist, einen Angehörigen seiner Familie in Lubu zu beerdigen. Die Verpflichtung, als Nganga n vumbi einzutreten, hat er jedoch nur dann, wenn der letzte seines Postens müde ist; andererseits muß dieser die Würde an ihn übergeben, wenn er auf seinem Rechte besteht. Er hat jenem dann Botschaft zu senden, um ihn zum Abzug aufzufordern; wird diese nicht beachtet, dann läßt er nach Ablauf einer be-

[1]) Weitere Forschungen werden vielleicht Verhältnisse klarlegen, welche an „Schilda“ 2c. erinnern!

stimmten Frist die früher erwähnte brennende Fackel als letzte Mahnung und Zeichen des Krieges übergeben. Zu derartigen Gewaltmaßregeln ist es übrigens seit Menschengedenken nicht gekommen.

Der Reichsverweser wurde stets mit einer gewissen Feierlichkeit installirt und führt auch eine kleine Hofhaltung. Der letzte ceremoniös als solcher eingesetzte Fürst war muënne Numbi, welcher im Jahre 1874 starb. Als Vertreter übernahm sein Bruder, muënne Ntatu, die Würde, und hielt sie noch im April vorigen Jahres, ohne jedoch als Regent proclamirt zu sein. Wahrscheinlich hat er gegenwärtig schon die Stellung und Residenz geräumt, da der einflußreichste und mächtigste Fürst des Landes (mfumu nsi), muënne Mpambo vom Kuilu, welcher einen Todten beerdigen wollte, ihn dazu aufgefordert hatte, und, da seine Botschaft nicht gebührend beachtet worden war, im Begriff stand, ihm die Fackel zu senden.

Wenn Fürst Mpambo die Regentschaft angetreten hat und gewillt ist, dieselbe längere Zeit zu führen und seine Macht zur Geltung zu bringen, so könnte dies im besten Sinne von großer Tragweite für das zerrüttete Loangoreich und seinen aufblühenden legitimen Handel werden. Der Prinz ist ein verständiger Freund der Weißen und ein ebenso vornehmer und gewandter, als einsichtsvoller und tüchtiger Mann.

---

# Die Makams in Palästina.

(Nach einem Aufsatze des Lieut. Conder im „Palestine Exploration Fund“, April 1877.)

Neben dem Studium der Sprache der Landbevölkerung in Palästina ist jedenfalls nichts so geeignet, ein helles Licht auf die Frage nach ihrem Ursprung zu werfen, als die Erforschung des landesüblichen Glaubens, wie er sich in den über das ganze Land zerstreuten Heiligthümern ausspricht. Eine solche Forschung dürfte nicht ohne Wichtigkeit für die alte Topographie Palästinas sein, insofern als die Tradition von noch zur Zeit erhaltenen heiligen Gräbern zur Auffindung von Oertlichkeiten dienen kann, nachdem der Name des Ortes selbst bereits verschwunden ist. Der Werth einer methodischen Erforschung Palästinas in diesem Sinne wurde schon früher erkannt und man ist jetzt, nachdem es gelungen, eine solche auszuführen, im Besitze der Namen von nicht weniger als 300 heiligen Plätzen, von denen viele von entscheidendem Werthe sind. Wir wollen hier zunächst eine Skizze von dem Charakter dieser Orte im Allgemeinen geben.

Vorerst muß bemerkt werden, daß hinsichtlich der Makâm ein großer Unterschied zwischen den Beduinen und den Fellahen besteht. In der Gegend, welche die Nomaden in Besitz genommen haben, existiren solche Bauwerke nicht, mit Ausnahme von einem oder zweien, die nur noch Ruinen sind. Die Beduinen sind zwar ihrem Bekenntniß nach Moslems, in Wahrheit aber (und auf alle Fälle die östlich vom Jordan) Heiden und Mondanbeter, wie zu Mohammed's Zeiten. Ihre heiligen Plätze sind die Gräber ihrer Vorfahren, und die alte Geschichte von Palästina bildet keinen Theil von der Religion dieses Volksstammes, der 1000 Jahre nach Christo erobernd in das Land einbrach. Ganz anders dagegen steht es mit den Fellahen. In ihren religiösen Gebräuchen und Heiligthümern finden wir wie in ihrer Sprache ein getreues Abbild der Geschichte ihres Landes. Auf der Basis eines polytheistischen Glaubens, der wahrscheinlich bis in vorisraelitische Zeiten zurückdatirt, finden wir ein Gebilde der heterogensten Art: christliche Ueberlieferung, mohammedanische Geschichte und fremder Götzendienst sind oft unentwirrbar durch einander gemischt; kurzum der sogenannte Muselman ist anzutreffen bei den Altären von Juden, Samaritern, Christen und selbst Heiden. Und in dem Gottesdienst bei diesen Altären besteht nun die Religion des Landvolkes. Moslims von Bekenntniß, kommen sie oft ihr ganzes Leben lang in keine Moschee, weil sie mehr Gewicht auf die Gunst und den Schutz ihres Makâm legen als auf Allah selbst und seine Propheten.

Das Wort Makâm (hebräisch Makom) bedeutet einfach einen „Ort“ oder eine „Station“; aber der Gebrauch des Wortes im Sinne eines heiligen Platzes reicht bis in die biblischen Zeiten zurück; im Deuteronomion (Cap. XII, V. 2) z. B. wird der Ausdruck auf die Orte des Götzendienstes angewandt, wie sie zur Zeit der Eroberung Josua's in Palästina bestanden. Andere Namen für heilige Plätze sind: Haram (Heiligthum), Kubbeh (Dom), Dschâmi'a (Versammlungshaus oder Moschee), Mazâr (Altar), Meshhed (Denkmal). Der letztere Ausdruck bedeutet auch die kleinen Steindenkmäler, welche von Pilgern an den verschiedenen Höhepunkten (Meshârif) errichtet wurden, von denen aus die Heiligthümer zuerst sichtbar werden.

Die dort verehrten Wesen sind ebenfalls unter verschiedenen Titeln bekannt. Neby (hebräisch Neby): der Prophet, gewöhnlich nur auf die wichtigeren und älteren angewandt; Sidna („unser Herr“), wird von den Patriarchen und von besonders heiligen Moslims gebraucht; Wely („Günstling oder Heiliger“), ein Ausdruck, der als eine einfache Abkürzung häufig auf die heilige Stätte selbst angewandt wird; Scheich („Oberhaupt oder Aeltester“), bei Weitem der gebräuchlichste Name; und Hâdsh („Pilgrim“), letzteres sehr selten angewandt.

Es ist nicht immer ausgemacht, daß die Makâms über den Gräbern der Heiligen stehen, denen sie geweiht sind. Ein Kenotaph ist allerdings fast immer dabei zu finden; aber häufig sind sie bloß als „Stationen“ zu betrachten, wie diejenigen römisch-katholischer Gegenden, so daß sie nicht nothwendig mit der Geschichte des betreffenden Heiligen zusammenhängen, wenngleich sie häufig an solchen Orten errichtet sind, wo die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sich derselbe dort einst befand.

Die weiße Kuppel des Makâm ist dasjenige, was von einem syrischen Dorf zuerst in die Augen fällt. Die heilige Capelle auf dem Gipfel des Hügels oder der geweihete Baum an der Seite der Straße sind immer dabei zu finden und erinnern unwillkürlich an die Worte der Heiligen Schrift, wonach die Altäre der Götzen auf Bergesspitzen und unter jedem grünen Baume zu finden seien. Wenige von denen, die Palästina besucht haben, werden daran zweifeln, daß in diesen Makâms die Ueberbleibsel von canaanitischem Götzendienst vor uns liegen; in einem Falle fand Conder noch neben der Capelle eine weite Plateforme von unbehauenen Steinen und ein in dem Felsen ausgehöhltes Loch, welches der Ueberrest von dem ehemaligen Altar jener Gottheit zu sein schien, deren gegenwärtiger Titel einfach „Vater der Anbetung“ (Scheich Abu 'Amr) bedeutet.

Die Makâms unterscheiden sich wesentlich in ihrer Wichtigkeit; bald ist dasselbe eine Moschee, bald nur ein roher Ring von Steinen. In einigen Fällen ist überhaupt nichts zu sehen, in einem andern, wie bei Tibneh, haftet der Name an einem geweiheten Baume, an dessen Zweigen Lappen als Symbole von Gelübden aufgehängt sind. Diese heiligen Orte genießen eine grenzenlose Verehrung: jeder heruntergefallene Stein, jeder verwelkte Zweig wird liebevoll aufbewahrt. Auch werden sie so heilig gehalten, daß man in ihnen getrost sein Eigenthum niederlegen kann. So ist z. B. öfters ein Pflug darin zu finden, und einer der so verehrten Scheichs trägt geradezu den Namen „Verwahrer“, weil das Volk oft Werthsachen unter seinen Schutz stellt. Das gewöhnliche Makâm ist ein kleines viereckiges Bauwerk, ungefähr 10 Fuß breit und 8 Fuß hoch, mit einer Kuppel, auf welcher sich meist ein halbmondförmiger Stein befindet. Meistentheils sind sie von rohem Gemäuer und weiß übertüncht, deshalb sehr weit sichtbar. In der südlichen Mauer, im Innern, befindet sich eine „Mihrab“ oder Betnische und sehr häufig ist ein rohes Grabmal in der Ecke, welches viel Aehnlichkeit mit einem modernen moslemitischen Grabe hat. Ein paar Matten bedecken den Erdboden; an der Thür befindet sich öfters etwas Ornamentwerk und ein Wasserkrug steht dabei für die Pilger. Ein großer auch als heilig verehrter Baum ist meistentheils dicht in der Nähe; ein Johannisbrotbaum, eine Eiche oder ein Therebintenbaum sind die gewöhnlichsten. Sehr häufig befindet sich ein Wächter am Platz: ein Scheich, ein Derwisch oder vielleicht der Aelteste des benachbarten Dorfes. Das Heiligthum wird nie anders als barfuß betreten, und beim Ueberschreiten der Schwelle spricht der Gläubige: destûr (Erlaubniß) oder: destûr ya mubârakeh (Deine Erlaubniß, o Gesegneter!).

Es ist festgestellt, daß an diesen Orten Opfer dargebracht werden, obgleich Conder selbst nie Zeuge davon war. Gelübde werden häufig abgelegt, und wenn Jemand krank ist, so wird eine kleine irdene Lampe in dem Makâm angezündet. Oft werden auch Processionen um die Capelle herum vorgenommen, besonders am Beirâm-Feste. Die Furcht vor dem Zorn der Gottheit ist tief eingewurzelt in den Herzen des Volkes. Wer beim heiligen Grabe falsch schwört, der ist nach seiner Meinung dem Tod und dem Verderben verfallen. Manche behaupten, Schläge von unsichtbaren Fäusten erhalten zu haben, die einem erzürnten Neby angehörten. Man glaubt, daß sich der Einfluß eines mächtigen Scheichs zehn bis zwanzig englische Meilen um sein Makâm herum erstreckt.

Die Makâms können nun in sieben Classen getheilt werden, obgleich diese Unterscheidung nicht von der einheimischen Bevölkerung beobachtet wird und jetzt noch Heilige oder Welys leben, denen man bei ihrem Tode ein Makâm errichten wird. Die einzelnen Gattungen sind folgende: 1. Solche biblischen Ursprungs. Diese sind ohne Zweifel im Allgemeinen die ältesten, und man kann sie oft bis auf die jüdische Ueberlieferung zurückführen. 2. Christliche, von der mohammedanischen Landbevölkerung verehrte Plätze, nicht immer von der ersten Classe zu unterscheiden, aber oft auf den Einfluß von Klöstern oder auf mönchische Niederlassungen zurückzuführen. 3. Einheimische Heroen oder Götter. Keiner von den beiden vorhergehenden Classen nachweisbar angehörend, sind das vielleicht mitunter die ältesten von allen. 4. Spätere, bekannte historische Charaktere. 5. Heilige, nach dem Ort, wo sie vorkommen, oder nach den Traditionen, die sich auf sie beziehen, benannt. 6. Heilige Plätze ohne bestimmte persönliche Namen. Von diesen sind einige von sehr großem Werth. 7. Gewöhnliche mohammedanische Namen, welche aus irgend einer beliebigen Zeit herstammen können und häufig modern sind.

Diese Classen sollen der Reihe nach betrachtet werden und die Schlüsse, die sich aus ihnen ergeben, werden zeigen: erstens, daß, wie modern auch immer das Bauwerk sein mag, der Platz oft von großem Alter ist; zweitens, daß wir in der Vermischung von so manchen besonderen Classen von heiligen Plätzen einen Beweis von dem gemischten Charakter der Landbevölkerung finden, ein Zeugniß für den Einfluß, welchen auf einander folgende Stämme und Religionen auf das ursprüngliche Geschlecht ausgeübt haben.

1. Biblische Charaktere. Adam und Eva, die nach der Tradition in Mekka begraben sind, haben keine Makâms in Palästina. Doch erzählt sich das Volk, daß sie nach der Vertreibung aus dem Paradiese sich in oder bei einem in Fels gegrabenen Brunnen unweit Hebron, dem Ain el Dschudeide („ausgehöhlter Brunnen“), versteckt haben. Dort zeigen auch die Mohammedaner die rothe Erde, aus welcher Adam (d. i. der Rothe) geformt wurde. Kain und Abel sind auch nicht im eigentlichen Sinne vertreten. Nimrod hat gleichfalls keine geheiligte Stätte, obschon er eine ziemlich hervorragende Rolle in der einheimischen Mythologie spielt. Noah dagegen ist eine sehr bedeutende Gottheit und hat mehrere Heiligthümer; so in dem alten Adoraim (heute Dûra) im südlichen Juda und weiter westlich in Chorbet Nûh, wo eine Ueberlieferung von Noah's Tochter und von einer Quelle, aus welcher die Sintfluth hervorging, existirt. Von seinen Söhnen hat Ham allein ein Makâm im Districte von Gaza. Abraham wird als erste unter den biblischen Größen außerordentlich verehrt und sein Begräbnißplatz in Hebron ist der geheiligtste Ort in Palästina. Zusammen mit Abraham liegen Isaak und Jakob, Sarah, Rebecca und Leah. Isaak genießt eine besondere Hochachtung, weil er von allen am leichtesten zu erzürnen ist. Jakob hat außerdem noch ein zweites Makâm, die Moschee von Hizn Y'akûb, d. i. die Trauer Jakob's, wo er den Verlust seines Sohnes Joseph betrauert haben soll. In Hebron befindet sich außer den Gräbern von Esau, Abner und Jesse auch ein solches von Joseph; aber es ist offenbar spätern Ursprungs, da Juden, Samaritaner und Mohammedaner übereinstimmend das wahre Grab Joseph's bei Nablus aufweisen und verehren. Getrennt vom Familienbegräbniß erhebt sich zwischen Bethlehem und Jerusalem der „Dom der Rachel“, ein Gebäude modernen Ursprungs, aber auf altverehrter Stätte errichtet. Die Kinder Jakob's haben ein gemeinsames Makâm bei Sichem, Makâm Ulad Y'akûb el Asherah oder Makâm der zehn Söhne Jakob's genannt. In Galiläa ist das Heiligthum Benât Y'akûb, d. i. die Töchter Jakob's; auch trägt eine Brücke, die über den Jordan führt, gleichfalls ihren Namen. Außerdem haben Joseph, wie oben erwähnt, zwei Makâms, Ruben, Simeon, Dan, Juda je eins. Benjamin (Neby Yemîn?) und Levy (Neby Lawîn?) sind noch zweifelhaft, die übrigen noch nicht festgestellt. Von den Charakteren aus der Zeit der Eroberung wird Moses sehr verehrt; sein Makâm befindet sich südwestlich von Jericho. Aaron's Grabstätte wird am Berg Hor gezeigt. Von Josua ist ein specielles Makâm noch nicht festgestellt, doch ist sicher anzunehmen, daß ein so bedeutender Held in der Mythologie nicht vergessen sein kann, und Neby Kifil, d. i. der Vertheiler, ein Heiligthum bei Kefr Hâris (der Name findet sich auch sonst noch), deutet vielleicht auf Josua.

In Betreff der spätern Periode der Propheten, Könige und Richter ist die Mythologie mehrfach verwirrt. Scheich Ibreik bedeutet vielleicht Barak; Gideon scheint vergessen, vielleicht deutet Neby Duhy, d. i. der Feldherr, auf ihn hin. Samson nimmt eine ziemlich hervorragende Stellung ein.

Ihm sind zwei Makâms bei Gaza gewidmet; das eine, 'Aly Muntâr, steht auf dem Hügel südlich von der Stadt, wohin nach der (mittelalterlichen) Tradition die Thore von Gaza gebracht wurden und wo alljährlich ein Fest stattfindet. Samuel (Neby Samwîl) besitzt nur ein Makâm spätern Ursprungs. Die Gräber von David und Salomon in Jerusalem sind Heiligthümer von nicht gewöhnlicher Art. Die Gebetplätze von Abraham, David und Salomon werden in der Höhle Sachrah gezeigt; doch ist der alte Ursprung dieser Tradition wiederum zweifelhaft. Von den späteren Propheten nimmt Elias einen hervorragenden Platz ein, welcher in der einheimischen Mythologie el Khudr heißt; doch da derselbe Name auch auf St. Georg angewandt wird, so ist es oft schwer, die beiden zu trennen. Jedoch hat er zu Samaria ein specielles Makâm: Neby Elyâs. Daniel (Neby Dâniân) hat fünf Heiligthümer; Hesekiel ist vertreten in Neby Hazkîn auf einem hohen Berge über dem Jordanthale und vielleicht in Neby S'aîn über Nazareth. Jonas besitzt nicht weniger als vier Makâms, eins zu Mesh-hed, wo früher sein Grab gezeigt wurde, ein zweites, Neby Yûnis, südlich von Jaffa an der Küste, wahrscheinlich an der Stelle, wo er nach der Tradition vom Walfisch ausgeworfen wurde. Von den kleineren Propheten weist Neby Hûdsch bei Gaza vielleicht auf Haggai, Neby Zekariya bei el Medyeh auf Zacharia, Neby Burk in Burka auf Baruch hin. Traditionen, welche an den oben aufgeführten Heiligthümern haften, vermag Lieutenant Conder nicht zu berichten, sei es, daß die Eingeborenen mit der Sprache nicht herausgehen, wenn sie Ungläubige vor sich haben, sei es, daß sie selbst nichts mehr darüber wissen. Letzteres hält Conder für wahrscheinlicher; als einziger Ueberrest alter Sagen blieb nur der Name des Heiligen an der betreffenden Localität haften.

2. Plätze christlichen Ursprungs. Hierher gehören diejenigen Makâms, welche, obschon sie jetzt von dem mohammedanischen Landvolk verehrt werden, im Gegensatze zu den bisher besprochenen, meist aus altjüdischer Zeit stammenden, unzweifelhaft christlichen Ursprungs sind. So haben wir zwei Makâms, die unserm Heiland geweiht sind; das eine in einem Dorf bei Hebron, wo einst eine Kirche stand, das andere zu Nain an der Stelle, wo der Sohn der Wittwe auferweckt wurde. Ein Makâm, Sitti Miriam, gehört der Jungfrau Maria an, deren Andenken außerdem in Jerusalem in dem Birket Sitti Miriam erhalten ist, das aber kein verehrter Ort ist. Auch mehrere Apostel haben Makâms, so Neby Metta (d. i. Prophet Matthäus) beim Dorfe Beit Ammer, St. Johannes in der Ebene Saron, St. Paulus (Neby Bulus), St. Georg (el Chudr), der bei den Saracenen für den Schutzherrn der Kreuzfahrer galt, wird in Deir Belâh, auch Deir Mâr Dschirius, d. h. Kloster des heiligen Georg, genannt, verehrt, ferner in Askalon und Blanchegarde. Die heilige Anna (Sitti Hannîyeh) besitzt gleichfalls ein mohammedanisches Heiligthum. Das Vorkommen so vieler christlicher Heiligen scheint Conder darauf hinzuweisen, daß zu einer Zeit, wahrscheinlich in der friedlichen Aera des fünften Jahrhunderts, welche dem Einbruch Omar's voranging, das Landvolk sehr unter dem Einfluß von klösterlichen Anstalten stand, welche damals das ganze Land bedeckten, und denen ein fast liebevolles Andenken bewahrt zu sein scheint in Benennungen wie: das barmherzige Kloster u. s. w.

3. Einheimische Ueberlieferungen. Zu dieser Classe gehören viele Heilige, die Conder noch nicht mit Sicherheit hat identificiren können, welche aber mitunter von großem Interesse sind und einen großen Bruchtheil der gesammten Zahl ausmachen. Viele Namen sind dunkeln Ursprungs. Hâdsch 'Aleiyân ist z. B. ein sehr verehrter Heiliger; Neby Sâleh, „der gute Prophet“, hat vier Makâms, von denen eins als der Ort seines Märtyrertodes bezeichnet wird; die rothen Streifen in dem Kalkstein sollen von seinem Blut herrühren. Wer Neby Sâleh war, ist noch eine offene Frage. Hierher gehören noch: Neby Belân, Neby Baliân, Neby Heiyis, Neby Mâmin, Neby 'Anîn (oder Ananiah), Neby N'amân (Naaman), Neby Kâmil („der vollkommene Prophet“) und Neby Nûrân. Unter den Scheichs begegnen uns auch mitunter eigenthümliche Namen, wie Ahya (Ahijah), 'Awed (Uz), Iskander (was Alexander der Große zu sein scheint). In Beit Dschibrin findet sich Scheich Sh'aîb, der einheimische Name für Jathro, den Schwiegervater des Moses. Zu dieser Classe gehören auch weibliche Heilige, welche merkwürdigerweise öfters mit ihrem Bruder oder Sohne zusammen verehrt werden. So findet sich bei Jerusalem: Umm esh Scheich (d. i. Mutter des Scheich); Scheich Waheb (d. i. der Gerechte) bei Yebnah hat eine Schwester, Scheichah S'adeh (d. i. die Glückliche). Hierhin können wir die zahlreichen „Herrinnen“ rechnen, z. B. Sitt el Kâmeh, Sitt Nefîsa, Sitt Eslamîyeh, Sitt Nekîyeh („die reine Herrin“) und Sitt Men'a („die Einsiedlerin“).

4. Geschichtliche Charaktere. Hier sind zunächst die Gefährten des Propheten aufzuführen, welche in der Mythologie allmälig einen wichtigen Rang eingenommen haben. Bei Hebron haben wir 'Aly Bukka, welcher 670 starb, und westlich von ihm Scheich es Sehab, „der Genosse“ (des Propheten); ferner ein halbes Dutzend Heiligthümer, den Arb'aîn Ghazâwy, „den vierzig Streitern“, Genossen des Propheten geweiht; am wichtigsten ist unter ihnen die weiße Moschee bei Ramleh, wo ihr Andenken mit dem der vierzig Märtyrer von Cappadocia vermischt ist. Dann giebt es zwei Makâms des Scheich Chalîf, des „Kalifen“ oder „Nachfolger“ des Propheten, und so gelangen wir allmälig in die neueren Zeiten. Südlich von Jerusalem ist das Denkmal des Abu Tôr oder Scheich Ahmed-et-Tori, des „Vaters des Stieres“. Dieser Held, Scheich Shehâb ed Dîn el Kudesy mit Namen (d. i. der heilige Held des Glaubens), war ein Begleiter Saladin's, der ihm 1187 das Kloster des heiligen Markus, jetzt Deir Abu Tor genannt, gab. Seinen Namen soll er erhalten haben, weil er auf einem zahmen Stier zu reiten pflegte; im Markuskloster lebte und starb er und wurde begraben. Auf einem hohen Hügel bei der großen Ebene daselbst liegt das Makam des Scheich Shibleh, eines mächtigen Emirs um 1700 n. Chr., der, obgleich jetzt Heiliger, bei seinen Lebzeiten nichts Besseres als ein gewöhnlicher Räuber war. Ein Bandit bei seinen Lebzeiten (zu Anfang dieses Jahrhunderts) war auch Scheich Abu Gosh, dessen Capelle westlich von Jerusalem sich findet. Ja, in Galiläa sind selbst jüdische Rabbiner zu Heiligen erhoben worden, wie z. B. in 'Arrâbeh sich das Kabr Y'akûb es Seddîk (Grab Jakob des Gerechten) findet, das wahrscheinlich identisch ist mit demjenigen des Rabbi Tschanina, der um 70 v. Chr. lebte.

5. Appellativa. Diese fünfte Abtheilung umfaßt nicht weniger als 80 Namen, beinahe ein Drittel vom Ganzen. Die Heiligen sind gewöhnlich solche zweiten Ranges, „Scheichs“ oder „Herren“, mit Titeln, welche entweder ihren Ursprung oder ihre Eigenschaften bezeichnen. Das Volk scheint zu glauben, daß der Heilige öfters dem Orte, wo sein Makâm steht, seinen Namen verleiht; indessen ist oft gerade das Umgekehrte historisch erweisbar und der Heilige wurde vielmehr nach der Stadt benannt. Bei Yânûn haben wir z. B. Neby Nûn (scheinbar der Vater Josua's), aber der Name der Stadt ist wahrscheinlich nur eine Corruption des alten Janoah. Neby Tôba ferner (vielleicht Tobiah) hat sein Heiligthum bei Tûbâs, dem alten Thebez. Ein ähnlicher Zusammenhang

findet noch bei folgenden statt: Neby Yukîn bei der Stadt Cain, Neby Hâshân bei Hûsheh, Sheich Selman el Farsi beim Berge Salmon, Muhammed el Dschezâri bei Tell Dschezer (Gezer), Neby Burk bei Burka, Sheich er Râfâti bei Rafat, Sheich el Hubâni bei Hubin, Sheich Arehâb bei dem alten Rehob und Sheich Muchnah in der Ebene gleichen Namens, der „Lagerplatz“ bedeutet.

Die zweite Classe der Benennungen ist von größerm Werth und zufällig herausgegriffene Beispiele werden die Eigenschaften und den Charakter dieser verehrten Heiligen klarlegen: „Der Vater des Löwen“, „der Vater der Locken“ (vielleicht Bezeichnungen für Simson), „der Vater des Halbmondes“, „der Olive“, „der Karube“, „Diener des Allmächtigen“, „Diener des Propheten“, „der Fremde“, „der Regenspender“, „der Wahnsinnige“, „der Glückliche“, „der Heilende“, „der Gebetplatz“, „der Platz der Krankheit“, „der Zwerg“, „die Sonne des Glaubens“, „der Pilger“, „der Vollmond“, „der Ort des Schutzes“, „der Eroberer“, „der Gerechte“, „der Schöne“, „der Weise“. In diesen Benennungen spiegelt sich der Charakter der Mythologie, welche, wie aus den Namen zu ersehen ist, mit außerordentlich vielen fremden Bestandtheilen untermischt ist. Sie zeigen gleichfalls, daß der Sheich der Beschützer des Eigenthums, der Regenspender, der Hort in der Krankheit ist; daß die Olive, der Johannisbrotbaum (Karube), die Eiche ihm geweiht sind; daß Krieger, Wahnsinnige und Pilger auf gleiche Weise nach dem Tode heilig gesprochen werden und daß zu dem genius loci eines jeden Dorfes oder Stadt gebetet und Beistand von ihm erfleht wird in allen Unglücksfällen des Lebens.

6. Heilige Plätze. Einige wenige Makâms, die nicht in eine der vorhergehenden Classen einzuordnen sind, scheinen sich auf jetzt vergessene Traditionen zu beziehen. So haben wir z. B. das Hizn Y'akûb, „Trauer Jakob's“, Dschami'a el 'Amûd (Säule von Sichem) und das Amâd ed Dîn, welches, wie Conder vorschlägt, das von Josua auf dem Ebal errichtete Denkmal bezeichnet. Ferner ist bei Siloh die Dshami'a el Yetaim, „Moschee der Diener Gottes“, welche wahrscheinlich das Andenken der Stiftshütte wahrt. Solcher Plätze sind jedoch nur wenige, und der Zusammenhang mit den Ueberlieferungen scheint verloren gegangen zu sein.

7. Schließlich sind noch die gewöhnlichen mohammedanischen Namen für etwa fünfzig weniger wichtige Makâms anzuführen; Abdallah, Omar, Ali, Abraham, Kasim Mohammed, Hasan, Moses, Othman, Joseph, Masud, David und Salomon gehören unter Anderen hierher. In einigen Fällen mögen die Namen falsch angewandt sein, in anderen sind sie wieder durch Beiwörter, wie „der lange“, „der große“ u. s. w. unterschieden und scheinen sicher echt zu sein. In einem oder zwei Fällen ist das Volk selbst in der Benennung uneins, was aber nie der Fall ist, sobald es einen Neby betrifft.

Dies ist eine kurze Uebersicht über die Verehrung und den Ursprung der Makâms. Der Gegenstand ist jedenfalls werth, von competenten Kennern des Arabischen weiter verfolgt zu werden. Wahrscheinlich bleiben immer noch Ueberlieferungen zu sammeln übrig und neue Namen mögen noch beigebracht werden; aber die größte Vorsicht ist nothwendig, und der Gegenstand konnte während des Verlaufes der englischen Vermessungen im Westjordanlande kaum weiter als es geschehen ist verfolgt werden, ohne fanatischen Verdacht beim Landvolk zu erwecken, vor dessen Eifer und Aberglauben die Vermessungsgesellschaft überhaupt in beständiger Gefahr schwebte.

---

# Chinesische Gilden.

(Aus Herbert A. Giles' Chinese Sketches.)

In jeder großen Stadt Chinas finden sich mehrere umfangreiche Gebäude, welche meist zu den Sehenswürdigkeiten des Ortes gerechnet werden und den Fremden unter dem Namen Gilden bekannt sind. Reisende besuchen sie und bewundern die ungeheure Menge von Blattgold, welches in einem Minimum von Raum zusammengedrängt ist, die kolossalen Götterbilder und die wunderbaren Schnitzereien, kümmern sich aber natürlich wenig um dasjenige, was der Eingeborene selbst zu den größten Merkwürdigkeiten zählt, wie Skizzen und Arabesken von der Hand eines verstorbenen berühmten Mannes. Fremde Kaufleute betrachten sie mit einer Art von Furcht, denn es kommt nur zu oft vor, daß sie den Einfluß, welchen diese Institute auf alle Zweige des Handels ausüben, hart genug empfinden. Sie entstehen auf folgende Weise:

Wenn Kaufleute aus irgend einer Provinz sich in einem der großen Handelscentren in genügender Zahl zusammengefunden haben, so thun sie sich zusammen und bilden eine Gilde. Es wird eine allgemeine Subscription eröffnet, Land angekauft, das erforderliche Gebäude errichtet, Statuten entworfen und der Gütertarif festgesetzt, aus welchem das Institut sein zukünftiges Einkommen bezieht. Gewöhnlich finden sich für alle Hauptproducte des Landes besondere Gilden; gemischte Etablissements sind verhältnißmäßig selten. Die Mitglieder als Körperschaft haben darauf zu achten, daß der Beitrag, den der Einzelne zahlt, im Verhältniß zu der Menge von Waaren steht, welche er umsetzt, und die Bücher von verdächtigen Defraudanten werden oft plötzlich und ohne vorhergegangene Warnung revidirt. Die Gilde beschützt ihre Mitglieder vor commercieller Schädigung dadurch, daß sie dem Schuldigen mit gerichtlichem Vorgehen droht, und selbst ein Mandarin, wie tyrannisch und habgierig er auch sein mag, wird nicht wagen diese Drohung zu verachten, wenn er eine Körperschaft einiger und entschlossener Männer sich gegenüber sieht. Andererseits sehen diese Gilden aber auch wieder ihren eigenen Mitgliedern nichts nach und weigern sich nicht nur eine schlechte Sache zu unterstützen, sondern bestehen auf gerechtem und unparteiischem Verfahren anderen Leuten gegenüber.

Häufig legt man ihnen Fragen über schwierige Punkte des Rechts oder des Gebrauchs zur Begutachtung vor, und eine der Hauptfunctionen einer Gilde ist die eines Schiedsgerichts. Dazu kommt, daß sie die Marktpreise für sämmtliche Producte festsetzt, und wehe demjenigen, der es wagen sollte, die Waaren zu einem niedrigern Preise zu verkaufen oder sonst den Anordnungen der Gilde ungehorsam zu sein. Widersetzt er sich, so wird er sofort aus der Genossenschaft gestoßen, und wenn er einmal in Noth geräth, so bietet ihm Niemand hülfreiche Hand, um ihn aus den Klauen des Gesetzes zu retten. Wenn er aber, wie gewöhnlich, seinen Treu-

bruch zugiebt, so wird er nach den gedruckten Gesetzen der Corporation bestraft. Auf einen langen Streifen von rothem Papier schreibt man seinen Namen und seine Adresse, das Vergehen, dessen er überführt ist, und die Strafe, welche ihm die Gilde dafür auferlegt hat. Letztere besteht gewöhnlich in einer Mahlzeit für alle Mitglieder, die an einem festgesetzten Tage gegeben wird und von theatralischer Unterhaltung begleitet sein muß; dann wird der verirrte Bruder wie zuvor zu dem Genusse der Privilegien und Rechte zugelassen, die er sonst unfehlbar würde verloren haben.

Bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei dem Geburtstage des heiligen Schutzpatrons, verwendet die Gilde große Summen aus der gemeinsamen Casse zu einem Festgelage für die Mitglieder und miethet eine Schauspielergesellschaft, welche zu ihrem ewigen monotonen Tamtam auf der ständigen Bühne, die sich in jedem dieser Etablissements findet, spielt. Die Leute von Anhui feiern den Geburtstag von Tschu-hsi, dem großen Commentator, dessen Gelehrsamkeit der Provinz, in der er geboren, ewige Ehren gebracht hat; in Swatow feiert man ein großes Fest zu Ehren von Hau-wen-kung, dessen Name zu den berühmtesten in der chinesischen Geschichte gehört. Es dauert einen vollen Tag, und sobald die Dunkelheit anbricht, werden unzählige Papierlaternen in Guirlanden über dem ganzen Gebäude aufgehängt. Die Menge wächst, eine Posse folgt der andern ohne einen Augenblick Unterbrechung, und mancher Kessel dampfenden Weins erwärmt die Zuschauer zu der passenden Höhe von Enthusiasmus und Entzücken. Noch vor Mitternacht ist das letzte Lied verklungen, die Menschenmassen haben sich ruhig und ohne irgend welchen Unfall entfernt und der Hofraum der Gilde liegt wieder still und einsam da.

Jeder Kaufmann hat das Recht, sich ohne Vorschlag, Unterstützung oder Ballottement derjenigen Gilde anzuschließen, welche seine eigene Provinz oder seinen Handel vertritt. Es ist dabei Sitte, daß er der Gilde eine Anzahl neuer Glaslaternen, ein Paar werthvolle Arabesken, einige neue Tische, Stühle oder was sonst zum Nutzen oder zur Zierde gereichen kann, zum Geschenk macht. Wenn es ihm an Geld mangelt, so schießt man ihm selbst ohne genügende Sicherheit Geld vor. Wenn er in Armuth sterben sollte, so sorgt man stets für einen Sarg, bestreitet die Kosten für das Begräbniß, schickt sein Weib und seine Kinder nach ihrer fernen Heimath und versieht sie mit Geld, das zu diesem Zwecke von einer Generalversammlung der Mitglieder bewilligt wird. Wenn diese Gilden nicht bei Feuersgefahr für Leben und Eigenthum in China Sorge trügen, so würden die chinesischen Städte noch gefährlicher sein, als es jetzt schon der Fall ist. Jede hat ihre eigene Spritze, welche beim ersten Feuerlärm herausgebracht wird, ganz gleichgültig, wo das Feuer ist oder wessen Haus in Gefahr steht. Gehört es einem der Ihrigen, so werden Leute um die Brandstätten postirt, um etwaige Diebstähle Seitens der umstehenden Menge zu verhindern, und die Bemühungen dieser Schaar werden durch die Ueberlegung angestachelt, daß ihre Lage und die der augenblicklich Gefährdeten sich in jedem Augenblick umkehren kann.

Erprobte Männer sind dazu bestimmt, die wichtigste Aufgabe von allen auszuführen, nämlich den Leichnam selbst aus den Flammen zu holen, der jedem echten Chinesen das Theuerste auf Erden ist. Denn es kommt oft vor, daß ein schwer zu befriedigender Geomant eine Stelle nach der andern als zur Beerdigung eines verstorbenen Verwandten ungeeignet verwirft oder vielleicht, daß der für die Begräbnißceremonie als glücklich festgesetzte Tag erst einige Monate nach dem Tode fällt. Inzwischen bricht in dem Hause, wo der Leichnam in seinem massiven, luftdichten Sarge liegt, Feuer aus, und alles geräth in Verwirrung und Aufruhr. Der erste Gedanke gilt dem Todten; aber wer ist im Stande, eine so schwere Last zu heben und sie ohne das gefürchtete Schütteln, das dem Ueberlebenden fast ebenso viel Schmerz verursacht als das Verbrennen selbst, nach einem sichern Orte zu schaffen? Dergleichen qualvollen Gedanken wird gewöhnlich durch das Erscheinen von sechs bis acht handfesten Leuten aus der nächsten Gilde ein Ende gemacht, welche, mit den nöthigen Tauen und Stangen ausgerüstet, den Sarg mit der äußersten Sorgfalt und Behutsamkeit durch Flammen und Rauch hinaus ins Freie schleppen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Dr. Wetzstein über das Eigenthumszeichen nomadischer Völker.

In der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie vom 20. Januar 1877, aus deren Verhandlungen wir das Folgende entnehmen, besprach Dr. Wetzstein eine Abhandlung des Dr. H. Wankel, betitelt: „Ein erratischer Granitblock mit phönikischer Inschrift, gefunden im russischen Gouvernement Smolensk."

Im Jahre 1873 wollte man in einem Dorfe bei Smolensk eine Kirche bauen, und da es in dortiger Gegend an Steinen fehlt, so gingen die Leute aufs Steinsuchen aus, wobei man einen Hügel fand, welcher sich nach Entfernung des Buschwerks und Rasens als ein circa 30 Meter langer und circa 15 Meter breiter und hoher Aufbau von über einander geschichteten rohen Granitblöcken auswies; obenauf lag ein größerer länglicher Block, in dessen beiden Langseiten inschriftartige Charaktere von Menschenhand eingegraben waren. Ein Grab, welches man hier zunächst vermuthen durfte, fand sich nicht vor. Die Steine verwendete man zum Kirchenbau und den beschriebenen Block ließ der Grundherr der Gegend, Fürst Alexis Korsatow, in sein Schloß bringen. Daselbst sah ihn Dr. Wankel im Jahre 1874 auf seiner Rückreise vom archäologischen Congreß in Kiew; er nahm von den eingeschriebenen Charakteren Copie und Abklatsch, und schickte diese nun an verschiedene Archäologen, auch an den Runenkenner Dr. Bendixen in Bergen. Längere Zeit fand sich Niemand, dem eine Entzifferung gelungen wäre, bis endlich Herr Dr. Aloys Müller, Bibliothekar in Olmütz, die Charaktere der einen Seite des Steins mit Bestimmtheit als eine phönikische Inschrift erkannte und als solche auch deutete, oder besser zu erkennen und zu deuten glaubte. Denn von den 12 Charakteren der einen Seite bieten nur 2 bis 3 eine entfernte Aehnlichkeit mit phönikischer Schrift, und man kann mit voller Sicherheit annehmen, daß der Smolensker Block keine phönikische Inschrift enthält, womit übrigens die Möglichkeit, daß die betreffenden Zeichen eine Buchstabenschrift sind, nicht in Abrede gestellt werden soll. Warum sollten die alten Völker der sarmatischen Ebenen nicht auch eine Art Schrift gehabt haben, wie die westlichen Nachbarn derselben ihre Runen?

Was aber die Zeichen auf der andern Seite des Steins

anlangt, so fällt es Dr. Wetzstein schwerer, sie für eine Buchstabenschrift zu halten. Sie bilden keine Zeilen, sondern ungeordnete Gruppen, zwischen denen man deutlich das Bild eines Fisches unterscheidet.

Herr Wetzstein wurde bei ihrem Anblick lebhaft an die verschiedenen Arten des arabischen Wesm, d. h. des Eigenthumszeichens der syrischen Nomaden, erinnert. Man findet dieselben sehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf den Säulen und steinernen Wassertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und alten Cisternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben, um anzuzeigen, daß das Recht, bei diesen Oertlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken, oder Ansiedlern daselbst den Feldbau zu gestatten, ausschließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zustehe, welche die dort eingegrabenen Eigenthumszeichen führen. Selbstverständlich trägt auch das sämmtliche Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kameele, Stück für Stück das Wesm; es wird ihm an denjenigen Theilen des Körpers eingebrannt, an welchen es immer sichtbar ist, d. h. durch Haare und Wolle nicht verdeckt wird, also bei den Schafen im Gesicht, an den Ohren und Unterschenkeln. Ohne das Wesm würde eine verirrte oder geraubte Herde nicht als fremdes Gut erkannt und zurückgegeben resp. zurückgefordert werden können, oder würde sich das auf den Weideplätzen und an den Tränkstätten oder auf einer Flucht zusammengetriebene Vieh der verschiedensten Stämme nicht leicht und sicher wieder sondern lassen. Häufig findet man an der Mauer einer Ruine mehrere solcher Stammsymbole zum Zeichen der Gleichberechtigung neben einander gestellt, in welchem Falle ein europäischer Reisender, der sie zum ersten Male sieht, gewöhnlich eine Inschrift vor sich zu haben glaubt. Als der Berichterstatter im Frühlinge 1862 einen circa 14 Stunden östlich von Damask gelegenen Vulcan, die Dekwâ, bestieg, fand er auf der Spitze des Bergs an einer geglätteten Felsenwand tief eingegraben die Zeichen [Zeichen], von denen die beiden äußeren das Wesm zweier Stammzweige der Ghaijât und die beiden mittleren dasjenige zweier Stammzweige der Mezâwida sind; beide Völkerschaften existiren noch; sie gehören zu den Trachoniten. In der Ortschaft Merw, ¾ Stunde nördlich von dem in der Geschichte der Kreuzzüge oft genannten Paß bei der Cavea Roob in Nordgilead, stehen auf dem Bruchstücke einer Säule folgende Zeichen: [Zeichen], von denen das erste linker Hand den Churschân, das folgende den Tuwaka, das dritte den Benî Zuheir, das vierte den Atimma gehört; diesen vier Stämmen, welche Zweige der Völkerschaft Sachr sind, ist jenes Dorf Merw tributpflichtig. In der Stadt Bosrâ (dem alten Bostra) stehen an dem sogenannten Windthore (bâb el-hawâ) folgende Zeichen: [Zeichen], von denen die zwei letzten linker Hand gewaltsam zerstört, wenn auch noch kenntlich sind. Ihre Zerstörung zeigt an, daß ihre Inhaber keine Anrechte mehr auf die Stadt haben. Das erste rechter Hand heißt der Neumond (hilâl) der Benî Schaalân und ist das Wesm der Ruwala, eines großen Stammes der Aneza; das folgende sind die Stäbe (matârik) der Benî Râschid, eines Zweiges der Sirhân; das mittlere ist der Krückstock (mähegâna) der Benî Kâsim, gleichfalls eines Zweiges der Sirhân; das vierte sind die zwei Neumonde (hilâlein) der Serdîa, eines jetzt decimirten, aber noch vor 150 Jahren mächtigen Stammes im Süden Haurâns; das fünfte endlich ist die Keule (debbûsa) der Fuheilîa, eines jetzt ebenfalls sehr geschwächten Stammes, dessen Fürst früher (noch Anfangs dieses Jahrhunderts) bei seiner Investitur vertragsmäßig eine stählerne, mit eingelegten goldenen Arabesken gezierte Schlachtkeule von der osmanischen Regierung erhielt. Er führte den Titel „Fürst der syrischen Nomaden“ (emîr Arab es-Schâm), und die Keule, das Symbol der Herrschaft, wurde zum Wesm der Völkerschaft. Auf dem Berge Muntâr bei dem Dorfe El-hîgâna, sechs Stunden östlich von Damask, steht auf einem Grabhügel ein Stein mit dem Doppelzeichen [Zeichen]. Dasjenige rechter Hand ist das Wesm der Gamâïla, das andere der No'eim. Beide Stämme gehören zu den Trachoniten. Zwei befreundete Jünglinge, welche, der eine dieser, der andere jener Völkerschaft angehörend, in einer Stammfehde dort gegen einander kämpfen mußten und auf den Tod verwundet wurden, verlangten, in einem Grabe beerdigt zu werden. Das Jägervolk Suleib, welches sich unter den syrischen Nomaden am längsten zum Christenthum bekannte, hat noch heute als Stammesabzeichen das Kreuz. Die Adwân, welche im Osten von Jericho nomadisiren, haben als Wesm den Kaffeebrenner (mähemâsa, ein großer eiserner Löffel), das Symbol der Gastfreundschaft; hier gestattet die Art des Wesm einen Schluß auf das Alter der Völkerschaft, denn da der Kaffee erst seit 200 Jahren in Syrien eingeführt ist, so müssen die Adwân ein junger Stamm sein. Auch die Turkmanen-Stämme in Gôlân und bei Haleb haben das Wesm, nur heißt es bei ihnen Tâgh, ein Name, den wir bereits aus den Reisewerken über Turkistan und die nördlicheren Länder turanischer Zunge kennen, denn auch die dortigen Nomadenvölker haben allgemein das Eigenthumszeichen, ohne Zweifel aus den ältesten Zeiten her.

Es wäre also, um auf den Smolensker Granitblock zurückzukommen, nicht unmöglich, daß auch seine Charaktere auf der einen Seite oder geradezu auf beiden Seiten weiter nichts sind als das Wesm der arabischen, das Tâgh der türkischen Nomadenstämme. Waren die Hippomolgen und Galaktophagen der sarmatischen Steppen, wie nicht zweifelhaft, Nomaden, so mußten sie auch ihre Stammesabzeichen haben. Daß in jenem steinarmen Lande ein so großer, von Menschenhand aufgeschichteter Steinhaufen, dessen Abschluß der Inschriftenblock bildete, seine Bedeutung hatte, ist um so wahrscheinlicher, als der Aufbau nahe beim Ursprung der Düna und des Dniepr, also auf der Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere stand, wo recht wohl eine wichtige Völkergrenze sein konnte, welche eben dieser Steinhaufen in Verbindung mit einer Reihe anderer, die vielleicht längst verschwunden sind, anzeigen sollte. Je nachdem also das Abzeichen einer Völkerschaft auf der einen oder andern Seite des Blockes stand, mochte das Weidegebiet derselben entweder der nördlichen oder südlichen Wasserscheide angehören. Das Bild des Fisches, welches die Charaktere der einen Seite des Blockes nahezu in zwei Theile theilt, konnte dann den Dniepr als weitere Völkerscheide repräsentiren. Doch haben dergleichen Vermuthungen nur den Werth flüchtiger Einfälle, so lange der Smolensker Stein noch vereinzelt dasteht; mit der Vermehrung solcher Funde wächst ihre Wichtigkeit und das Interesse der Archäologen an ihnen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

II.

Barranquilla liegt am linken Ufer des Magdalenenstroms und unweit von dessen Mündung, etwa unter 11° nördl. Br. Zwischen dem Flusse und dem Hafen vermittelt ein Canal von einigen Kilometern Länge die Verbindung; er führt durch überschwemmte, grasreiche Wiesen, wo Kühe in voller Freiheit weiden. Die Hitze dort ist sehr groß; das Jahresmittel ist 32°, und die Temperaturmaxima verursachen häufig Sonnenstiche und tödtliche Erkrankungen. Um die Mittagsstunde trifft man auf den Straßen, wie in Kairo, auch nur Hunde oder — Franzosen, welche in der Fremde den ungerechtfertigten Ruf einer Salamandernatur besitzen. Die Straßen sind übermäßig breit; von Pflaster keine Spur, dafür aber knietiefer Staub oder Koth, je nach der Witterung. Im kaufmännischen Viertel haben die Häuser einen Oberstock, welcher als Wohnung dient, während das geräumige, an den Seiten offene und von Holzsäulen gestützte Erdgeschoß als Waarenlager dient. Und bei jedem Kaufmanne findet man Alles, Nadel und Zwirn, Dampfmaschinen und Mehl, Tuch und Schuhe, Schmuck, Pulver und Waffen für die zahllosen Revolutionen, Bücher und Seife; man speculirt mit Allem, macht Bankgeschäfte, ist Staatscourier, Apotheker, Consul und Abends Mann von Welt. Jeder von diesen trade-gentlemen spricht fünf bis sechs Sprachen, weiß Alles, kauft Alles und verkauft Alles. Er führt eine fieberhafte Existenz und hält doch sein Geschäft in wunderbarer Ordnung. Dabei schwebt ihm stets als Ziel vor Augen, in 10 bis 15 Jahren reich zu werden, sein Geschäft zu verkaufen und dann in seinem Eldorado Paris zu leben. Außer diesen Leuten giebt es in Barranquilla — und fast in allen Handelshäfen des tropischen Amerika — nichts Distinguirtes und Interessantes. Bei Tage zeigt sich diese betriebsame Bevölkerung in weißen Hosen und Hemdsärmeln; erst wenn die Sonne sinkt und die Hitze nachläßt, kleidet sie sich von Kopf bis Fuß in reine Wäsche und weißen Barchent, zieht sich Lackstiefel an, setzt sich einen Panamahut für 20 Piaster auf den Kopf und besucht ihre Freunde und nimmt Erfrischungen zu sich. Wenn dann die Besucher in Hängematten oder auf Rohrsophas ausgestreckt liegen, klimpert die Dame vom Hause auf einem Spinett, das den Stimmer seit seiner Geburt nicht gesehen, und selbst getanzt wird in diesem abspannenden Klima, namentlich von Nordamerikanerinnen und Engländerinnen. Die Häuser sind von Holz und Adobe (geknetetem Lehm) erbaut; in den Vorstädten sind sie mit Blättern der Iraca (Carludovica palmata, welche auch das Geflecht der sogenannten Panamahüte liefert) gedeckt. Die Häuser der innern Stadt, die sogenannten hohen Häuser (casas altas), haben einen Oberstock mit Corridor und Balcon und sind mit runden in der Sonne getrockneten Ziegeln (tejas) gedeckt. Alle sind nach derselben Schablone gebaut: von der Straße führt eine einzige Holzthür zu einem mit Ziegeln oder häufiger noch mit kleinen schwarzen und weißen Kieseln mosaikartig gepflasterten Raum, dem zaguan. In der Mitte des Gebäudes liegt der Hof oder Garten, der wie in Spanien patio heißt und genau im Mittelpunkte eine Cisterne hat, wo das Traufwasser von den Dächern zusammenfließt. Rings um diesen offenen Raum läuft ein gedeckter Gang (corredor) mit einer Holzbalustrade (pretil); derselbe liegt in gleicher Höhe mit dem aus gestampfter Erde oder Fliesen bestehenden Fußboden der Zimmer, deren Thüren alle nach dem patio führen, während die mit Holzgittern

versehenen Fenster nach der Straße hin angebracht sind. Hat das Haus noch einen Oberstock, so liegt die Treppe nach oben im corredor. In diesem Falle befinden sich die Wohnzimmer eine Treppe hoch und das Erdgeschoß wird oft zu sehr hohen Preisen an Geschäftsleute vermiethet.

Prachtbauten giebt es in der Stadt nicht. Das Hauptgebäude ist eine geräumige Kirche mit Ziegeldach und einem achteckigen pagodenartigen Thurme von drei Stockwerken. Als große, wenn auch nicht allzu stattliche Bauten wären sonst noch das Rathhaus und die Wohnungen des englischen Consuls und einiger reichen Kaufleute zu nennen.

Scheußlich ist die Unterstadt am Flusse, wovon drei Viertheile öde und verlassen daliegen und wo man alle Abfälle des Ortes hinwirft und unter freiem Himmel sich zersetzen läßt, ein Verfahren, welches den größten Theil der Schuld an den häufigen Epidemien trägt. Große schwarze Geier (gallinazos) übernehmen zwar das Amt der Gassenkehrer, und räudige, langohrige, magere, verhungerte Hunde helfen ihnen dabei; aber ihre vereinten Kräfte sind nicht im Stande, mit all dem Unrathe aufzuräumen. Daß das stagnirende Wasser des Canals, an welchem Barranquilla liegt, nicht sonderlich rein sein kann, begreift sich danach von selbst; aber die Stadt bezieht dennoch ihren Wasserbedarf von dort. Unabläßig reitet der aguador auf seinem Maulesel zwischen dem Canale und der Stadt hin und her und schafft in zwei Tonnen die ekelhafte Flüssigkeit, welche gleicher Maßen zum Trinken wie zum Kochen gebraucht wird, in die Haushaltungen.

Aguador (Wasserverkäufer) in Barranquilla.

Die Bewohnerschaft ist hier gemischt aus Indianern vom Rio Hacha, Weißen (sogenanntes blaues Blut, sangre azul) und Negern. Als häufigster Typus nicht nur in Barranquilla, sondern am ganzen untern Magdalenenstrome diene die Frau, deren Formen André viel reiner und ungemischter findet, als die des männlichen Geschlechts. Die Hautfarbe ist ein dunkeles Chocoladenbraun, d. h. das rothe Pigment ist mit Schwarz gemischt. Der Brustkasten ist sehr entwickelt, wie ihn d'Orbigny bei den Quechuas-Indianern gefunden hat. Bei diesen schreibt er diese Erscheinung der Luftverdünnung auf ihren hohen Gebirgen zu, eine Erklärung, welche für Barranquilla nicht zutrifft. Alle Frauen, welche André dort gesehen hat, besaßen eine gewölbte Brust und breite Schultern. Die Muskeln des Oberarmes sind außerordentlich entwickelt, der Unterarm kurz, Hände und Füße sehr fein und nervig. Die Hüften treten wenig vor, die Beine sind kurz; von den feinen Kniescheiben und den gekrümmten, musculösen Kinderbeinen, welche stets nackt und dabei rein sind, kann man auf ihre Gestaltung schließen. Der Kopf ist groß, breit, die Stirn niedrig und schmal, die Haare lang, etwas wellig und von schwarzblauer Farbe, die Backen springen vor, die Augenbrauen sind nicht sehr stark, die Augen mittelgroß, braun, an den Winkeln etwas nach oben gezogen oder, wie bei den Chinesen, eng zusammenstehend, was dem Gesichte etwas Mattes giebt. Eigenthümlich ist die Nase, an der Spitze gekrümmt und mit leicht erweiterten Nasenlöchern. Der Mund ist fein geschnitten und die Zähne sind vortrefflich.

Die Sittlichkeit dieser Eingeborenen mag nicht tadellos sein, aber gegen ihr fast stets züchtiges Benehmen ist nichts

Der Dampfer „Simon Bolivar" auf dem Magdalenenstrome.

einzuwenden, und ihre Worte werden selbst beim Zanke lange nicht so ausfallend, wie bei vielen europäischen Völkern.

Viele dieser Leute leben vom Fischfang, der am untern Magdalenenstrome sehr ergiebig ist, wie auch die Fische oft eine bedeutende Größe erreichen und vortrefflich schmecken.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert ist die Schifffahrt auf dem Strome eröffnet; vorher war sie Monopol. Es bildeten sich dann drei Gesellschaften, eine englische, eine deutsche und eine amerikanische, welche pro Passagier für die Fahrt von Barranquilla bis Honda 60 Piaster nahmen und diesen Preis allmälig, um sich Concurrenz zu machen, bis auf 45 ermäßigten, wobei sie großen Schaden litten, bis sie in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse Frieden schlossen und wieder 60 Piaster (300 Francs) nahmen. Ihre Dampfer sind schlecht, noch schlechter die Bemannung, die Verpflegung abscheulich, aber die Gesellschaften stehen sich dabei vortrefflich. Jede Hin- und Rückfahrt eines Schiffes, welche einen Monat in Anspruch nimmt, bringt ihnen etwa 24,000 Francs ein. Der Capitän des „Simon Bolivar", auf welchem André die Fahrt nach Honda unternahm, war ein von starkem Spirituosengenuß heruntergebrachter Yankee, sein Boot dagegen ganz neu und zum ersten Male in Dienst gestellt.

Gallinazos auf einem todten Kaiman.

Kinder mit Aristolochia-Blüthen auf dem Kopfe.

Die Zurüstungen zur Abfahrt dauerten lange; aber endlich ertönte die Dampfpfeife, das mächtige Rad am Hintertheile setzte sich langsam in Bewegung, auf den Masten an beiden Enden des Schiffes wurden die Fahnen Columbias und der Vereinigten Staaten aufgehißt, Hunderte von Taschentüchern bewegten sich zum Abschiede in der Luft und die Reise begann.

Sonderbar sieht solch ein Dampfer auf dem Magdalenenstrome aus: es ist ein riesiges schwimmendes Gebäude von drei Stockwerken, das unterste nach allen Seiten offen, die oberen mit Gallerien versehen, bunt mit Weiß, Roth oder Blau angestrichen und ganz verschieden von dem, was man sonst als Dampfboot bezeichnet. Unter der Wasserlinie so gut wie nichts, dagegen Alles auf Deck: der Boden des Schiffes ist so platt wie der eines Fährbootes und hat höchstens ein bis anderthalb Meter Tiefgang, um leichter über die Sandbänke im Strome hinwegzukommen. Am Hintertheile ist das einzige, riesige Rad angebracht. Alles besteht aus weißem, sehr leichtem, rissigem Holze, ist sehr schlecht gefugt und in aller Eile möglichst billig in Cincinnati am Ohio zusammengepfuscht, aber nach Ansicht der Yankees immer noch gut genug für ihre südlichen „Brüder“. Die mit Holz geheizten Maschinen mit ihren großen Feuerräumen und übermäßigen Kurbelstangen befinden sich auf Deck im untersten Stocke, welcher außerdem Kaufmannsgüter im buntesten Durcheinander beherbergt, ohne daß sie ein Geländer vor der Gefahr, ins Wasser zu fallen, schützt. Zum Glücke weiß man auf dem Magdalenenstrome von Stürmen und Windstößen nichts.

Einsturz der Ufer am Magdalenenstrome.

Eine Hühnerstiege führt von dort in das erste Stockwerk hinauf, wo die Passagiere erster Classe hausen. Eine Gallerie läuft rings um dasselbe; in der Mitte liegt ein halbes Dutzend den neugierigen Blicken Aller ausgesetzter, entsetzlich heißer Cabinen für die Damen, vorn ein dreieckiger, nach vorn geöffneter Saal, wo die Passagiere ihre Hängematten anbringen und sich des frischen Luftzuges erfreuen können, und hinten ein gleichfalls nach den Seiten hin offener Speisesaal. Jeder bereitet sich sein Lager selbst und sucht sich gegen die Stiche der Moskitos, so gut es geht, durch Mousselinvorhänge zu schützen, freilich oft genug, ohne den gesuchten Schlaf finden zu können. Mit Tagesanbruch ist Alles so-

fort auf den Beinen; die Säumigen werden durch den Stewart aufgerüttelt, und während die schwarzhäutigen Kellner die Tische aufstellen, taucht einer nach dem andern den Kopf in eine Schüssel mit dem gelben Wasser des Magdalena, läßt sich, da die gelieferten „Handtücher“ den schmierigsten Lappen gleichen, von der Sonne trocknen, und nimmt dann einen Anisschnaps zu sich. Um 10 Uhr folgt ein abscheuliches Frühstück mit harten Beafsteakes, entsetzlichen Ragouts, der unvermeidlichen Sauce von spanischem Pfeffer, guten Bananen in verschiedener Zubereitung u. s. w., wozu man sich für einen Piaster eine Flasche sauren Weins kaufen kann. Die Unreinlichkeit der halbnackten, naschhaften, diebischen Neger, welche bei Tische aufwarten, übersteigt jede Vorstellung. Das Mittagsmahl ist die genaue Wiederholung des Frühstücks: nur um nicht Hungers zu sterben, genießt man davon.

Unten auf dem ersten Deck kochen zwischen Tauen, Kisten und Feuerungsmaterial die Matrosen ihr Essen; auf einen mit Erde gefüllten großen Kasten werden drei runde Steine gelegt und darauf der Topf gestellt, welcher in wildem Durcheinander Tasajo (in Streifen geschnittenes, an der Sonne gedörrtes und nach der Elle verkauftes Rindfleisch), grüne Bananen, Mais, Yuccas und halb abgeschälte Knochen aufnimmt.

Steigt man von der ersten Cajüte noch weiter hinauf, so gelangt man auf eine Plateforme von Dachpappe, welche die Cabine des Capitäns und des Lotsen und den Ausguck trägt. Von dort oben gesehen ist die Landschaft von überwältigender Großartigkeit. Stundenlang kann man gegen Abend dort sitzen, von dem leisen Luftzuge erfrischt, und das stille Gewässer und die Urwälder betrachten, von deren Aesten sich die grünen Gehänge der Schlingpflanzen zum Spiegel des Flusses hinabsenken, auf welchem unbeweglich riesige Kaimans treiben und auf Abfall aus der Küche oder auf einen über Bord fallenden Menschen lauern. Je stiller es auf dem Schiffe wird, um so lauter wird es am Lande: chicharras (Zikaden) lassen ihr klapperndes Geschrei ertönen und Heulaffen schreien in der Ferne. Plötzlich verschwindet die Sonne hinter den Bäumen, der Anker wird ausgeworfen und Jeder sucht sein Lager auf. Beim ersten Morgengrauen geht es weiter, vorüber bei Soledad, Sitionuevo, Remolino und Calamar, wo in früheren Zeiten, als die Reisenden noch über Cartagena und Turbaco nach dem Innern des Landes gelangten, die Stromschifffahrt ihren Anfang nahm. Weithin dehnen sich einförmige, überschwemmte Wiesen. Bei Tenerife wird die Hitze unerträglich: im Sande des Ufers zeigt das Thermometer 53 hunderttheilige Grade. Das hält aber den Naturforscher nicht ab, in dem umliegenden, von Schlangen und Wild wimmelnden Buschholze eine Jagd zu veranstalten, welche in drei Viertelstunden Tauben, Papageien, einen Falken und Gallinazos nebst mehreren interessanten Pflanzen liefert.

Etwa unter $9^1/_2{}^0$ südl. Br. erreicht der Dampfer die Stelle, wo sich der auf mehr als 20 deutsche Meilen Länge in verschiedene Arme getheilte Strom wieder vereinigt; östlich fließt der Arm von Mompos, westlich der von Magangue, auch Brazo de Loba genannt. Letzterer als der tiefere ist augenblicklich im Gebrauch. Schaaren von Kaimans kriechen am Strande umher und bieten für die Büchsen der Reisenden ein willkommenes Ziel. Ist eines der Thiere zum Tode getroffen, so behält es meist noch Zeit, auf seinen krummen Beinen das Wasser wiederzugewinnen und dann auf dem Grunde zu verenden. Eine Woche später erscheint der von Gasen aufgetriebene Körper wieder auf der Oberfläche und treibt stromab, den Bauch nach oben. Wasserpflanzen (Pistia und Pontederia) setzen sich daran fest, und schließlich sammeln sich die Gallinazos darauf und tauchen ihren Schnabel gierig in die faulenden Eingeweide, ein scheußlicher Anblick.

An dem untern Ende des Brazo de Loba befinden sich nicht ungefährliche Sandbänke, welche einen unabläßigen Gebrauch des Senkbleies nöthig machen. Auf dem Vordertheil des Schiffes, welcher einen Fuß tiefer im Wasser geht, als das Rad hinten, um eben dieses zu schützen, steht ein Matrose und ruft dem ängstlich aufmerkenden Capitän ohne Unterlaß das Ergebniß seiner Sondirungen zu. Bei weniger als 5 Fuß droht Gefahr, denn bei 4 Fuß läuft der Dampfer auf und muß dann oft wochenlang liegen bleiben, bis ein Anwachsen des Wasserstandes ihn wieder flott macht. Welche Leiden dann der unglücklichen Reisenden harren, wenn sie ohne Verbindung mit dem Lande, ohne frisches Wasser, ohne andere Lebensmittel als Schiffszwieback und trockene Conserven in dieser Gluthhitze und unter unzähligen Moskitostichen ausharren müssen, kann man sich leicht ausmalen.

Am Ufer dieser beiden Arme des Magdalena wächst eine der sonderbarsten Pflanzen Südamerikas, eine Aristolochia mit herzförmigen Blättern (Aristolochia cordiflora), deren

Aristolochia mit schildförmigen Blüthen (Aristolochia clypeata).

große Verhältnisse und Schönheit auf Humboldt einen lebhaften Eindruck machten. Sie schlingt sich an den Bäumen empor, umhüllt sie mit ihrem glänzenden Laube und schmückt sie mit ihren gewaltigen Blüthen. Letztere sind strohgelb, violett gefleckt und mit nach innen gekrümmten Haaren besetzt. Zur Zeit der Befruchtung strömen dieselben einen starken Geruch wie von faulendem Fleische aus, durch den zahlreiche Insecten angezogen werden, welche in die untere Höhlung hinabgleiten und von der Blume verdaut werden. Auch gegen den Schlangenbiß soll die Pflanze gut sein und selbst ein Bekleidungsstück liefert sie: am Ufer sieht man oft ganz nackte Kinder umherlaufen, welche eine sonderbare phrygische Mütze auf dem Kopfe tragen; es ist das weiter nichts, als die enorme Blüthe besagter Aristolochia.

Jenseit des neunten Breitengrades, und des Punktes, wo sich die beiden Arme theilen, ist der Strom 120 Kilometer weit mit unzähligen Inseln bedeckt, zwischen denen nur das geübte Auge des Capitäns und des Lotsen das richtige Fahrwasser herausfinden kann. Die Inseln Papayal, Morales und Balon sind die größten. Wenn man an ihren aus dem reichsten Alluvium bestehenden und vom Wasser unterspülten Ufern entlang fährt, sieht man oft, wie umfangreiche Waldstücke plötzlich erzittern, einen Augenblick schwanken und dann mit schrecklichem Getöse in den alles verschlingenden Strom stürzen. Ganze Herden von Peccaris (Dicotyle torquatus) tummeln sich auf den lichteren Stellen und am Ufer sonnen sich zahllose Kaimans, welche hier bis zu 6 Meter Länge erreichen.

---

# Das Schlachtfeld am Granicus.

Von **Heinrich Kiepert.**

(Mit einem Kärtchen.)

Zahlreiche Schlachtfelder des Alterthums haben die Erläuterung der dort stattgefundenen militärischen Vorgänge durch Localuntersuchungen neuerer Zeit erhalten: daß darunter eines der gefeiertesten, das des ersten Alexandersieges über die Perser, bisher nicht vertreten war, darf in Anbetracht seiner Nachbarschaft zu der frequentesten Wasserstraße des heutigen Orients, dem Marmara-Meere, einigermaßen befremden. Noch die neueste Darstellung jenes Ereignisses in der kürzlich erschienenen zweiten Auflage von Droysen's „Geschichte des Hellenismus" (I, S. 189 ff.) verzichtet an dieser Stelle gänzlich auf die Beihülfe näherer Ortskunde eben wegen des gänzlichen Mangels solchen Materials. Allerdings sind topographische Schwierigkeiten, wie sie z. B. die Berichte über die Schlacht von Issos verdunkeln, hier nicht im Wege: die Erzählung bei Arrian und Diodor, von denen nur der erste die auf dem Marsche Alexander's vor und nach der Schlacht berührten bekannten Orte, Perkote und Zeleia, nennt, deren gerade Verbindungslinie die vom Granicus zuletzt durchflossene Küstenebene schneidet, bezeichnet innerhalb derselben nur eine unverkennbare Oertlichkeit: die gegen den Fluß westlich steil abfallende Anhöhe, auf welcher das persische Heer den Angriff erwartete. Eine solche Terrainform mußte innerhalb einer Alluvialfläche auch nach den Veränderungen von Jahrhunderten leicht zu identificiren sein, wenn man sich nur die Mühe gab, sie aufzusuchen; da dies weder vor noch nach meinem Besuche im Jahre 1842 meines Wissens irgend ein beobachtender Europäer [1]) gethan hat, und meine Hoffnung, entweder selbst die Stelle unter günstigeren Bedingungen als damals wieder zu besuchen oder sie von anderer Seite vollständiger erforscht zu sehen, unerfüllt geblieben ist, so wird eine Mittheilung über die örtlichen Verhältnisse, unterstützt von einer Skizze der damals gemachten, aber nie im Detail veröffentlichten Terrainaufnahmen, auch heute nicht zu spät kommen, vielleicht aber — und dies ist der Hauptzweck meiner augenblicklichen Veröffentlichung — dazu führen, daß die vielleicht schon in nächster Zeit zu erwartende Anwesenheit europäischer Kriegsschiffe im Marmara-Meere einer durch Sachverständige so leicht auszuführenden Recognoscirung jenes vom nächsten Hafen in wenigen Stunden zu erreichenden weltgeschichtlichen Punktes benutzt werden möchte.

Als ich im Januar 1842 das eben in Folge dieser Reise von mir zuerst in seinen wirklichen Formen in die Karten eingeführte Granicus-Thal von den Höhen des Ida abwärts bis zum Austritt in die Küstenebene bei der Stadt Bigha verfolgt hatte, mußte ich auf eine Durchforschung der Ebene selbst zunächst verzichten, deren Lehmboden mehrtägiger Regen zur Unpassirbarkeit erweicht hatte, und setzte demnach meinen Weg über die östlichen Bergrücken zum Aesepus fort. Ende Februar erreichte ich auf directerem Wege vom Hellespont, über Bergos, das alte Perkote (also wahrscheinlich auf derselben Straße, welche Alexander gezogen war), Bigha und das Granicus-Thal wieder, einem westlichen Nebenthale desselben mit dem Flusse Karatlü-Tschaï (dem antiken Rhesus?) folgend. Unten aber waren die Witterungsverhältnisse kaum günstiger: der durch plötzlichen Eintritt der Schneeschmelze im Ida aus seinen Ufern getretene Fluß bedeckte weithin die tieferen Theile der Ebene und verhinderte eine unmittelbare Verfolgung seiner Ufer, die mir für meinen topographischen Zweck am erwünschtesten gewesen wäre. Doch sollte die geradlinig durch die Ebene vier Stunden weit zum nächsten Hafen Karabogha (dem alten Priapus) führende Straße noch gangbar und nirgends über eine halbe Stunde vom

[1]) Zwar ist schon 1701 Edmund Chishull (Travels in Turkey p. 59, 60) dicht an dieser Stelle vorbeigezogen, aber ohne von ihrer historischen Rolle eine Ahnung zu haben. Sein confuser Bericht verwechselt nämlich den Aesepus, den er zwei Tage zuvor bei Sorricui (d. i. Sariköi, dem alten Zelea) passirt hatte, mit dem Granicus, ein Irrthum, den allerdings schon d'Anville, Rennell und Leake in ihren Versuchen der Herstellung der alten Topographie erkannt hatten, ohne indeß andere und bessere Reiseberichte zur Verfügung zu haben, so daß seine Angaben bis auf das Erscheinen meiner Karte im Jahre 1844 die einzige Quelle der Kartenzeichnung jenes Landestheiles bildeten. Die in unserer Skizze angedeutete Straße, welche er verfolgte, über die auch von meinem Wege aus sichtbaren Oerter Demetoka und Pekmezlü, überschritt den wirklichen Granicus (für den er keinen Namen angiebt) auf der von Sultan Muhammed IV. erbauten steinernen „weißen Brücke" (Ak-Köprü) und war dort durch zwei nach türkischer Sitte zu Seiten des Wegs aufgeworfene conische Hügel als kaiserliche Heerstraße bezeichnet; ihre Richtung direct auf Lapsaki verbietet indeß, sie für die Marschlinie Alexander's zu halten.

Flusse entfernt sein, also wenigstens die Möglichkeit einer vorläufigen Uebersicht des Terrains bieten.

Hier kam nun in der That zur Linken des Wegs, etwa eine Stunde nördlich von Bigha, eine lang gestreckte, nach ungefährer Schätzung zu höchstens 70 bis 80 Fuß über der

Das Schlachtfeld am Granicus.

Ebene ansteigende Anhöhe in Sicht; darauf der einzelne Meierhof Gületsch-Tschiftlik, dessen durch fetten Lehmboden ergiebiges Ackerfeld dieselbe bildet. Als ich direct darauf abbiegen wollte, erfuhr ich erst durch den von Bigha mitgenommenen ortskundigen Begleiter, daß dieser ganze Höhenzug westlich jenseit des Flusses liege. Allerdings hätte derselbe auch jetzt bei hohem Wasserstande die Annäherung kaum erschwert, denn als wir ihn eine halbe Stunde nördlicher über die hölzerne „Platanen-Brücke“ (Tschinar-Köprü) passirten, zeigte er, bei einer doppelt so großen Breite, als bei der Stadt Bigha (150 Fuß zu 80), ein Tiefenmaximum von nur $2^1/_2$ Fuß. Dem Durchgange des makedonischen Heeres hatte er somit im Frühsommer kein ernstes Hinderniß bereiten können, und mit Recht durfte ihn Alexander, als ihm Parmenion den Kampf widerrieth, allerdings mit dem Seitenblicke auf den überschrittenen Hellespontos, als ein σμικρὸν ῥεῦμα bezeichnen: „Ich würde mich schämen, wenn uns, die wir den Hellespont mühelos überschritten, dies kleine Gewässer am Uebergange, so wie wir sind, hindern sollte.“ (Arrian I, 15, 6.)

Von der Brücke wandte ich mich halb rückwärts der Anhöhe zu, deren Breite zu durchreiten wir eine halbe Stunde brauchten, wie für ihre Länge von Norden nach Süden mein griechischer Begleiter drei Viertel Stunden: offenbar ein ausreichender Raum für die Aufstellung des persischen Heeres. Denn daß ich mich an dieser classischen Stelle befand, das lehrte zur Evidenz die Beschaffenheit des westlichen Randes der Höhe, die hier mit 30 bis 40 Fuß hohem Steilrand gegen eine Tiefe abfällt, welche augenblicklich weit und breit mit Wasser bedeckt war. Die Mitte derselben nimmt ein größtentheils mit hohem Schilf erfülltes, von Tausenden wilder Enten und anderer Wasservögel belebtes Seebecken ein, Gületsch-göl oder Edsche-göl genannt, das in dieser Ausdehnung wenigstens im Alterthum nicht vorhanden sein konnte, da es sonst in den Schlachtberichten hätte erwähnt werden müssen. Aber die von der Höhe aus deutlich sichtbare sumpfartige südliche Verlängerung dieses Seebeckens, welche nach der Aussage meines ortskundigen türkischen Begleiters bei der Steinbrücke Ak-Köprü vom jetzigen Hauptflusse sich abzweigen sollte, sowie der weit schmälere und im Sommer angeblich ganz austrocknende Sumpfstreifen, welchem ich in der Fortsetzung meines Weges nach der Küste über eine Stunde weit folgte, um ihn zuletzt, ehe er sich mit dem heutigen Granicusbette wieder verbindet, auf einer Brücke zu passiren, zeigen deutlich die Richtung des ältern Flußbettes an, von dem der See offenbar nur ein durch seitlichen Zufluß erweiterter Ueberrest ist. Dergleichen Verschiebungen der Stromläufe in den alluvialen Küstenebenen gehören bekanntlich zu den so gewöhnlichen Erscheinungen, daß hier die Annahme eines solchen Vorganges nicht das mindeste Bedenken hat, wo allein die Voraussetzung desselben alle Angaben der alten Schlachtberichte von dem Durchgang der Makedonier durch den Fluß im Angesichte der auf der Höhe aufgestellten feindlichen Macht und von der Erstürmung der steilen, noch mehr durch den lehmigen Boden hinderlichen Höhe vollkommen erklärt.

Der damalige Zustand der Ebene verhinderte natürlich die Erforschung des westlichen Randes derselben: es wäre dies sowie überhaupt eine vollständigere und genauere Aufnahme der ganzen Oertlichkeit, eine lohnende Aufgabe für den Nachfolger, der sich bei günstiger Gelegenheit dieser kleinen Mühe unterziehen will.

---

# Die Bewässerung Aegyptens.

Nach den neuesten Nachrichten aus Alexandria ist keine Hoffnung mehr vorhanden, daß der Nil in diesem Jahr auch nur annähernd seine gewöhnliche Höhe erreicht. Bekanntlich steigt der Strom von Mitte Juli bis Mitte August sehr rasch, dann langsamer, bis er um Anfang October (selten, wie z. B. 1860, erst nach Mitte October) seinen Höhenpunkt, in guten Jahren mit einem Stande von 22 bis 23 Ellen (Piks), erreicht. In diesem Sommer hatte er am 20. August erst wenig über 15 Ellen erreicht, stieg bis zum 26. August auf 16 Pik 21 Kerat und war nach dem neuesten Telegramm am 17. September schon auf 16 Pik 4 Kerat zurückgegangen. Zwar ist in manchen Jahren (z. B. 1851) auf ein zeitweises Fallen im Anfang September ein nochmaliges Anschwellen bis in den October hinein gefolgt, doch würde selbst in diesem Fall an ein Erreichen des mittlern Standes nicht mehr zu denken sein, vielmehr ist alle Wahr-

scheinlichkeit dafür, daß der Fluß selbst hinter dem niedrigsten seit 1825 verzeichneten Stande von 19 Pik 4 Kerat zurückbleiben wird.

Aus einem Artikel in der „Mail“ vom 19. September, datirt Alexandria, 8. September, in welchem der interessante Versuch gemacht wird, den Schaden, der dem Lande aus diesem außerordentlich ungünstigen Stande des Nils erwachsen muß, wenigstens annähernd zu berechnen, theilen wir das Folgende mit.

Oberhalb des ersten Katarakts ist der Nil ist seinem Lauf ganz sich selbst überlassen; gleich nach seinem Eintritt in Aegypten aber beginnt ein System von Dämmen, Uferwällen und Schleusen zur Regulirung der Ueberschwemmungen. Alte Bilder, die das Land zur Ueberschwemmungszeit als einen einzigen großen See darstellen, aus welchem nur die Städte und Dörfer sich gleich Inseln erheben, sind nicht mehr der Wirklichkeit entsprechend. Wenn der Strom eine genügende Höhe erreicht hat, läßt man ihn auf das Ackerland übertreten durch Oeffnungen im Ufer, deren Tiefe je nach dem Niveau des zu bewässernden Landstriches zwischen 1 und 10 Fuß variirt. Nachdem das Wasser kurze Zeit auf den Ländereien gestanden hat, läßt man es in die „Déservoirs“ genannten künstlichen Canäle und aus ihnen später nach dem Fallen des Flusses in diesen oder in einen der großen Canäle, z. B. den Bahr Jussuf, zurücktreten. Wo dies möglich ist, wird das Wasser zunächst noch auf einen niedriger gelegenen angrenzenden Landstrich und von diesem aus erst wieder in den Strom zurückgeleitet. Niemals darf es lange Zeit auf dem Lande stagniren. Der Nutzen dieser Bewässerung ist zwiefach. Einmal enthält das Nilwasser befruchtende Stoffe (Ammoniak und organische Bestandtheile) in ungewöhnlicher Menge, theils suspendirt, theils gelöst. Diese werden dem Boden mitgetheilt und ersetzen in vollkommenster Weise den Dünger, was in Aegypten um so nöthiger ist, da der Mist in dem waldlosen Lande als Brennmaterial dient und künstlicher Dünger nur selten in Anwendung gebracht wird. Die gründliche Durchnässung des Bodens ist aber auch insofern von Nutzen, als bei dem nachfolgenden Trocknen der Boden zusammengezogen wird und in der glühenden Sonne berstet. Das ließe sich durch keine künstlichen Mittel erreichen, so lange nicht tiefgreifende Dampfpflüge allgemein in Anwendung gebracht würden. Davon ist man aber noch so weit entfernt, daß unter gewöhnlichen Umständen der von den Wandmalereien der alten Tempel her bekannte primitive hölzerne Pflug allein in Gebrauch ist!

So ist denn überall, wo in Folge des schlechten Nilstandes die Bewässerung unterbleibt, große Einbuße an der Ernte unvermeidlich, namentlich in Oberägypten oberhalb Siut, wo alles von der natürlichen Ueberschwemmung abhängt. Sachkundige schätzen den so entstehenden Verlust auf $^1/_5$ der gesammten Production des Landes. Eine Hungersnoth, wie sie im Jahre 1835 die Folge eines „schlechten Nils“ war, ist jetzt freilich nicht mehr zu befürchten, da die Canalisation so große Fortschritte gemacht hat, daß ein vollständiges Netzwerk das Land bedeckt und die Productivität des Bodens nicht mehr ausschließlich von der jährlichen Ueberschwemmung abhängt. Allein unter der Herrschaft des Khedive sind über 100 große und kleine Canäle neu erbaut, so daß die Gesammtzahl der nichtschiffbaren Canäle sich jetzt auf 756, die der zugleich der Bewässerung und der Schifffahrt dienenden auf 62 beläuft. Diese Canalbauten sind um so wichtiger, da man oberhalb Kairo während acht Monaten, am Nordrande des Delta immer noch während vier bis fünf Monaten im Jahr ausschließlich auf künstliche Bewässerung angewiesen ist. Diese geschieht in folgender Weise:

1. Durch die sogenannten Sefi-Canäle. Ein Sefi-Canal verläßt den Fluß unter dem Niveau der angrenzenden Landstrecken und wird dem Nil parallel geführt, aber mit so geringer Neigung, daß er schon nach einem Lauf von wenigen Miles hoch genug über dem angrenzenden Lande fließt, um dasselbe durch natürlichen Fall bewässern zu können. Das durch solche Canäle bewässerte Land ist natürlich von dem jeweiligen Wasserstande des Nil durchaus unabhängig. Es giebt bisher vier große nach diesem System gebaute Canäle, und man hat Pläne in Betracht gezogen, nach denen das gesammte Culturland Aegyptens durch Sefi-Canäle bewässert werden sollte ohne jede Anwendung von Pumpwerken.

2. Zur künstlichen Bewässerung dienen außer den Sefi-Canälen Dampfpumpen, deren es schon über 500 im Lande giebt, ferner die alten, Sakkieh genannten, von Ochsen getriebenen Schöpfräder, deren über 30,000 vorhanden sind, und endlich gegen 70,000 Schadufs, ganz primitive, nur von Menschenhand bediente Schöpfmaschinen[1]). Einige Zahlen sind erforderlich, um einen Begriff von der Ausdehnung der auf diesem Wege bewässerten Ländereien zu geben. Die Gesammtfläche des cultivirten Landes in Aegypten von Assuan bis zum Meere beträgt etwa $4^1/_2$ Million Acres, wovon 1,900,000 oberhalb, 2,600,000 unterhalb Kairo liegen. Die Gesammtlänge der Sefi-Canäle beträgt etwa 1330 Kilometer, wovon etwa $^1/_3$ des noch zu niedrigen Niveaus wegen für die Bewässerung nicht in Betracht kommt. Da ein Kilometer Sefi-Canal, wenn er gut im Stande ist, zur Bewässerung von 1000 Acres ausreicht, so sind durch die wirklich verwendbaren circa 900 Kilometer Canal circa 900,000 Acres Landes, ganz unabhängig von dem Stande des Nil, mit Wasser versorgt, und es bleibt oberhalb Kairo 1 Million Acres, für die das befruchtende Element auf anderm Wege beschafft werden muß. Unterhalb Kairo sind $1^1/_2$ Millionen Acres auf künstlich gehobenes Wasser angewiesen: im Ganzen also $2^1/_2$ Millionen. Zu genügender Bewässerung sind per Tag und Acre 7 Cubikmeter Wasser erforderlich. Die dem Lande aus einem niedrigen Wasserstande direct erwachsenden Mehrkosten sind eben die Ausgaben für Hebung des erforderlichen Wassers; nach einer rohen Schätzung würden bei einem höchsten Wasserstande von 22 Ellen dem Lande 400,000 Pfund Mehrkosten erwachsen, bei 21 Ellen 800,000 Pfund, bei 20 Ellen 1,200,000 Pfund, bei 19 Ellen 1,600,000 Pfund.

Hierzu kämen noch die Kosten für Beschaffung von Extra-Sakkiehs, deren eines mit der nöthigen Anzahl von Ochsen 100 Pfund kostet und zur Bewässerung von 8 Acre bei einem Hub von 6 Meter ausreicht. Doch ist es nicht möglich, die Zahl der nöthigen neuen Sakkiehs mit einiger Genauigkeit zu schätzen. Nur so viel ist gewiß, daß die verringerte Ueberschwemmung einen Ausfall von etwa $^1/_5$ der Gesammtproduction des Landes bewirkt und außerdem Mehrkosten für die künstliche Bewässerung bedingt im Betrage von 400,000 Pfund für jede Elle weniger Wasserhöhe am Nilometer von Rhoda, zwischen dessen 16. und 22. Elle. So wird der Verlust sich auf Millionen beziffern!

So ernst dies Mißgeschick erscheint, könnte der „schlechte Nil“ von 1877 Aegypten dennoch zum Segen gereichen, wenn man nur aus dem Ereigniß die richtige Lehre ziehen wollte.

Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß der Nil für das Land, dem er gewöhnlich ein so vortrefflicher Diener ist, auch ein sehr schlechter Herr sein kann. Vor drei Jahren war ganz Aegypten in höchster Sorge, daß die mächtige Fluth

[1]) Vergl. über dieselben: H. Stephan, Das heutige Aegypten, S. 108.

die Ufer durchbrechen und mit unwiderstehlicher Gewalt alles, Ernte, Häuser, Dörfer und Städte, vernichten würde. Tag und Nacht wurden die Ufer bewacht. Lagerfeuer loderten, der Telegraph war fortwährend in Thätigkeit, Boten kamen und gingen unaufhörlich von und nach der Hauptstadt, als ob ein Feind ins Land gebrochen wäre. Erst nach vierzehn Tagen höchster Angst und unablässiger Arbeit konnte das Land wieder aufathmen und sich als gerettet betrachten. In diesem Jahr nun sind Aller Augen nicht minder sorgenvoll auf den trüben Strom gerichtet, der diesmal hartnäckig in seinem Bett bleibt und durchaus nicht sich zu dem Lande erhebt, das er vor so kurzer Frist mit völliger Ueberfluthung bedrohte.

Diese Launen des Flusses sollten bemeistert werden. Wie der Nil von 1874 Aegypten aufforderte, seine Ufer zu verstärken, so wird der von 1877 dem Lande noch wichtigere Lehren ertheilen. Drei Dinge sollten ins Auge gefaßt werden, von denen jedes für sich eine große Verbesserung sein würde. 1. Die Aufstellung von Dampfpumpen im ganzen Lande, wo nur immer ein Canal vorhanden ist, würde die Bewässerung zugleich bequemer und billiger machen. 2. Die Anlage von Sefi-Canälen, die vom Nil unter dem niedrigsten Wasserstandsniveau abgezweigt werden müßten, würde die Nothwendigkeit künstlicher Bewässerung fast ganz beseitigen. 3. Endlich ließe sich an Stelle der ganz verfehlten Barrage [1]) ein wirksames Schleusenwerk an der Spitze des Delta errichten, das die Versorgung des Deltagebietes mit Wasser zu allen Jahreszeiten ermöglichte. Auch hier müßten Canäle in höherm Niveau als dem des Flusses verlaufen, so daß die Schwerkraft an die Stelle der kostspieligen Maschinen und der noch kostspieligern Handarbeit treten könnte.

[1]) Vergl. u. a. Stephan a. a. O. S. 18 ff.

---

# Die Galtschen, Baschkiren, Meschtscherjaken und Tepteren.

Nach **K. v. Ujfalvy.**

Das neueste Heft der „Nachrichten der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft“ (1877, Heft II, S. 116 bis 120) bringt zwei Artikel des Professors Ujfalvy, welcher im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums Russisch-Turkestan zu archäologischen und ethnographischen Zwecken bereist. „Es ist mir gelungen,“ schreibt Ujfalvy, „während meines Aufenthaltes in Samarkand einen sehr interessanten Ausflug nach Kohistan zu machen, wo ich Dank der gütigen Beihülfe der Behörden die Galtschen kennen lernen konnte, ein Volk, das der Familie der Tadschik angehört, welches sich jedoch bedeutend von dem, was man gewöhnlich den Tadschiktypus nennt, unterscheidet. Ich habe 57 Personen messen und beobachten können.

Weder Prof. Müller noch Peschel gedenken dieses interessanten Volkes und vermischen es mit den Tadschiks, was durchaus unzuläßig ist, da zwischen ihnen und den Tadschiks zum mindesten in anthropologischer Beziehung viele Unähnlichkeit herrscht. Die Herren Fedtschenko, Grebjenkin und Kuhn haben ihrer in ihren Arbeiten erwähnt, jedoch nur im Vorübergehen, da sie sich wegen Mangels an Zeit mit ihnen nicht eingehend beschäftigen konnten. Ich reiste zuerst nach Pendschakent (südöstlich von Samarkand) und ritt von hier (ostwärts) nach Uromitan und Bakchan, welches am gleichnamigen Gebirge (11,000 Fuß über dem Meere) liegt. Auf der Hinreise ritt ich längs dem rechten Ufer des Zarawschan, auf dem Rückwege längs dem linken Ufer, so daß ich sehr eingehende Beobachtungen machen konnte. Die Bevölkerung von Kohistan ist dieselbe wie in Darwaz, Schignan und Badachschan; es sind dies Repräsentanten der alten iranischen Race, welche noch zur Zeit Alexander's des Großen Transoxanien, Fergana und die Westabhänge des Bolor-Rückens inne gehabt hat. Diese Bewohner kann man als Autochthonen betrachten, da sie hier seit unvordenklichen Zeiten angesiedelt sind. Die Galtschen unterscheiden sich aber mindestens ebenso von den Tadschiks, wie diese von den Persern.

Dieselben zerfallen in: 1. Magianer, welche zwischen Pendschakent und Magian (südlich von ersterm) sitzen; 2. Folgharen, welche den Strich von Uromitan und Warziminar bewohnen; 3. Matschen, die östlich von Warziminar hausen; 4. Fanen, welche südlich von Warziminar im Thale des Fan-Daria wohnen, und 5. Jagnauben, welche im Jagnaub-Thale wohnen. Sie sprechen alle verschiedene persische Dialekte, verstehen sich aber gegenseitig mit Leichtigkeit, mit Ausnahme der Jagnauben, deren Sprache von der der anderen sehr verschieden ist. Ich werde Gelegenheit haben, diese Sprache zu erlernen, und dann der geehrten Gesellschaft von den Resultaten meiner Forschungen Mittheilung machen.

Von anthropologischem Standpunkte aus sind die Jagnauben den Fanen, ihren nächsten Nachbarn, am ähnlichsten. Sie sind von hohem Wuchse und mittlerer Dicke; ihre Gesichtsfarbe ist bronzefarben, wenngleich die Haut der bedeckten Körpertheile weiß ist. Der Haarwuchs ist entweder mittelmäßig oder sehr bedeutend; ich hatte nicht ein Mal Gelegenheit, gänzlichen Haarmangel zu beobachten. Die Haare sind schwarz, braun (besonders bei den Fanen), roth und oft blond; sie sind auch selten schlicht, öfter wellig oder kraus. Der Bart ist größtentheils üppig, bald dunkel, bald roth oder blond (in einem Dorfe bei Pendschakent habe ich zwei Cretins gesehen, deren Haare flachsfarben waren). Die äußeren Enden des Augenschlitzes sind nie nach oben gezogen; die Farbe der Augen ist ebenfalls braun (zimmetfarbig) oder auch blau. Die Form der Nase ist ausgezeichnet schön; sie ist lang, gebogen und fein geschnitten. Die Lippen sind fast immer schmal und gerade; die Zähne klein und häufig, in Folge übermäßigen Genusses trockener Früchte, verdorben. Die Stirn ist gewöhnlich hoch und etwas nach hinten geneigt; der Brauenknochen scharf hervortretend, und die Einsenkung an der Nasenwurzel erreicht oft eine bedeutende Tiefe. Die Brauen selbst sind dicht und bilden einen Bogen. Der Mund ist gewöhnlich nicht groß, das Kinn oval und der ganze Gesichtsumriß hat eine Neigung zum Oval. Die Ohren sind entweder klein oder mittelgroß, am häufigsten flach, und stehen nur selten vom Schädelbogen ab. Der Körperbau ist kräftig, nervig, gedrängt. Hände und Füße sind größer als bei den Tadschiks, namentlich aber größer als bei den Tataren und Kirgisen; die Knöchel sind nicht stark, die Waden musculös, der Fuß gerade, die Taille scharf abgegrenzt und etwas hager. Die Galtschen sind groß, stark und fähig Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Häufig aber findet man ganze Dörfer von Cretins bewohnt.

Die Ophthalmie ist die am meisten verbreitete Krankheit; ferner der Stein und rheumatische Leiden der Knochenhaut und der Knochen der Hände und Füße. Die Galtschen heirathen ausschließlich Frauen ihres Stammes; allerdings findet man in Pendschakent Ausnahmen von dieser Regel, doch sind sie sehr selten. Dagegen kreuzen sich die Tadschiks gern mit Uzbeken und Kirgisen. Der Galtsche hat gewöhnlich nur eine Frau und nur sehr selten zwei oder drei. Hieraus folgt klar, daß die Galtschen den altiranischen Typus bewahrt haben, da bei ihnen Kreuzungen fehlen, während die Tadschiks einen Mestizenstamm repräsentiren. Für 28 Tadschiks, deren Köpfe ich gemessen, habe ich als Index das Mittel von 83·09, für 9 Uzbeken — 84·71, und für 57 Galtschen — 86·21 gefunden, was sie in die Kategorie der Hyperrachicephalen stellt. Ich hoffe noch eingehendere Messungen ausführen zu können.

Den Hauptunterschied zwischen den Uzbeken einerseits und den Galtschen und Tadschiks andererseits bildet die Hautfarbe, die Farbe der Haare, der entwickelte Bartwuchs, die Lage der Augen, und die mehr oder minder entwickelten Backenknochen. Dank der eigenen Anschauung und den Mittheilungen von Personen, welche den Gegenstand kennen, besitze ich hinreichendes Material zu einer Monographie über dieses interessante Volk, und ich werde es nicht unterlassen, der geehrten Gesellschaft meine Arbeit mitzutheilen."

Ueber die Baschkiren, Meschtscherjaken und Tepteren schreibt Ujfalvy ebendaselbst an den Anthropologen Mainow ferner Folgendes:

„Die Arbeiten solcher Kenner der Ethnographie, wie Peschel und Müller, bieten uns eine zu geringe Menge von Thatsachen über die Baschkiren; der erstere übergeht sie fast ganz mit Stillschweigen [1]), und Müller behauptet, daß die Baschkiren, Meschtscherjaken und Tepteren sich derzeit zu einem Volke vereinigt haben. Trotzdem ist die Frage über den Ursprung der Baschkiren durchaus noch nicht entschieden und verdient unsere ganze Aufmerksamkeit; die Ansicht Müller's aber bedarf der Bestätigung. Der Secretär des statistischen Comites in Ufa, Herr Garwicz, hat sich mit diesem Volke befaßt, und Herr Maliew hatte sogar Gelegenheit, an einigen Baschkiren anthropologische Beobachtungen zu machen. Angesichts der geringen Kenntniß von diesen Völkern erlaube ich mir hiermit über meine betreffs der Baschkiren gemachten Beobachtungen zu berichten.

Es gab eine Zeit, in welcher jeder sich bemühte, Herodot so zu deuten, wie es seinem Zwecke entsprach. Unter anderm spricht der große Geschichtsschreiber von einem Volke, das in einer gebirgigen Gegend wohnt und einen sehr schwachen Haarwuchs auf dem Kopfe hat; dieser oder jener entschied sogleich, daß dies die Baschkiren seien. Nestor spricht auch von diesem Volke, und Herberstein, dieser eigentliche Entdecker Rußlands (im Sinne der occidentalen Wissenschaft), verlegt sie in die Nachbarschaft Jugriens, der Wiege der Magyaren, und zwar gerade dahin, wo sie auch heute noch hausen. Die Sprache der Baschkiren ist vom grammatischen Standpunkte aus fast unbekannt, und einige neuere Schriftsteller rechnen die Baschkiren zu den Ugrofinnen, während andere behaupten, sie seien tatarischen Ursprungs.

Im Orenburger Gouvernement leben 230,000 und im Gouvernement Ufa gegen 287,000 Baschkiren. Ich muß übrigens hier bemerken, daß nur die Zahlen aus Ufa wissenschaftlichen Werth haben, während das Orenburger statistische Comité, dem ich diese Zahlen verdanke, leider keinen Unterschied zwischen Baschkiren, Meschtscherjaken und Tepteren macht.

Im Kreise Burjansk, Orenburger Gouvernements, leben gegen 50,000 reine Baschkiren, welche mit Verachtung auf die anderen schauen und behaupten, daß diese ganz irrthümlich Baschkiren genannt werden. Sie leben in gebirgigen Gegenden, sind hoch von Wuchs, gut gebaut, kräftig, haben dunkles Haar, oft mit einem bräunlichen Anfluge, und durchaus nicht unangenehme Gesichtszüge. Dem Typus nach sind sie den Magyar-Szeklern ungemein ähnlich. Sie sind ausgezeichnete Reiter, stolz, aufbrausend und sehr faul.

Die Meschtscherjaken sind dem Typus nach den Wogulen sehr ähnlich; man findet unter ihnen häufig eine freiwillige Kreuzung mit den Baschkiren und Tepteren. Die Tepteren sind hoch von Wuchs, dunkelhaarig, kräftig und ansässig, ferner sehr thätig und arbeitsam und dem Charakter nach den Baschkiren durchaus unähnlich. Herr Kudrjawcew (Gutsbesitzer im Belebejer Kreise) hat sie mir folgendermaßen beschrieben: Die Tepteren sind augenscheinlich ein Gemisch von Tataren und Baschkiren, das sich in der Folge fest angesiedelt hat. Das Wort „Tepterja" bedeutet eigentlich der Zuletzgekommene, der Neueingewanderte u. s. w. und die nomadisirenden Baschkiren behandeln sie verächtlich. Man bemerkte auch, wie es ja vorauszusetzen ist, daß bei den einen mehr das baschkirische, bei den anderen das turko-tatarische Blut überwiegt. Dank der Hülfe des Herrn Bektschurin, der die Burjaner Baschkiren sehr gut kennt, werde ich mit der Zeit im Stande sein, eine vollständige Beschreibung dieses Zweiges des Baschkirenvolkes zu geben; für jetzt beschränke ich mich auf die anthropometrischen Daten, welche ich während meiner Anwesenheit in Orenburg bei den von mir ausgeführten Messungen an Soldaten des baschkirischen Reiterregiments gesammelt habe.

Ich werde nicht in Einzelheiten eingehen, und nur das anthropologische Hauptmaß anführen, nämlich den Kopfindex. Aus einer ganzen Reihe von Messungen (83·33, 85·60, 87·36, 84·89, 82·60, 86·55, 85·16, 84·57, 86·64, 84·81, 79·68, 78·21 u. s. w.) habe ich als Mittel 85·75 gefunden, und war erstaunt darüber, daß dieses Resultat sich bedeutend von dem von Herrn Maliew gefundenen unterscheidet; als ich aber mit den Baschkiren genauer bekannt geworden war, besonders aber nachdem ich ihre Ansichten über die Reinheit des Typus kennen gelernt hatte, der sich nur in gewissen Gegenden erhalten hat, dachte ich mir, daß die Mittelzahl des Herrn Maliew für die Baschkiren von Ufa (79·10) sich besonders deshalb von der meinigen so unterscheidet, weil dieses Baschkiren vom unreinsten Typus sind. Reiner sind die von Belebej (82·20), den reinsten Typus stellen natürlich die von Herrn Maliew ausgegrabenen Baschkirenschädel dar, welche ein Mittel von 84·20 aufweisen, welches der von mir gefundenen Zahl sehr nahe kommt, besonders wenn man in Betracht zieht, daß ich meine Messungen an lebenden Menschen vorgenommen habe.

Ich habe bereits einige der typischsten Burjaner Baschkiren ausgewählt, sie photographiren lassen und die Photographien (von der Seite) an die Pariser Anthropologische Gesellschaft und an das französische Cultusministerium gesendet.

Herr Maliew meint, es sei ihm gelungen, unter den Baschkiren zwei besondere Typen zu finden und zwar die Gebirgsbaschkiren und die Steppenbaschkiren. Nach meiner innigen Ueberzeugung, welche ich sowohl aus anthropologischen wie aus ethnographischen Beobachtungen schöpfe, sind diese beiden Typen nichts weiter als reine Baschkiren und Mischlinge dieses Volkes mit den Meschtscherjaken und Tepteren. Andererseits komme ich aber mehr und mehr zu der

[1]) Peschel zählt die Baschkiren, Meschtscherjaken und „Teptiären" zu den türkisch-finnischen Mischvölkern, welche die türkische Sprache reden, und behandelt diese drei Stämme in wenigen Zeilen. S. Völkerkunde S. 412.

Ueberzeugung, daß die Meschtscherjaken, Tepteren und Baschkiren eine Mittelstelle zwischen den Wogulo-Ostjaken einerseits und den Magyaren andererseits einnehmen. Es sind dies lauter ugro-finnische Völker, welche alle zum uralo-altaischen Stamme gehören. Bei den Baschkiren wie bei den Magyaren unterlag das ugrische Element einem starken turko-tatarischen Einflusse (auf die Wogulen haben die Mongolen einen gleichen Einfluß geübt, während die Ostjaken bis zu ihrem Zusammenstoße mit den Russen keinem solchen Einflusse unterlagen). Reinen Meschtscherjaken begegnet man sehr selten, häufiger reinen Baschkiren; die Tepteren sind alle Mischlinge. Ich behalte mir vor, zu dieser interessanten Frage zurückzukehren und sie eingehender zu behandeln."

Herr Ujfalvy ist inzwischen nach Taschkent zurückgekehrt, von wo er über Chodschend nach Kokand, und von dort über Wjernoje, Semipalatinsk und Omsk im Herbste 1877 nach Petersburg zurückzukehren gedenkt. A. Kohn.

---

# Rumänische Hochzeitsbräuche im Banate (Ungarn).

Eine ethnographische Skizze von Prof. J. H. **Schwicker** in Budapest.

## I.

Unter den mannigfachen Völkerstämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie nimmt das Volk der Rumänen oder Walachen unstreitig ein hervorragendes Interesse in Anspruch. Schon an seine Abstammung knüpfen sich die verschiedensten Fragen, deren Lösung bereits viel Streit verursacht, heute indeß vor dem Blicke des vorurtheilsfreien Historikers durch die grundlegenden Forschungen des leider zu früh verstorbenen Grazer Professors Dr. R. Rösler ihre Erledigung gefunden hat.

Es ist jedenfalls eine auffällige ethnographische Erscheinung, mitten unter slavischen und ugrischen Volksstämmen, abgeschieden vom classischen Boden Italiens, einem Volke von Millionen zu begegnen, das in Sprache, Kleidung, Brauch, Sitte und Gewohnheit unverkennbar auf Rom hinweist; ein isolirter Zeuge der einstigen römischen Weltmacht gen Osten, ein lange verwahrloster Ableger der ehemaligen „Weltbesieger", dem sich freilich im Laufe der Jahrhunderte allerhand fremdes ethnographisches Element zugesellt hat, so daß es heute in sprachlicher Hinsicht als ein Mischvolk erscheint. Demgemäß liegt auch beim rumänischen Volke seine Geschichte in seiner Sprache.

Das alte, kampfberühmte Dacien mit seinen Heldenkönigen und Zauberpriestern erlag dem sieggewohnten Arme Roms unter Kaiser Trajan's Führung (101 und 103 n. Chr.); mit dem Falle des letzten dacischen Königs Decebalus trat das Dakerreich als neue Provinz zu dem römischen Weltreiche. Es bleibt der Ruhm römischer Eroberung, daß in deren Gefolge nicht allein Blut, Verwüstung und Zerstörung waren, sondern daß mit derselben zugleich auch Cultur und Gesittung ihren Anfang, ihre Verbreitung nahmen. So war es auch im alten Dacien, das übrigens selber nicht aller Cultur entbehrte und namentlich im Bergbau, in der Metallverarbeitung, in der Anlage von Burgen und Städten wie in der Constituirung eines gefesteten Staats- und Gemeinwesens Spuren erheblicher Fortgeschrittenheit hinterließ.

Unter Roms Herrschaft verbreiteten sich bald blühende Colonialstädte auf den Fluren und in den Bergen Daciens, deren Bevölkerung aus den verschiedensten Theilen des weiten römischen Reiches gekommen war. Das Land war durch die Kriege und durch die Flucht vor den Eroberern augenscheinlich entvölkert worden, weshalb außer den Legionssoldaten noch zahlreiche Colonisten, insbesondere aus Italien, hier neue Wohnstätten fanden. Nur so erklärt sich die rasche Romanisirung des Landes, die uns durch eine große Anzahl von Denkmälern und Inschriften bezeugt wird. Die Verschmelzung der römischen Colonisten mit den dacischen Eingeborenen mochte wohl wenig bedeutend sein; zudem dauerte auch der römische Besitz in dem alten Dacien nur bis zum Jahre 271 n. Chr., in welchem Jahre Kaiser Aurelian die transdanubische Provinz den anstürmenden germanischen Völkern überließ und die Legionssoldaten und Colonisten Daciens auf dem rechten Donauufer ansiedelte, wo das „aurelianische Dacien" entstand. Und hier entwickelte sich auch im Laufe der Zeit unter slavischem Einflusse die heutige rumänische Nation, welche von den Slaven und Griechen auch das griechisch-orientalische Christenthum empfing und sowohl in die Nordsitze der heutigen Walachei und Moldau wie auch nach Siebenbürgen und in das Banat erst in späteren Jahrhunderten allmälig wieder zurückgewandert ist. Nach dieser beglaubigten Darstellung erscheinen demnach die Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen keineswegs als die prätendirten „Autochthonen", sondern als ziemlich junge „Einwanderer", die erst im 13. Jahrhundert in historischen Denkmälern wieder genannt werden.

Bei solchen Wechselfällen der Geschicke und den vielfachen Berührungen mit Völkern verschiedenster Art ist es unfraglich eine bemerkenswerthe Thatsache, daß neben vielem Fremdartigen das rumänische Volk in seiner Sprache und seinem Wesen seinen römischen Typus dennoch treulich bewahrt hat. Dies gilt insbesondere für des Volkes häusliche Sitten, Bräuche und Gewohnheiten, in denen ja jedweder Volksstamm die größte Zähigkeit offenbart. Man denke nur an die unverwischbaren Sitten und Gebräuche des deutschen Volkes, die sich bei demselben selbst in weitester Ferne von der Heimath durch Jahrhunderte hindurch erhalten haben.

Wir wollen heute die Hochzeitsbräuche bei den Rumänen im Banate des Nähern schildern, und werden dabei Gelegenheit finden, auf die Verwandtschaft dieser Bräuche mit den altrömischen wiederholt hinzuweisen. Allerdings ist bei den Rumänen auch hier slavischer Einfluß unverkennbar.

Wie allen Völkern so war auch dem alten Römer der Eintritt in ein neues Lebensstadium, die Ehe, ein Act voll feierlicher, religiöser Ceremonie und erst in späteren Tagen verflachte sich dieser Act allmälig zu einem bloß bürgerlichen Vertrage, wobei die beiden Theile sich gegenseitig aneinander verkauften (coemptio). Die Unterzeichnung des Ehecontractes in Gegenwart von Zeugen wurde jetzt zur Hauptsache, die etwaigen Segensformeln und Opfergaben des anwesenden Flamen dialis aber bloß schmückendes Nebenwerk. Ganz anders war es vordem, da in Rom noch die alte Ehrbarkeit und Hausehre blühte. Damals war die Ehe dem Römer eine geheiligte Institution. Wir erkennen dies nicht nur aus den selten vorkommenden Scheidungen und größeren gesetzlichen Hindernissen derselben; sondern es hatte auch die

Form der Eheschließung einen durchweg religiösen Charakter. Denn die älteste und feierlichste der drei Formen, wie bei den Römern die Ehen geschlossen wurden, die confarreatio, war eine religiöse Ceremonie. Vor dem Abschlusse derselben ging an die Pontifices die Vorfrage, ob das beabsichtigte Unternehmen nicht gegen das göttliche Gesetz irgendwie verstoße, und erst nach erhaltenen günstigen Auspicien fand sodann die Vermählung, welcher die rechtlich klagbare Verlobung vorangegangen war, in Gegenwart von zehn Zeugen statt. Der Pontifex maximus und der Flamen dialis brachten ein Opfer aus gedörrtem Korn und Salz, sprachen dabei unbekannte Worte der Weihe und reichten den Brautleuten als Zeichen unzertrennlichen Beisammenlebens ein Brot aus Speltkorn (far) dar. Der Juno wurde als Beschützerin der Ehen ein Schaf geschlachtet, dessen Galle man unter dem Altare verschüttete, dessen Fell aber über die Sitze der Braut und des Bräutigams ausgebreitet wurde. Den gespendeten Mehlkuchen trug man dann vor der Braut her, wenn sie von der Trauung heimkehrte.

Solcher Art geschlossene Ehen gewährten der römischen Frau neben den vollständigen ehelichen Rechten noch manche andere wesentliche Vortheile; auch konnten sie nicht so leicht wieder getrennt werden. Wegen der damit verbundenen Kosten und in Folge der geänderten Lebensanschauungen verschwand jedoch diese Vermählungsfeier immer mehr aus dem Gebrauche; an ihre Stelle trat dann der oberwähnte Scheinverkauf der Braut und später sogar das rechtlich anerkannte Concubinat.

Wir haben die älteste Form der Verehelichung bei den Römern hier ausführlicher skizzirt, weil einzelne Momente davon bei den Rumänen sich erhalten haben, wo wir außerdem noch weitere Uebereinstimmungen altrömischer symbolischer Gebräuche antreffen werden.

Das Volk der Rumänen wurde allerdings schon frühzeitig mit dem Christenthume bekannt; nichtsdestoweniger haften hier bis zu diesem Tage zahlreiche Reste heidnischer Anschauungen und Gewohnheiten. Widrige Schicksale hielten das rumänische Volk vom Einflusse der westeuropäischen Cultur fern, und so darf es nicht überraschen, wenn wir bei diesem Volke den Wunderglauben, das Hexen- und Zauberwesen in voller Blüthe finden. Voll Furcht und Bangen steht der Rumäne unter der Beeinflussung dieses Aberglaubens. Ueberall ist die Natur für ihn mit Zaubermächten erfüllt, die er durch Zeichen und Mittel zu beschwichtigen, zu gewinnen sucht. Gleich allen Naturvölkern kennt er keine Möglichkeit, diesen Einflüssen zu entrinnen, sucht darum auf alle Weise aus den Erscheinungen der Natur das eigene Schicksal, die Zukunft, zu erkunden.

Wie sollte dieser Trieb nicht auch in dem wichtigsten Momente des Lebens zur Geltung gelangen! Liebe und Heirath bieten den Anlaß, das Orakel zu befragen, und auch hier ist es insbesondere das weibliche Geschlecht, welches das Schicksal unablässig bestürmt, des Herzens Wünsche zu befriedigen, das künftige Loos zu enthüllen.

Die rumänische Jungfrau pflegt inniger, heißer Liebe; doch mag sie nicht sehnsüchtig schmachten, sondern genießend besitzen. Eifrig erfaßt sie deshalb jedwedes Mittel, den Gegenstand ihrer Liebe an sich zu fesseln und mit dem grimmigsten Hasse wahnwitziger Eifersucht verfolgt sie die glückliche Nebenbuhlerin. Am Morgen, wenn die Sonne über dem Horizonte heraufsteigt, schleicht die Liebessüchtige an das Ufer des rastlos dahineilenden Baches und spähet nach dem Schilfrohr, das Wind und Welle ruhelos auf- und niedertreiben. Dahin tritt sie und spricht mit Seufzen: „Wie dieses Schilf unaufhörlich erzittert, so bewege sich auch mein Geliebter in verlangender Liebe rastlos nach mir.“ Oder sie sucht die Stelle, wo die ersten Morgenstrahlen der Tageskönigin im Spiegel des Baches wiederblinken, schöpfet dort dreimal mit hohler Hand Wasser zum Munde unter dem Ausrufe: „Gleichwie die Sonne aller Welt lieb und angenehm, also sei auch ich meinem Liebsten stets theuer und werth!“ Man sieht, es lebt Poesie in diesem Volke, wovon übrigens auch dessen Lieder und Märchen vollwichtiges Zeugniß geben.

Doch nicht immer werden solche unschuldige poetische Mittel angewendet. Die unbefriedigte Liebessehnsucht recurrirt dann an die Zauberkünste der „weisen Frau“, der „vrezitore“ (Hexe), die dann nicht säumt, den Geliebten durch „untrügliche“ Mittel zu beschwören.

Es liegt außerhalb des Rahmens unseres Artikels, den Vorrath rumänischer Hexenmittel des Breitern vorzuführen; nur der Charakteristik wegen erzählen wir den Hergang bei einer der gewöhnlichsten Beschwörungen. Die geliebte Person wird nämlich durch verschiedene Lockungen an einen geheimen Ort beschieden, wo das liebeskranke Mädchen den Mann seines Herzens so lange bewirthet, bis er unter Liebkosungen entschläft. Nun beginnt die „weise Frau“ ihr Geschäft. Sie nimmt dem Schlafenden vom Haupte, den Schamtheilen und von unter den Armen drei Haare, schneidet ihm ferner von jedem Finger ein Stückchen Nagel ab, holt dieselben Dinge auch vom andern Theile und verwahrt dann Alles in zwei Leinwandlappen von der Leibwäsche des Paares. Unter fortwährendem Gemurmel unverständlicher Worte legt sie sodann ihre eigenen Siebensachen dazu und vergräbt das Zeug unter dem Haupte des Schlafenden. Die Neigung des Berauschten soll bei seinem Erwachen unbesiegbar sein. Dem ungetreuen Geliebten schickt die Hexe den Teufel auf den Hals, damit er dessen Sinne umlenke, hat aber Einer Sehnsucht nach verbotener Frucht, so versteht es die „weise Frau“ die mißliebige Gattin oder den lästigen Gatten durch Bezauberung und Wundertrank vor der Zeit abwelken zu machen. Freilich kommt sie da nicht selten mit den Gerichten in Conflict.

Es wäre auch Mancherlei von diesen „weisen Frauen“ zu erzählen; dieselben spielen bei den Rumänen eine sehr bedeutende Rolle; doch mag das Gesagte hier genügen zum Beweis des Umstandes, wie tief und fest der Aberglaube bei den Rumänen wurzelt. Derselbe beherrscht alle Lebensverhältnisse, giebt ihnen Anstoß, Richtung und Entscheid. Fährt ein Bursche zur Brautwerbung, so wirft die Mutter oder Schwester ihm eine Katze auf den Rücken; klammert sich diese an ihn, wird die Reise von Erfolg sein; im Gegentheile zerschlägt sich das Project.

Die **Brautwerbung** macht jedoch zumeist der Bursche nicht selber; sondern es ist Sache des Vaters, dem Sohne ein Mädchen zu wählen und durch Unterhändler zu erkundschaften, ob die Werbung beim andern Theile auf günstige Aufnahme rechnen kann. Bei dieser Auswahl sieht der Vater nicht bloß auf materiellen Wohlstand und anständige Mitgift, sondern auch auf kräftige Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der künftigen Schwiegertochter. Vor der Strenge der Militärgesetze war es bei den Rumänen Gepflogenheit, daß die Bursche schon mit 12 bis 14 Jahren vom Vater „vermählt“ wurden und die Braut da nicht selten den künftigen Gatten an Jahren um das Doppelte überragte. Hierbei war jedoch der Junge bloß der „Strohmann“, um eine Arbeitskraft mehr in die Wirthschaft zu bekommen oder um dem verwittweten Vater in der Schwiegertochter Hausfrau und Gattin zuzuführen. Ueberhaupt haben die rumänischen Weiber kein sanftes Loos. Der Rumäne betrachtet sein Weib weniger als gleichberechtigte Lebensgefährtin denn als Dienerin und eigentliche Besorgerin des Hauses und der Wirthschaft. Auf dem Weibe ruht nicht nur die ganze Last

des innern Hauswesens, die Sorge für die Bekleidung sämmtlicher Hausgenossen, sondern das Weib muß auch noch ein gutes Stück der Feldarbeit dem meist trägen und bequemen Gatten abnehmen. Der Fleiß rumänischer Weiber hat anerkannten Ruf. Von früh bis spät ist die Rumänin thätig, und nicht selten sieht man sie vom Felde heimkehren mit dem Kinde auf dem Rücken, dem gefüllten Kruge auf dem Haupte und in der Hand die classische Spindel, welche lustig den Faden dreht, aus dem dann die Rumänin selber das Zeug webt, womit sie sich und ihre Familie bekleidet.

Doch kehren wir zur Brautschau zurück! Hat der Vater des Burschen die Eltern des Mädchens dem Heirathsprojecte nicht abgeneigt gefunden: so begiebt er sich in Begleitung des Freiwerbers in das Haus der Auserwählten. Man begrüßt sich, redet von Wind und Wetter, Arbeit und Ernte und gelangt erst auf weitem Umwege zum Gegenstande, indem der Vater den Wohlstand, die Eingezogenheit und Sittsamkeit des Sohnes anpreist und mit dem bestimmten Antrag um die Hand der Tochter vom Hause schließt. Nunmehr geht es ans Feilschen, das lebhaft an den römischen Brautkauf erinnert, bis die Väter endlich einig werden über die Größe der Mitgift und die Zahl der Geschenke, welche der Bräutigam seiner Braut als „Darangabe“ reichen solle. Erst nach solcher Verständigung theilt der Vater dem Sohne die Resultate der Verhandlungen mit. Dabei weichen nur die Gewohnheiten in den einzelnen Gegenden des Banats von einander ab. Wo der Vater den Sohn auch ein Wörtlein mit dreinsprechen läßt, da lebt folgende Sitte: An dem bestimmten Tage begiebt sich der Bräutigam in spe in das Haus des Mädchens und läßt sich dasselbe im Hofe vorstellen. Gefällt ihm die Wahl seines Vaters nicht, so kehrt er um, ohne das Haus zu betreten; sagt sie ihm aber zu, so tritt er ein und ein festlicher Schmaus beschließt den Tag. Andernorts herrscht noch strengere, patriarchalische Sitte; die Väter fordern unbedingten Gehorsam und die jungen Leute sind oft gezwungen, der Tyrannei ihrer Väter durch die Flucht zu entgehen. Der Bursche entführt das von ihm geliebte, ihm verweigerte Mädchen und zieht mit der Geliebten auf eine einsame Anhöhe oder in ein Versteck des Waldes, bis der starre elterliche Sinn gebrochen ist, und man ihnen die Rückkehr gestattet. Letzteres geschieht meist um so eher, als ein entflohenes Mädchen ohnehin an seiner Ehre geschädigt ist und keine weiteren Hoffnungen hegen darf.

Wo sich aber alle Beziehungen günstig gestalten, da folgt der Werbung alsbald auch die feierliche Verlobung vor Zeugen in der Kirche (oder auch im Hause der Braut), wobei dem fungirenden Priester ein Tuch, ein Kuchen oder Schinken zum Geschenke verehrt wird. Darauf versammeln sich die nächsten Anverwandten bei der Braut, welcher der Bräutigam in einem ausgehöhlten, mit Silber- und Goldmünzen gefüllten Apfel das vorher ausbedungene „Angeld“ reicht, wofür sie ihm die Hand küssen muß. Das dienende Verhältniß des rumänischen Weibes wird schon hier angedeutet. Als Gegengeschenk erhält auch der Bräutigam ein Tuch und werden die Mähnen seiner Pferde mit flatternden Tüchern geschmückt. Ein festliches Mahl bezeichnet den Schluß der Ceremonie.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Arktisches Gebiet.

— Zur überseeischen Verbindung Europas mit Sibirien sind weitere Schritte geschehen: Der Herrn Alexander Trapeznikow in Moskau gehörige Dampfer „Louise“ von 60 Tons ging am 18. Juli mit einer Ladung Kohlen und Petroleum von Hull nach der Mündung des Ob ab und erreichte am 20. September glücklich Tobolsk. — Eine zweite von uns auf S. 135 dieses Bandes erwähnte Expedition wurde von dem eisernen Schraubendampfer „Frazer“ ausgeführt, welcher am 24. Juli mit einer Ladung Taback, Zucker und Maschinen von Bremerhaven nach dem Jenisei abging. Das Schiff wurde auf Herrn Sibiriakow's Rechnung in Gothenburg angekauft und wird von dem in der Eisschifffahrt gründlich erfahrenen Capitän Dallmann befehligt, welcher unter Anderm 1873 bis 1874 das südlich vom Cap Horn gelegene Graham-Land explorirt hat. Der „Frazer“ sollte durch die Jugorsche Straße und das Karische Meer nach Korepowskoje an der Jenisei-Mündung gehen, um dort seine Ladung zu löschen. Eine an Bord befindliche Dampfbarkasse war dazu bestimmt, das Fahrwasser in der Jenisei-Mündung zu sondiren. Der „Frazer“ ist nun, wie aus Hammerfest telegraphirt wird, nachdem er drei Wochen lang am Jenisei verweilt hat, am 24. September glücklich dorthin zurückgekehrt.

— In Nro. 205 des „Golos“ lesen wir ferner:

St. Petersburg, 4./16. September 1877.

„Gestern traf hier eine für uns Russen im höchsten Grade erfreuliche Nachricht ein. Ein auf Kosten der Firma M. K. Sidorow zu Jeniseisk erbautes Schiff — das erste Seeschiff, welches in Sibirien vom Stapel gelaufen — ist wohlbehalten in Norwegen angelangt mit einer kleinen Fracht sibirischer Landesproducte. Das Telegramm des Capitän Schwanenberg, Commandeurs des „Nordlichts“, lautet folgendermaßen:

„Ich bin glücklich in Wardoe angelangt, nachdem ich den Dampfer „Frazer“ am 9. August bei Goltschicha begegnet hatte. Ich umsegelte die „Weiße Insel“, errichtete dort einen Flaggenstock mit der russischen Flagge und hinterlegte bei demselben eine verkorkte Flasche mit Nachrichten in drei Sprachen. Auf der Insel bemerkte ich eine große Anzahl von Renthieren. In Matotschkin-Schar traf ich Eis an. Am 18. August durchsegelte ich die Karische Straße. Die Winde waren dauernd conträr; dazwischen Windstillen. Das Schiff ist ein schlechter Segler.“

So ist denn nun also das erste im fernen Sibirien an den Ufern des Jenisei, 1500 Werst von seiner Mündung, erbaute Schiff, alle Widerwärtigkeiten überwindend, glücklich in Europa angelangt! Von Goltschicha, dem Winterhafen, welcher in der Jenisei-Bucht liegt, gebrauchte es zu seiner Fahrt 21 Tage. Der Dampfer „Frazer“, dessen Schwanenberg erwähnt, war von England mit Waaren für Sibirien abgegangen. Damit ist denn der neue Seeweg nach Sibirien nun als endgültig eröffnet anzusehen, wennschon ein schlechter Segler, der überdies Havarie gelitten, wie das „Nordlicht“, die Reise von den Mündungen des Jenisei bis Norwegen in nicht mehr als drei Wochen zurückzulegen vermochte!“

— Die Seitens der russischen Regierung lange beabsichtigte Colonisirung Novaja Zemljas wird in diesem Jahre zur Thatsache werden. Wie das norwegische Blatt „Tromsöposten“ berichtet, sind in Tromsö für Rechnung der russischen Regierung fünf Segelschiffe und ein Bugsir-

dampfer gechartert, um nächstens beladen mit verarbeiteten Baumaterialien, Mauersteinen, Kalk und allem sonst zum Bau und zur Einrichtung von sechs Familienwohnungen nebst Nebengebäuden Nöthigen sowie mit einem Vorrath an Kleidungsstücken und Lebensmitteln nach Novaja Zemlja abzugehen. Der Bau der Häuser soll so beschleunigt werden, daß dieselben bereits im Herbst von den sechs Samojedenfamilien, welche zur ersten Ansiedelung auserwählt sind, bezogen werden können. Man hofft aus dieser Colonie mit der Zeit eine wichtige Zwischenstation für den Handelsverkehr nach dem Ob und Jenisei machen zu können.

— Weyprecht schickt sich an — so wird der Allgemeinen Zeitung aus Wien geschrieben —, diesmal vom Grafen Wilczek, der den größten Theil der Ausrüstungskosten der ersten Nordpolexpedition getragen, persönlich begleitet, eine für die Dauer eines Jahres berechnete zweite Expedition zu führen, welche aber wesentlich nur die Errichtung eines meteorologischen Beobachtungspostens im Norden von Novaja Zemlja und an passenden anderen Punkten (als solche werden bezeichnet Spitzbergen etwa in 80° nördl. Br., die Küste Sibiriens in der Nähe der Lena-Mündung, ein Punkt in der Nähe des Barrow-Sundes und Upernavik auf Grönland) bezweckt, die wiederum durch eine Station in Finnmarken mit dem europäischen Festlande in Verbindung gebracht werden sollen. Gleichzeitig wird an die Etablirung von Stationen in der Nähe des Südpols, z. B. am Cap Horn oder auf den Kerguelen- oder Aucklands-Inseln, gedacht.

— Auch in England rührt es sich wieder, um eine neue Nordpolexpedition ins Werk zu setzen. Commander Cheyne, R. N., hat sich der Sache angenommen und es ist ihm bis jetzt gelungen, in der Provinz schon 22 Localcomités zu organisiren und eine öffentliche Versammlung in London für seinen Plan zu interessiren. Er beansprucht dazu eine Summe von 25,000 Pf. St. und das erprobte Schiff „Discovery“; mit dem Schiffe, den durch Subscription angeschafften Vorräthen, den nöthigen Offizieren und Matrosen, einem belgischen Offizier, sechs Belgiern als Schlittenmannschaft und drei combinirten und eigens dazu verfertigten Luftballons soll die Fahrt angetreten werden. Wenn das Eis die Schifffahrt unmöglich macht, sollen die Ballons weiter helfen, was nach Ansicht des bekannten Luftschiffers Coxwell recht wohl ausführbar sein soll.

— Capitän Howgate's Nordpolexpedition (s. oben S. 176) hat auf dem Schiffe „Florence“ am 16. August New London in Connecticut verlassen, um den Winter auf der Cumberland-Insel, der ersten Station auf dem Wege nach dem Smith-Sunde, zuzubringen. Außer Capitän Tyson, 2 Offizieren und 8 Matrosen nehmen O. T. Sherman als Meteorolog und Photograph und L. Kumlien als Naturhistoriker Theil. Auf der Cumberland-Insel, wo Kohlenlager existiren, soll die Zeit außer zu wissenschaftlichen Beobachtungen auch zur Anwerbung einer Anzahl Eskimofamilien nebst Hunden und Schlitten verwendet werden, um damit die projectirte Colonie in Lady-Franklin-Bay, wo die „Discovery“ 1875 überwinterte, zu bevölkern. Im kommenden Sommer soll die „Florence“ die ganze Gesellschaft nach Disco bringen, von wo sie ein von der Regierung der Vereinigten Staaten gesendetes Schiff, das zugleich weitere Ansiedler an Bord haben soll, nach ihrem definitiven Bestimmungsorte überführen wird. Daselbst soll sie sich ansiedeln und, alljährlich durch ein Schiff mit frischen Lebensmitteln versehen, eine günstige Gelegenheit abpassen, um den Pol zu erreichen. So Howgate's Project.

---

## Japanesische Vulcane.

Dr. R. von Drasche giebt in dem Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt Beschreibungen einiger Vulcane im nördlichen Nipon, denen wir folgende Angaben entnehmen: Asama-Yama ist ein stets rauchender Kegel von 2430 Meter Höhe, welcher doleritische Laven ergoß und seine Umgebungen weithin mit Bimsstein überschüttet hat. Ein Lavastrom soll vor etwa 200 Jahren einem Seitenkrater entflossen sein. „Es war mir unmöglich, etwas Näheres über stattgehabte Eruptionen des Asama-Yama zu erfahren, die Leute sprechen sehr oft von Steinregen und dergleichen, aber alles reducirt sich schließlich auf heftige Gewitter, bei welchen Steine von den Abhängen herunterrollen.“ Der Krater wirbelt heftige Dampfwolken auf, die sich zu weißen Massen zusammenballen. Die senkrechten Kraterwände sind stark gebleicht, oft mit Schwefel incrustirt, bald überhangend, bald furchtbar zerklüftet; aus jeder Spalte sieht man heiße, stark gespannte Dämpfe hervordringen; den Boden des Kraters zu sehen ist unmöglich, da bloß von Zeit zu Zeit die dichten Dampfwolken einem eine nur geringe Aussicht in den Krater erlauben. Jaki-Yama, ein erloschener Vulcan, der indessen in den meisten Vulcanverzeichnissen noch als thätig angeführt wird, liegt an der Westküste Japans in 36° 33′ nördl. Br. zwei Tagereisen südlich von Niigata. Wenn man vom Ostfuß des Asama-Yama diesem Vulcane zuschreitet, passirt man die reichen, heißen Schwefelquellen von Kusatze, welche, in großen, dick mit Schwefel incrustirten Holzkufen aufgefangen, das berühmteste der japanischen Mineralbäder darstellen. Man läßt linker Hand die erloschenen Vulcane Shirani und Moto-Shirani, an deren Gipfel Schwefel gewonnen wird, überschreitet den circa 1500 Meter hohen Shibu-Paß, wobei man einige tiefblaue Bergseen und die „Hölle“ (Jigoku, wie die Japaner eine brausende Quelle hochgespannten Dampfes bei dem an heißen Quellen reichen Shibu nennen) passirt. Der Gipfel des Berges, in dessen Nähe sich eine Dampfquelle findet, ist ein vollkommener in sich selbst eingestürzter Krater. „Riesige Felsentrümmer bedecken den ehemaligen Kraterboden, dessen Wände nur mehr hier und da in einigen hoch aufstrebenden Pfeilern stehen geblieben sind. Ich schätze die Höhe des Berges auf mehr als 7000 Fuß; von Eruptionen ist nichts bekannt, es dürfte wohl seit seinem letzten Paroxysmus ein großer Zeitraum verstrichen sein.“ Der Berg ist fast bis zum Gipfel bewaldet und tiefe, steilwandige Thäler (Barrancas) durchfurchen seine Abhänge, an denen man früher Schwefel gewann. Iwa-Wasi-Yama (Türkischer-Weizen-Steinberg) liegt bei circa 39° 50′ nördl. Br. wenige Stunden von Morioka im nördlichen Nipon. Er besteht für den ersten Anblick aus einem ältern fast bis zum Rand mit Gestrüpp bewachsenen Hauptkegel und einem jüngern kahlen Aschenhaufen, der aus diesem sich erhebt und einen jüngern Krater darstellt. Bei genauerm Einblick in den Bau dieses Vulcans, wie man ihn von dem mindestens 7000 Fuß hohen Gipfel gewinnt, bemerkt man, daß zwei Ringmauern, Ränder alter Krater, den Schuttkegel umgeben. Am Rand des äußersten Walles strömen warme Dämpfe hervor, an dem des innern liegt ein blauer Kratersee; am jüngsten Krater ist die Südwand eingestürzt. Keinerlei Anzeichen von neuerer Thätigkeit sind vorhanden. Die Laven dieses Vulcanes sind doleritische. Am Abhang befindet sich ein buddhistischer Tempel und ein Priester hat bis zur Spitze eine Art Weg angelegt, für dessen Benutzung er sich von jedem der zahlreichen Pilger, die hierherkommen, um gutes Wetter zu erflehen, 2 Cts. zahlen läßt. Die Regierung hat ihm einen Controleur beigegeben, der für den Staat einen Theil dieser nicht unbeträchtlichen Abgabe einzieht. Am Fusi-Yama, dem bekanntesten der japanischen Vulcane, der Yedo am nächsten gelegen ist, fand Drasche doleritische Laven und Anamesite. Bimsstein scheint dieser Vulcan in neuerer Zeit nicht mehr ausgeworfen zu haben. Der jetzige Krater, der 700 bis 800 Fuß tief ist, zeigt an seinen Rändern steiler Mauern wahrscheinlich Reste eines alten Kraterwalles; er dürfte früher kleiner gewesen sein, wie ein älterer Pfeiler andeutet, der in ihm sich erhebt. Große Schuttmassen, die den Kraterboden bedecken, deuten auf stattgehabte Einstürze hin. Der Vulcan ist vollkommen erloschen; keine

Dämpfe, keine Schwefelanflüge sind mehr vorhanden. Die letzte Eruption fand 1707 statt. Die Tradition erzählt, der Berg sei in einer Nacht entstanden und zur selben Zeit habe sich bei Miaco ein See (der Bivao) gebildet. Am Nordfuß dieses Vulcans finden sich fünf Seen, in seiner Umgebung zahlreiche Thermen und der Geyser von Atami, der seine Ausbrüche sechs Mal in 24 Stunden hat. Einige Berge in der Nähe des Fusi-Yama scheinen gleich diesem vulcanisch zu sein, so Komoriga-take (Fledermausberg) und Ashinga-Yama.

---

### Statistisches über den Außenhandel Chinas.

Nach dem Bericht des Generalinspectors der Seezölle über den Handel der chinesischen Vertragshäfen im Jahr 1875 betrug der Durchschnittswerth des Gesammthandels dieser Häfen in den zehn Jahren 1866 bis 1875 (in Pf. St.) 40,224,000, und zwar 20,620,000 in der Einfuhr und 19,600,000 in der Ausfuhr. Dem niedersten Stand in 1867 (35,810,000) steht ein höchster von 44,056,000 in 1872 gegenüber. Im Jahr 1875 bewerthete der directe Seehandel mit dem Ausland über die Vertragshäfen 42,261,568, wovon 21,302,296 auf die Ausfuhr und 20,959,272 auf die Einfuhr entfallen. Die Zolleinkünfte betrugen in dem genannten Jahr 3,740,000, ungefähr 160,000 mehr als im Vorjahre. Davon gingen die höchsten Beträge, wie zu erwarten, in Schanghai ein, das mit Ningpo zusammen 1,280,000 erhob; die südlichen Häfen, Futschen, Amoy, Swatow und Canton, brachten 1,340,000, die Yangtse-Häfen, Hankeu, Kiukiang und Tschinkiang, 750,000, die Nordhäfen, Niutschwang, Tschifu und Tientsin, 270,000, die formosanischen 86,000. Die Nordhäfen zeigen einen entschiedenen Rückgang. Sie lieferten 1866 11·9 Proc. des gesammten Zollertrages, während sie jetzt nur noch mit 7·2 Proc. an demselben theilnehmen. Die Yangtse-Häfen haben dagegen in demselben Zeitraume ihre Einkünfte von 17·9 auf 20·2, Ningpo und Schanghai von 30·1 auf 34·2 Proc. der gesammten Zolleinnahmen gesteigert. Hinsichtlich der Einfuhr steht Schanghai, das über die Hälfte der Einfuhr (dem Werthe nach) empfängt, oben an; ihm folgen Canton, Swatow, Amoy; die Yangtse-Häfen beziehen ihre Einfuhr über Schanghai. Von dem Werthe der Ausfuhr kommen 53·8 Proc. auf Thee, 35·6 Proc. auf Seide, 2·3 auf Zucker, 8·7 Proc. auf Cassia, Porcellan, Kampfer und dergleichen. Dem Gewicht nach kamen zur Ausfuhr 1,818,387 Piculs Thee (davon 1,382,399 nach England) 99,566 Piculs Seide, 593,011 Piculs Zucker. Am Gesammtaußenhandel Chinas zur See betheiligen sich England mit 79·3, der europäische Continent (ohne Rußland) mit 7·1, Nord- und Südamerika mit 6·3, Rußland mit 2·9, Japan mit 3·1, die übrigen asiatischen Länder mit 1·2 Proc. Fremde Schiffe, ganz oder theilweise Chinesen gehörig und unter chinesischer Flagge fahrend, betheiligen sich bis jetzt nur am Küstenhandel und gehen höchstens bis Japan; es scheint aber keinem Zweifel unterworfen, daß sie in Kürze sich zu ausgedehnteren Reisen aufschwingen werden. Die Zahl fremder Firmen in chinesischen Häfen ist 343, die der angesessenen Europäer 3579. 211 Firmen und 1611 Personen sind britisch, 52 Firmen und 367 Personen deutsch, 46 und 541 amerikanisch, 12 und 55 russisch, 6 und 311 französisch, 4 und 66 dänisch, 2 und 33 schwedisch und norwegisch, 2 und 28 italienisch, 1 und 103 spanisch, 1 und 28 niederländisch, 1 und 26 japanesisch. Oesterreich und Belgien zählen keine Firmen, aber 36 bezw. 11 Angehörige. 5 Firmen und 365 Angesessene gehören keiner der Vertragsmächte an.

### Trockenlegung der Zuidersee.

Die „Eisenbahn", schweizerische Zeitschrift für Verkehrswesen, enthält eine Ausführung des vom Wasserbauinspector Beyerinck entworfenen Projects zur Austrocknung der Zuidersee, welches dem mit königlicher Botschaft vom 18. April 1877 den Generalstaaten vorgelegten Gesetze zu Grunde liegt und daher bei den weiteren Schritten maßgebend bleiben wird. Nach diesem Project bleibt die Mündung der Yssel unberührt, es erstreckt sich daher die zur Austrocknung bestimmte Fläche nur über den südlichen Theil der Zuidersee, von der Mündung der Yssel bis Enkhuizen, wozu ein 40 Kilometer langer Abschließungsdamm erforderlich wird. Die zur Austrocknung bestimmte Fläche mißt hiernach 195,000 Hectare. Um die Schifffahrt zwischen Amsterdam und den Häfen der südöstlichen Küste nicht zu bedeutenden Hemmungen auszusetzen, ist die Anlegung eines Canals von Weesp nach Kampen projectirt. Die Kosten des ganzen Projects sind von der mit der Kritik desselben betraut gewesenen Staatscommission folgendermaßen festgesetzt:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Canal Muiden-Kampen (Weesp-Kampen) | 6,271,000 | Gulden |
| 2. Abschließungsdeich | 34,367,150 | „ |
| 3. Anlagen im Interesse der Schifffahrt und der Entwässerung der Umgegend | 11,426,727 | „ |
| 4. Kosten für Anschaffung und Aufstellen der Dampfmaschinen | 19,850,000 | „ |
| 5. Kosten für Canal- und Weganlagen | 29,055,000 | „ |
| 6. Kosten für Trockenlegung und Erhaltung | 7,940,808 | „ |
| 7. Unvorhergesehenes u. s. w. 10 Proc. | 10,786,315 | „ |
| Zusammen | 119,697,000 | Gulden. |

Außer diesen Baukosten ist noch der Zinsverlust vom Baucapital während der sechszehnjährigen Bauzeit zu berücksichtigen, und zwar mit circa 27 Proc. desselben. Die Gesammtfläche des trockenzulegenden Geländes beträgt nach dem Regierungsentwurf 157,500 Hectare, wovon 108,000 Hectare sehr fruchtbaren Bodens. Nach Abzug der in die Entwässerungs- und anderen Anlagen fallenden Flächen bleiben 137,280 Hectare zum Verkauf übrig, und es betragen nun die Ausgaben pro Hectar 845 Gulden. Der Verkaufspreis wurde von den Concessionsinhabern zu 1280 Gulden pro Hectar angenommen, welche Summe nach dem Urtheil der Regierung als nicht zu hoch gegriffen bezeichnet werden kann, gestützt auf die neuesten Erfahrungen bei den Trockenlegungen im „Y" in Folge der Anlegung des neuen Nordseecanals. Nach Durchführung des ganzen Projects, wozu ein Zeitraum von längstens 16 Jahren in Aussicht genommen ist, kann das Königreich der Niederlande hoffen einen Gebietszuwachs von 1/10 des ganzen Landes zu erlangen, ohne nur einen Zoll breit fremden Landes zu annectiren, während durch das Entstehen neuer Städte und Dörfer der nationale Wohlstand unstreitig wachsen und die Bevölkerung mit circa 200,000 fleißigen und wohlhabenden Bürgern vermehrt werden kann.

— Von der Uebersetzung von Cameron's Reisewerk „Quer durch Afrika" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist im September der zweite ungleich interessantere, weil durchaus neue, bisher unbekannte Gebiete behandelnde Theil erschienen und damit das Buch abgeschlossen. Wir werden im nächsten Bande unserer Zeitschrift ausführlicher diesen zweiten Abschnitt der Reise behandeln.

---



---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. №18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

III.

So oft der Dampfer anhielt, um neues Brennholz einzunehmen, stieg André auf ein oder zwei Stunden an das Land, um zu botanisiren; an den Füßen hohe Stiefel, einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, die Büchse auf der Schulter und einen langen Stock in der Hand, um das Gebüsch damit zu sondiren, drang er zögernden Fußes und mit gespannten Sinnen in den Urwald ein. Denn man hatte ihn vor den Schlangen gewarnt. Vorsichtig durchmusterte er also das Gestrüpp, als er hinter sich einen tiefen, sonderbaren Ton vernahm und das Gras sich bewegen sah. Ein Sprung nach rückwärts und ein gewaltiger Stockschlag nach der verdächtigen Stelle sind das Werk eines Augenblicks, und triumphirend zieht er einen riesigen Ochsenfrosch (Rana mugiens) von mehr als Menschenkopfesgröße aus dem Grase hervor. Welche Beute brachte er von diesen kurzen Ausflügen mit! Hockos (Art Hühnervogel, Crax) mit schwarzem Gefieder und orangefarbigen Fleischauswüchsen, langhälsige Penelopes (Jaku, Gattung von Baumhühnern), Löffelgänse und große weiße Reiher tummeln sich in Massen dort, wo Strom und Urwald sich berühren. Schwärme von Papageien und geschwätziger kleiner grüner Sittiche lassen sich auf die Riesenbäume nieder; gelbe, schwarze und blaue Prachtmeisen und von Smaragden- und Rubinenglanz strahlende Kurukus (Seidenkuckucke) füllten die Jagdtasche André's und gelangten von da in Jean Noetzli's kunstfertige Hände, welcher ihnen das Fell abzog und mit Arsenikseife präparirte.

In diesem Alluvium entwickelt sich die Krautvegetation zu unerhörter Fülle. Man wandelt zuweilen zwischen zwei Mauern von Scitamineen (Heliconia und Phrynium, bananenartige Gewächse), deren große Blätter in Gestalt gigantischer Ruder sich oben zusammenschließen und das Tageslicht absperren; ihre Stämme erreichen mehr als 10 Fuß Höhe, eine Größe, von welcher man sich den Exemplaren unserer Treibhäuser gegenüber freilich keine Vorstellung machen kann. Nicht weniger schön sind die Aroïdeen, welche bis in die Gipfel der höchsten Bäume hinaufklettern. Eines Tages traf André zufällig mit einem Schuß seines Gewehres eine solche Pflanze, ein Philodendron mit handförmig gespaltenen Blättern, und gleich darauf fiel ihr rother, cylindrischer Blüthenkolben nebst Kelchsaum von anderthalb Meter Durchmesser krachend auf ihn herab.

In Puerto Nacional etwa unter 8° nördl. Br. lernte er ein schreckliches Thierchen kennen, welches er der Aufmerksamkeit seiner Nachfolger empfiehlt, die Ameise des Palo santo oder Vara santa, eines Baumes aus dem Genus Triplaris, welcher wegen des Schreckens, den er verbreitet, den Namen des „Heiligen" erhalten hat. André wollte gerade die niedlichen weißen Blüthen einer Schmarotzerpflanze und Zweige des Palo santo selbst pflücken, als er plötzlich an den Händen einen Schmerz wie von einem rothglühenden Eisen empfand und mehrere Minuten wie betäubt von animalischem Gifte dastand. Als er sich erholt hatte und näher zuschaute, fand er eine sehr lange Ameise von heller Rostfarbe; dieselbe gräbt sich in dem Mark der jungen Zweige Gänge und stürzt sich bei der geringsten Erschütterung des Stammes heraus, um den Feind anzugreifen.

Vom achten Breitengrade ab verengt sich das Bett des Magdalenenstromes wiederum und die Landschaft wird weniger öde und mehr belebt; in Santander, Luru und Paturia wird gehalten. Dann folgen Canaletas, San Pablo, die

Mündung des von Osten kommenden Rio Sogamozo und Barranca Bermeja, und gleich darauf passirt der Dampfer den siebenten Grad nördlicher Breite. Die Fahrt wird langweilig; langsam, schweigend durchschneidet das Schiff unter einer glühenden Sonne die ruhigen Gewässer. Das Thermometer zeigt im Schatten nie unter 28 bis 32 hunderttheilige Grade, und die Muskitos sind wahrhaft erbarmungslos. Zehn lange Tage sind schon in gleicher Einförmigkeit verstrichen, und alle Passagiere langweilen sich aufs Entsetzlichste; nur André und seinem Ausstopfer reichte die Zeit kaum hin, um Notizen zu machen, die gesammelten Pflanzen zu trocknen, die Vögel abzubalgen u. s. w.

So näherten sie sich Angostura oder der Enge von Naré unweit nördlich des sechsten Breitengrades, wo der ganze Strom in einem engen Bette eingeschlossen ist. Die Ufer sind herrlich, ganz bedeckt mit Bambus und einer Unmenge von Lianen, Ipomeen, Mucuna, Dalechampia u. s. w. In ganzen Wolken fliegen Cydimon-Schmetterlinge mit ihren schwarz-grünen Flügeln umher; Heliconien in zahlreichen neuen Formen zeigen sich, und eine merkwürdige, scharlachfarbene Passionsblume. Die Flußufer sind ganz mit abgestorbenem Holz und in den Strom gestürzten Bäumen bedeckt, in deren unentwirrbarem Durcheinander zahlreiche Schlangen hausen. Vom Schiffe aus sieht man sie sich um die Aeste winden, ohne ihrer habhaft werden zu können. Namentlich finden sich dort die drei Arten Equis, Cascabel und Coral, deren Biß angeblich in wenigen Minuten den Tod eines Menschen herbeiführt; aber alle fliehen vor denselben, und nur mit Mühe gelingt es André, für seine Sammlungen ein Exemplar der Korallenschlange zu fangen. Höher wird der Urwald, und seine Zweige halten die Sonnenstrahlen vollständig ab; da stößt der Naturforscher plötzlich auf eins „seiner Kinder“, eine Pflanze, die er zuerst vor zwei Jahren beschrieben und dem gelehrten Florentiner Botaniker Filippo Parlatore unter dem Namen Dieffenbachia Parlatorei gewidmet hatte. Es ist eine herrliche Land-Aroïdee mit dicken, schwarzgrünen, leuchtenden, wie gefirnißten Blättern. Sie enthält ein starkes Gift; wenn man den Blattstiel zerbricht, so entströmt demselben ein sehr beunruhigender Geruch nach Blausäure. In dem Dunkel des Waldes ist der Anblick dieser Pflanze fremdartig und schön zugleich; eine wahre Freude bereitete es André, „seine“ Pflanze an ihrem natürlichen Standorte zu beobachten. Auch eine Aristolochia mit schildförmigen Blättern (Aristolochia clypeata, s. Abbildung oben S. 262), ein zweites seiner Pathenkinder, findet er dort wieder, eine biegsame Liane, welche mit ihren graciösen fahlgrünen Blättern und großen weißen, braunroth gefleckten Blüthen die Stämme der Waldesriesen gefällig umzieht; und gleich darauf fällt seiner Flinte eine große, ihm neue Eidechse zur Beute, ein überaus eleganter Basilisk mit langem Körper, feinem, dreieckigem Schwanze, grün- und brauner, goldig schimmernder Haut und dachziegelartig angeordneten Schuppen. Aber anstatt des kurzen Eidechsenkopfes trägt er auf einer Art senkrecht stehenden Vogelhalses gefällig und stolz sein mit einem zackigen beweglichen Kamme geziertes Haupt.

Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa).

An der Einmündung des Rio Naré ist ein längerer Aufenthalt; der Dampfer fährt diesen Fluß etwa 20 Minuten weit bis Islitas, hinauf, kleinen Inseln, wo eine Art Hafen, und zwar der bedeutendste des ganzen Staates Antioquia, und einige elende mit Blättern gedeckte Schuppen die Stelle bezeichnen, wo die Straße nach Medellin, der Hauptstadt des Staates Antioquia, sich abzweigt, und wo Peone die dorthin bestimmten Waaren in Empfang nehmen und weiter transportiren. Von dort aus besucht man gewöhnlich das Dorf Naré, ein paar Dutzend elender Lehmhütten, welche mit Blättern der Taguapalme, welche das vegetabilische Elfenbein liefert (Phytelephas macrocarpa), gedeckt sind. Der zugehörige District aber hat doch eine Bevölkerung von 1540 Einwohnern. Die Hitze ist dort gewaltig; bei 162 Meter Meereshöhe ist die durchschnittliche Temperatur 27°. Naré ist entsetzlich ungesund, und mehr als ein Reisender hat dort schon sein Grab gefunden, angeblich in Folge des Flußwassers, welches indessen klar und rein aussieht.

Riesige gekrümmte Ficusstämme von 50 Meter Höhe strecken dort ihre mächtigen Wurzeln aus; an ihre hohen Zweige hängen Beutelstaare ihre langen Grassäcke, die ihnen zur Wohnung dienen und der Landschaft ein eigenthümliches Ge-

Feigenbaum vom Magdalenenstrome und Nester des Beutelstaares (Oriolus citrinus).

präge verleihen. Die Luft ertönt von dem Geschrei der Papageien und kleinen Sittiche und hoch oben fliegen, stets paarweise, große Aras (Guacamayos) von feuerrothem oder blaugelbem Gefieder. Schmarotzende Riemenblumen hängen an den Zweigen; zum ersten Male treten kleine Orchideen (Mesospinidium) auf, und Nachts lassen sich Heulaffen hören. Ein fast überwältigender Reichthum der Natur! Zum letzten Male vor Honda setzt sich der „Simon Bolivar" in Bewegung. Höher werden die Ufer, die Strömung schneller, und in der Ferne erspäht man die bläulichen Umrisse der Cordillere von Antioquia. Die Hütten der Eingeborenen, an denen man nun vorbeifährt, bestehen stets aus vier Pfählen, welche mit Blättern der Heliconia, hier männliche Banane genannt, gedeckt sind; die Wände bestehen aus gespaltenem Bambus. Drei Steine, um den Kochtopf darauf zu stellen, ein oder zwei Hängematten, einige Angelhaken, ein Blaserohr, um Vögel zu tödten, und ab und zu eine elende Steinschloßflinte aus Lüttich bilden das gesammte Mobiliar der Behausung, in deren Schutze Mann, Weib und Kinder in stetem Nichtsthun dahinleben. Einige Fruchtbäume (Breiapfel-, Kokosnuß-, Brot-, Melonenbäume und dergleichen) nähren sie, ferner Manioc und Bataten, ab und zu ein Stück Wild oder Fisch. Die Ueppigkeit der Vegetation überhebt sie jeder Arbeit: überall wächst die Kaffeestaude;

Hütten und Eingeborene am unteren Magdalenenstrome.

ohne Unterlaß trägt der Orangenbaum seine köstlichen Goldäpfel; ohne Zuthun des Menschen ranken sich Kürbispflanzen um die nächsten Bäume und liefern ihm Krüge und Schalen, und das Zuckerrohr dauert hier ein Vierteljahrhundert aus, ohne erneuert werden zu müssen. Aber all der Reichthum liegt unbenutzt da, und die Entvölkerung nimmt zu, während das Thal des Magdalenenstromes allein vielleicht fünfzig Millionen Menschen ernähren könnte (ganz Columbien zählt heute wenig über 3 Millionen). Die Kinder fressen aber Erde und kriegen davon scheußlich entstellte Bäuche; die Erwachsenen arbeiten fast nichts und sammeln nur ein wenig Holz, das sie an die Dampfer für Branntewein verkaufen, oder einige Säcke voll Früchte der Tagnapalme. Von Cultur und Industrie keine Spur! Und doch befindet man sich auf der großen Straße nach der Landeshauptstadt, auf einer herrlichen Wasserstraße, die seit 25 Jahren von Dampfern befahren wird und in kaum einem Monat von Europa aus zu erreichen ist.

Immer schneller wird die Strömung, das Flußbett schmaler, und mehrere kleinere Stromschnellen werden passirt. Doch die letzte vor Honda ist die schlimmste, und bis dahin hat nur ein einziger Dampfer der Gesellschaft, die „Confianza", dieselbe nehmen können. Aber der Capitän will das Wagstück versuchen und läßt die Feuer unter den Kesseln nach Möglichkeit vergrößern. Mit aller Macht dreht sich das Rad, aber es gelingt nicht, das Schiff vorwärts zu bringen. Aengstlich drängen sich die Passagiere zusammen und hoffen, daß man sie auf Flößen nach Honda bringen wird; aber der Capitän läßt 180 Pfund auf die Ventile legen. Wie rasend arbeitet nun das Rad, das ganze Schiff erzittert, dringt etwas vor, wird aber sofort wieder etwas zurückgetrieben. „Bindet die Ventile zu!" schreit der Capitän; „Vor-

ITINÉRAIRE DU VOYAGE
de Mr ED. ANDRÉ
dans l'Amérique équinoxiale
1875-1876

3e Carte

COLOMBIE
de Honda à Bogotá, les Llanos et Guataqui

Kilomètres
5 10 20 30 40 50

Itinéraire

Gravé par Erhard

Karte von Ed. André's Reise im mittlern Columbia.

wärts! der „Simon Bolivar" weicht nicht zurück!" — und diesmal gelingt es — die gefährlichste Schnelle wird unter dem Hurrah der Mannschaft passirt, und wenige Minuten später lag das Schiff bei Caracoli unweit Honda. — Honda (unter 5° 11′ nördl. Br.) ist ein kleiner Ort aus den ersten Zeiten der spanischen Eroberung; schon 1643 wurde er als Stadt bezeichnet. Seine Existenz hängt stets von seinem Handel mit Bogotá ab, dessen natürlichen Hafen am obern Magdalenenstrom es abgiebt. Früher besaß es einige interessante Baulichkeiten, aber zugleich in den Vulcanen Tolima und Ruiz unangenehme Nachbarn: im Jahre 1805 hat ein Erdbeben die Stadt fast gänzlich zerstört. Anfangs war sie Hauptort einer Provinz, dann eines Cantons; heute ist sie auch letzteres nicht mehr, und die Bevölkerung ihres Districts beläuft sich auf noch nicht 3000 Einwohner. Die alten Häuser Hondas bergen ziemlich geräumige Magazine und Lager, in denen einige reiche Kaufleute den ganzen Handel gewissermaßen monopolisiren, wie sie ein Gleiches mit der Schifffahrt auf dem Magdalenenstrome durchgesetzt haben.

Honda liegt 210 Meter über dem Meere und hat die sehr hohe mittlere Temperatur von 29½°. Keine Brise erfrischt die Luft in dem allseitig geschlossenen Kranze von Bergen, welcher den Ort umgiebt; aber trotzdem sind die dortigen Gesundheitsverhältnisse nicht schlecht. Es mündet

Brücke über den Rio Guali in Honda.

dort der in der Central-Cordillere entspringende Rio Guali, über welchen zwei Brücken führen, eine erst unlängst erbaute eiserne und eine hölzerne, deren Abbildung wir geben. Der Guali ist mehr ein Gießbach als ein Fluß; sein von Felstrümmern übersäetes Bett war am 13. December, also zur Sommerszeit, fast trocken. In der Nähe, in der Quebrada Seca (d. i. der trockenen Schlucht) findet man Asphalt und in der Mesa de Palacios Bittersalz.

Die Dampfer legen nicht in Honda selbst an, sondern bei der „Bodega de Bogotá" am rechten Stromufer, zwei Kilometer vor der Stadt, weil sie die nur für Canoes passirbare, unter dem Namen „Salto de Honda" bekannte Stromschnelle nicht überschreiten können. Gegenüber jener Bodega liegt am linken Ufer Caracoli, wo ebenfalls ein Magazin steht und von wo ein staubiger Weg südlich über hügelige magere Weideplätze und trockenes Gestrüpp in die Stadt führt. Als sich André dorthin begab, um den Herren Bengoechea, den Hauptkaufleuten daselbst, seinen Empfehlungsbrief zu übergeben, wurde er von dem traurigen Aussehen der Straßen und Häuser unangenehm überrascht. Nach den ersten paar Schritten durch diese erstorbene Stadt, wo sich die ganze Industrie darauf beschränkt, die Producte der Umgegend, namentlich Ambalematabak, und die von Europa importirten Waaren aufzustapeln, begreift man, daß sie nie ihre frühere Betriebsamkeit wieder erlangen wird, wo sie noch die Niederlage für alle die zahlreichen Sendungen abgab, welche von Quito auf dem Magdalenenstrome nach dem Atlantischen Ocean gingen. Die Häuser sind aus Stein und mit Ziegeln gedeckt; mehrere, welche das rechte Ufer des Rio Guali beherrschen und das Erdbeben wohl überdauert haben, besitzen festungsähnliche Mauern und Strebepfeiler: alles deutet darauf hin, daß der Ort einst ein wichtiger

Stützpunkt für die Herrschaft der Conquistadores gewesen ist. Heutigen Tages aber wächst Gras in den Straßen, und nur wenige Menschen wandern schweigend unter dem glühenden Himmel dahin. Der größte Theil des dortigen Handels wickelt sich nicht in Honda, sondern in Caracoli und der Bodega de Bogotá ab. Ebenso ist Pescaderias oder Bodeguitas, welches am rechten Ufer und der Mündung des Guali gegenüber liegt, ein Ausgangspunkt der Arrieros und der nach der Landeshauptstadt bestimmten Maulthierkarawanen. Doch zieht es Jedermann, wenn irgend möglich, vor, direct von der Bodega und ohne Honda zu berühren nach Bogotá aufzubrechen. Auch André und seine Gefährten traten von dort aus ihre Reise in das Innere des Landes an.

---

# Rumänische Hochzeitsbräuche im Banate (Ungarn).

Eine ethnographische Skizze von Prof. J. H. **Schwicker** in Budapest.

## II.

Der Verlobung folgt nach kurzer Frist die größere Festlichkeit, die Hochzeitsfeier selbst. Dieses Fest wird fast allgemein am Sonntage abgehalten und dauert durch drei und mehr Tage. Der hierbei getriebene Aufwand ist für den Rumänen oft der Anstoß zum materiellen Ruin. Die meisten Erfordernisse zu einer solchen Festlichkeit mangeln im Haushalte des gemeinen Mannes; er muß dieselben kaufen, und wo? Beim jüdischen Kleinkrämer des Dorfes. Bargeld besitzt der Rumäne auch nur selten; er verpfändet deshalb dem Juden die künftige Ernte. Die Folgen solchen Gebarens sind leicht einzusehen, werden aber vom Rumänen nicht bedacht; denn ihn charakterisirt neben anderen tadelswerthen Eigenschaften auch ein seltener Leichtsinn. Sorge für die Zukunft kennt er nicht und geht so häufig dem bittersten Elende entgegen. Da fährt Einer z. B. nach der Stadt, um auf dem Jahrmarkte sein Getreide zu verkaufen, damit er die Steuerschulden abtragen könne. Die eingelösten Gulden „brennen" aber in seinen Händen, er setzt sich hin und verschlemmt Alles bis zum letzten Kreuzer. Morgen kommt dann der Steuerexecutor und setzt ihn auf die Gant.

So geht es auch beim Hochzeitsfeste. Da wird gezecht, geschmaust, geschwelgt, der letzte Bissen verpraßt und hinterdrein kommt Mangel und Noth. Allein nicht nur materiell ruiniren diese Hochzeitsgelage das rumänische (und serbische) Volk; sondern sie wirken auch demoralisirend. Man kann sich von dem Grade der Ausschweifungen bei solchen Bacchanalien nur schwer einen Begriff machen; manche Mutter beklagt nach dem Feste den Verlust ihrer eigenen Gesundheit und die verlorene Ehre ihrer Tochter.

Die Einladungen zum Feste geschehen durch junge Weiber und Mädchen oder man sendet dem Einzuladenden als Zeichen des Willkomms einen Apfel ins Haus.

Die männlichen Gäste versammeln sich im Hause des Bräutigams, von wo der Zug unter Musikklängen und Jubelgeschrei nach der Behausung des Mädchens geht. Der „Brautführer" trägt ein Schaff voll Wasser, das er bei Ankunft im Hause der Braut vor die Thür des Zimmers stellt, in welchem man die Braut verschlossen hält. Alsdann fragt er die Hausleute: „Habt Ihr kein Rind (!) zu verkaufen?" „Ja." — „So laßt es mich sehen." — „Nicht eher, bis Du es ausgezahlt." — „Was kostet's?" — Nun wird um den Auslöspreis gehandelt, den der Brautführer erlegen muß. Dann öffnet sich die Thür und jeder Eintretende wirft als Geschenk ein Geldstück in das Wasserschaff. Ein Frühstück, bestehend in Slibowitza (Zwetschenbranntwein) und Hochzeitskuchen, folgt darauf. An anderen Orten holt der Brautführer allein die Braut ab, die er mit Lösegeld erkaufen muß, und führt sie unter Musikschall dem Bräutigam zu, der mit den Trauungszeugen und Gästen in der Kirche ihrer harrt. Ja von einigen Orten erzählt man, daß vor der Vermählung ein Scheinraub der Braut stattfände, zur Erinnerung — an den Raub der Sabinerinnen.

Der Zug in die Kirche geschieht gewöhnlich zu Wagen. Die Braut trägt einen Schleier, der nach vollzogener Vermählung um Hals und Brust geschlungen und rückwärts zu einem Knoten geschürzt wird, den am Abend nur der Bräutigam lösen darf. Diese Sitte gemahnt an die römische Braut, deren Lenden ein Gürtel von weißer Wolle, vorn in einen Knoten geschürzt, umschlang und über deren Haupt ein gelber Schleier herabhing, den nur der Bräutigam aufheben durfte. Die Pferde der rumänischen Hochzeitswagen sind mit Bändern und Tüchern reich geschmückt, vom Wagen der Braut flattert eine bunte Fahne, die nachher am Dache des Hochzeitshauses aufgesteckt wird; Jubelgeschrei, Musik und Dudelsackgepfeife erfüllen die Luft. In einigen Ortschaften ist es Sitte, daß die Braut stehend, mit ihrem Rücken an ihre „Beistände" (Trauungszeugen) gelehnt, zur Kirche fährt. Vor dem Gotteshause lockern Braut und Bräutigam alle Bänder und Knöpfe an ihren Kleidern, so daß diese lose um den Körper schlottern. Die Ursache dieses sonderbaren Gebrauches ist nicht bekannt.

An den Act der Vermählung selbst, dessen kirchlich-rituelle Seite uns hier nicht berührt, knüpft sich gleichfalls mancherlei Aberglauben. Wer unter dem Segen des Priesters dem andern Theil auf den Fuß tritt, behauptet in der Ehe die Herrschaft. Hinter dem Brautpaare halten die „Beistände" brennende Wachskerzen; nach der Ceremonie ermittelt man, wessen Kerze tiefer niedergebrannt ist; dieser Theil wird früher sterben u. s. w. Während der Trauungsceremonie in der Kirche bilden die jungen Bursche und Mädchen vor dem Gotteshause einen Kreis und tanzen beim Schrillen einer Fidel oder dem Quieken des Dudelsackes die „Hora", einen Nationaltanz, wobei sämmtliche Tanzende einander um Schulter und Lenden fassen und im geschlossenen Ringe auf- und niederschweben.

Ist die kirchliche Trauung zu Ende, dann beginnt der unvermeidliche Wagencorso, der oft bis zum Nachbardorfe ausgedehnt wird. Unter Jauchzen, Schreien, Peitschenknall, Pistolenschüssen und Musikklängen macht das wilde Wagenheer die Runde, bis die gehetzten Pferde schäumen, die Tschutora (hölzerne Weinflasche) leer ist und die trockenen, heiseren Kehlen an die Heimkehr mahnen.

Im Hause des Bräutigams angekommen stellen sich Braut und Bräutigam zu beiden Seiten der Hausthür auf; ihnen reihen sich dann ebenfall links und rechts die Gäste an, um der „Brauteinführung" beizuwohnen. Die Mutter des Bräu-

tigams reicht nämlich dem jungen Weibe Brot, Salz und eine Flasche Wein zum Willkomm und Zeichen künftiger Hausgenossenschaft mit dem Wunsche, daß es dem jungen Paare niemals an den gereichten Gottesgaben fehlen möge. Sodann löst sie den wollenen Leibgürtel, den alle rumänischen Weiber tragen, umschlingt damit die Neuvermählten und zieht sie mit dem mütterlichen Bande ins Haus hinein, während die Gäste beiderseits auf den Bräutigam losschlagen, ihm anzudeuten, daß der Ehestand oft auch ein „Wehestand“ sei; zugleich müssen aber auch sie über ein gefülltes Wasserschaff voltigiren oder doch ihren Eingangszoll in eine bereitgehaltene, mit Wasser oder Asche gefüllte Mulde werfen. Im Zimmer giebt man der Braut einen Stuhl und legt ihr einen nackten Knaben in den Schoß, damit sie vor Allem männliche Kinder gebäre.

Beim Mittagstische, dem eine tüchtige Schnapscollation vorangeht, ist vielen Orts das Brautpaar nicht zugegen; häufig darf aber (im Gegensatze zu dem deutschen Gebrauche) nur die Braut bei Tische nicht anwesend sein; sie empfängt abseits die etwa noch ankommenden Gäste mit einem Kusse, wofür man ihr ein kleines Geschenk verehrt. Zu gleichem Zwecke erscheint sie auch zeitweise an der Tafel, wo sie ebenfalls Küsse gegen Geldgaben austauscht. Daß bei diesen Festen Mäßigkeit nicht waltet, haben wir schon betont; ebenso kennt der Rumäne noch wenig von Tischordnung und Messer und Gabel sind zumeist überflüssige Geräthe. Den Beschluß des Mahles bildet Schafkäse mit Branntwein (gewöhnlich aus Mais oder Roggen bereitet); erst dann kommt der Wein, bei dem das Schwelgen bis zum Abend fortdauert. Während der Mahlzeit werden auch Toaste ausgebracht und Lieder gesungen.

Das „Jungvolk“ verläßt aber bald Essen und Trinken; schon ruft die Fidel zum Tanze. Der rumänische Nationaltanz ist zumeist Reihentanz, seltener tanzen einzelne Paare allein. Im Reigen besitzt aber dieser Tanz anmuthige Formen: verschlungene Bewegungen wechseln ab mit Umdrehungen oder mit Beugungen des Oberkörpers, wobei die Füße im lauten Gestampfe den Tact treten. Dazu begleiten die Bursche die Fideltöne oder das Gegurgel des Dudelsackes mit kurzstrophigen Liedchen, ähnlich den „Schnadahüpferln“ des Aelplers. Wer mit der Braut tanzen will, muß diese Ehre gegen Mehrbietende erkaufen, auch zeigt man beim Tanze den Gästen die Geschenke, welche der Bräutigam gemäß den bei der Verlobung festgestellten Bedingungen seiner künftigen Ehehälfte überreicht hat.

Im Laufe des Nachmittags wird die Tanzunterhaltung dadurch unterbrochen, daß die gesammten Hochzeitsgäste mit dem Brautpaare und den Musikern einen Rundgang durch das Dorf machen, wobei dem neuvermählten Paare Geflügel und allerlei Backwerk vorangetragen wird. Ein nicht endenwollendes Jubelgeschrei durchschallt die Luft, vermischt mit lärmendem Gesang und abwechselnd mit Tanz und Branntweingenuß. Diese bacchanalischen Umzüge bestanden auch bei der altrömischen Hochzeit, wo gleichfalls der Braut ein Mehlkuchen vorangetragen ward. Die überwallende Freude fühlt sich beengt in den Pfählen des Hauses, sie drängt nach außen, um die ganze mitwohnende Nachbarschaft daran Theil nehmen zu lassen.

Die zurückkehrenden Gäste erwartet ein reichliches Abendbrot, die Jugend aber setzt den Tanz fort bis zur Mitternacht. Die Männer hocken beim Glase oder greifen zu abgenutzten Karten; Wein und Spiel erhitzen die Köpfe und da der Rumäne ohnehin händelsüchtig ist, so bildet nicht selten eine allgemeine Schlägerei den Schlußact des Festes. Die Weiber dagegen weilen draußen in der Küche um den niedrigen Herd, nippen häufig aus dem Töpfchen mit dem berauschenden Safte, erzählen von Freud und Leid, bis die Zunge den Dienst versagt und nur die reiche Thränenfluth das selige Behagen dieser gedrückten Geschöpfe erkennen läßt.

Um Mitternacht begiebt sich das junge Ehepaar nach dem Schlafgemache. Voran geht die „Brautmutter“, die gleich der römischen Pronuba das Ehebett zurecht richtet und der jungen Gattin Muth einflößt. Beim Weggehen wirft sie ein Geldstück ins Bett mit dem Wunsche: „Ich gebe Euch wenig; Gott möge Euch mehr geben!“ Der Abgang des Brautpaares stört aber das Vergnügen der Gäste nicht; diese setzen das Gelage und Schwelgen fort, so lange ihnen nur etwas Genießbares geboten wird.

An manchen Orten des Banates wird die Hochzeitsfeier im Vaterhause der Braut abgehalten. Abends nimmt dann die Braut von ihren Eltern Abschied und begiebt sich in Begleitung sämmtlicher Gäste unter Jubel und Musik nach der Behausung des Bräutigams. Hier angekommen hebt sie der Schwiegervater oder sonst ein naher Verwandter vom Wagen, stellt sie auf einen in der Mitte des Hofes bereitstehenden Tisch, dreht sie daselbst dreimal herum und nimmt sie wieder herab. Hierauf bekommt sie ein Messer, womit sie einem Kalbe, Schafe oder Schweine ein Stück Ohr abschneidet, um diese Thiere als ihr Eigenthum zu bezeichnen. Braut und Bräutigam nehmen dann jedes ein Laib Brot, ein Gefäß mit Salz und eine Flasche Wein in die Hand; die Gäste aber legen ihnen ein Pferdegeschirr auf als Symbol gemeinsamer Arbeit in der Zukunft, und treiben sie auf solche Weise unter Jauchzen in die Stube und hier dreimal um den Tisch, auf welchen beide Neuvermählten Brot und Salz niederlegen.

Nach vollbrachtem Schmaus und Tanz führt die „Pronuba“ die jungen Gatten in die Schlafkammer; der „Beistand“ nimmt aber einen halb mit Wein oder Wasser gefüllten Topf und schleudert ihn an die verschlossene Thür der Brautkammer, daß er unter lautem Krach in tausend Trümmer fliegt. Man will damit andeuten, daß durch die Heirath das Leben der Jungfrau und des Jünglings beendigt wird. So erhält auch der Bräutigam beim Abholen der Braut aus ihrem Vaterhause einen Topf, den er zur Erde wirft, was man dahin deutet, daß gleich den auseinanderfliegenden Scherben auch die etwaigen Liebhaber der Braut auseinanderstieben mögen.

Die Hochzeitsfeier im Hause der Braut war auch bei den Römern üblich. Vom Schoße der Mutter führte der Jüngling die Braut in sein Haus; dies geschah bei Nacht; zwei Jünglinge trugen ihnen die Fackeln vor, ein dritter folgte mit einem Schmuckkästchen, dann Mägde mit dem geschmückten Kleide der Hausfrau und ihrer Spindel. Verwandte, welche Hochzeitsgeschenke trugen, beschlossen den Zug. In ganz ähnlicher Art geht der rumänische Brauteinzug vor. Es werden aus dem väterlichen Hause der Braut nicht bloß die Kleider, sondern auch die Mitgift nachgetragen. Im Banate besteht letztere gewöhnlich in einem Stück Rindvieh, dann in Schafen, Schweinen, in Leibwäsche, Küchenutensilien; öfters kommt auch noch der Webstuhl und stets der Rockenstock mit der Spindel, der wahren Zierde rumänischer Weiber, hinzu.

Das Haus des römischen Bräutigams war mit Blumen und weißen wollenen Bändern, den Zeichen der Freude und des Friedens, geschmückt; auch bestrich man abergläubisch die Thüren mit Wolfsfett. Die Brautführer trugen die Braut ins Haus (beim Rumänen thut das der Schwiegervater) und sie grüßte ihren Mann mit folgenden Worten:

„Wo du Cajus bist, bin ich Caja.“

So nahm die römische Neuvermählte Besitz von allen Rechten einer Ehefrau; sie erhielt die Schlüssel und man brachte ihr Feuer und Wasser dar. Beim darauf folgenden Schmause

ertönten Musik und fröhliche Hymenäen; vor der Brautkammer aber, wohin das neue Paar von einer Matrone, der Pronuba, geführt worden war, erklang von einem Chor junger Mädchen der Hochzeitsgesang (epithalamium). Wie aber im häuslichen Leben der Römer die Gattin nur die gehorsame Dienerin des Hausherrn und die abhängige Pflegerin seiner Kinder war; so hält auch der Rumäne zuweilen, ehe er sich der ehelichen Rechte bedient, eine pathetische Anrede an die junge Frau über die völlige Abhängigkeit von ihm, über den Gehorsam, den er erwartet, und über die Sorge, welche sie für das Hauswesen und ihre künftigen Kinder tragen soll.

Nach der rumänischen Hochzeitsfeier wird jedem Gaste noch ein kleiner Kuchen ins Haus geschickt gleich dem römischen Hochzeitskuchen (mustaceum), der an die Freunde der Braut und des Bräutigams vertheilt wurde, wenn sie das Hochzeitsfest verließen. Er bestand aus Mehl, das mit jungem Wein oder Most, Käse und Anis geknetet war, und wurde auf Lorbeerblättern gebacken. Ein ganz ähnliches Backwerk bereiten die Rumänen auch heute noch. So trifft man denn beim rumänischen Volke auf viele Reste altrömischer Sitten und Gebräuche.

Mit dem Ende des Hochzeitsfestes beginnt die schwere Prosa des Lebens, in die beim Rumänen dieses Fest noch lange als einziger Lichtblick durschimmert. Der Rumäne genießt bei seinem Maisbrote in der Regel nur wenig heitere Stunden und sind ihm darum selbst die Ausgelassenheiten seiner spärlichen Freude minder hoch anzurechnen. Seit Jahrhunderten verwahrlost, als Hirtenvolk zumeist in Wald und Gebirge lebend, blieb das begabte rumänische Volk auf einer bedauerlich niedern Stufe der Cultur. Heute streben allerdings einzelne „Führer“ die Sünden der Vergangenheit zu heilen. Die Rumänen Siebenbürgens und Ungarns verdanken diesbezüglich vieles dem verstorbenen Erzbischofe von Hermannstadt, Freiherrn v. Schaguna, der für seine Nation auf dem Gebiete der Kirche und Schule Namhaftes gewirkt hat. Die Rumänen besitzen in Siebenbürgen und Ungarn mehrere Gymnasien, haben auch eine literarische Gesellschaft und eine größere Anzahl politischer und anderer Zeitschriften. Was aber dem Volke vor Allem Noth thut, das sind gute Elementarschulen, welche das gemeine Volk aus dem Schlamme der Unwissenheit und des Aberglaubens herausführen zu einem vernünftigen, menschlichen Dasein. Nur eine zunehmende Volksbildung kann auch jene anderen Uebel heilen, an denen das rumänische Volk in Ungarn krankt und die es verursachen, daß die Zahl der Geburten von der Summe der Todesfälle in auffälliger Weise übertroffen wird.

---

# Die Pima-Indianer in Arizona.

Von **John A. Spring** in Tucson.

## I.

### Ihre Geschichte und Traditionen.

Die Pimas haben bloß undeutliche Begriffe und mangelhaft von Vater auf Sohn übergegangene Berichte über die Thaten ihrer Vorväter; auch haben diese ererbten Erzählungen in ihrer wiederholten Uebermittelung bedeutend an Positivität eingebüßt, so daß sie jetzt kaum als zuverlässig betrachtet werden dürften. Ihre Erzählung von der Erschaffung der Welt ist confus, und einige Stämme glauben an eine von den Anderen ganz verschieden erzählte Schöpfungsgeschichte. Die von den Meisten als richtig angesehene Tradition lautet, daß das erste Geschöpf eine Spinne war, die ein großes Netz spann, aus welchem im Laufe der Zeit die Erde entstand; daß das höchste Wesen oder der Schöpfer aus seinem Halse einen Nerv nahm und daraus einen Mann und ein Weib schuf und daß die ersten menschlichen Wesen am Salz-Flusse, nahe dem jetzigen Berge Mc Dowell im Territorium Arizona, lebten. Diese Leute, so lautet die Tradition weiter, vermehrten sich sehr schnell und bevölkerten bald die Thäler des Gila- und Salz-Flusses. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Pima- und Papago-Indianer, welche dieselbe Sprache sprechen und in ihren Sitten und Gebräuchen sich fast gar nicht unterscheiden, die Abkömmlinge jener ersten Bewohner dieser Gegend, obschon sie in ihren Berichten über den Ursprung ihrer Stämme sich bedeutend widersprechen. Beide erzählten von einer riesigen Ueberschwemmung (Sintfluth); aber jeder weiß von einer verschiedenen Art und Weise, wie seine Stammeltern die Gefahren derselben vermieden hätten.

Die Pimas behaupten, daß das Kommen der Fluth den Adlern wohl bekannt war, indem diese Vögel, in höchster Höhe kreisend, die Sturmwolken sich sammeln sahen. Einer dieser Adler, der den Pimas wohl geneigt war, kam zu dem ersten Propheten des Stammes und warnte ihn vor dem kommenden Unglück, ihm rathend, dagegen seine Vorbereitungen zu treffen. Zu derselben Zeit wurde ein anderer Prophet in derselben Weise gewarnt, jedoch durch einen schlauen Coyote (Präriewolf). Der erstere und seine Anhänger beachteten die Rathschläge des Adlers nicht, jedoch letzterer, die Schlauheit des Wolfes wohl kennend, faßte Zutrauen zu dessen Gefahr witternder Weisheit, baute unverzüglich ein großes Schiff und traf die nothwendigen Anstalten, um von allen damals bekannten Thieren einige zu retten. Die Papagoes behaupten, die Abkömmlinge derjenigen zu sein, die den Rath des Wolfes befolgten, während die Pimas von der Partei des ungläubigen Propheten abstammen, welcher, obschon der warnende Vogel zum zweiten Male vor ihm erschien, auf seiner Hartnäckigkeit bestand. Endlich kam der Adler zum dritten Male vor die Hütte des Propheten, schlug mit seinen Flügeln heftig gegen dessen Thür, verkündete mit wildem Schrei das Herannahen der Fluth und flog kreischend davon. Mit einem Male erhoben sich mächtige Sturmwinde, der Regen floß in Strömen vom Himmel, Donner und Blitz waren furchtbar und die schwärzeste Finsterniß senkte sich herab. Alles auf der Erde wurde durch diese Ueberschwemmung zerstört und alle Pimas kamen um, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Sö-hö, eines guten und tapfern Indianers, der durch specielle Gunst des Großen Geistes gerettet ward.

Der Prophet, welcher sich die Worte des Wolfes zu Herzen genommen und danach gehandelt hatte, trat beim Heran-

nahen des Sturmes in sein Schiff; dieses fuhr unbelästigt über die schwellenden Fluthen und landete, als das Wasser sich senkte, auf dem Berge Santa Rosa. Auch der Wolf kam mit dem Leben davon, indem er in ein großes Rohr kroch, dessen Enden er mit einer harzigen Substanz wasserdicht verschloß. Die Papagoes unserer Tage glauben, daß der auf dem Schiffe gerettete Prophet ihr Vorvater war, und besuchen jedes Jahr den Berg und das kleine Dörfchen Santa Rosa in Arizona zur Erinnerung an die glückliche Rettung des Erzeugers ihres Stammes. Auch wird kaum ein Papago einen Coyote tödten.

Die Pimas halten sich für Abkömmlinge des erwähnten Sö-hö, dessen Nachkommen das Gila-Thal zu ihrem Wohnsitz erwählten, woselbst sie sich schnell vermehrten. Einer der von Sö-hö direct abstammenden Häuptlinge, König Si-va-no, baute die Casas grandes (großen Häuser) am Gila-Flusse. Hier regierte er über ein großes Reich, lange, lange bevor die Spanier kamen. König Si-va-no war sehr reich und mächtig; er hatte viele Weiber, die ihrer Schönheit und Geschicklichkeit in verschiedenen Arbeiten halber, besonders im Verfertigen irdener Töpfe [1]) und ki-hos [2]), im ganzen Lande bekannt waren.

Die Unterthanen dieses Königs wohnten in einer großen Stadt nahe diesen Casas grandes und bearbeiteten das Land in weitem Umkreise. Sie gruben große Canäle, vermittelst welcher sie das Wasser des Gila-Flusses auf ihre Felder leiteten, und erfreuten sich reichlicher Ernten. Ihre Weiber waren tugendhaft und arbeitsam; sie spannen ihre Baumwolle und machten Kleider; sie sammelten den Bast der Bäume und flochten Körbe; und ihre irdenen Gefäße zeichneten sich durch elegante Formen und Dauerhaftigkeit aus.

Das Reich des Königs Si-va-no bevölkerte sich in solchem Grade, daß eine theilweise Auswanderung für nothwendig befunden wurde. Ein Sohn des Königs ging deshalb mit vielen Anhängern in das Thal des Salz-Flusses, woselbst er ein neues Reich gründete, welches bald zur höchsten Blüthe gelangte. Seine Bewohner wurden so reich, daß sie Schmucksachen und kostbare Steine trugen und endlich für ihren Fürsten einen prachtvollen Thron errichteten. Dieser war ganz aus großen blauen Steinen verfertigt (wahrscheinlich Silber- oder Kupfererz). Im Laufe der Zeit nun kam eine Frau auf diesen Thron. Sie war sehr schön und viele der Krieger bewarben sich um ihre Gunst; sie schlug jedoch alle Anträge ab und schien ihre ganze Liebe einem gezähmten Adler geschenkt zu haben. Die abgewiesenen Bewerber, auf den Adler eifersüchtig, beschlossen ihn zu tödten. Er aber, schlauer Vogel, der er war, bemerkte ihre Absichten, sagte seiner Herrin Lebewohl und flog fort in der Richtung der aufgehenden Sonne, nachdem er Vernichtung allen denen gedroht hatte, die ihm nach dem Leben trachteten. Als die Königin, die sich nach der Flucht des Adlers verheirathet hatte, starb, fiel die Herrschaft in die Hände ihres Sohnes, eines schwachen und unfähigen Kindes, während dessen Regierung der Adler seiner Mutter zurückkehrte und mit sich

[1]) Man findet heute noch häufig zerbrochene Töpfe in Scherben verschiedener Größe, wonach man auf äußerst graciöse Formen der Gefäße schließen kann. Auch beweist die Malerei (meistens schwarz) an der Außenseite, daß diese Völker viel auf symmetrische Formen hielten. Die meisten Dessins sind geradlinige ineinandergreifende Figuren, mit der größten Präcision ausgeführt.

[2]) Ki-hos sind Körbe, die je nach ihrer Form auf dem Kopfe oder auf dem Rücken getragen werden. Deren Anfertigung wird noch heute von den Pima-Weibern emsig betrieben. Sie werden meistens aus den am Gila-Flusse wachsenden Weiden und dem Baste verschiedener Bäume geflochten und dann mit schwarzen, blauen und rothen Figuren verziert. Viele dieser Körbe sind vollkommen wasserdicht.

die Spanier in seine Heimath brachte. Diese kamen gut bewaffnet, und damals sahen die Pimas zum ersten Male ein Pferd.

Die Spanier näherten sich in drei starken Colonnen: eine den Lauf des Gila-Flusses verfolgend, eine andere kam vom Norden und die dritte vom Süden. Diese Truppen merkwürdig aussehender blasser Männer erschreckten die Pimas, und da sie keinen fähigen Anführer, auch keine kriegsgerechten Waffen hatten, unterlagen sie bald den fremden Eindringlingen. Diese verwüsteten das ganze Land, tödteten die meisten Einwohner und zerstörten ihre großartigen Bauten. Der Thron des Königs wurde in kleine Stücke zerschlagen; die Vögel des Himmels kamen und verschluckten die kleinen Steinchen, die sie dann später wieder ausspuckten, wo sie sich eben befanden. Das ist der Grund, sagen die Pimas, warum diese blauen Steine nur sehr selten und an ganz verschiedenen Orten gefunden werden. (Der Pima, welcher einen findet, betrachtet sich als den glücklichsten Menschen und trägt ihn als Talisman an seinem Körper.) Nur wenige der Pimas entrannen dem allgemeinen Blutbade, und diese flüchteten sich in die Berge, von wo sie erst ins Thal zurückkehrten, als die Spanier abgezogen waren. Sie fanden, daß all ihr Reichthum verschwunden war, daß ihre Angehörigen und Freunde entweder ermordet oder weggeschleppt, ihre Dörfer in Ruinen lagen und ihre Felder verwüstet waren. Einige der Ueberlebenden, in der Hoffnung, ihre Brüder zu befreien, folgten den Spaniern bis Sonora nach, wo sie sich dann niederließen und wo ihre Abkömmlinge bis zu diesem Tage leben. Die Uebrigen blieben im Thale des Salz-Flusses, widmeten sich dem Ackerbau und vermehrten sich nach und nach wieder.

So weit die Traditionen der Pimas. Das Folgende ist eine Beschreibung des von ihnen erbauten „großen Hauses" (casa grande), das der Wohnsitz des Königs Si-va-no gewesen sein soll und dessen ziemlich gut erhaltene Ruine beweist, daß dieses Haus vier Stockwerke besaß, von denen drei noch ganz dastehen, während das vierte nur noch stellenweise vorhanden ist. Das Haus war im Viereck gebaut; jeder Stock hatte fünf Zimmer, je ein großes auf der Vorder- und Rückseite und drei kleinere in der Mitte. Das angewandte Material war Lehm und Cement (nicht an der Sonne getrocknete Ziegel, die jetzt allgemein angewandt werden). Die Mauern waren sehr gut gearbeitet, indem heute noch der Bewurf an den meisten Stellen zu sehen ist, ja sogar noch die Striche der Finger, was beweist, daß keine Maurerkelle bei der Arbeit geholfen. Das Dach und die Decken sind längst eingefallen; an einigen Stellen jedoch stehen noch kurze Stücke der Balken hervor, die die Decken trugen. Diese Balken sind aus Tannenholz, und da in einem Umkreise von wenigstens 50 engl. Meilen heutzutage keine Tanne wächst, so ist anzunehmen, daß entweder damals dieser Baum in der Gegend wuchs oder daß die Pimas Mittel für die Beförderung dieser Bäume besaßen. Gewiß ist, daß der Gebrauch eiserner Werkzeuge unbekannt war, da viele steinerne Aexte ausgegraben wurden und auch die Bearbeitung der Thürpfosten durchgehends auf stumpfe Beile schließen läßt. Die Zimmer waren ungefähr 6 Fuß hoch, die Thüren sehr eng und bloß 4 Fuß hoch, während runde Löcher von achtzölligem Durchmesser als Fenster dienten. Da von außen bloß ein Eingang ist, auch keine Spur von Treppen entdeckt werden kann, so ist zu vermuthen, das die Bewohner dieses kolossalen Hauses, wie noch heute die Zuñi-Indianer es thun, vermittelst Leitern sich Zutritt zu ihren Wohnungen durch das Dach verschafften.

Nach der Annahme des sachkundigen Missionärs Pater

Font, der diese Ruine im Jahre 1570 besuchte, wurden diese Casas grandes im Anfange des 13. Jahrhunderts erbaut.

### Neuere Geschichte der Pimas.

Die Apache-Indianer, immer bittere Feinde der Pimas, benutzten jede Gelegenheit, die Felder der letzteren zu berauben und sie durch häufige nächtliche Ueberfälle zu belästigen, so daß sie sich zuletzt entschlossen, in ihre ersten Ansiedelungen am Gila-Flusse zurückzukehren, wo die Ueberreste des einst so mächtigen Stammes heute noch wohnen. Sie bauten niemals die stattlichen großen Häuser ihrer Vorfahren wieder auf, sondern, entmuthigt durch die erlittenen harten Schicksalsschläge, begnügten sie sich, in armseligen kleinen Hütten zu wohnen. Ihre Frauen waren kräftig und tugendhaft und in verhältnißmäßig kurzer Zeit vermehrte sich der Stamm bedeutend, so daß wenige Jahre nach der Niederlage, die sie durch die Spanier erlitten, die Zahl der Pimas groß genug war, um den räuberischen Apaches im Felde die Spitze zu bieten, was denn auch periodenweise bis auf den heutigen Tag geschieht.

Durch mehrere auf einander folgende Mißernten, Wassermangel und anhaltende Dürre verarmten sie wenige Jahre nach ihrer Rückkehr und seit jener Zeit entsagten ihre Fürsten nicht nur diesem hochtrabenden Titel, sondern auch allem Luxus; sie werden seither bloß Häuptlinge genannt, stammen jedoch von der alten Königsfamilie direct ab und vererben das Recht der Botmäßigkeit über den Stamm von Vater auf Sohn. Viele dieser Häuptlinge waren tapfere Krieger und die Pimas haben unter ihrer Leitung manche Siege erfochten. Einstmals kamen die wilden kriegsgewohnten Comanches von den unabsehbaren Ebenen von Texas, um die Pimas in Masse zu überfallen, wurden jedoch in einer blutigen Schlacht, die nahe der jetzigen Poststation Sacaton stattfand, gänzlich geschlagen und mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt. Der letzte directe Abkömmling der alten Königsfamilie war Shón-tarl-kör-li (alter Krieger); dieser war seiner Tapferkeit und sonstigen Tugenden wegen vom ganzen Stamme sehr geehrt. Während seiner Regierung kamen die Maricopa-Indianer, die von den Yumas und Mohaves viel zu leiden hatten, in das Land der Pimas in zwei verschiedenen Zügen, einer von Südwesten, der andere von Nordwesten. Die neuen Ankömmlinge baten um eine Heimath und Schutz gegen ihre Feinde und versprachen, ihren Gastgebern gegen die Apaches nach Kräften beizustehen. Ihre Bitte ward erfüllt, und als die Yumas, die den Maricopas gefolgt waren, wie ehedem die Aegypter den Israeliten, an die Grenze der Pima-Nation kamen, schlugen die beiden Verbündeten sie bei dem jetzigen Oertchen und Brunnen Maricopa Wells (ungefähr 120 engl. Meilen westlich von der Hauptstadt Arizonas) blutig aufs Haupt. Seither haben die Yumas es nicht gewagt, die Maricopas in irgend welcher Weise zu belästigen; diesen letzteren wurde ein beträchtliches Stück Land zur eigenen Benutzung angewiesen, welches sie denn auch cultivirten und auf welchem sie bis zum heutigen Tage in bester Eintracht mit den Pimas leben; ihre Zahl beträgt jetzt bloß 382, die in zwei kleinen Dörfern wohnen und sich mit den Pimas verheirathen, obschon sie ihre ursprüngliche Sprache (diejenige der Yumas und Mohaves) beibehalten haben.

In ziemlich vorgerücktem Alter wurde Shón-tarl-kör-li, der tapfere Häuptling, in einem Gefechte mit den Apaches an der Stirn tödtlich verwundet. Da er keine Söhne hatte, rieth er seinem Stamme auf dem Sterbebette, daß alle Krieger zu einer Wahl seines Nachfolgers zusammentreten sollten, und empfahl ihnen besonders Stjö'-e-teck-e-mús, einen seiner Tapferkeit und Tugenden halber sehr geschätzten Unterhäuptling. Dieser, der Vater des jetzigen Häuptlings, wurde auch einstimmig erwählt und regierte den Stamm mit Gerechtigkeit und Umsicht während vieler Jahre, von allen seinen Stammgenossen hochgeschätzt und allgemein beliebt. Sein Sohn, Antonio Azul, wie wir ihn jetzt heißen, oder A-vá-at-kájo (der Mann, der sein Bein aufhebt), wie ihn die Pimas heißen, begleitete seinen Vater auf allen Expeditionen gegen die stets räuberischen Apaches, sobald er alt genug war, um Waffen zu tragen; auch gingen beide einmal nach Sonora in Mexico, um ihre früheren Stammesangehörigen zu besuchen. Der Vater führte die Pimas öfters gegen die Apaches an und wurde auch mehrere Male verwundet, starb aber doch zuletzt in Folge einer Krankheit. Antonio Azul übernahm nach dem Tode seines Vaters dessen Amt; es brachen jedoch jetzt Zwistigkeiten unter den Pimas aus, indem viele behaupteten, daß er kein Recht besäße, über sie zu regieren; daß sein Vater seiner Tapferkeit und Weisheit wegen vom Stamme erwählt worden sei; daß diese Tugenden keineswegs nothwendigerweise von Vater auf Sohn übergehen müßten; daß oft das Gegentheil der Fall sei und daß daher ein neuer Häuptling bloß durch eine neue Wahl zu bestimmen sei. Einige bemerkten, daß ein entfernter Verwandter der ursprünglichen Königsfamilie im Stamme vorhanden sei, welcher, da königliches Blut in seinen Adern fließe, rechtmäßiger Herrscher wäre.

Arispa, ein tapferer aber schlauer und gewissenloser Unterhäuptling, dachte aus dieser Verwirrung zu seinem Vortheile Nutzen zu ziehen, und um Antonio zu stürzen, beschuldigte er denselben der Zauberei. Dieser wurde gerichtet, aber unschuldig befunden, und ist seither auch das anerkannte Oberhaupt der Pimas; die Anhänger Arispa's jedoch verweigern ihm den Gehorsam und er ist entweder zu schwach, ihnen denselben aufzuzwingen, oder fürchtet, durch festes Auftreten in seinem Stamm eine blutige Revolution zu entzünden, so daß er über ihre häufigen Missethaten ein Auge zuzudrücken vorzieht, indem er es der Regierung überläßt, die Frevler zu bestrafen, wenn ihr Verbrechen den weißen Einwohnern Schaden zugefügt hat. Neun Mal unter zehn kann man immer mit Sicherheit annehmen, daß aller Diebstahl, Raub, Mord 2c., die in der Umgegend der Pima-Reservation geschehen, von diesen Abtrünnigen verübt wurde, da die unter Antonio's Regierung sich fügenden Pimas sich nur sehr selten oben erwähnter Excesse schuldig machen.

Seit Antonio erster Häuptling dieser Nation geworden, wurde im Jahre 1859 die von Texas nach Californien gehende Postlinie etablirt, welche durch die Ländereien der Pimas führt. Die Regierung der Vereinigten Staaten traf mit diesen ein Abkommen und beschränkte gegen angemessene Entschädigung deren Land auf 100 engl. Quadratmeilen, auf denen sie seither als auf der ihnen vom Congresse angewiesenen Reservation leben. Vor 15 Jahren wurden sie von den Blattern in fürchterlicher Weise heimgesucht; besonders starben ihre Kinder in unglaublicher Anzahl.

Seit Errichtung der erwähnten Postlinie kamen nun die Pimas in tägliche Berührung mit den Weißen, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sie seither moralisch und physisch den Krebsgang gegangen sind. Als Butterfield's erste Postwagen ihr Ländchen durchzogen, waren die Pimas eine gesunde, kräftige Race, die Männer tapfer und ehrlich, die Weiber tugendhaft. Heute haben Krankheiten schrecklicher Art, Folgen besonders der Unzucht, bei ihnen überhand genommen; viele ihrer Weiber sind öffentliche Prostituirte, und stehlen thun sie alle, wo nur die Gelegenheit dazu vorhanden.

# Chinesischer Slang.

(Aus Herbert A. Giles' Chinese Sketches.)

Wenn auch kein chinesischer Gelehrter es der Mühe werth erachtet hat, ein „Slang-Wörterbuch“ zu sammeln, so steht es nichtsdestoweniger fest, daß der Slang in China eine ebenso wichtige Rolle spielt, als in jeder andern Sprache der Welt. Die Diebe haben ihren nur für sie verständlichen Argot, und sogar bei der Unterhaltung in gebildeten Kreisen kann man beständig Ausdrücke hören, deren Ursprung sich mit Sicherheit auf Diebshöhlen zurückführen läßt.

„Warum so sehr bemalt?“ heißt „Was für ein Geck bist du!“ und ist besonders zutreffend in einem Lande, wo unter einer geblümten blauen Seidenrobe oft ein Paar lachsfarbener Unaussprechlicher hervorschauen. Der Ausdruck „Sie haben ihre Karren niedergesetzt“ ist gleichbedeutend mit „striken, von der Arbeit ausstehen“ und läßt sich leicht in einem Lande erklären, wo der größte Theil des Transports in dieser mühseligen Weise ausgeführt wird. Karren sind durch das ganze Reich allgemein im Gebrauch, sowohl zur Beförderung von Gütern als von Passagieren, und wo größere Entfernungen zurückzulegen sind, spannt man häufig Esel vor. Auch wird das traditionelle Segel gelegentlich noch benutzt, und Giles selbst hat zwischen Tientsin und Taku Karren vor dem Winde laufen sehen, welche natürlich von einem Manne geschoben wurden. „Die Kinder haben officielle Beschäftigung“ heißt „sie liegen an den Blattern darnieder“; die Metapher will sagen, daß die Reihe an ihnen sei, gerade wie in derselben unabänderlichen Weise ein Amt an jeden Mantschu in Peking gelangt. Jetzt vertreibt die Einführung des Impfens allmälig diese irrthümliche Ansicht, aber die angeführte Redensart wird wohl so bald noch nicht verschwinden.

Ein Beamter, welcher „den Platz rein gehäutet hat“, hat den seiner Obhut anvertrauten District bis auf den letzten Pfennig ausgesogen — als „Vater und Mutter des Volkes“ wie Seine einheimsende Gnaden genannt wird. „Dies Pferd hat eine Mähne“ sagt der chinesische Einbrecher von einer Mauer, welche oben mit Glasscherben oder scharfen eisernen Spitzen wohl verwahrt ist. „Du wirst mit sehr viel Wasser sprengen müssen,“ sagt der Freund, der Jemandem räth, sich vor dem Gesetze in Acht zu nehmen, indem er die Habgier der Beamten mit Staub vergleicht, der eine Menge Wasser in Gestalt von Banknoten erfordert, wenn er liegen bleiben soll. Unter einer „blumenreichen Rechnung“ versteht man durch ganz China jene besondere Art von Rechnungen, welche die eingeborenen Diener den Fremden so gern aufstellen, und in der doppelte Preise für die Hälfte der eingekauften Waaren angeführt sind. Eine „blumenreiche Klage“ ist ein Proceß, in welchem Frauen eine Hauptrolle spielen. „Du ließest mich gestern braten“ ist eine feine Anspielung darauf, daß eine Verabredung nicht gehalten wurde, und drückt aus, daß die Sonnenstrahlen unerträglich heiß waren. „Suche dir den Zucker nicht heraus!“ ist eine sehr nöthige Mahnung für einen Diener, der auf dem Markte einkaufen soll; die Metapher ist von einer Art süßen Mehlkloß genommen, der von Reich und Arm in großen Mengen genossen wird. Die an dieselbe Menschenclasse gerichtete Redensart „Reite nicht Esel“ läßt sich aus der sprüchwörtlichen Abneigung der Chinesen vor den Anstrengungen des Gehens erklären und der daraus entstehenden Versuchung, einen Esel zu miethen und das Geld, das sie für andere Zwecke bekommen haben, für das Miethgeld auszugeben. Wenn es „in einem Hause nicht rein ist“, so haben Teufel und böse Geister, welche der Chinese so sehr fürchtet, ihre Wohnung darin aufgeschlagen; mit anderen Worten, es spukt in dem Hause. Von einem Manne, der viel verspricht und nichts erfüllt, sagt man, „Er ist reines Reiswasser“, d. h. er giebt nur das Wasser, in dem der Reis gekocht ist, aber den Reis selbst nicht. „Eine Last zwischen zweien“ sagt man sehr häufig von zwei Männern, welche zwei Schwestern geheirathet haben. In China besteht nämlich die „Last“ eines Kuli aus zwei Körben oder Packen, welche an dem Ende eines flachen Bambusstabes von ungefähr 5 Fuß Länge mit Stricken befestigt sind und so auf der Schulter getragen werden. Daher der Ausdruck. „Die Guitarrensaite ist gesprungen“ ist eine elegante Umschreibung, welche besagt, daß die Frau eines Mannes gestorben ist, da das Verbum sterben in der Conversation nur sehr selten und nie von Verwandten oder Freunden gebraucht wird. In „Er wird keine neue Saite auf seine Guitarre ziehen“ ist dieselbe Idee weiter ausgeführt, die man auch etwas roher durch „Anziehen eines neuen Rockes“ ausdrücken kann. „Sein Vater ist zum Westen versammelt (offenbar buddhistischen Ursprungs), ist nicht mehr“ — „macht einen Spaziergang“ — „hat der Welt Valet gesagt“ kann man ebenfalls an Stelle des verpönten Wortes gebrauchen, das man hauptsächlich nur von Thieren und Pflanzen anwendet. Vulgär ist: nach kurzer Krankheit „schlug er hinten aus“ analog dem englischen he kicked. Der Kaiser dagegen wird „ein Gast in der Höhe“, indem er auf dem Rücken des Drachen zum Himmel reitet und dergleichen mehr, in blumigen Wendungen bis zum Ueberdruß. Die buddhistischen Priester „versinken ins Leere“, d. h. werden vernichtet; die Seele des taoistischen Priesters „fliegt davon“.

„Es fehlt nur noch ein Lichtendchen“ sagt man von einer der Vollendung nahen Sache; „rothe“ und „weiße Sachen“ bedeuten Heirathen und Todesfälle; die Farben rühren von den bei diesen wichtigen Gelegenheiten getragenen Kleidern her. Eine erröthende Person „flammt auf“ oder wörtlicher übersetzt „auf-flammt“. Eine „Geldeinbüße-Waare“ ist eine Tochter im Vergleich zu einem Sohne, welcher Geld verdienen kann, während eine Tochter mit einer Aussteuer versehen werden muß, ehe Jemand sie heirathet. Die wirkliche Liebe dagegen, welche chinesische Eltern ebenso für ihre Töchter wie für ihre Söhne fühlen, drückt die Metapher „tausend Unzen Silber“ aus. „Gegen einen Nagel laufen“ ist analog dem wider den Stachel löcken. Ein Mann mit oberflächlicher Kenntniß ist „eine halbe Flasche Essig“; doch hat Giles nicht ausfindig machen können, weshalb man dafür gerade den Essig gewählt hat. Mit den Worten: er hat immer „seine Flinte in der Hand“ tadelt man einen gewohnheitsmäßigen Opiumraucher, einen jener wenigen unbekümmerten Menschen, für welche das Opium in der That ein Fluch ist. „Sie haben Papier zusammen verbrannt“ macht einem Chinesen klar, daß die Leute, von denen man redet, verheirathet sind, da ein Theil der Hochzeitsceremonie im Verbrennen von Silberpapier besteht, das wie Stücken des reinen Metalls geformt ist. „Ein Krückstock“ ist ein Mann, dessen excentrisches Wesen die Leute von dem intimern

Verkehr mit ihm zurückschreckt; er würde in einem Bündel anderer Stöcke nicht richtig liegen.

Giles schließt die kurze Skizze mit einem Beispiel, das durch sein Alter Werth hat, weil man die Zeit seiner Entstehung mit zweifelloser Sicherheit feststellen kann, und weil man es in allen Theilen Chinas gebraucht, wenn auch kaum ein gebildeter Mann unter zehn im Stande sein dürfte, den Grund dafür anzugeben. Von einer eifersüchtigen Frau sagt man „sie tränke Essig", und dieser Ausdruck ist auf folgende Weise entstanden: Fang-hsüan-ling war der Lieblingsminister des Kaisers Tai-tsung aus der Tang-Dynastie. Er lebte 578 bis 648 n. Chr. Eines Tages gab ihm sein Herr eine Ehrendame des Palastes zur zweiten Frau, aber die erste oder eigentliche Frau machte dem armen Mädchen das Leben zur Hölle. Fang beklagte sich bei dem Kaiser, und dieser gab ihm darauf einen Becher Gift und sagte ihm, er möchte seiner bösen Frau die Wahl zwischen Tod und zukünftigem Wohlverhalten lassen. Die Dame wählte augenblicklich das erstere und trank den Becher „Essig", welchen ihr der Kaiser zur Erprobung ihrer Standhaftigkeit gegeben hatte. Auf Wunsch Sr. Majestät schickte dann Fang die junge Dame wieder in ihr Amt als Kammerfrau der Kaiserin zurück. Die Redensart aber war da und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

---

# Die Goldminen von Barbacoas.

Von **Bernhard Flemming.**

Nachdem man die Gluth Panamas und die schrecklichen Regen von Buenaventura hinter sich hat, erscheint die kleine Insel Tumaco (in circa $1^3/_4{}^0$ nördl. Br.) mit ihren zum Theil sehr freundlichen Wohnungen halb versteckt zwischen Orange-, Caimito- und Zapotebäumen wie ein Paradies. Man ist hier dem Aequator um sieben Breitengrade näher als auf dem Isthmus; aber dennoch erzeugt die Nähe der schneebedeckten Cordillere von Pasto und der kalte Meeresstrom vom Südpol, der erst hier nach Westen ablenkt, ein mildes Klima, wie man es an anderen Plätzen gleicher Breite vergeblich sucht. Tumaco mit gutem Hafen (gebildet durch drei Inseln, Viciosa, Morro und Tumaco selbst, und das gegenüber liegende Festland) wird zweimal monatlich durch englische Dampfer und fortwährend durch Segelschiffe mit Ladungen von peruanischem Steinsalz angelaufen, deren Rückfracht in Hölzern, Bambus für das holzarme Peru und vegetabilischem Elfenbein für Europa bestehen. Die Dampfer bringen europäische und nordamerikanische Waaren und holen Chinarinde und Kautschuk.

Tumaco gehörte zu Ecuador, wie überhaupt die ganze Provinz Barbacoas bis zum Salto de Mayo (Nebenfluß des Patía). Colombia bemächtigte sich dieses Districtes dann mit dem Rechte des Stärkern. Doch ist die Entwickelung des kleinen Platzes neuern Datums, während die nördlichere, der Einfahrt des Rio Patía gegenüber liegende Isla del Gallo durch Pizarro historisches Interesse hat. Er beendigte dort die Streitigkeiten seiner hungerigen Soldaten mit der bekannten Linie, die er im Sande von Ost nach West zog, und dann die Unzufriedenen auf die eine nördliche Seite, die Eroberungsslüchtigen dagegen nach Süden zu übertreten hieß. Der große Räuber vermuthete mit Recht nach jener Gegend das Dorado, wußte aber von den Goldminen von Barbacoas noch nichts, die dann später dem Vicekönige Belalcazar die Mittel lieferten, Gonzalo Pizarro zu bekriegen und bei Quito zu besiegen.

Mit dem kleinen Raddampfer, der regelmäßig zwischen Tumaco und Barbacoas fährt, erreicht man die Barre des Patía und die Felsen von Salahonda an der Mündung in zwei Stunden. Die Fahrt den Strom aufwärts mit der Pracht der tropischen Vegetation zu beiden Ufern und der Reisegesellschaft in allen Hautschattirungen von Schwarz zu Weiß ist interessant genug.

Die Landschaft liegt im glänzenden Sonnenlichte da; ein sanfter Wind von der Sierra her zerstreut die letzten über den Wäldern hängenden Dünste, eine mit tausend Wohlgerüchen erfüllte Luft ladet die gefiederten Sänger ein, ihr Concert zu beginnen, das mitunter lange pausirt, um dann in einzelnen Stimmen und endlich in vollem Chor wieder loszubrechen. Die Sonnenstrahlen dringen allmälig wärmer durch das Blättergewirr der Baumriesen, die durch Lianen und Orchideen, durch Bignonien, Passifloren und Balsaminen oft zu undurchdringlichen Wänden verflochten die Pflanzungen umgeben. Der Nachtthau oder die Millionen Tropfen vom letzten Regenguß fallen als eben so viel Rubinen und Topase von einem Blatt, von einem Zweig zum andern, über dem Haupte ziehen Schaaren von Papageien paarweise dahin, um eine unbewachte Reisernte zu zerstören. Gewöhnlich findet man an den Ufern inmitten einer Pflanzung von Zuckerrohr und Bananen ein auf Pfählen von unverwüstlichem Eisenholz stehendes, mit den Wedeln der Königs- oder Negritopalme bedachtes Haus, zu dessen oberm Stockwerk eine primitive Treppe führt, während Hunde, Schweine und Hühner von dem Parterre Besitz genommen haben. Eine Gallerie aus Bambus führt in das aus demselben Material gebaute Küchenhaus, wo dem Fremden eine Kiste zum Sitzen, eine kleine Bank mit einer Serviette von ungebleichtem Baumwollstoff und auf dieser meistens Eier, Chocolate und die gerösteten, zwischen zwei Steinen zerklopften Früchte des Pisang vorgesetzt werden. Die Frau, meistens nur mit einem Rock und einem die Brust verhüllenden Tuche bekleidet, kocht ihre Mahlzeit in selbst geformten und gebrannten Töpfen, die auf je drei Steinen in einem tischförmigen mit einer Schicht Erde angefüllten Kasten stehen. Der Rauch bahnt sich zwischen den Dachlatten einen Ausweg ins Freie.

Der Patía verengt sich und Stromschnellen nehmen in dem Maße zu, wie wir uns dem linken Nebenfluß Telembí nähern. Weiter hinauf am linken Ufer des letztern liegt in einem Kessel zwischen den zwei Ausläufern der Küstencordillere die Minenstadt Barbacoas. Den Fremden muthet hier nichts an, wenn er nicht etwa die Gastfreundschaft einheimischer Freunde vorfindet. Die frische Seebrise hat einer heißen, fiebergeschwängerten Luft Platz gemacht. In den elend gepflasterten Straßen, die an Häusern derselben Construction wie in Tumaco vorüberführen, passirt man Schwarze mit ausdruckslosem oder frechem Gesichtsausdrucke, die Einen barfuß und zerlumpt, die Anderen in blendend weißem Jaquet und Hose und Lackstiefeln; dazwischen trifft uns der mißtrauische Blick aus bleichen vollbärtigen Gesichtern der eingewanderten Californier, von denen ein großer Theil, vor mehr als zehn Jahren hierhervorlockt, sein Grab

fand oder krank, verarmt und moralisch gebrochen dem ungastlichen Boden den Rücken wandte. Die bessere oder doch besitzende Classe der Bevölkerung sind Abkömmlinge der Conquistadoren und eingeborenen Indianer oder Neger, also Cholos (Mestizen), oder Mulatten mit berühmten Namen, Rodriguez, Quiñones, Orejuela, Del Castillo, deren zum Theil ansehnliche Vermögen noch aus der Zeit der Sklaverei datiren. Heute nach der Negeremancipation und in Folge der Bürgerkriege sind diese Herren Kaufleute geworden, und während der Neger genau wie früher, aber für eigene Rechnung, den Barranco (Lehmwand) absticht und seine Mazamora (Schutthaufen) wäscht, fließt doch das gewaschene Gold in die Taschen des frühern Herrn, dessen eigene Mine aus Mangel an Arbeitskräften verödet liegt.

Von den 50,000 Negern Colombias hat die Provinz und Stadt Barbacoas ihren reichlichen Antheil erhalten, und die sklavische Unterwürfigkeit der früheren Minenarbeiter macht mehr und mehr einer Zügellosigkeit Platz, die nur durch die Frechheit der Schwarzen von St. Thomas und anderen westindischen Inseln übertroffen wird. Was würde Bolivar, der große Befreier, den Scheel- und Zanksucht der Neuspanier seine großen Thaten vor seinem Lebensende bereuen ließen, was würde er bei der Anmaßung der Schwarzen sagen, wenn er neben dem eigenen durch Bürgerkriege ruinirten Lande die glänzende Entwickelung Cubas unter spanischem Scepter sehen könnte, wo man der schwarzen Race die ihr gehörige Stellung anweist, wie es sich für „unsere schwarzen Brüder" trotz Beecher Stowe und anderen wohlfeilen Philanthropen gehört? In Colombia verwandte man die Neger zur Bekämpfung der clericalen und aristokratischen Partei und heute wird man dieser rohen entfesselten Kraft überdrüssig. Eigenthümlich ist, daß der wollhaarige Mulatte seinen schwarzen Vater verleugnet, und die Kinder von Mulatten und Weißen (Quarteronen) leiten sogar ihren Stammbaum direct von den wenigen Familien reinen spanischen Blutes her. Unter ihnen sind Gestalten von vollendeter Formenschönheit und anmuthigen Gesichtszügen, mit verführerisch blitzenden Augen häufig genug, während Zambos (Mischlinge von Negern und Indianern) die abschreckenden Eigenschaften beider Racen besitzen. Die spanische Sprache, vermischt mit indianischen Ausdrücken, wird von der bessern Classe gut, von den Geringeren und besonders den Schwarzen breit und verstümmelt gesprochen.

Die schon erwähnten californischen Einwanderer, unter denen allerdings einige gemeinschädliche Subjecte viel Aergerniß erregten, sind von den Minenbesitzern ohne jeden Schein des Rechts aufs Schmachvollste hintergangen worden, und doch haben gerade sie einen rationellen Betrieb der Goldwäschen eingeführt. Früher hockten die Schwarzen mit einer hölzernen batea (Bütte) zwischen den Knien am Rande des Wassers und wuschen mühsam medio für medio durch geschicktes Hinausschlendern des Sandes — heute haben die Fremden Waschmaschinen, den Tunnelbau durch die im Flußthale lagernden Schuttmassen des Urgesteins, Schienenbahnen und besonders den Gebrauch der Spitzhacke statt der barra (Brechstange) eingeführt und so den Ertrag der schon für erschöpft gehaltenen Minen erheblich gesteigert.

Das Gold kommt selten in Körnern und meistens in Blättchen mit Platin- und Eisentheilen vermengt in den Verkehr; dazwischen finden sich Fragmente altindianischer Zierrathe, die man in alten Minen und Grabstätten zu Tage fördert, und beträgt die jährliche Ausbeute (1875) ungefähr 400 Pfund Gold oder 160,000 Pesos Colombianos. Dieser kleine Betrag könnte wohl die Existenz von Barbacoas, aber nicht die Wohlhabenheit Tumacos erklären, wenn Barbacoas nicht zugleich Sammelplatz der vom Hochlande kommenden Chinarinde wäre. In vielen tausend Ballen aus Kuhhäuten langt dieses Product der tierra templada bei Piedra Ancha am östlichen Abhang des Küstengebirges an, um dann auf Menschenrücken bis Barbacoas getragen und von dort aus nach Tumaco verschifft zu werden. Ein noch wichtigerer Artikel für die Minenarbeiter, ja die ganze Küstenbevölkerung ist das getrocknete Kuhfleisch der Sierra in gleicher Verpackung, fälschlich Carne de Barbacoas genannt; Niemand würde ohne dieses Lebensmittel die harte Minenarbeit verrichten, die ohnedies schon so ist, daß eben nur ein Neger sie verträgt. Manchem golddurstigen Fremden, dessen einziges Betriebscapital seine zwei Fäuste waren, hat Sonnengluth und fortwährendes Arbeiten im Wasser bei schlechter Verpflegung nach monatelangem Mühen statt Gold Gliederschmerzen eingetragen oder die so gefürchtete Dysenterie und, wenn er dieser nicht erlag, so doch ein chronisches Unterleibsleiden, daß selbst sieben Centner Gold, wie O'Connor sie in kurzer Zeit gewonnen, ein zu dürftiger Ersatz sind.

An alle diese Funde knüpfen sich meist tragische Geschichten, die einen Gerstäcker oder Ferry begeistert haben würden. Neben dem Zusammenströmen so vieler verwegener Abenteurer haben die verschiedenen großen und kleinen Revolutionen bei der eigentlich feigen Race Früchte gezeitigt, die als Mordanfälle in der verschiedensten Form und aus den seltsamsten Beweggründen zu Tage treten. Die Rückfahrt stromabwärts von den Minen nach Tumaco zurück geschieht eben so leicht mit Canoe als mit Dampfer. Ein Rancho (hier Blätterdach) schützt vor Sonne und Regen und gestattet Sitzen und Hinstrecken auf der elastischen platten Bambusdiele. Starke aber federleichte Balsas (Flöße) zu beiden Seiten außen am Canoe verhindern das Umschlagen im Fluß oder in der Brandung, und so geht es vorwärts, während der Schwarze am Steuer und der Ruderer im Vordertheil mit langanhaltendem gellenden Ton und darauffolgenden improvisirten Versen die Stille der Mondnacht unterbrechen. Die Brandung von Salahonda, die öfters schon Canoes mit werthvollen Ladungen vernichtete, ist uns heute günstig. Nach weiteren fünf Stunden sehen wir die Zinkdächer von Tumaco und die 300 Fuß hohe Bergkuppe Virjencita auf der Insel Morro vor uns, welche letztere der Ueberrest eines kleinen versunkenen Gebirgszuges ist, der mit den Klippen von Salahonda zusammenhing, während jetzt das tiefe blaue Meer dazwischen wogt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Amerika.

— Am 2. August 1877 starb in Victoria auf Vancouver Island Sir James Douglas, früher Gouverneur von Britisch-Columbia. 1803 in Westindien geboren und in Glasgow erzogen, trat er bald in die Dienste der Nordwest-Pelz-Compagnie, welche 1821 mit der Hudsons-Bay-Compagnie verschmolzen wurde, und kam an die Küste des Stillen Oceans,

wo er sein ganzes Leben zubrachte. 1835 wurde er Oberhändler der Compagnie, 1840 Oberfactor und eröffnete 1843 den Hafen von Fort Victoria auf Vancouver Island, der nachmaligen Hauptstadt. 1858 trat er in Staatsdienste über und wurde Gouverneur von Britisch-Columbia, was er bis 1864 blieb. Als damals Tausende von Goldgräbern in das Land strömten, welches von zahlreichen und auf ihren Besitz sehr eifersüchtigen Indianern bewohnt war, gelang es ihm durch seinen Einfluß, seine Ruhe und seine Entschlossenheit, aufs Beste zwischen den beiden feindlichen Elementen zu vermitteln. Das Land verdankte ihm außerdem so manche Ansiedelung und namentlich Straßen. Die Indianer hegten großes Vertrauen zu ihm und betrachteten ihn, auch nachdem er sein hohes Amt niedergelegt hatte und ein einfacher Bürger geworden war, noch immer als ihren obersten Häuptling und ihren besten Freund.

— Sir J. Hooker und Prof. Asa Grey (s. oben S. 144) haben sich der Hayden'schen Expedition angeschlossen und mit derselben das südliche Colorado in botanischer Hinsicht erforscht. Anfangs August waren sie in Denver und wollten die Gebirge bei Georgetown und Berthoud's Paß, dann Utah, Nevada und Californien besuchen. Bis dahin hatten sie schon an 400 Species seltener Pflanzen gesammelt. Beide werden für den elften Jahresbericht der Hayden'schen Aufnahme Beiträge über die Botanik des Westens der Vereinigten Staaten liefern. Nach neueren Nachrichten haben sie ferner das Yosemite-Thal, dann San Francisco und Sacramento besucht, und wird Sir Hooker Mitte October in Kew zurückerwartet.

— Die wissenschaftliche und zugleich unterrichtende Reise um die Welt, welche Mr. Woodruff projectirt (s. oben S. 144), wird am 25. October von Newyork aufbrechen. Der Dampfer „Ontario" ist für die Aufnahme von etwa 400 Studenten eingerichtet, deren jeder für die länger als zwei Jahre dauernde Reise 2500 Doll. zu zahlen hat. Der Stab der Expedition besteht aus fünf Seeoffizieren, zwei Aerzten, einem Geistlichen, einem Chef-Ingenieur, sechs Professoren, einem Photographen u. s. w.

— Der Bergbau in Mexico hat in letzter Zeit einen besondern Aufschwung genommen, was wohl zum Theil der Vollendung der californischen Eisenbahn von San Francisco nach Fort Yuma am Colorado-Flusse zuzuschreiben ist. Die Entdeckung neuer und sehr ergiebiger Silbergänge in Arizona zog Tausende von Speculanten und „Mineros" an, welche dann ihre Erforschungen auf mexicanisches Gebiet ausdehnten und eine Menge Minen in Sonora, Chihuahua wie in Sinaloa und Durango für sich belegten, da man nach mexicanischem Gesetze für nur 10 Doll. sich in den Besitz einer Mine setzen kann, welche dann bis zu einem gewissen Punkte bearbeitet werden muß, um bleibendes Eigenthum zu werden, und die bei einigem Glücke daher zu raschem Vermögen verhelfen kann, auch wenn dem Besitzer alle Mittel zum Betrieb abgehen. Sehr zu Gute kommt es diesen mexicanischen Silberwerken, daß die Quecksilberminen im Staate Guerrero sich ergiebiger als je zeigten. (Allgemeine Zeitung.)

— Der Naturforscher A. Boucard ist jüngst von einer erfolgreichen Reise nach Costa Rica zurückgekehrt, wo er zu Beginn dieses Jahres etwa vier Monate zugebracht und circa 200 Species von Vögeln, darunter verschiedene neue, gesammelt hat.

— Dr. Sachs ist nach zehnmonatlicher Abwesenheit mit einem reichen Schatze von Beobachtungen über die elektrischen Aale aus Venezuela nach Deutschland zurückgekehrt (s. „Globus" XXXI, S. 269).

— Dr. Th. Wolf, Staatsgeologe von Ecuador, hat jüngst die nördlichste Provinz dieser Republik, Esmeraldas, durchforscht und berichtet darüber an Prof. vom Rath: Von allen Provinzen Ecuadors ist Esmeraldas in ihrem Relief und ihrer geologischen Structur die einförmigste. Sie reicht von der Meeresküste bis an den Fuß der Andes und ist zum großen Theile, namentlich im Norden, ganz eben; andere Theile sind von niedrigen Bergen erfüllt, die im Durchschnitte nur 50 bis 70 Meter hoch sind und wohl nirgends zu 500 bis 600 Meter ansteigen. Es ist ein herrliches Land und namentlich reich an dem vortrefflichsten Holze und vielen anderen vegetabilischen Producten, die unbenutzt daliegen. Nur Kautschuk wird exportirt und zwar seit den letzten zehn Jahren in enormen Mengen; doch nimmt die Ausfuhr neuerdings ab, weil die Sammler die Bäume beim Anzapfen völlig zerstören. An Einwohnern zählt die Provinz nur 10,000 Indianer, die an der Küste leben, während das Innere von Urwald bedeckt und nur auf den Flüssen zugänglich ist. Von seiner dreimonatlichen Reise brachte Dr. Wolf mehr als zwei Monate im kleinen unbequemen Canoe zu, davon die letzten 23 Tage ununterbrochen auf dem Esmeraldas-Flusse und seinen Nebenflüssen. Dieselben sind sehr reißend und gefährlich, namentlich zur Regenzeit, in welche die Reise fiel. Am Cayapas-Flusse lernte er den gleichnamigen Indianerstamm kennen, der seine eigene Sprache und seine eigenen Sitten hat. Sie halten sich von anderen Indianern vollständig fern, leben in den Wäldern von Jagd und Fischfang, gehen fast nackt und bemalen ihren Leib. Im Ganzen zählen sie 2000 Individuen und sind sehr harmlos. (Nature.)

— Prof. Charles Wiener, der auf Kosten der französischen Regierung Südamerika bereist (vergl. „Globus" XXXI, S. 335), meldete von dort an den französischen Unterrichtsminister, daß er nach einer Rundreise auf dem Titicaca-See am 19. Mai den Illimani bei La Paz, einen der höchsten, wenn nicht den höchsten Berg der bolivianischen Andes, bestiegen, dessen südöstliche Spitze zu 20,112 engl. Fuß (6131 Meter) gefunden und dieselbe, welche dem wirklichen Gipfel benachbart ist, „Pic de Paris" benannt habe. Der Aufstieg geschah in Gesellschaft des Ingenieurs von Grumkow, des M. de Ocampo und von sieben indianischen Führern. Bei 11,392 Fuß hörte der Pflanzenwuchs auf, bei 14,027 Fuß mußten sie ihre Reitthiere zurücklassen, bei 19,000 Fuß blieben vier der Führer zurück. Der Aufstieg von Cotaña aus, welches in einer Höhe von 8012 Fuß auf der Hochebene am Fuße des Pic liegt, bis zum Gipfel dauerte zwölf Stunden, von 4 Uhr 40 Minuten Morgens bis 4 Uhr 50 Minuten Abends. Der amerikanische Reisende Gibbon, welcher früher die Besteigung des Illimani unternommen hatte, war nur bis 13,500 Fuß Höhe gelangt. Die frühere Messung von Mr. Pentland machte den Illimani 24,200 Fuß hoch, und ganz neuerdings ist eine solche von dem Eisenbahningenieur Minchin bekannt geworden, welche 21,224 Fuß ergab und welche nach Minchin's Ueberzeugung um nicht mehr als 10 Fuß von der Wirklichkeit abweicht. Jedenfalls — sagt die „Nature" — hat Prof. Wiener die höchste Bergbesteigung nicht nur in den Andes, sondern überhaupt auf der Erde ausgeführt, Asien ausgenommen, wo vor einigen Jahren Mr. Johnson in Kaschmir eine Höhe von 22,300 Fuß erreichte. Da nur sehr wenige ähnliche Besteigungen bekannt sind, so ist man auf weitere Einzelheiten des Wiener'schen Unternehmens sehr gespannt und namentlich darauf, welche Einwirkung die Verdünnung der Luft auf ihn hatte. Denn schon bei 17,000 bis 18,000 Fuß erfuhren geübte Bergsteiger eine sehr merkbare Abnahme ihrer Kräfte, so daß sie der Ansicht sind, daß nie ein menschlicher Fuß bis 25,000 oder 26,000 Fuß vordringen könne. Andererseits verfolgen aber Jäger im Himalaya häufig ihr Wild bis in Höhen von über 20,000 Fuß, ohne von dem geringen Luftdrucke merkliche Unannehmlichkeiten zu erfahren, und ebenso besteigen die Anwohner des gleichfalls circa 20,000 Fuß hohen Demawend denselben ohne große Beschwerden, um oben Schwefel zu sammeln. Wenn man also in solchen Höhen ungestraft schwere Arbeit verrichten kann, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Leute, die sich an den Aufenthalt auf sehr hohen Gebirgen gewöhnt haben, noch bedeutendere Meereshöhen erreichen können. Luftschiffer haben nachgewiesen, daß noch in 30,000 Fuß

Leben existirt, und daß man sich in 25,000 Fuß mit warmen Kleidern ganz behaglich fühlen kann, und gerade sie sind es, welche weit rapidere Uebergänge in Luftdruck und -Wärme durchmachen müssen als Bergsteiger; wie z. B. Mr. Glaisher am 5. September 1862 in weniger als einer Stunde bis zu 30,000 Fuß aufstieg. Unten war die Lufttemperatur + 59°, oben 61° niedriger! Bergsteiger dagegen kommen selten in der Stunde über 1000 Fuß höher und nie in einem Tage auch nur 15,000, so daß sie sich unterwegs gewissermaßen acclimatisiren. Und so wird der Mensch nicht ruhen, als bis er die höchsten Berge der Erde überwunden hat, wenn es sicherlich auch noch lange dauern wird, ehe Jemand den Schnee auf dem Gipfel des Mount Everest zusammentritt.

— Aus einer größern Arbeit über die gesammte Geschichte der Entdeckung und Geographie der Neuen Welt, welche ihn während eines längern Abschnitts seines Lebens beschäftigte, hat der verdiente J. G. Kohl in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Bd. XI) eine „Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellan's-Straße und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren" veröffentlicht, welche im Separatabdruck unlängst bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen ist. „Diese Reisen — heißt es im Vorwort — wurden großentheils von den kühnsten, geschicktesten und berühmtesten europäischen Seefahrern und Weltumseglern unternommen, die dabei die größten Abenteuer und Gefahren bestanden und nicht selten als Märtyrer ihrer Unternehmungen den Tod erlitten. Dazu hingen diese Expeditionen mit wichtigen politischen Begebenheiten zusammen und führten auch ihrerseits wiederum bedeutsame politische, commercielle und wissenschaftliche Resultate herbei. Namentlich hat auch in neuester Zeit die Magellan's-Straße seit dem Aufkommen der oceanischen Dampfschifffahrt wiederum an Wichtigkeit gewonnen. Ihre Betrachtung und ein Rückblick auf ihre alte Geschichte bietet daher ein mannigfaltiges Interesse, insbesondere auch für uns Deutsche, deren Kriegs- und Handelsdampfer seit einigen Jahren jenes Weltthor zu besuchen und zu besegeln angefangen haben." — Die Spanier, Franzosen und Engländer besitzen mehrere umfangreiche Werke, in welchen die Geschichte der Magellan's-Straße, wenn auch nicht als ausschließliches Hauptthema, doch nebenher sehr eingehend behandelt wird: der deutschen Literatur fehlt dagegen ein solches und diese Lücke füllt Kohl mit seiner Arbeit aus. Das mit acht Karten ausgestattete Bändchen sei Freunden der Geschichte der Erdkunde bestens empfohlen.

— An der äußersten nordöstlichen Grenze von Paraguay, an den Abhängen der Cordillere von Maracaya und von Amambaya, sind angeblich reiche Goldlager gefunden worden, deren Existenz dem um Paraguays Karte verdienten Herrn Wisner von Morgenstern schon Jahre lang bekannt gewesen zu sein scheint. Doch soll ihm der Dictator Lopez untersagt haben, davon zu reden, um nicht einen Strom europäischer Einwanderer ins Land zu ziehen. Zu Beginn dieses Jahres unternahm nun Wisner in Gesellschaft seiner beiden Söhne, eines Ungarn Namens Moritz Mayer, des Luxemburgers Fritz von Scherft (wohl desselben, der Edouard André durch Columbien und Ecuador begleitete, s. laufenden Band, S. 241) und zehn Dienern die Reise nach dem Goldlager. Sie hatten drei Ochsenwagen, 50 Kühe und Ochsen, 30 Pferde, Waffen, Bergmannsgeräthe, Zelte und Lebensmittel für vier Monate. In 62 Tagen erreichten sie von Asuncion aus Igatimi (in circa 24° südl. Br.) und ein weiterer Monat brachte sie zu den Goldfeldern. Ueber 80 Miles des Weges mußten durch den Urwald gebahnt werden. Als man wirklich reichliches Gold fand, zog es Mayer vor, sich heimlich von seinen Gefährten zu entfernen und sich von dem Congresse in Asuncion auf 25 Jahre die Concession zur Ausbeutung der Lager geben zu lassen. Nur 5 Proc. des Bruttoertrages hat er an die Regierung abzuliefern.

— L. Rosenthal, Diesseits und Jenseits der Cordilleren. (Zweite Auflage. Berlin 1877. E. Staude.) Eine sehr unterhaltende, lebendige und, soweit wir zu urtheilen vermögen, richtige und treue Schilderung südamerikanischen Lebens, speciell aus Uruguay, Argentinien, Chile, Peru und Ecuador, wo der Verfasser die Jahre 1866 bis 1868 als Viehhirt, Bergmann, Markscheider, Photograph u. s. w. zugebracht hat. Das Buch bringt, wie es selbst sagt, „Reisebilder, Skizzen und Abenteuer", und wer solches sucht, wird es nicht ohne Befriedigung durchlesen.

* * *

— Den ersten Band von Theodor Waitz' Anthropologie der Naturvölker hat soeben Prof. Georg Gerland in zweiter Auflage und durch zahlreiche kleine Zusätze bereichert, welche Waitz noch selber aufs Sorgfältigste zusammengestellt hat, herausgegeben. „Waitz' Buch — sagt er im Vorwort — ist mehr gebraucht als studirt worden. Aber obwohl es 1858, also ein Jahr vor Darwin's Entstehung der Arten, veröffentlicht ist, obwohl manche Einzelheiten unhaltbar sind, obwohl für Vieles die Quellen jetzt reichlicher fließen und die Ansichten über die wichtigsten Gegenstände der Untersuchung sich mannigfach geklärt und entwickelt haben: auch heute ist dies Werk „über die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen" keineswegs veraltet. Man hat es vielfach, und mit Recht, ein grundlegendes Werk genannt: und gerade heutzutage möchten wir so manchen Erzeugnissen der neuern anthropologischen Literatur gegenüber Waitz' Ergebnisse und namentlich seine strenge, vorsichtige, nüchterne Methode ganz besonders betonen und empfehlen."

— Eine Reliefkarte des bulgarischen Kriegsschauplatzes, so meldet die Allgemeine Zeitung aus Konstantinopel, hat auf Anregung des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Munif Effendi, einer seiner Beamten, Montani Effendi, in einem Garten neben einer Schule in Stambul auf einem Platze von 20 Quadratmeter construirt. Die kleinsten Details findet man aufgetragen: so sind die Straßen-, Eisenbahnen- und Telegraphenlinien mit Fäden bezeichnet, die Städte, Dörfer, Minarete der Moscheen aus Kalk und Steinen, die Gebirge aus Gyps und die Thäler aus Rasen gebildet. Meere und Flüsse sind durch natürliches Wasser mit einem Boden aus Bergharz gebildet, der für die Meere blau, für die Flüsse grün angelegt ist. Eine Estrade gestattet dem Beschauer sehr leicht, diesen gigantischen Kriegsplan zu studiren.

---





Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

## IV.

Der Staat Magdalena, welchen André zuerst durchreiste, und der von dem Unterlaufe des gleichnamigen Flusses durchflossen wird [1]), würde zu den schönsten der Republik Columbia gehören, wenn er gut angebaut wäre. Sein Flächeninhalt mißt 698 Quadratmyriameter, davon mehr als die Hälfte fruchtbare Ebenen; aber seine Bevölkerung erreicht noch keine 80,000 Seelen, also weniger als 144 Einwohner auf den Quadratmyriameter, welcher reichlich das Zehnfache ernähren könnte. Die Zukunft des Staates liegt außer in der Verbesserung des Schulunterrichtes, welcher nur in der Hauptstadt, Santa Marta, einige Fortschritte gemacht hat, ganz und gar in der Bebauung dreier Landstriche: zwischen Santa Marta und dem Thale von Upar (im Südosten der Sierra Nevada), zwischen Upar und dem Magdalenenstrome längs des Rio Cesar und drittens zwischen Upar und der Stadt Rio Hacha, welche am Anfange der Halbinsel Goajira liegt. Dorthin müßte sich die Aufmerksamkeit von Colonisten lenken. Jetzt bringen die Zölle des ganzen Staates jährlich noch keine halbe Million Francs ein; und welche Fülle werthvoller Producte gedeihen dort: Mais, Yuca, Kartoffeln, Bohnen, Getreide, Reis, Puffbohnen, Bananen, Anis, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Taback, vegetabisches Elfenbein (tagua) u. s. w.! Dabei ist das Klima gesund und nur in den überschwemmten Gebieten fieberbringend. Von den Metallschätzen des Staates weiß man nur wenig; doch kommt Gold, Silber, Edelsteine, Talk (in der Sierra de las Juridicciones), Kohlen, Eisen und Kupfer vor, im Meere bei Rio Hacha Perlen und Korallen. Campêcheholz, Cochenille, Vanille und prachtvolle Farbhölzer (Morcate, gelb; Chirca, grün; Bagala, lilla; Jenjibrillo, gelb; Tajalagua, dunkelblau) liefert der Wald, ferner Caraña, ein Mittel gegen Krämpfe und Fieber, Weihrauch, Terpentin, allerlei Harze, Sarsaparille, Copahu und hunderterlei andere Arzneipflanzen, von denen die Eingeborenen Wunderdinge erzählen. Nicht weniger interessant ist die Fauna, wenngleich arm an Säugethieren, wie in ganz Südamerika. Es finden sich Jaguar, Puma, Bär, Tapir, kleine rothe und weiße Hirsche, Fuchs, Kaninchen, wilde Katzen, Wildschweine, Eichhörnchen, Affen, Faulthiere und Ameisenbären. Zahllos sind die Schaaren der Vögel. Was das Fischgeschlecht anlangt, so wartet dort des Ichthyologen noch unendliche Arbeit; denn von den Flossern des untern Magdalena und des Amazonenstromes ist bis jetzt nur sehr wenig bekannt. Dasselbe gilt von den zahlreichen und gefährlichen Schlangen, den Eidechsen, Schildkröten u. s. w. Legion ist die Zahl der Insecten, der Moskitos, Zecken, Wanzen und Ameisen, welche dem Reisenden die wenigst angenehme Erinnerung an den Magdalenenstrom hinterlassen [1]). Doch aber bleibt dies Land

[1]) Wir verweisen hier auf die in früheren Bänden des „Globus" erschienenen Schilderungen und Abbildungen aus Columbia nach Dr. Saffray, welcher aber zum größten Theile andere Gebiete bereiste als André. Man vergleiche Bd. XXII, S. 337, 353; Bd. XXIII, S. 6, 17, 305; Bd. XXIV, S. 49, 65, 81; Bd. XXVI, S. 113, 129; Bd. XXVII, S. 353 und schließlich die Abbildungen neugranadinischer Alterthümer in Bd. XXIX, S. 22 und 37 bis 41.

[1]) André hat aus Südamerika außer Höhenmessungen, Breitenbestimmungen, Kartenskizzen, Photographien, Reisejournalen, archäologischen und ethnographischen Sammlungen u. s. w. nicht weniger als 4300 getrocknete und 4722 lebende Pflanzen-

Aldeanos (Landleute) von Guaduas.

Unterwegs zwischen Honda und Bogotá.

eines der schönsten und herrlichsten auf dem ganzen Erdenrunde. Wenn nur die unaufhörlichen Revolutionen ein Ende nähmen! Wüthete doch erst eben eine solche seit Juli 1876 fast ein ganzes Jahr lang, angestiftet durch den Bischof von Popayan und durch die Priester genährt, um die Einführung eines vernünftigen Unterrichtssystems zu hintertreiben. Freilich hat dieser neueste Aufstand das Schicksal sämmtlicher früheren seit dem Unabhängigkeitskampfe getheilt: noch stets hat die gesetzmäßige Gewalt die Angriffe siegreich abgewehrt, und so endete auch diesmal die Rebellion damit, daß der aufständische Gouverneur des Staates Antioquia, Silverio Arango, in Manizales capitulirte. Sollte aber jemals die columbische Regierung eine feste Grundlage gewinnen und die Bruderkämpfe aufhören, so wird dann die Einwanderung unternehmender, fleißiger Colonisten beginnen und Columbia alle anderen Länder durch seine natürlichen Reichthümer und Vortheile weit hinter sich lassen.

Am 14. December 1875 verließ André mit seinen Reisegefährten Honda. Die Vorbereitungen zu der Reise nach Bogotá waren äußerst mühselig, und die Bekanntschaft mit den Arrieros, den Vermiethern der Maulthiere, läßt für die Zukunft wenig Gutes ahnen. Der Fremde ist völlig in der Hand dieser gewissenlosen Menschen. Wenn sein Gepäck vom Dampfer ausgeschifft und der enorme Zoll von einem peso fuerte (= 5 Francs) für das Stück bezahlt worden ist, handelt es sich darum, es nach Bogotá zu schaffen. Läßt man es als Kaufmannsgut behandeln, so kann man zwei, drei Wochen, mitunter auch einen ganzen Monat auf seine Ankunft warten und sicher sein, es in beschädigtem Zustande wiederzuerhalten, verdorben durch Regen, Thau, Sonnengluth und gelegentliches Herabfallen vom Maulthiere. Weinkisten werden ihres Inhalts beraubt, ohne daß die cargueros sie öffnen. Der Weg ist so weit und mühsam, die Hitze so groß und — das Mittel so einfach. Zwei große Steine werden auf den Boden gelegt, eine Calebasse dazwischen gestellt, und dann läßt man die Kiste aus einer Höhe von 6 Fuß darauf fallen, so daß die Flaschen drinnen zerbrechen und das edle Naß durch die Fugen der Bretter in die Calebasse läuft.

Odontoglossum epidendroides.

Besser ist es, die Sachen mit sich zu nehmen und Maulthiere zu miethen, deren Preis zwischen acht und zehn Piaster per Stück schwankt. Nun aber kann man ein, zwei Tage, von Langeweile und Moskitos geplagt, warten, ehe die Thiere erscheinen, Thiere der elendesten Art, krumm, mager und lahm. Sättel besitzen sie nicht; und nach langen Verhandlungen muß sich der Reisende glücklich schätzen, für weitere zehn Piaster einen erbärmlichen, zerrissenen Sattel zu miethen. Ein ausgefaserter Strick vertritt die Stelle des Zügels. Endlich kommen auch die Saumthiere, den wunden Rücken mit scheußlichen Schwären bedeckt. Natürlich sind nun die einzelnen Gepäckstücke zu schwer und müssen umgepackt werden, wobei das Bezahlen von Neuem anfängt; denn es ist getheerte Leinwand und Stricke nöthig. Endlich kommen die Treiber, zu Ehren der Abreise stark berauscht, und verlangen Vorausbezahlung; denn erst jetzt erfährt der Fremde, daß ihr Lohn in der Gesammtmiethe nicht enthalten ist, und wüthend zieht er den Geldbeutel, um nur endlich in Gang zu kommen. Daß er aber nur nicht vergißt, Lebensmittel mitzunehmen; denn sonst kann er auf dieser Königsheerstraße (camino real) zwischen Honda und Bogotá Hungers sterben. So schiebt man denn zum Beschlusse einige Stücke Chocolate, ein paar kleine harte Brote und eine Flasche Schnaps in die alforjas und cojinetes, eine Art Säcke, welche vorn und

---

species, 177 Säugethiere, Fische und Reptilien, 931 Vögel und 2200 Insecten mit heimgebracht.

hinten vom Sattel herunterhängen, und tritt die martervolle Fahrt nach der Landeshauptstadt an.

Anfangs führt eine ziemlich gute Straße am rechten Ufer des Magdalena aufwärts bis Honda gegenüber; dort wendet sich der Weg nach Osten und der Anstieg über die Sandsteine, Schiefer und Thone der Cordilleren nimmt seinen Anfang, ein enger Pfad, der abwechselnd über die Kämme der Berge und den Grund der Schluchten führt. Wo der Abhang zu steil wird, sind Stufen in den Felsen gehauen, welche die Maulthiere mit erstaunlicher Geschicklichkeit ohne einen einzigen falschen Tritt herabklettern. Besteht die Berglehne aus schlüpfrigem Thon, so biegen die klugen Thiere ihr Kreuz, stellen die vier Füße dicht neben einander und lassen sich mit Reiter und Gepäck hinabrutschen, was dem Fremden anfangs wohl etwas befremdend vorkommt, woran er sich aber bald gewöhnt. Die Vegetation des heißen Unterlandes macht nun der der gemäßigten Region Platz: Araliaceen, Ipomeen (Trichterwinde), einige Orchideen, Laurineen, Artocarpeen (brotbaumartige Pflanzen) und ein reizendes Helmkraut (Scutellaria) mit lebhaften scharlachrothen Blüthenähren. Nachdem man den trockenen Rio Seco und mehrere Gießbäche überschritten, entweder in Fuhrten oder auf schwankenden Brücken, erreicht man den Paß Alto del Sargento, von dessen Höhe man einen herrlichen Blick auf das Bergchaos nach Bogotá zu genießt, während rückwärts nach Westen hin das breite silberne Band des Magdalena sich zeigt. Dort oben in einer Höhe von 1400 Meter ist eine herrliche Temperatur, die wenig von 20° auf- und niederschwankt, und ebenso erquickend war das Bad, welches die Reisenden in einem klaren Zufluß des Rio Guadas inmitten der reizvollsten unentweihten Naturnahmen, das erste im lebendigen Wasser der Cordilleren. Allein sie hielten sich dabei zu lange auf, so daß beim Abstieg die Nacht sie überraschte. Jedermann weiß, daß in den Aequinoctialgegenden der Tag ebenso zwölf Stunden dauert wie die Nacht, und trotzdem überrascht einen das plötzliche Verschwinden des Lichts um sechs Uhr Abends jedesmal. Zwei Stunden waren noch auf felsigem, schlüpfrigem Wege in voller Dunkelheit zurückzulegen, ehe gegen acht Uhr die ersten Hütten von Guaduas auftauchten. Aber alle waren geschlossen und nirgends ein Licht zu sehen. Erst nach langem Umhersuchen zeigte ihnen ein Einwohner eine casa de assistencia (Unterstützungshaus), wo sie ein dürftiges Unterkommen und Nachtessen erhielten und eine schlaflose Nacht zubrachten.

Guaduas ist eine kleine Stadt, welche nebst dem zugehörigen Districte etwa 10,000 Menschen zählt. Nach André's Beobachtungen liegt sie in einer Meereshöhe von 981 Meter (nach Codazzi 1026 Meter) und hat eine köstliche Temperatur. Ihren Namen führt sie von den Bambus (guaduas), welche einst ringsum in ganzen Wäldern wuchsen, während sie heute auf einzelne Gruppen an den Ufern der nächsten Bäche beschränkt sind; sie wurde 1614 von einem Franziskaner gegründet, welcher dort ein Kloster erbaute, und wurde schon 1696 zu einer Pfarrei erhoben. Die Klostergebäude bergen heutigen Tages das Gefängniß, eine der Merkwürdigkeiten von Guaduas, dessen Insassen Cigarren und Cigarrenkisten fabriciren und unter ziemlich strenger Disciplin gehalten werden. Eines der Strafmittel, welches seine heilsame Wirkung auf Widerspenstige selten verfehlen soll, besteht darin, daß man den Delinquenten einige Zeit lang in den „öffentlichen Sarg“ steckt, einen Holzkasten, in welchem in ganz Neu-Granada die Leichen zur Kirche und von da zu Grabe getragen werden. — Die Umgegend des Ortes hat Mineralquellen, ein Kohlen- und verschiedene Erzlager aufzuweisen. Hinter Guaduas steigt der Weg steil an und erreicht im Alto del Trigo eine Höhe von 1872 Meter. In dieser kalten Region fand André zu seiner Freude die Erdbeere der Alpen (Fragaria vesca) wieder; sie bildete wahre Teppiche, die mit weißen Blüthen und saftigen rothen Früchten, die man auch gewöhnlich auf dem Markte in Bogotá findet, übersäet waren. Es ist genau unsere europäische Species, wenn auch einige Reisende das Gegentheil behauptet haben. Ebendort wächst auch Lindley's Odontoglossum epidendroides mit gelben, rothen und weißen Blüthenhüllen, und in der Nähe liegt die Hacienda de Palmar, wo 1843 der Botaniker Hartweg sich aufhielt und reiche Herbarien anlegte, welche G. Bentham in London unter dem Titel Plantae Hartwegianae beschrieben hat. Weiterhin führt der Pfad über blätterige, blaue, bituminöse Schiefer, welche auch wirklich Kohle enthalten, die aber ungestört daliegt bis zu dem vielleicht noch fernen Tage, wo columbische Locomotiven und Hochöfen ihrer bedürfen werden. Bei Cune zeigte sich eine Venta (mit Palmblättern gedeckte Hütte) zu gelegener Zeit, da das mit Kümmel gewürzte Brot den Durst der Reisenden gesteigert hatte. „Casera, que si hay guarapo?“ (Wirthin, giebt's Guarapo?) schrie einer der Treiber, und „Quien sabe?“ (wörtlich: Wer weiß?) ertönte die bejahende Antwort. Die Wirthin erschien auch sofort mit einem großen Bambusgefäße, tarro genannt, und schüttete daraus das erfrischende und angenehm schmeckende, wenn auch trübe und wenig einladende Getränk in eine Calebasse (totuma, aus der ausgehöhlten Hälfte der Frucht von Crescentia Cujete, eines im ganzen warmen Gebiete des spanischen Amerika verbreiteten Baumes, bestehend). Das in der Runde herum-

Der Guarapo.

Kirche und Platz in Facatativa.

gerichte Gefäß faßt 2 bis 3 Liter und kostet nach unserm Gelde 10 bis 20 Pfennige. Der Guarapo wird aus rohem Rohrzucker (panela) bereitet, den man in einem großen Thongefäße voll Wasser gähren läßt. In zwei bis drei Tagen erhält man so eine süße, etwas säuerliche, erfrischende Flüssigkeit (dulce), welche nach Zusatz des Saftes einiger jener kleinen aromatischen Citronen mit dünner, grüner Schale, welche man am Cauca wildwachsend antrifft, eine köstliche Limonade abgiebt. Ist der Guarapo fertig, so wie man ihn gewöhnlich trinkt, so ist er „regular"; bei vorgeschrittener alkoholischer Gährung heißt er „bravo" (schlimm, bösartig), und so lieben ihn die Maulthiertreiber.

Von der Höhe eines steilen Abhangs zeigt sich als nächster Ort Villeta, in 839 Meter Höhe in einem lachenden Thale gelegen, welches zahlreiche Zuckerrohrpflanzungen bedecken. Der Ursprung der kleinen, ungefähr 5000 Einwohner zählenden Stadt datirt aus den ersten Zeiten der Eroberung; sie wurde 1558 auf dem Gebiete der Panches-Indianer als Rastort auf dem Wege zum Magdalenenstrome angelegt. In ihrer Nähe liegen kaum ausgebeutete Lager von Gold, Kupfer und Eisen, und dicht bei der Stadt sieht man einen schönen Wasserfall und Thermalquellen. Von dort aus steigt man am Rio Negro aufwärts, der sich unterhalb Buenavista in den Magdalena ergießt, und gelangt nun zum ersten Male in die kalte Zone (tierra fria), welche sich durch Nebel bemerkbar macht. Graue Dünste umschleiern

Die Felder von Fontibon auf der Hochebene von Bogotá.

die Landschaft und die Vegetation scheint zu frieren. Von den Bäumen hängt langes weißes und graues Haar herab und bewegt sich im Winde: es ist eine Bromeliacee (Tillandsia usneoides), welche von den Eingeborenen barba de palo (Baumbart) genannt wird. Der Pflanzenwuchs ist verkümmert und strauchförmig; heidekrautartige Gewächse wiegen vor, Pernettyas mit weißen Glöckchen, Thibaudias, Macleanien mit lachsfarbenen Blättern; sodann finden sich Salbei, Fuchsien, eine unserer Iris gleichende Liliacee und namentlich viel krautartige und rasenbildende Pflanzen. Ueber das Dickicht erhebt sich eine durchaus an Zweigen, Blättern und Blüthen rothe Senecionide, welche auf dem Bogotaner Markte unter dem Namen Arnica als Wunden heilend verkauft wird. Dieser Vegetationscharakter ist ganz eigenthümlich und gleicht durchaus nicht demjenigen unserer gemäßigten Gebiete; er zeigt den Uebergang aus der halbkalten Zone in die der Páramos, der eisigen Wüsten unterhalb der Schneegrenze, an.

Endlich überschreitet man den letzten Gebirgswall vor der Ebene von Bogotá und erreicht Facatativá in einer Meereshöhe von 2630 Meter. Unabsehbar dehnt sich die Ebene vor dem Ankömmling aus; im Osten begrenzen die beiden Gipfel des Montserrate und Guadalupe über Bogotá den Horizont, während im Norden und Süden ein Kreis von Bergen das ehemalige 90,000 Hectaren große und von Aeckern und Weiden bedeckte Seebecken einschließt, dessen Oberfläche glatt und eben ist wie die eines Gewässers. Dasselbe führt den Namen Sabana.

Facatativá ist von Westen her der Schlüssel zu diesem Becken, eine kleine Stadt von 5000 Einwohnern, von Prai-

rien umgeben. Die alten Cipas-Indianer haben auf dem benachbarten Berge eine Festung gebaut, von welcher sich nur einige Felsmalereien erhalten haben. Auch die Wassermarken des ehemaligen Sees sind noch deutlich an den Sandsteinfelsen zu sehen. Das ganze Leben des Ortes concentrirt sich auf dem Markte mit seiner Kirche und seinem öffentlichen Brunnen, wo sich Morgens die Frauen in großer Anzahl versammeln. Da die dortige mittlere Temperatur 13° nicht übersteigt, so verhüllen sie stets Kopf und Brust mit einem Tuche. Alle tragen ein Thongefäß auf dem Kopfe, welches sie mittelst einer langen in ein Kuhhorn endigenden Blechröhre füllen. Durch das trichterförmige Horn läuft das Wasser aus der Fontainenschale in die Röhre und so in die mucura, welche zu Hause in die große, enghalsige tinaja entleert wird, einen mächtigen Thonbehälter, der im kühlsten Winkel auf einem Untersatz von Ziegeln oder Brettern steht. Das Wasser hält sich darin sehr frisch und wird mit einer Calebasse oder einem langen blechernen Löffel herausgeschöpft.

Von Facatativá an wird die Reise bedeutend leichter; ein 35 Kilometer langer Fahrweg verbindet den Ort mit Bogotá und wird sogar wöchentlich zweimal von einem öffentlichen Fuhrwerke benutzt. Die Straße ist breit, aber in schlechtem Zustande und voller Löcher und Unebenheiten, was die Benutzung des elenden Rumpelkastens zu einer wahren Qual macht. Fritz von Scherst entschloß sich also, die lange Strecke zu Fuße voranzueilen, während André für das Gepäck einen Karren, ein Paar Ochsen und einen Treiber miethete und langsam in Jean's Gesellschaft dasselbe nach der Landeshauptstadt escortirte.

Weit dehnt sich die Savane vor dem Reisenden aus, wenn er die Mühle von Facatativá hinter sich hat; ein dichtes, kurzes Gras bedeckt sie und wird von Herden mittelgroßer und kleiner Rinder und Schafe abgeweidet. Jeder Weideplatz (potrero) ist in sehr geschickter Weise mit einem zweifachen Wassergraben von je einem Meter Tiefe und Breite umgeben, welcher die Thiere am Fortlaufen hindert und ihnen gleichzeitig zur Tränke dient. In der unmittelbaren Nähe von Städten und Dörfern dagegen und namentlich längs der Straße erlaubt sich der Besitzer den Luxus einer Mauer, welche zwei Meter hoch ist und aus großen Würfeln an der Sonne getrockneter Lehmerde besteht. Man setzt dieselben zwischen Holzfächer von 3 bis 4 Meter Länge, läßt unten bei jedem Fache eine dreieckige Oeffnung für den Abfluß des Wassers und bedeckt sie oben mit umgedrehten Rasenstücken, zuweilen auch mit Dachziegeln. Ab und zu zeigt sich ein Portal mit vorspringendem Dache und zwei kleinen Scheidewänden zur Seite, welches den Eingang zum Potrero bildet und als ein ebenso anspruchsvolles wie unnützes Bauwerk aus der Ebene emporragt (s. die letzte Abbildung).

---

# Die Pima-Indianer in Arizona.

Von **John A. Spring** in Tucson.

## II.

### Religion.

Die Pimas glauben an das Dasein eines höchsten Wesens oder Schöpfers, welchen sie den „Propheten der Erde" heißen, und an einen bösen Geist (sche-á-vurl), und daß ihre Seelen nach dem Tode in eine andere Welt übergehen und dort die Vorangegangenen wiedersehen werden. Sie sagen, daß sogleich nach dem Ableben eine Eule die Seele des Verstorbenen in das Jenseits trägt, und daß der Schrei dieses Vogels stets den nahe bevorstehenden Tod eines der Ihrigen anzeigt; sie scheuen sich sehr vor diesen Thieren und ein Pima wird kaum je eine Eule tödten. Sie erzählen in etwas confuser Weise, daß vor Jahren schwarz gekleidete Priester ihnen das Christenthum predigten und daß dieselben Franzosen [1]) waren, die jedoch mit sehr wenig Erfolg wirkten. Die Pima haben keine Form von Gottesdienst, keine Götzen, keine Bilder. Sie wissen, daß die hier in großer Anzahl angesiedelten Mexicaner ihre Kinder taufen lassen und ahmen diese Ceremonie manchmal nach; aber bloß in Fällen gefährlicher Krankheit, indem sie dann glauben, daß die Taufe ein Talisman gegen den Tod sei. Wenn ihre Medicinmänner ein krankes Kind nicht auf den Weg der Besserung bringen können, so tragen sie dasselbe zu einem Amerikaner, Mexicaner oder auch zu einem der christlichen Religion angehörenden Papago-Indianer, wo dann die Ceremonie, gewöhnlich von einer mexicanischen Frau geleitet, stattfindet. Wird das Kind gesund, so bekommt es einen spanischen Namen, welchen es für immer behält; diese Namen werden aber durch die verzwickte Aussprache der Pimas oft so sehr verändert, daß ihre ursprüngliche Form kaum mehr zu erkennen ist; z. B. Pedro wird Pi-va-lo; Emanuel, Má-norl; Cristobal, Kís-to; Ignacio, I'-nas; Maria, Már-le ꝛc. Gewiß ist, daß ihre Religion ihnen keine Moral lehrt, auch keine bestimmten Vorschriften über ihr tägliches Thun und Lassen enthält. Wenn ein Pima sich überhaupt über seinen Glauben kümmert, so construirt er denselben auf die ihm am besten passende Weise, und da ihre Religion weder Hoffnung auf Belohnung für gute Thaten noch Furcht vor Strafe für Vergehen erweckt, so kümmert er sich blutwenig um das jenseitige Leben. Sie haben keine Priester, die ihnen den Pfad der Tugend zeigen, und der Rest von Einfluß, den ihre Häuptlinge etwa noch auf sie ausüben, ist nicht genügend, um die Bösartigen von Schlechtigkeiten und Verbrechen abzuhalten. Der ganze Stamm lebt bloß für Heute und Keiner denkt an Fürsorge für die Zukunft; ihre einzigen Gedanken trachten nach Befriedigung ihrer Wünsche und Leidenschaften. Sie glauben an Zauberei und Gespenster und ihre Medicinmänner (má-ke) machen sie glauben, daß ihnen das Geheimniß bekannt sei, Hexen zu finden und unschädlich zu machen. Krankheiten, Todesfälle und alles Unglück werden als durch Hexerei erzeugte Resultate angesehen. Wenn also ein Pima krank wird oder ein Pferd oder eine Kuh Symptome von eintretender Seuche zeigt, so wird nach dem má-ke gesandt, der auch alsbald mit maskirtem Gesichte und anderen Verkleidungen und Mummereien mit seinen Gehülfen erscheint.

[1]) Die Pimas nennen diese Pfaffen pár-le-sick, Mehrzahl pa-pár-le-sick.

Dann läuft er um den angeblich behexten Platz in stets sich erweiternden Kreisen herum, bis er die äußerste Linie des unter dem Banne des Zaubers sich befindenden Grundes gefunden zu haben angiebt. Auf diese Linie pflanzt er sodann mit seinen Gehülfen eine bedeutende Anzahl Stöcke, bemalt mit verschiedenen mineralischen Farben (meistens Ocker), um das Entwischen des bösen Geistes zu verhindern, nach welchem jetzt eifrig gesucht wird. Alle Hütten werden genau durchsucht, alle Hindernisse, wie Zäune u. dergl., beseitigt, Büsche abgeschnitten, hohle Bäume ausgeräuchert u. s. w., bis schließlich der Medicinmann den bösen Geist findet, der gewöhnlich aus einem kleinen Stückchen Holz, mit Pferdehaaren und rothem Tuche umwickelt, besteht. Der gefundene böse Geist wird nun unter verschiedenen Ceremonien verbrannt, und die von ihm geplagten Subjecte glauben sich jetzt, wenn auch nicht für immer, doch wenigstens auf lange Zeit, von seinem Einflusse befreit. Daß diese Art von Behandlung nur selten die Genesung der Kranken herbeiführt, ist natürlich; dessen ungeachtet wird sie sehr oft angewandt, indem die Pimas durchaus keine Arzneien kennen und unter keinen Umständen etwas einnehmen würden. Stellen sich bei einem dieser Indianer Schmerzen auf der Brust oder Magenkrämpfe ein, so wird er oft scheußlich gemartert, indem ihm seine Angehörigen mit spitzigen Steinen an der betreffenden Stelle die Haut aufritzen oder glühende Kohlen auflegen. In seltenen Fällen wird der Patient auf den Boden gelegt, mit dem Kopfe gegen Westen, und der má-ke streicht ihm sanft über den Körper von oben bis unten mit einem Wedel oder Fächer von Adlerfedern, den er dann, einige Schritte wegtretend, ausschüttelt; diese Operation dauert oft Stunden lang. Die Zuschauer, welche fest glauben, daß die Krankheit auf diese Weise in die Federn übergeht und dann in alle Winde abgeschüttelt wird, stehen in respectvoller Entfernung, um nicht den „Gifthauch" des Uebels einzuathmen. Noch andere má-ke geben vor, böse und Krankheit verbreitende Geister dadurch zu vernichten, daß sie bemalte Pfeile mit bemalten Bogen in der unmittelbaren Nähe des Patienten in die Luft schießen. Ob diese Medicinmänner selbst zu ihren Wunderkuren Zutrauen haben, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; daß sie jedoch daraus großen pecuniären Nutzen ziehen, beweist ihre Wohlhabenheit zur Genüge; denn sie säen nicht, sie ernten nicht u. s. w.

Die Pimas kennen viele Kräuter, deren sie sich, besonders nach fehlgeschlagenen Ernten, zur Nahrung bedienen; die heilenden Eigenschaften von Pflanzen und Mineralien jedoch sind ihnen vollständig verborgen, mit Ausnahme der von den Mexicanern colondrina genannten Pflanze, welche, in Compressen zeitlich aufgelegt, ein sicheres Mittel gegen den Biß der Klapperschlange ist.

Es wird allgemein geglaubt, daß alle Versuche, die Pimas zum Christenthum zu bekehren, scheitern würden; nicht etwa, daß sie sich irgend einer Lehre widersetzen würden, sondern weil sie in vollständige Gleichgültigkeit und Gedankenfaulheit versunken sind.

## Beerdigung der Todten.

Die Pimas befestigen ihren Todten ein Seil um den Hals und ziehen dasselbe fest um die Knie zusammen, so daß der Körper in eine sitzende Lage gezwängt wird. Das Grab ist ungefähr 4 bis 5 Fuß tief und vollkommen rund, mit einem Durchmesser von etwa 2 Fuß. Am Boden dieses Loches wird auf einer Seite eine Art Gewölbe ausgegraben, welches den Körper aufnimmt. Das Grab wird dann zugedeckt und dem Erdboden gleich gemacht, und die Decke mit Balken und Steinen beschwert, um die Prairiewölfe am Ausscharren des Leichnams zu verhindern. Das Begräbniß findet meistens bei Nacht statt und zwar gewöhnlich unmittelbar nach erfolgtem Tode, da das Grab meistens gegraben wird, sobald man an dem Aufkommen des Patienten zweifelt. Die Angehörigen des Verstorbenen singen während der Beerdigung ein monotones Grablied, aber Zeichen von innerer Trauer sind höchst selten. Manchmal kommt es vor, daß Patienten, deren Gräber schon auf sie warten, wieder genesen; in diesem Falle wird das Grab offen gelassen bis zu ihrem Tode, welcher Umstand erklärt, warum fast alle ihre Beerdigungsplätze (gewöhnlich unter einer Gruppe von Mesquite-Bäumen) mehrere offene Gräber aufzuweisen haben.

Unmittelbar nach der Bestattung der Leiche wird die Hütte und das bewegliche Eigenthum des Verstorbenen verbrannt, seine Pferde, Kühe ꝛc. werden getödtet und deren Fleisch zu einem Leichenschmause zubereitet. Zum Zeichen von Trauer verlassen die nächsten Angehörigen für Wochen, oft Monate lang das Dorf nicht. Die männlichen Leidtragenden schneiden etwa 6 Zoll ihres Haupthaares [1]) und die weiblichen dasselbe fast ganz ab.

Der Gebrauch, sämmtliches Eigenthum des verstorbenen Ehemannes zu vernichten, stürzt die Wittwe und Kinder in gänzliche Armuth und verhindert die Vermehrung des Viehstandes. Die Weiber des Stammes, wohl wissend, daß sie bei dem eintretenden Tode ihres Gatten in kläglicher Weise und durch eigene Arbeit ihre Kinder zu ernähren haben, scheuen sich des Kindsmordes nicht, weder vor noch nach der Geburt, und da das Verschwindenlassen eines Kindes durchaus nicht als Verbrechen angesehen wird, so befleißigen sich mehrere alte Weiber der Kunst des Abtreibens und zwar mit erstaunlichem Erfolge und meistens ohne schlimme Folgen für die Gesundheit der unnatürlichen Mutter. Eine Wittwe darf ein Jahr nach dem Tode ihres ersten Mannes wieder heirathen; wenn sie jedoch schon Kinder hat, so findet sie sehr selten einen Mann, indem derselbe sich nicht jene zur Last fallen lassen mag. Solche Wittwen bebauen gewöhnlich ein kleines Stück Land, welches entweder Verwandte oder Freunde für sie pflügen.

## Verheirathung.

Eheliche Verbindungen werden von den Pimas ohne Ceremonie eingegangen und werden nicht als bindend betrachtet. Der Heirathslustige sucht einen Freund auf, welcher mit ihm zu der Hütte des begehrten Mädchens geht und für ihn bei dessen Eltern um dasselbe anhält. Sind diese damit einverstanden und hat ihre Tochter dagegen nichts einzuwenden, so geht sie mit ihrem nunmehrigen Gatten ganz einfach nach seiner Hütte und lebt mit ihm, so lange sie sich vertragen können, als sein Weib. Sollte jedoch das Mädchen eine abschlägige Antwort geben, so geht der Heirathscandidat ohne Weiteres seiner Wege. Geschenke werden nur

---

[1]) Die Männer tragen ihr Haar sehr lang; viele bis zu 36 Zoll, oft in Tressen geflochten; bloß auf der Stirn wird es in gerader Linie über den Augen abgeschnitten. Die Weiber thun das letztere auch, zertheilen das übrige Haar auf der Mitte des Scheitels, lassen es jedoch bloß bis auf die Schultern wachsen. Das Haar ist der Pimas einzige Kopfbedeckung; die Männer sind sehr stolz auf diese Zierde, flechten und kämmen es sorgfältig und, um demselben einen bleibenden Glanz zu geben, pflastern sie es mit einer Mischung aus schwarzem Lehm und dem Gummi des Mesquite-Baumes fest auf das Haupt. Diese Kruste wird nach einigen Tagen abgewaschen und das Haar ist dann nicht nur rabenschwarz und glänzend, sondern auch von allem Ungeziefer befreit.

dann von des Mädchens Eltern verlangt und vom Bräutigam gegeben, wenn letzterer sehr alt und letzteres sehr jung ist. Weiber verlassen häufig ihre Männer und umgekehrt. Ist dieses der Fall, so sind sie auf immer geschieden und Jeder und Jede kann beliebig wieder heirathen; bei der zweiten Heirath des Mannes wird jedoch die Hülfe eines Freundes nicht mehr in Anspruch genommen. Beispiele von unwandelbarer Treue und starker Anhänglichkeit sind zwar vorhanden, jedoch viele Weiber zögern nicht, ihre Reize anderen Männern zur Verfügung zu stellen, was, obschon ihrem Ehemanne kaum angenehm, von dem Stamme durchaus nicht als verabscheuungswürdig oder verbrecherisch angesehen wird. Bloß die ganz nichtsnutzigen dieser Squaws leben mit Weißen zusammen und leider vermehrt sich deren Anzahl von Jahr zu Jahr. Obschon nun in Folge dessen schreckliche syphilitische Krankheiten unter diesen Indianern ausgebrochen sind und sich beständig verbreiten, hat noch keiner ihrer Häuptlinge seine warnende Stimme unter ihnen erschallen lassen oder Bestrafung angedroht; ja Prostituirte werden als eine Nothwendigkeit betrachtet und werden weder mit Abscheu noch Verachtung angesehen. Bescheidenheit ist beiden Geschlechtern gänzlich unbekannt; die von den Eltern selbst in Gegenwart ihrer Kinder jedes Alters geführte Unterhaltung ist im höchsten Grade unzüchtig und die Namen Vieler sind ekelerregende Wörter.

Gewöhnlich leben mehrere Paare mit ihren Kindern in einer Hütte zusammen, und diejenigen, welche die nothwendigen Nahrungsmittel erschwingen können, halten mehrere Weiber. Die Squaw ist die Sklavin des Mannes; sie trägt Holz und Wasser herbei, spinnt und webt, bekümmert sich allein um die Kinder und besorgt die ganze Feldarbeit, mit Ausnahme des Pflügens und Säens. Das Pima-Weib sondert in langwieriger harter Arbeit während der Erntezeit die Spreu von dem Weizen und trägt denselben auf seinem Kopfe oft Meilen weit nach dem Hause des weißen Krämers, wo der faule Herr sein Getreide für bunte Tücher und oft, nur allzu oft, wenn es ungesehen von Regierungsbeamten geschehen kann, für Feuerwasser umtauscht. Pima-Weiber reiten selten, während die Männer fast ausschließlich auf ihren kleinen Pferden angetroffen werden, begleitet von ihren Squaws, die, mit einem Säugling und einem schweren Korbe belastet, zu Fuß auf dem heißen sandigen Wege einherlaufen; denn der faule berittene Schlingel mäßigt den Schritt seines Pferdes keineswegs.

Während der Kindbettperiode und der monatlichen Reinigungen wohnen die Weiber abgesondert in kleinen Hütten, gebrauchen abgesondertes Bettzeug und Eßgeschirr und Männer betreten dann diese Hütten nie, auch berühren sie keinen der erwähnten Gegenstände.

## Waffen und Kriegsgebräuche.

Die einzigen Waffen, die den Pimas vor Einführung der Feuerwaffen bekannt waren, sind Bogen und Pfeile und Kriegskeulen. Zu ihrer Vertheidigung trugen sie einen runden Schild von ungefähr 2 Fuß Durchmesser, aus Ochsenhaut so präparirt, daß der spitzigste Pfeil, in nächster Nähe und von sehnigem Arme abgeschossen, denselben nicht durchdrang. Diese Waffen werden heute noch oft in Anwendung gebracht und die Pimas sind, wie meist alle Indianer, ausgezeichnete Bogenschützen, indem es ihnen ein Leichtes ist, den Vogel im Fluge oder den Fisch in seichtem Wasser zu erlegen. Für die Fisch- und Vogeljagd bedienen sich die Pimas stumpfer Pfeile (d. h. ohne harte Spitze), während die im Kriege gebrauchten Geschosse eine Spitze aus Feuerstein, Glas oder Eisen tragen. Auf dem Kriegspfade gegen ihre erbitterten Feinde, die Apaches, tauchen sie die Pfeilspitzen in stark verwestes Fleisch, und die dadurch erzeugten Wunden sollen fast in allen Fällen tödtlich sein [1]). Die Kriegskeule wird aus dem harten, sehr schweren Mesquite-Holz angefertigt; sie ist etwa 16 Zoll lang, wovon die Hälfte aus dem Griffe besteht. Da die Pima ihre Feinde nie am Tage angreifen, so wird dieses Mordinstrument heute noch oft gebraucht: sie umzingeln im Dunkel der Nacht den Aufenthalt der Apaches, vor deren Hütten sie sich in lautloser Stille aufstellen; dann lassen sie das Kriegsgeheul erschallen und, während die aus ihrem Schlafe jäh aufgeschreckten Feinde aus den niedrigen Oeffnungen ihrer Wohnungen herauskriechen, fällt die Keule der Pimas mit zerschmetternder Kraft auf ihre Köpfe. Dieses Manöver gelingt jetzt selten mehr, indem die ewig gejagten Apaches sich durch zahlreiche Schildwachen davor zu hüten wissen; hier und da jedoch glückt es den schlauen und gewandten Pimas, zwischen jenen unbemerkt durchzuschlüpfen oder ihre Aufmerksamkeit auf eine Seite zu ziehen, und in diesen Fällen erfolgt stets ein scheußliches Blutbad. Die Pimas scalpiren ihre gefallenen Feinde nicht und hüten sich sehr, einen Apache mehr als nothwendig ist zu berühren, um ihm den Garaus zu machen; sogar die Tödtung eines solchen mit einem Pfeile macht den Schützen unrein; denn die Pimas glauben fest, daß alle Apaches von einem unreinen Geiste besessen sind, und jeder Krieger des Stammes der ersteren, der einen des letztern getödtet, muß sich folgendem Processe der Reinigung unterwerfen, bevor er wieder unter die Seinigen zurückkehren kann: Sobald das Gefecht vorüber, sondert sich jeder Pima, der einen Apache getödtet zu haben sich bewußt ist, von den Uebrigen ab und geht direct nach seinem Dorfe, wo er sich in der Umgebung desselben im Gebüsche verbirgt, so nahe wie möglich am Gila-Flusse, der einige hundert Meter von ihren Wohnungen entfernt vorbeifließt. Durch Zeichen macht er dann seine Anwesenheit bemerklich und ein altes Weib wird ihm als stumme Wärterin bestimmt. In den ersten 24 Stunden darf er weder Speise noch Trank genießen; jedoch während der nächsten 16 Tage bringt ihm das alte Weib spärliche Nahrung, ohne Fleisch und ohne Salz; auch darf er bloß das (oft lehmige und warme) Flußwasser trinken. Ueberdies muß er während dieser Zeit sich täglich gewisse Male baden; vom vierten bis zum achten Tage sein Haupthaar mit Gummi und schwarzem Lehm bepflastert tragen, dann es auswaschen, wieder beschmieren bis zum zwölften Tage; am dreizehnten Tage wird das Haar rein ausgewaschen, sorgfältig gekämmt und in Tressen mit rothen Bändern geflochten. Nach weiteren vier Tagen öftern Badens im Flusse darf endlich am Abend des sechszehnten Tages der so gereinigte Krieger zu seinen Leuten zurückkehren. Bevor er jedoch unter sie tritt, empfängt ihn ein alter Mann des Stammes, vor dem er sich flach auf den Boden legt; dieser Alte nimmt Speichel aus seinem eigenen Munde und schmiert ihn dem Liegenden in den seinigen; hierauf bläst er ihm in die Nasenlöcher und hebt ihn dann empor, worauf alle Anwesenden ihn mit Beglückwünschungen über seine Heldenthat empfangen.

Da die Apaches, die wildesten Indianer Nordamerikas, seit den letzten 25 Jahren viele Weiße ermordet und beraubt,

---

[1]) Andere Stämme vergiften ihre Pfeile, indem sie ein Stück Ochsenleber, an einem langen Stocke befestigt, einer Klapperschlange zum Bisse vorhalten; diese Schlange, die hier in Unmasse existirt, wird mit einer andern Stange geneckt und so zum Bisse gereizt. Die Leber geht in sehr kurzer Zeit in Fäulniß über, so daß sie sich schon am dritten Tage in einen schwarzen Brei zersetzt, in welchen dann die Pfeile getaucht und dadurch tödtlich giftig werden.

haben sie eine bedeutende Anzahl Gewehre, Pistolen und Patronen an sich gebracht, und thun dasselbe, obschon in geringerm Maße, zeitweise noch; die Pimas haben daher die Nothwendigkeit eingesehen, um mit den ersteren im Felde sich messen zu können, ähnliche Waffen käuflich an sich zu bringen, und da die Regierung den Pimas niemals den Erwerb solcher Waffen verboten, so besitzen sie jetzt eine für alle Zwecke hinreichende Menge.

Die Pimas nehmen nie erwachsene Apaches als Gefangene mit sich; diese werden vielmehr alle auf dem Kampfplatze getödtet; Weiber, Mädchen und halberwachsene Jünglinge werden mitunter heimgebracht, obschon häufig kein einziger dem Blutbade entgeht; besonders wenn die besiegte Bande unter einem als gefährlich bekannten Führer gestanden hat, an dem blutige Rache zu nehmen die Pimas sich verpflichtet glauben.

Die gefangenen Apaches werden selten grausam behandelt. Während der ersten 10 bis 14 Tage müssen sie mit den zurückgekehrten Siegern von Dorf zu Dorf gehen, werden als Trophäen vorgezeigt und müssen den Kriegertanz mitmachen, während dessen ihnen oft ein altes Weib zu ihrem Hohn den Apache-Schlachtschrei in die Ohren gellt. Nach dieser Zeit jedoch werden sie in die Hütten ihrer Eroberer aufgenommen und genießen gleiche Nahrung und Behandlung; sie lernen dann die Sprache der Pimas und bleiben zufrieden auf deren Reservation. Seltene Fälle sind vorgekommen, daß solche Gefangene es versucht haben, zu ihren wilden Brüdern in die Berge zu entfliehen; aber ohne eine einzige Ausnahme sind sie eingeholt und auf dem Flecke dem Tode geweiht worden. Viele gefangene Apache-Kinder werden von den Pimas (freilich ohne Wissen der Regierung) an Weiße und Mexicaner verkauft; sie sollen sehr gelehrig sein und gute Knechte und Mägde abgeben.

In seltenen Fällen kommt es vor, daß ein Pima ein Apache-Weib zur Gefährtin nimmt; die meisten weiblichen Gefangenen jedoch werden der Prostitution gewidmet und das so verdiente Geld fließt dann in die Tasche ihrer Eigenthümer.

## Industrie und Nahrung.

Die Männer arbeiten nur so viel, als nothwendig ist, um eine Ernte zu erzielen. Jedes Dorf erwählt zwei oder drei „Aelteste", welche über das Anlegen der zur Bewässerung erforderlichen Canäle und Dämme berathen und jedem Bebauenden die ihm zukommende Quantität Wasser zu seiner Zeit anweisen. Um das Wasser des Gila-Flusses in die Canäle zu leiten, werden an den passendsten Stellen Dämme erbaut vermittelst eingetriebener und mit Ochsenhautriemen verbundener Pfähle; die Ritzen zwischen diesen werden mit beschwerten Sträuchern zugestopft. Da jedoch der Fluß fast jeden Frühling durch das Schmelzen des Schnees an seiner Quelle gewaltig anschwillt, so werden diese primitiven Bauten sehr oft weggeschwemmt und müssen dann wieder neu hergestellt oder doch tüchtig reparirt werden. Ihre Canäle, die in einer Tiefe von bis 10 Fuß und mit einer Breite von 6 bis 8 Fuß das Wasser oft meilenweit auf ihre Felder führen, verzweigen sich daselbst in viele kleinere Gräben, aus denen sich das Naß auf das bebaute Land verbreitet. Bewunderns-werth ist die Geschicklichkeit, mit der die Pimas ohne irgend welche geometrische Instrumente die richtigen Stellen für den nothwendigen Fall des Wassers auf ihrem Terrain zu treffen wissen, und zwar auf lange Strecken, wo ein ungeübtes Auge kaum eine Steigung bemerken würde.

Die Pimas zusammen mit den früher erwähnten Maricopa haben eine Reservation von 100 Quadratmeilen (englisch); dieselbe erstreckt sich am Gila-Flusse in einer Länge von ungefähr 25 Meilen hin; da jedoch ein beträchtlicher Theil dieses Landes stark salpeterhaltig, ein anderer sumpfig und ein dritter für Bewässerung zu hoch gelegen ist, so kann bloß ein verhältnißmäßig kleines Stück mit Erfolg bebaut werden. Obschon nun nicht einmal dieses letztere ganz von den Pimas zum Ackerbau benutzt wird (eine Familie bepflanzt kaum mehr als 15 Acker), so klagen diese doch beständig, daß ihre Reservation viel zu klein sei und daß ihre Vorfahren stets ein bedeutend größeres Stück des Gila-Thales inne gehabt hätten. Auch betrachten sie die weiter oberhalb angesiedelten Amerikaner und Mexicaner als Eindringlinge und stehlen nicht selten bei Nachtzeit von deren Feldern, was sie auf ihren Pferden wegschleppen können.

Die männlichen Pimas pflügen das Land mit Ochsen und einem krummen zugespitzten Ast; sie besorgen die Aussaat und schneiden das Getreide mit kurzen Sicheln. Ihre Pferde dreschen oder stampfen es mit den Hufen aus und ihre Weiber reinigen es durch Aufwerfen in die Luft von der Spreu. Der Weizen wird auf großen flachen Steinen mit der Hand zu Mehl gemahlen, nachdem er erst ein wenig geröstet wurde, um ihn zerbrechlicher zu machen. Dieses Getreide wird am meisten gesäet; die Ernte des Stammes beläuft sich in günstigen Jahren auf anderthalb Millionen Pfund für den Verkauf allein, während jede Familie genügend für ihren Hausbedarf sowie für die nächstjährige Saat zurückbehält. Daneben producirt ihr Land auch türkisches Korn, Gerste, Bohnen, Kürbisse, Melonen, Zwiebeln nebst anderen Gemüsen und eine schlechte Qualität Baumwolle.

Die Nahrung der Pimas ist sehr einfach. Fleischspeisen werden nur an Tagen großer Ceremonien genossen, obschon es diesen Indianern an Viehstand und Geflügel keineswegs fehlt. Die Milch der Kühe wird weder getrunken noch zu Butter oder Käse gemacht; auch werden die Hühnereier nicht gegessen, eben so wenig das Fleisch der Schweine, die in den Sümpfen sich selbst an einer Art weichem Wassergras mästen und während des Winters meistens an umliegende Farmer verkauft werden. Wenn jedoch ein Stück Vieh dem Messer erliegt, dann wird alles, was gekaut werden kann, Gedärme u. s. w. eingeschlossen, auf den Kohlen gebraten und verschlungen. Dasselbe findet statt, wenn ein Pferd, Esel oder Rind an irgend einer Krankheit stirbt; es haben sich noch nie bemerkbare schlimme Folgen davon für die Gesundheit der Betheiligten zu erkennen gegeben. Zu gewissen Jahreszeiten jagen die Pimas die hier häufig vorkommenden wenig scheuen großen Hasen, und im Frühling und Herbste werden aus dem Gila-Flusse Fische in großer Anzahl theils geschossen, theils mit Angeln oder Netzen gefangen und verspeist.

Weizen, Bohnen und Mais, besonders aber Kürbisse (frisch und getrocknet) und die Mesquite-Bohnen, die schmackhafte Frucht des Baumes dieses Namens, sind die Hauptnahrungsmittel. Die letzteren wachsen im Ueberfluß und Tausende von Scheffeln werden jährlich von den Squaws eingesammelt. Diese zerreiben die Bohnen wie den Weizen in Mehl und machen davon kleine, schmackhafte, wenn auch ihrer Schwere wegen etwas unverdauliche Brödchen, die lange in genießbarem Zustande verbleiben.

Die Weiber sammeln auch im Juni und Juli die Frucht des riesenhaften Cactus, Cereus giganteus, eine Art saftige Birne oder eher Feige, die zu einem sehr schmackhaften, süßen und gesunden Compot abgekocht wird. Wenn destillirt, giebt diese Frucht ein sehr starkes berauschendes Getränk, das bei den Festen der Pimas keine kleine Rolle spielt. Das etwas spärliche gute Heu wird von den Weibern eingesammelt und an umliegende Farmer verkauft; alles zum Hausgebrauch

nothwendige Holz und Wasser wird ebenso von diesen schwer arbeitenden Ehehälften herbeigeschleppt. Daneben spinnen sie eine Art grober Decken, theils zum Verkauf, theils zum eigenen Gebrauch, machen sehr niedliche, dauerhafte und sogar wasserdichte Körbe von allen Größen, ihr ganzes Küchengeschirr, wie Wasserkrüge, Teller, Kochtöpfe, Tassen, Näpfe, und schnitzen aus dem erwähnten Mesquite-Holze ihre Löffel.

Daß die Pimas durch ihre Laster einem schnellen Ende entgegen gehen, sieht der aufmerksame Beobachter nur zu deutlich. Die frühere Pracht ihrer Könige ist längst dahin, der Muth und die Manneskraft der heutigen Krieger ist am Verschwinden; die Faulheit, Unmäßigkeit und Unzucht raffen sie weg; bald wird ihr Stern am nahen Horizonte untergehen.

---

# Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

## I.

### 1. Die geographischen Grundzüge.

Das ungeheure Gebiet, welches wir Westaustralien nennen, wird durch eine imaginäre Linie, die wohl überschritten, doch nie vermessen ist, den 129. Grad östl. L. (von Greenwich) und das Meer begrenzt. West Cap Howe im Süden (35° 10′ südl. Br.) und Cap Londonderry im Norden (13° 45′) sind seine äußersten Punkte. Die größte Länge des Landes ist 1457 Miles, seine größte Breite 700 Miles.

Die englischen officiellen Angaben berechnen die Gesammtfläche der Colonie auf 978,299 Quadratmiles. Nach E. Debes (Eine neue Arealbestimmung des Festlandes von Australien. Peterm. Geogr. Mitth. 1865, S. 352 u. 389) kommen jedoch auf Westaustralien nur 951,821 englische Quadratmiles oder 45,898·1 deutsche Quadratmeilen, 45,860·3 auf das Festland, 37·8 auf die Inseln.

Ein bedeutender Theil dieser ungeheuren Länderstrecke, die nahezu fünfmal so groß ist als das Deutsche Reich, liegt innerhalb der Tropen; die Colonie erstreckt sich durch nahe an 22 Breitengrade. Die klimatischen Verhältnisse des Nordens und Südens müssen daher verschieden sein; sie werden aber für die verschiedenen Oertlichkeiten noch mehr durch ihre größere oder geringere Entfernung von der Meeresküste bedingt. Eine Eigenthümlichkeit der östlich gelegenen Colonien, dort von der bedeutendsten Einwirkung auf das Gedeihen der Thier- und Pflanzenwelt, die heißen Winde, kennt man in Westaustralien nicht. Man bemerkte im Innern von Westaustralien, daß die Ostwinde in der Regel kühl waren, die West- und Nordwinde aber warm. In Perth (32° südl. Br.) ist die mittlere Jahrestemperatur 63° F.; das Thermometer erreicht im Sommer 95° F. und im Winter steht es vor Sonnenaufgang etwa 39°, auch hat man in den Sommernächten Thau, eine Erscheinung, die man in Südaustralien und Victoria höchstens in den waldigen Bergländern wahrnehmen kann. Im nördlichen Theile innerhalb der Tropen waren die höchsten und niedrigsten Messungen des Thermometers für sechs Monate wie folgt:

| | Höchster Stand | Niedrigster Stand |
|---|---|---|
| Mai . . . . . . . | 80 Fahr. | 65 Fahr. |
| Juni . . . . . . | 76 „ | 63 „ |
| Juli . . . . . . . | 78 „ | 56 „ |
| August . . . . . | 80 „ | 54 „ |
| September . . . | 83 „ | 65 „ |
| October . . . . . | 92 „ | 70 „ |

Im Januar zeigte das Thermometer in der Sonne 178°, und im Juli fiel es unter 24·5 südl. Br. bis 2° unter den Gefrierpunkt. Zwischen November und März, berichtet Lieutenant Rendell von J. Br. M. S. „Beagle“, war die Temperatur am Tage 33·3° C. und 31·1° C. in der Nacht; die Luft aber so trocken, daß die Hitze nicht drückend war. Ein solches Klima ist jedenfalls gesund, aber es erhellt auch, daß die Vegetation, welche auf Sommerregen angewiesen ist, nicht gut dabei fahren kann.

Ueberhaupt sind die Niederschläge in dem ganzen Westaustralien außerordentlich unregelmäßig. Im Süden fällt im Sommer beinahe ebensoviel Regen als im Winter, Gewitter mit Hagel sind sehr häufig, aber auch starke andauernde Regenschauer; im Norden aber herrscht umgekehrt oft ebensoviel Trockenheit im Sommer als im Winter, wo oft nur zweimal Regen gefallen ist. Nach den oben angeführten Beobachtungen des „Beagle“ kann also von einer regelmäßigen Regenzeit, wie sie sonst in den Tropen zu finden, die Rede nicht sein. Aber die Niederschläge im Norden sind, wenn sie kommen, sehr gewaltiger Art. Die oft tausend Fuß breiten Flußthäler werden dann zu Flußbetten und die Fluthen stürzen mit einem Gefälle von 6 Fuß per Mile alles mit sich hinwegreißend dem Meere zu.

An der Nordwestküste tritt während der Sommermonate um 10 Uhr Morgens die Seebrise ein; sie weht von Südwest bis Westnordwest den ganzen Tag frisch und hält zuweilen bis Mitternacht an. Sobald der Wind nach Norden zu zurückgeht, fängt es stärker zu wehen an. Um 4 oder 5 Uhr Nachmittags werden die Wolken über dem Lande gewöhnlich dichter, es wetterleuchtet und gelegentlich kommen sie mit einer heftigen Böe ungefähr um 7 oder 8 Uhr Abends über die Küstenlinie. Orkane sind im Norden nichts Ungewöhnliches, doch sind sie selten von großer Ausdehnung oder langer Dauer. Im November 1871 zerstörte ein Orkan alle Häuser zu Roeburne, aber bei dem 120 Seemeilen östlicher liegenden Flusse De Grey und dem ungefähr 80 Seemeilen westlich liegenden Fluß Fortescue war er von keiner Bedeutung. Gregory bemerkte, daß die umgefallenen Bäume im Nordwesten und Norden alle in nordwestlicher Richtung hingestreckt liegen. Er schloß daraus, daß die Winde während der Regenzeit von Nordosten wehen.

Wie oben bemerkt, kommen nur 37·8 Quadratmeilen auf die zu Westaustralien gehörigen Inseln. Ein sehr kleiner Theil; aber Australien überhaupt ist ja an Inseln nicht reich. Und diese kleinen zur Colonie gehörigen Bruchstücke sind fast sämmtlich unbewohnt; sie sind in der That meist unbewohnbar. Nur die Dirk-Hartog-Insel am Eingang der Shark-Bay ist seit einiger Zeit angesiedelt. Hier hat ein Deutscher, ein Herr von Bibra, auf dem südlichen Theile eine Viehstation,

von der auch gewöhnlich die hier anlaufenden Schiffe ihren Wasservorrath entnehmen. Es ist eine hellbraune oder gelbe größtentheils steil ins Meer abfallende Sandsteinküste, 60 bis 200 Meter hoch. Wie um die meisten Inseln in diesen Gewässern lagern sich Korallenbänke um sie herum, zwischen denen hier und dort eine Einfahrt frei bleibt. Oben auf dem Plateau wächst nur niedriges Strauchwerk bis zu $1^1/_2$ Meter Höhe und grobes Gras; beneiden wir unserm Landsmann seinen Wohnsitz nicht.

Die beiden an der Mündung des Swan River gelegenen Inseln Rottnest und Garden Island sind verschiedener Natur und dienen verschiedenen Zwecken. Der Name der letztern giebt ihren Charakter, es werden auf ihr mancherlei Gartenproducte gezogen; die erstere dient als Gefängniß für die Verbrecher unter den Eingeborenen. Es ist eine durchaus sandige Insel mit einer Unterlage von Kalk. Die Insel ist etwa vier Miles lang und zwei Miles breit und war früher fast gänzlich mit dichtem Scrub bedeckt, der aber jetzt zum Theil ausgerottet ist, damit auf den offengelegten Ländereien Weizen, Gerste und Heu für die Strafanstalt und von den Sträflingen gebaut werde. Hier und dort, vornehmlich am Nordende, sind kleine Salzseen, aus denen man Salz gewinnt, das an die Bewohner des Festlandes verkauft wird. Mit leichter Mühe könnte man genug produciren, um die ganze Colonie zu versorgen.

An der Nordküste liegen die vielen kleinen Inseln des Dampier-Archipel, eine Gruppe, merkwürdig vom Bord eines Schiffes anzuschauen. Die kleinen Hügel, welche sich auf ihnen erheben, oft auch die ganze Insel ausmachen, leuchten in Grün und Roth, wie eine mit Blüthen übersäete Wiese, namentlich die oberen Theile scheinen im reichsten Blumenflor zu prangen, aber es sind keine Blüthen, da sind auch keine Wiesen oder grünen Grashalden; es schimmern nur die eisenhaltigen Quarzfelsen zwischen dem niedrigen Buschwerk hervor.

Alle diese Inseln sind von Riffen und Sandbänken umgeben, zwischen denen der Schiffer unter Gefahren seinen Weg findet; denselben unwirthlichen gefährlichen Charakter haben die Inseln Barrow, die Great-Sandy- oder Beagle-Inseln, die Mary-Ann-Gruppe, die ziemlich große Insel Thevenard und die zahlreichen Felseneilande, zwischen denen und dem Festlande der Geelvink Channel hinläuft. Seevögel und Schildkröten sind die einzigen Bewohner dieser Inseln, welche die rastlose Thätigkeit der Korallenthierchen auf dem Meeresgrunde aufgebaut hat.

Die Küste Westaustraliens ist eine sehr einförmige. Dank dem unermüdlichen Fleiße der Holländer war die Westküste längst bekannt, ehe man noch gelernt hatte, daß Vandiemensland nicht einen Bestandtheil des Continents ausmache. Doch warten noch manche Strecken im Norden und Nordwesten wie im Süden auf das Schiff, das ihnen ihre genaue geographische Lage anweist.

Der 129. Längengrad schneidet Westaustralien von Südaustralien ab. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß bisher die Grenzlinie nur auf dem Papier gezogen wurde. Auf dem Wilson's Bluff in der Großen Australischen Bucht steht freilich ein Pfosten, der die Grenze zwischen Süd- und Westaustralien markirt, aber er steht in einer Einöde, auf eine weite Entfernung nach Ost und West hin wohnt kein lebendes Wesen. Port Eucla liegt auf westaustralischem Gebiete von niedrigen Sandhügeln eingeschlossen, ein trostloser Platz, aber bestimmt eine Telegraphenstation zu bilden, nun die Linie von Port Augusta und Südaustralien nach Perth vollendet ist. Der Telegraphenbeamte, den sein Geschick dorthin verweist, dürfte kaum zu beneiden sein. An der öden Küste ist nicht einmal Wasser zu finden, man muß weiter östlich zu den Delisser Sandhügeln gehen, wo man freilich in geringer Tiefe, in 2 bis 3 Fuß, leidliches Trinkwasser findet.

Port Eucla mit seinen Sandhügeln bricht eine Bresche in die gewaltige Felsenmauer, welche sich von der Spitze der Großen Australischen Bucht bis Cap Arid hinzieht. Steil fallen diese bis zu 600 Fuß hoch strebenden Massen in die brausende Südsee, welche gegen ihre Grundmauern anstürmt, sie unterhöhlt, so daß die obere Fläche in tiefe Spalten zerklüftet, die sich erweitern, bis das Gestein in den Abgrund hinunterstürzt. Grauenerregend soll der Anblick des tief unten tobenden Elementes für den Beschauer sein, der über den jähen Abhang sich niederbeugt. Forrest und seine Begleiter liefen entsetzt zurück, nachdem sie auf das grausige Schauspiel hinuntergesehen hatten.

Diese Felsenmauer besteht aus verschiedenen Lagern. Unter der dünnen Krume liegt oolithischer Kalk, dann ein compactes Gemisch aus Sand, Thon, kleinen Kieseln und Muscheln, darunter ungeheure Massen eines groben grauen Kalksteins, der überhaupt den größten Theil der Klippen ausmacht, und darunter ein gelblicher Sandstein in horizontalen Lagern. Vom Rande dieser Klippen erstreckt sich nach Norden eine fast ebene Gegend. Die Erhebungen von Kalk sind oft von geräumigen Höhlen unterminirt. Zuweilen ist der Boden mit dichtem Scrub bewachsen, in der Regel aber sind die Ebenen offen mit gutem Gras und Kräuterwuchs, soweit das Auge reicht keine Höhe sichtbar. Das Land, sagt Forrest, ist weit besser als irgend welches, das er im übrigen Westaustralien sah, aber nirgends ist Wasser. Zwischen dem 129. und 126. Grade zieht sich am Fuße der Klippen der Hampton Range, ein Sandstrich von mäßiger Breite, hin; und hier kann man Wasser erhalten, wenn man in den Sand gräbt, aber auf dem Plateau verspricht nichts, daß Wasser in mäßiger Tiefe zu erlangen sei. Von Eucla bis Cap Arid — 400 englische Miles — ist keine Schlucht oder Wasserlauf bemerkbar. Das Land, soweit Forrest nach Norden drang, ist leicht gewellt und wird mehr und mehr offen, weite Gras- und Salzbusch- (atriplex-) Ebenen erstrecken sich bis in die weiteste Ferne. Oft ist der Boden mit kleinen Schneckengehäusen dicht bedeckt und stellenweise finden sich zahlreiche große und kleine Feuersteine, einige Hunderte Schritt von den Abhängen landwärts. Woher diese Fragmente kamen, ist wohl der Untersuchung werth.

Westlich vom 124. Längengrade beginnt jene Gegend der Salzlagunen oder Salzseen, welche nach Norden bis nahe an den 28. Breitengrad zu sich hinzieht. Die Küste ist mit ihnen besäumt. Die großen und kleinen Becken im Innern sind mit seltenen Ausnahmen salzig oder brakisch, das Wasser der Flüsse und Creeks ist ebenfalls von demselben Charakter, wenn nicht bedeutende Regengüsse ihre breiten Betten füllen.

Die Küste von Cap Arid an besteht meist aus massigen Granitfelsen, deren phantastische Formen oft höchst malerisch gruppirt sind. Hier liegt der Granit offen in großen Massen zu Tage, während vorher dies Gestein nur in einzelnen Kuppen und Blöcken durch den Kalkstein hindurchbrach. Es waren die natürlichen kleinen Bassins in der Granitformation, welche das wenige Regenwasser hielten, das Forrest über die unwirthliche Strecke hinweghalf.

Von Cap Chatham im Süden bis zur Nordostküste, zuerst in geringer Entfernung von der Meeresküste, dann weit ins Land nach Osten zurücktretend, ziehen sich Gebirgsreihen, welche terrassenförmig aufsteigend sich in ein großes Hochland verlieren. Die höchsten bekannten Kuppen sind im Süden Mount Koikyunarup (3500 Fuß) und nicht weit davon Mount Toolbrunup (3000 Fuß), im Norden Mount Augustus (3480 Fuß) und Mount Bruce (3800 Fuß).

Diese Gebirge, terrassenförmig von der schmalen Meeresküste aufsteigend, sind ein Gegenstück zu den weit höheren und mächtigeren Bergländern des Ostens. Aber diese Bergstufen breiten sich wohl zu großen Hochländern aus, senken sich aber nicht wie jene östlichen Rücken zu Ebenen hinab, deren Oberfläche zahlreiche Ströme durchziehen. Das Plateau dehnt sich weit nach Osten hin, was an Wasserläufen man entdeckte, strömte von diesem hohen Tafellande dem Westen zu.

Steigt man von der Küste nach Westen auf, so überschreitet man zuerst einen Strich von Sand, Lehm oder schwerem Thonboden bedeckt, dann zeigen sich dem Auge Massen rothen Granits, der wohl ursprünglich von horizontalem Sandstein bedeckt war. Dieser Sandstein wurde in die Ebenen hinuntergewaschen, bildete sie vielleicht sogar. Durch die Sandsteinformation der Hochebenen brechen häufig einzelne Massen, oder ganze Rücken von rothem Granit, oder es durchsetzt sie eine vereinzelte Trappformation. Aber der Granit zeigt sich, einige Punkte an der Südwestküste, den Darlingbergen und der Nordküste ausgenommen, nirgends massenhaft gehoben. Auf der Unterlage von diesem grobkörnigen Granit liegen meist dünne Schichten, selten mehr als 100 Fuß von sedimentärem Gestein, auf denen der rothe Alluvialboden ruht. Die Thalflächen liegen zwischen Granithügeln, die zuweilen nackt daliegen, öfter jedoch mit einem harten, weißen, feinkörnigen Sandstein bedeckt sind, der nicht selten in harten Kalkstein übergeht. Metamorphischer Schiefer und eisenhaltige Conglomerate treten in den Darlingbergen auf.

In dem größern Theil der nördlichen Erhebungen ist tertiärer Sandstein die fast ausschließliche Bodenformation; selten fruchtbar, haben die flachrückigen nie mehr als 500 bis 600 Fuß aufsteigenden Höhen oft eine steinige, sandige Oberfläche. In den tieferen Thälern gegen den Ostrand bemerkt man dünne Lager von oolithischem Kalkstein mit zahlreichen fossilen Muscheln, auch Gyps und Thonschiefer mit anderen Anzeichen von Kohle; dann dichten amorphen Sandstein mit kieseligem Bruch. Dies Gestein macht dem Granit und Gneis Platz, die oft von Basalt und porphyritischen Trapphügeln durchbrochen sind. Weiter nach Osten Chloritschiefer, Quarzgänge, Hornblende und bunter Jaspis auf den höchsten Hügeln. Im Niveau der Ebene bilden dünne Lager sehr alter Lava einen weichen Boden, in dem eine reiche Vegetation Nahrung findet.

Merkwürdig sind die kolossalen Bergkegel aus reinem Eisenstein, wie z. B. der von Giles erstiegene Mount Gould, der fast ausschließlich aus riesigen Blöcken nahezu reinen Eisens besteht, so daß der Compaß sich als unbrauchbar erwies. Der südlicher gelegene Mount Hale, aus Eisenglimmer und braunem Hämatit bestehend, wurde von Forrest bestiegen; dort zeigten sich dieselben Wirkungen des Metalles.

Fünf annähernd parallele Linien hat die Erforschung durch Westaustralien gezogen. Von Eyre und Forrest hart an der Südküste, weiter nördlich von Giles auf seiner Reise von Südaustralien nach Perth; nördlich zog Forrest vom Murchison zur Telegraphenlinie, auf noch nördlicherm Wege kehrte Giles nach Südaustralien zurück und Warburton ging von den Macdonnell-Bergen bis zum Oakover. Die Resultate waren, daß man einen breiten Streifen Landes fand, der von Ost nach West sich über mehrere Grade erstreckte und in einiger Entfernung von der nördlichen Küste bis zum Süden zu laufen scheint, in dem Wassermangel und Bodenbeschaffenheit jede Hoffnung auf Nutzbarkeit ausschließen. Die Gegend ist im Ganzen von der trostlosesten Beschaffenheit. Nur einzelne Oasen liegen um kleine Quellen, die zuweilen wie die Weld Springs eine verhältnißmäßige üppige Vegetation zeigen, wo sich zahlreiche Känguru, Emu und andere Beutelthiere und Vögel vorfinden. Im Norden wie im Süden kam man auf unabsehbare Strecken, mit Spinifex bedeckt, durch welche Roß und Reiter nur unter Beschwerden ihren Weg zurücklegten. Wie ungeheure, reife Gerstenfelder wogten diese Ebenen im Winde. Diese wüste Gegend mit Detritus von Granit und Sandstein bedeckt, aus der sich Züge und Kuppen der genannten Gesteine erheben, scheint sich von Norden nach Süden quer durch den Continent zu legen, eine unüberschreitbare Barrière zwischen Ost- und Westaustralien. Wie im Süden so sind im Norden die endlosen Spinifexebenen und Reihen von salzigen Sümpfen durch eine nicht unfruchtbare Strecke vom Meere getrennt. Große Strecken fast ohne Gebüsch, dicht mit Atriplex und Gras bewachsen, ermangeln nur des Wassers, um sie zu Viehweiden geeignet zu machen. Diesen verhältnißmäßig fruchtbaren Saum trennen im Norden vom steinigen Innern große Flächen, von mächtigen Treibsanddünen durchschnitten. In parallelen Linien von West nach Ost ziehend erheben sie ihre scharfen Rücken zu einer Höhe von 30 bis 60 Fuß.

Im Großen und Ganzen bietet Westaustralien die Erscheinung einer im Süden in kürzerer, im Norden in größerer Entfernung vom Meere terrassenförmig aufsteigenden Hochebene, durch die sich rauhe Bergrücken meist von Nord nach Süd hinziehen. Von einer Depression des Innern darf nicht die Rede sein, wenn auch der Rand des Tafellandes die höchsten Erhebungen aufweist. Wenigstens hat man bisher im Innern keine Höhen gemessen, die dem Mount Koikynnarup oder Mount Bruce gleichkämen. Das große Seengebiet im Südwesten ist nahe an 2000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen.

Die Flüsse Westaustraliens sind, so lang ihr Lauf und so breit ihre Betten auch sein mögen, doch als Wasserwege in keiner Weise zu gebrauchen. Alle Flüsse sind, wenn sie nicht durch Regengüsse gefüllt werden, theils gänzlich brakisch oder doch an den meisten Stellen. Die kleinen Creeks und Flüsse, welche sich nach dem südlichen Ocean zu wenden, sind alle brakisch oder salzig; frisches Wasser findet man nur an ihren Ufern. Sie haben, wenn sie nicht überhaupt nur trockene Rinnsale bilden, im größten Theil des Jahres einen intermittirenden Lauf. Dasselbe gilt von den kleinen und großen Flüssen der West- und Nordküste. Der Swan oder Avon, Murchison, Gascoyne, Ashburton, Fortescue, Yule und De Grey sind im größten Theil des Jahres trockene Betten von kolossaler Breite, aber in diesen Betten findet sich Wasser oft nur in großen Entfernungen, oft ist es völlig ungenießbar. Die Flußbetten selber sind breite mit Bäumen bestandene Thäler im Sommer und mächtige Ströme im Winter. Oder vielmehr muß man sagen, wenn Regengüsse fallen, deren Zeit ja, wie ich schon gezeigt habe, weder im Süden noch im Norden eine ganz fest bestimmte ist, obschon man allerdings jenseits der Tropen auf den Regen im Sommer eher rechnen kann, als im südlichen Theile auf die Winterregen.

Der Ashburton, dessen Breite gewöhnlich nur 100 Yards ist, in dessen Bett man nach Wasser in Löchern suchen muß, welche fast undurchdringliche Schilfsdickichte einfassen, schwillt zu einer Breite bis zu 800 Yards an und wälzt eine Wassermasse von 40 bis 60 Fuß Tiefe zum Meer. In dem aus metamorphischen Gesteinen bestehenden Flußbett des Fortescue steht das Wasser hier und dort in großen Lachen, auch sind zahlreiche Quellen im Flußthal, und diese Quellen und Wasserlöcher, eingefaßt von Cajeput-Bäumen, von Palmen mit 8 bis 10 Fuß langen Blättern und anderen tropischen Pflanzen, waren reizende Ruhepunkte für die Reisenden, welche von den dürren Sandsteinrücken und Granithügeln herunterstiegen, durch welche die Flußbetten von einander getrennt werden. Im Yule war Wasser im Ueberfluß und nicht min-

der reichlich war es im De Grey, der eine romantische Granitlandschaft durchfließt und dessen Ufer, mit Cajeputbäumen überhangen, in romantischer Schönheit mit dem Oakover wetteifert, dessen 150 bis 200 Yards breiter Lauf sich durch die rechts und links begrenzenden Hügelreihen schlängelt.

Der Gascoyne und Murchison haben den gleichen Charakter. Breite Flußthäler, die zu Zeiten zum Strombett werden, zur Regenzeit mit gewaltigen alles dahinreißenden Wasserfluthen gefüllt, in der trockenen Jahreszeit meist grasige mit Busch und Baum bewachsene Thäler, in denen in weiten Entfernungen Wasserlachen eine oft ungenießbare Flüssigkeit enthalten, auf der ersten Uferebene zuweilen Quellen, aber in ihrem Ursprung, dort wo wir die Quelle des Flusses suchen würden, trocken, ein Beweis, daß diese Ströme nur auf periodische Regenfälle angewiesen sind. Der salzige Charakter des Bodens macht sich überall bemerklich. Westlich von den Terrassen, in denen das Land vom Indischen Ocean emporsteigt, zwischen dem 34. und 26. Breitengrade ist eine ungeheure Fläche, soweit man sie kennt, bis zum 123. Längengrade mit unzähligen Seen überdeckt. Ich habe schon bemerkt, daß diese Seen in einer bedeutenden Erhebung über dem Meeresspiegel liegen. Bei weitem die meisten sind salzig, einige wenige enthalten süßes Wasser. Zuweilen bilden sie eine zwischen niedrigen Höhenzügen fortlaufende Kette, die bei starken Niederschlägen zum Flusse wird und sich wohl nach dem Meere zu ergießt, wie es einmal bei den südlichen Seenketten vorkam, die sich in den Avon ergossen und ihm eine solche Ueberfülle von Salz zuführten, daß er das ganze Jahr hindurch brakisch blieb. Aber der südliche Seendistrict hat wenig Fall, und die ganze Gegend müßte erst überschwemmt sein, ehe sie in den Avon überflösse. Ein solcher Fall wie der erwähnte kommt sicher höchst selten vor, denn die Seenbetten sind zum großen Theil mit Salicornia bewachsen, bei weitem der kleinere Theil ist mit Wasser bedeckt oder ist zäher Schlammboden. Manche der Seen, so sagen die Reiseberichte, gewähren einen lieblichen Anblick mit ihren oft steil abfallenden Ufern und zahlreichen Inseln von phantastischen Formen, welche inmitten der intensiv salzigen Flüssigkeit liegen. So die Seen Quiliding und Dambeling östlich von Perth und Lake Moore im Norden, in dessen theilweise trockenen Seebetten Austin niedrige bewaldete und hohe felsige Hügel sah. Auf seiner Reise von Südaustralien nach Perth kam Giles auf eine ganze Reihe von Seen, die sich nach Westen zu erstreckten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine genauere Erforschung die großen Seen Südaustraliens und die des Westens als zu einer großen Gruppe zusammengehörig erweist.

Die größten Seen sind nordwärts zu suchen, wie Lake Moore, Barlee, Austin und andere ausgedehnte Salzbecken, deren Umrisse und Ausdehnung man bisher noch nicht festgestellt hat. Die Seenreihen in diesem Gebiet haben viel Fall; die Ufer bilden in der Regel hohe Steilwände, das Land erscheint von mächtigen Fluthen aufgerissen. Das Wasser ist durchgehend entschieden salzig, oft bilden diese große Fläche nur zähe Salzsümpfe, wie der See Barlee, aus dessen Schlamm Forrest seine Pferde mit Mühe rettete. An den Ufern finden sich zuweilen Quellen, oft an der Spitze kleiner kegelförmiger Erhebungen, welche an die Sinterpyramiden des Lake Eyre in Südaustralien erinnern. Die Gegend rings um diese Becken ist im höchsten Grade unfruchtbar, wo nicht nackte Granithügel durch den rothen Sand und Thon brechen. In der Umgebung dieser Felsen ist das Land gewöhnlich begrast. Aber diese Oasen in der Salzwüste haben den Nachtheil, daß sich Wasser bei ihnen nicht findet, wenn nicht Regenschauer kleine Vertiefungen im Gestein füllten, und umgekehrt findet man an den wenigen Süßwasserseen fast keine Vegetation.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Hungersnöthe.

— Während in Ostindien, speciell in der am meisten von der Hungersnoth bedrohten Präsidentschaft Madras, die Lage der Dinge durch den Eintritt heftiger Regengüsse in der Mitte des September sich etwas gebessert hat und Aussicht vorhanden ist, daß das gräßliche Elend binnen vier Monaten sein Ende erreichen werde, ist Aegypten nach wie vor durch den heurigen „schlechten Nil" bedroht. Die Maisernte von Oberägypten, welche den Fellahen ihre Hauptnahrung liefert, gilt schon jetzt für verloren, wenn sich auch das ganze Unheil erst im nächsten Jahre übersehen lassen wird. Der Grund des niedrigen Wasserstandes ist natürlich das Ausbleiben genügenden Regens in Abessinien; aber der Fellah macht dafür den dortigen König Johannes verantwortlich, der aus Rachsucht gegen Aegypten den Strom zum Theil abgeleitet habe. Unheilvoll ist der Wassermangel auch dem Süßwassercanal zwischen Kairo und Ismailia, dessen Eröffnung wir auf S. 384 des vorigen Bandes meldeten. Derselbe soll contractmäßig 2 bis $2\frac{1}{2}$ Meter Tiefe besitzen, mißt aber jetzt stellenweise kaum 1 Meter, ist darum nur für ganz gewöhnliche Boote passirbar und vermag augenblicklich der Eisenbahn keine Concurrenz zu machen. Eine weitere Mißernte und Hungersnoth wird von der marokkanischen Mittelmeerküste, der Landschaft Rif, gemeldet, wo der Kaiser von Marokko selbst geeignete Hülfsmaßregeln angeordnet hat. — In den Vereinigten Staaten war die Weizenernte diesmal eine außerordentlich günstige; allein die vier Staaten Minnesota, Jowa, Wisconsin und Kansas producirten etwa 56 Millionen Bushel mehr als 1876, während nur Californien nach vier guten Erntejahren wieder einer seiner gewöhnlichen mehrjährigen Perioden der Dürre entgegen zu gehen scheint. Ausgenommen auf berieseltem Boden ist im südlichen und mittlern Theile des Staates nicht nur die Weizenernte, sondern selbst das Gras so verdorrt, daß die sehr bedeutende Schafzucht große Verluste erleidet und viele Eigenthümer im Innern des Landes ihre Herden geradezu aufgegeben haben. — Auch aus der brasilianischen Provinz Ceara ertönen Hülferufe nach England. Mangel an Regen hat dort die Getreide- und Knollenernte in großem Maßstabe vernichtet, so daß die arme Bevölkerung einer Hungersnoth entgegengeht, während die Hülfeleistung der Brasilianer selbst durchaus hinter den an sie gestellten Anforderungen zurückbleibt. — Von anderen Gegenden werden dagegen großartige Ueberschwemmungen gemeldet; so wurde am 22. September von Newyork telegraphirt: Ueberschwemmungen in Folge des anhaltenden Regens vernichteten die Baumwollenernte im Chattanooga- und im Blackwarrior-Thale (Alabama); gegen 30,000 Ballen sollen zerstört sein. Noch gewaltiger ist die Wassersnoth zu Ende Juli in der Argentinischen Republik aufgetreten. Den Verlust an

Schafen und Rindvieh, welchen der südliche Theil der Provinz Buenos Ayres dabei erlitten hat, schätzt man auf 2 Millionen Stück. Und der „Buenos Ayres Standard" vom 15. August meldet: Wiederum werden schreckliche Ueberschwemmungen aus dem Süden unserer Provinz gemeldet, welche mehrere hundert Quadratmiles bedecken und Millionen von Schafen und Rindvieh vernichtet haben. In manchen Dörfern zwischen Dolores und der Küste fahren die Leute in Kähnen umher. Auch aus den Missiones, längs des obern Uruguay, wird von großen Fluthen berichtet. Man vermuthet einen Zusammenhang zwischen ihnen und gleichzeitigen vulcanischen Erscheinungen.

## Vom Büchertische.

Von der zweiten Auflage von Brehm's Thierleben (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig) liegt wiederum ein vollständiger Band[1]) vor, welcher die Schilderung der Säugethiere weiterführt, in jeder Hinsicht ein Prachtstück, mit Hunderten von Thierporträts und fesselnden Gruppenbildern, darunter viele, die in solcher Eigenthümlichkeit überhaupt zum ersten Male gezeichnet wurden.

„Brehm's Thierleben — um mit Dr. Karl Müller von Halle, dem erprobten Vorkämpfer der popularisirenden Naturwissenschaft, zu reden — kann mit vollem Rechte als der eigentliche Mittelpunkt alles dessen betrachtet werden, was heutzutage die Culturvölker Europas an die Naturbetrachtung, an Thiergärten, Aquarien, Volièren ꝛc. fesselt. In dieser Beziehung spricht der Titel des Werkes seine Eigenthümlichkeit schon deutlich genug aus, und es ist ein Glück; daß uns mit diesem kein neues „Lehrbuch" der Zoologie geboten wird. Wäre es dies geworden, dann würde es eben kein „Thierleben" sein, und beides mit einander zu vereinigen hätte sicher nur eine wenig anziehende Mischgattung von Zoologie ergeben.

„So freuen wir uns denn, daß der Verfasser auf seinem alten Wege verblieb, wo er allein Meister ist. Von frühester Jugend auf gewöhnt an die Beobachtung der Natur, von einem vortrefflichen Vater in dieselbe eingeführt und fessellos in derselben aufgewachsen, eignete sich Brehm mit dem Wald- und Wiesendufte seiner Heimath auch jene kernige und naturwahre Schreibart an, welche auf zoologischem Gebiete nur von wenigen erreicht ist und erreicht werden kann. Dergleichen lernt man weder in der Schule noch in dem Colleg der Universität; denn es steckt ein Funken jener Poesie darin, welche in der Natur selbst lebt, wenn sie uns durch ihre Formen und deren Leben so unwiderstehlich anzieht. Man befindet sich bei dem Verfasser wie in einem Thiergarten, wo man fast wider Willen aus seinen hypochondrischen Gefühlen durch den Anblick von so viel Naivetät und Drolligkeit, von so viel Schlauheit und Zartheit, von so viel Leidenschaft und Zuneigung in eine Welt geschlendert wird, die mit Sentimentalität wenig, aber mit echter Gesundheit sehr viel zu thun hat. Darum ist Brehm der vollendetste Thiermaler, der in Worten seine Farben so aufträgt, daß sie selbst in ihren Contrasten immer nur das wiedergeben, was eben dargestellt werden soll. Ueberhaupt bemerkt man mit Vergnügen, daß die neue Auflage keineswegs ein Wiederabdruck der ersten ist, und daß er seitdem einen bemerkbaren Fortschritt zu einer ebenso edlen wie wissenschaftlichen Auffassung der Natur gemacht hat."

## Europa.

— Einem Select Comittee des englischen Oberhauses, das den Zustand der Binnengewässer zu untersuchen hatte, ist folgende Liste der englischen Flüsse mit Zuflußbecken von über 1000 englischen Quadratmiles vorgelegt worden: Themse 201 Miles lang, Gesammtlänge der Zuflüsse 463 M.; Severn 178 M., Zuflüsse 450 M.; Trent 167, Zuflüsse 293 M.; Ouse (Cambridge) 156, Zuflüsse 212 M.; Wye 148, Zuflüsse 223 M.; Nene 99, Zuflüsse 11 M; Witham 89, Zuflüsse 77 M.; Mersey 68, Zuflüsse 188 M.; Ouse (York) 59, Zuflüsse 629 M.; Humber 37, Zuflüsse 55 M.; Tyne 35, Zuflüsse 174 M. Der Medway hat ein Zuflußbecken von nur 3 Quadratmiles weniger als 1000, er ist 69 M. lang und hat 62 M. Zuflüsse.

— Schwefelgruben in Russisch-Polen. Im südlichen Grenzstriche Russisch-Polens befinden sich bei dem Dorfe Czarkowy unweit der Mündung der schiffbaren Nida in die Weichsel, im Kreise Pinczow des Gouvernements Kjelce, beträchtliche Schwefelgruben, die in früheren Zeiten mit Nutzen ausgebeutet, dann allmälig in Verfall gerathen und endlich ganz vernachlässigt und aufgegeben worden waren. Die seit den fünfziger Jahren in Polen allmälig in Aufnahme gekommene wirthschaftliche Richtung, welche einer sorgfältigern Ausnutzung der natürlichen Schätze des Landes immer mehr Aufmerksamkeit und Thätigkeit zugewandt hat, ließ auch die Czarkower Schwefellager nicht unbeachtet, und wiederholt wurde die Anregung zu einer nachdrücklichen Wiederaufnahme des Betriebs der Gruben gegeben, doch dauerte es der politischen Ereignisse und anderer hindernder Umstände wegen bis zum Jahre 1871, ehe endlich eine geregelte und ergiebige Exploitirung mit den dazu nöthigen hüttenmäßigen Anstalten ins Leben treten konnte. Seitdem hat sich der Reichthum des Czarkower Schwefellagers als ein so großartiger herausgestellt, daß seine Masse auf 4 Millionen Pud (à 20 Kilogramm) reinen Schwefels geschätzt wird. Das Raffinerie-Etablissement hat eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraft, der ganze Betrieb beschäftigt über hundert Personen und steht unter der Leitung des frühern Chefs der fiscalischen Berg- und Hüttenwerke des westpolnischen Bergbezirks, Herrn Hempel.

(Nach der „Gazeta Warszawska".)

— Die Austrocknung der Pinsker Sümpfe in Litthauen macht nach der „Birshewija Wjedomosti" von St. Petersburg beträchtliche Fortschritte. Es sind bereits Canäle von einer Gesammtlänge von mehr als 300 Werst (über 40 deutsche Meilen) gezogen und ein Areal von 200,000 Deßjatinen (à 4·2789 preußische Morgen) entwässert. Zwei Drittel der Canäle sind zum Flößbetriebe geeignet. Da hierdurch ausgedehnte neue Wiesengründe gewonnen worden sind, so steigt der Bodenwerth bedeutend. Dazu treten noch unerwartete Bodenschätze zu Tage: unweit des Fleckens Ljubjas (südwestlich von Pinsk) hat man Bernstein gefunden und bei der Stadt Mosyr am Prypet ist man auf Braunkohle gestoßen. Neuestens wird auch im St. Petersburger Gouvernement eine umfassende Trockenlegung der dortigen Sümpfe beabsichtigt.

— Eine allgemeine Volkszählung in Rußland ist St. Petersburger Blättern zufolge für das nächste Jahr in Aussicht genommen. Der „Nowosti" zufolge sind die Ergebnisse der im Jahre 1869 vorgenommenen Zählung bis jetzt noch immer nicht definitiv abgeschlossen und also auch nicht veröffentlicht. Man kennt noch nicht einmal das genaue Ergebniß der Zählung für die Reichshauptstadt, und die auf mehrfach vorliegende Angaben gestützte Berechnung, welche die Einwohnerzahl von St. Petersburg auf 705,000 Personen fixirt, findet von mancher Seite Anzweifelung und wesentliche Erhöhung.

Die heutige Türkei. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Osmanischen Reiches in Europa und Asien. Herausgegeben von Friedrich von Hellwald und L. C. Beck. Erster Band. Das Osmanische Reich in Europa. Mit 120 Textabbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. Geheftet 6·50 Mark. Elegant gebunden 8 Mark.

Mit Rücksicht auf den orientalischen Krieg wird dies

[1]) Erschienen sind der I. (Säugethiere), IX. (Insecten), II. (Säugethiere) in rascher Aufeinanderfolge; die übrigen sieben Bände sollen mit gleicher Regelmäßigkeit in zwei Jahren ausgeliefert werden.

populär gehaltene Buch gewiß vielen eine willkommene Erscheinung sein; es stellt die neuesten Forschungen und Schilderungen, wie die von Kanitz, Murad Effendi, v. Hahn, Braun-Wiesbaden, Yriarte, Sprenger, Vambery, Diefenbach, Schweiger-Lerchenfeld, Frilley und Wlahovitj, Hochstetter u. s. w. u. s. w. mit zahlreichen Auszügen aus der Tagesliteratur in anziehender und faßlicher Weise zusammen. Das geographische und ethnographische Capitel der Einleitung befriedigt uns nicht ganz, das dritte: „Türkische Zustände“, aber sehr; es ist, wie das ganze Buch, entschieden antitürkisch. Die Abbildungen sind meist vortrefflich; von der Karte kann man ein Gleiches nicht sagen.

## Ein Arzt in der Sahara.

In Metlili, Südalgerien, lernte Paul Soleillet einen einheimischen Arzt mit Namen Sidi-Muley-Mohamed kennen. „Er ist,“ so erzählt der Reisende in seinem eben erschienenen Werke l'Afrique occidentale, „ein sehr kleiner Mann mit spärlichem Barte, kahlem Kopfe und großem weißen Turban. Er ist in mehrere weite Gewänder aus blauer Baumwolle gekleidet und trägt fortwährend verschiedene kleine Lederbeutel bei sich, in denen er seine Arzneien und chirurgischen Instrumente aufbewahrt. Dieser Scherif ist Arzt und Eingeborener von Uesan.

„Man trifft überall in der Sahara solche umherziehende Aerzte, wie meinen Freund. Sie wandern von Duar zu Duar, von Oase zu Oase und üben ihre Praxis. Ihre europäischen Collegen spotten über sie und nennen sie Charlatans. Diese Empiriker haben aber doch manches Gute, und man kann Fälle aufführen, daß sie in den Küstenstädten Kranke wiederhergestellt haben, welche von den in Europa ausgebildeten Aerzten aufgegeben waren. Als Beispiel diene folgender Fall.

„Vor einigen Jahren wurde ein französischer Arzt, der in einer Stadt des Tel wohnte, zu einer Frau gerufen, um einen Gebärmuttervorfall zu heilen. Ungeachtet aller europäischen Kunst vermochte er nichts auszurichten. Da ruft man einen Heilkünstler, wie meinen Muley-Mohamed: er läßt die Kranke bei den Beinen mit dem Kopfe nach unten zu aufhängen und das Organ nimmt wieder seine natürliche Lage an (!).

„Ich habe nicht gesehen, daß mein Scherif Jemanden aufgehängt hat, aber ich war dabei, als er den Staar sehr geschickt operirte; er wandte die sogenannte Abtragungsmethode an. Das war seine Specialität, und er ein sehr geschickter Augenarzt. Er ist im Besitze eines Pflanzenpulvers, das ganz vortrefflich wirkt, selbst bei purulenter Ophthalmie.

„Für die Augen ist das Hauptmittel, welches bei Entzündungen, Staub und in Folge der durch das grelle Sonnenlicht entstandenen Augenkrankheiten angewandt wird, Keuhl, d. i. gepulvertes Schwefelantimon, mit einigen unschuldigen Stoffen wie Moschus oder verkohlten Fledermäusen versetzt. Man trägt es mit kleinen Stäbchen aus Ebenholz oder Elfenbein, oder mit einer Stachelschweinborste auf die Pupille auf. Ich habe auf meinen Reisen in der Sahara oft davon Gebrauch gemacht und niemals an den Augen gelitten. Muley-Mohamed ist aber nicht bloß Augenarzt, sondern auch ein geschickter Chirurg, natürlich ein arabischer.

„In der Sahara herrschen nur wenig Krankheiten, die ich nebst ihren Heilmethoden hier kurz aufführen will. Syphilis ist in allen ihren Formen bekannt. Man heilt sie mit Sassaparille und fortgesetztem Schwitzen, das durch Straußenfett in kochendem Wasser erzeugt wird. Gegen intermittirende Fieber giebt man getrocknetes Schlangenfleisch in Pulverform. Rheumatismus wird durch Cauterisation oder Straußenfett geheilt, Pleuresie durch Schröpfköpfe, die mit Ziegenhörnern gesetzt werden, Gehirnaffectionen, Meningitis durch Blutegel an der Stirn. Gegen gastrische Leiden wendet man Brechmittel an. Die Blattern werden seit uralter Zeit von der berberischen Bevölkerung durch Impfen bekämpft, während die übrigen Saharabewohner diese Methode im Namen der Religion zurückweisen. Luxationen und Knochenbrüche sucht man durch einen Umschlag von gekochten Hennablättern (Lawsonia inermis), der festgebunden wird, zu heilen. Gegen Frauenkrankheiten wendet man eine Wermuthart, Chilh, Artemisia alba, an. Bei Verwundungen wendet man Ausbrennen mit rothglühenden Messern an und reibt dann die Narben mit frischer Butter oder Straußenfett ein. Eine ordentliche Chirurgie kann natürlich da nicht existiren, wo man die Anatomie nicht kennt; trotzdem machen die Dscherrah der Sahara sehr feine Operationen, wie das erwähnte Staarstechen und den Blasenschnitt, mit einem einfachen Rasirmesser; die Steine ziehen sie dann mit einem eisernen Häkchen heraus. Leistenbrüche, die oft bei Kameelreitern vorkommen, werden mit Bandagen zurückgehalten.

„Einige Atobba der Wüste besitzen auch Bücher. Es sind Uebersetzungen des Hippokrates, der im ganzen Orient im größten Ansehen steht.“

## Mauritius.

In der Production dieser Insel hat sich ein Umschwung vollzogen. Kaffee wird jetzt nicht viel mehr gebaut, als die Bevölkerung der Insel selbst verbraucht. 1868 wurden noch 15,081 Centner im Werthe von 22,504 Pf. St. ausgeführt, 1872 dagegen nur 682 Centner im Werthe von 329 Pf St. Die Kaffeebäume sind gewöhnlich nicht höher als 2 Meter; man findet sie meistens nur noch in Gärten, welche die Wohnungen der Pflanzer umgeben, selten noch in Plantagen.

Die Vanillecultur hat dagegen in den letzten Jahren sehr zugenommen, weil die Vanille gegenwärtig hohe Preise hat. 1871 wurden 4919 Pfund für 3345 Pf. St. ausgeführt und 1872 schon 7563 Pfund für 10,560 Pf. St. Man läßt die Vanillepflanzen in schattigen Gärten an Bäumen oder an Spalieren wachsen. Da auf Mauritius die Insecten fehlen, welche im tropischen Amerika die Befruchtung der Vanilleblüthen besorgen, so überträgt man die Pollenmassen mittelst Dornen oder spitzen Hölzchen auf die Narbe.

Das Zuckerrohr ist die wichtigste Culturpflanze der Insel; es wird vom Meeresstrande bis 400 Meter hoch angebaut. 1874 nahmen die Zuckerrohrfelder 47,230 Hectaren ein, d. i. beinahe ein Viertel der ganzen Inselfläche. Man arbeitete in 203 Plantagen, von welchen die kleinste 52 Arbeiter beschäftigte, die größte 1013. 1872 wurden für 2,817,221 Pf. St. Zucker nach Australien, England, Ostindien, Frankreich rc. ausgeführt und aus den Rückständen für 39,664 Pf. St. Rum in 35 Destilliranstalten gewonnen.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
GLOBUS
Band XXXII. № 20.
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

## V.

Nicht ein Baum unterbricht die Einöde der Hochebene von Bogotá; kaum daß man bei den spärlichen Häusern, welche man erst nach stundenlangem Reiten antrifft, einige baumartige Gewächse, welche solche Meereshöhe noch vertragen, wahrnimmt: wie den cereso oder columbischen Kirschbaum (Padus capollin) mit seinen kleinen, schwarzen, geschmacklosen Steinfrüchten, den großen Polymnia, dort Arbol loco oder Narrenbaum geheißen, wohl weil er zu nichts zu brauchen ist, und eine Weide (Salix Humboldti), deren Laub an unsere Trauerweide erinnert, während ihre äußere Gestalt den Uebergang von der geschlossenen Säule der italienischen Pappel zum schirmförmigen Wuchse darstellt. An den Gräben steht nur wenig Gebüsch, aber umrankt von reizenden Lianen, Tacsonias; es giebt deren drei Arten mit

Eremophilus Mutisii.

rothen und scharlachenen Blüthen und länglichen, gelblichen Früchten, welche genießbar sind. Auch eine Cucurbitacee (Kürbisart) gesellt sich dazu, Cyclanthera explodens, deren stachelbesetzte Frucht unter dem Drucke der Finger knallend aufplatzt, und die Wasserläufe bedeckt ein zierliches Kraut von zartgrüner und blaßrother, wie Atlas glänzender Färbung (Azolla majellanica). Ein einziger Vogel tummelt sich auf der Savane umher, der Andes-Sperling, ein zierliches grau und röthliches, zutrauliches Thierchen, welches sich von unseren Spatzen nur durch eine kleine, bewegliche Haube auf dem Kopfe unterscheidet.

Der Weg ist lang und einförmig und nichts zerstreut den Reisenden, als ab und zu ein Trupp Maulthiere, welche im Vorbeiziehen eine gewaltige Staubwolke aufwirbeln. Schon auf mehr als sechs Wegestunden Entfernung sieht er aber die Häuser von Bogotá mit außerordentlicher Deutlich-

keit herüberleuchten, eine Folge der Durchsichtigkeit der Atmosphäre und der Lichtbrechung in solch bedeutender Höhe. Fand ja auch Humboldt wegen dieser Reinheit des Himmels die Sterne unter dem Aequator mit viermal größerer Helligkeit leuchten als in Europa. Endlich erreicht man Serrezuela, ein Dorf von 1000 Einwohnern, wo Bogotaner ihre Villegiatur abhalten. Dicht dabei liegen Teiche, die von Enten wimmeln und wo man jenen merkwürdigen, diesem Gebiete der columbischen Andes eigenthümlichen Fisch Eremophilus Mutisii fängt, der ein vortreffliches Essen abgiebt und ähnlich wie Lampreten schmeckt. Zur Linken zeigt sich dann Fontibon und darauf die Brücke von San Antonio, ein monumentales Bauwerk aus der spanischen Renaissance mit einem Wappenschilde und einer ziemlich unleserlichen lateinischen Inschrift. Die Umgegend von Fontibon ist der Küchengarten von Bogotá; allein bei näherm Zusehen entdeckt der Fremde, daß die dortige so gerühmte Cultur noch in den ersten Anfängen steckt. Aber der Boden ist sehr fruchtbar, durchlässig und wird durch die Kieselschicht drainirt, welche den Thalweg des ehemaligen Seebeckens bildete; das Klima ist trefflich und Wasser findet sich in einigen Fuß Tiefe. Dabei stößt der grobe, von zwei Ochsen gezogene Holzpflug beim Auflockern der herrlichen Ackerkrume nicht auf den geringsten Stein. Allein abgesehen von Wiesen

Die Brücke von San Antonio auf der Straße nach Bogotá.

und Getreidefeldern sieht man in größerm Umfange nur Kartoffeln (papas, auf der Ebene von Bogotá häufiger turmas genannt). Im Januar wird das Land gepflügt und einmal gewalzt, worauf die Handarbeit mit dem Azadon beginnt. Es ist das eine Hacke von 1·6 Meter Länge mit einem 20 Centimeter langen und 15 Centimeter breiten Eisen, womit der Arbeiter sein Land in Beete von 1·2 Meter Breite theilt, zwischen denen er eine tiefe Furche zieht. Oben auf den Beeten hackt er zwei Reihen Löcher, die nach jeder Richtung hin $1/2$ Meter messen, setzt die Kartoffeln (große runde und kleinere rothe) und bedeckt sie mit etwas Düngererde. Nachher werden sie nochmals gehackt und vier Monate darauf, im April und Mai, beginnt das Sammeln der Knollen, worauf noch eine zweite Aussaat erfolgt. Im Durchschnitt erntet man 1000 Arroben (12,500 Kilo) auf der Hectare, ein ziemlich mäßiger Ertrag, der noch seit sechs Jahren durch das Auftreten der Kartoffelkrankheit geschmälert worden ist. Seitdem baut man die Varietät von Tuquerres, welcher der schreckliche Parasit bis jetzt nichts angehabt hat. Eine andere Art, travesia genannt, bleibt ein volles Jahr stehen, ehe ihre Knollen gereift sind. In den Huertas (Gärten) von Fontibon wird sonst noch Kohl, Artischocken, Karden, Zwiebeln und andere Gemüse und Früchte gebaut.



Azadon (Hacke von Bogotá).

Hinter Fontibon macht sich die Nähe der Hauptstadt bemerkbar. Die Felder werden kleiner, die Gehege besser, die Häuser häufiger, und allmälig breitet sich das Panorama von Bogotá in seiner ganzen Schönheit aus und die am Berge Guadalupe sich hinaufziehenden Häuser strahlen freundlich im Sonnenglanze herüber. Aber André sollte sein nächstes Reiseziel an diesem Tage noch nicht erreichen: der Ochsentreiber zögerte absichtlich, bis es plötzlich Nacht wurde und der Franzose gezwungen war, nur eine Stunde Weges vorher in einem elenden Rancho ohne Nahrung und Lager die Nacht zuzubringen und abwechselnd mit Jean den unter freiem Himmel stehenden Gepäckkarren zu bewachen. Erst am folgenden Morgen, den 18. December, langte er in Bogotá an, besuchte sofort den Platz vor der Kathedrale, wo sich Bolivar's Standbild erhebt (unsere Abbildung stellt ihn im Augenblicke dar, wo das Jahresfest der Unabhängigkeitserklärung gefeiert wird), und richtete sich dann im Hotel frances, wo ihn Scherft seit dem vorigen Tage erwartete, häuslich ein.

Seitdem Dr. Saffray, welchem André große Sicherheit

Bogotá. (Nach einer Photographie.)

der Beobachtung nachrühmt, Bogotá beschrieben hat (vergl. „Globus" XXVI, S. 113 ff.), hat sich dort Manches geändert. Was sich aber niemals ändert, das ist die herrliche Lage dieser Stadt am Fuße der beiden Berge Guadalupe und Montferrate, welche in ihren Gipfeln zu 3255 resp. 3165 Meter aufsteigen.

Die Bogotaner sind umgänglich, lebhaft in ihrem Benehmen, aber ganz von der fixen Idee, rasch reich zu werden, befangen; sie kennen nur eine Geldaristokratie und hegen für das Capital eine Bewunderung, die in kindlichen Stolz sich umsetzt. Seit funfzehn Jahren hat sich die Stadt bedeutend entwickelt; sie besitzt jetzt in den Straßen ein Pflaster von großen Platten, Wasser in Fülle, zwei schöne neue Brücken und ganz neuerdings eine Gasleitung.

Bogotá liegt unter 76° 34′ 8″ westl. L. von Paris und 4° 35′ 48″ nördl. Br. Seine mittlere Jahrestemperatur beträgt + 15·6°; das Maximum 22°, das Minimum 6°. Das Klima ist gesund, obwohl etwas feucht. Das Jahr zerfällt in vier Jahreszeiten, zwei trockene und zwei Regenperioden, welche so vertheilt sind: März, April, Mai naß; Juni, Juli, August trocken; September, October, November naß und December bis Februar wieder trocken. Die jährliche Regenmenge beträgt 1·007 Meter; die hauptsächlichen Winde, welche Wolken bringen, wehen von Norden und Westen.

Die Stadt ist zugleich Hauptort des Bundes der Staaten von Columbia und des Staates Cundinamarca und besitzt genau in derselben Weise wie Washington ein eigenes

Kathedrale von Bogotá. (Nach einer Photographie.)

aber sehr beschränktes Bundesgebiet, durch welches seine Unabhängigkeit manifestirt wird. Die Zahl der Einwohner wird verschieden zu 40,000 und 50,000 angegeben, während Wappäus (Handbuch der Geographie und Statistik, I, Abth. 3, S. 427) deren nur 30,000 gelten lassen will. Um die Wahrheit zu sagen, so kennt man ihre Anzahl nicht, da bis jetzt noch niemals eine officielle Zählung stattgefunden hat. Vor zwei Jahrzehnten ist allerdings eine Art Census veranstaltet worden, welche für den Staat Cundinamarca 409,000 Seelen ergab, eine Ziffer, die jetzt keine Geltung mehr beanspruchen kann, da der jährliche Bevölkerungszuwachs dort ziemlich beträchtlich ist.

Die Straßen von Norden nach Süden sind horizontal, während die von westöstlicher Richtung nach Sonnenaufgang zu ansteigen. Die Hauptverkehrsadern, namentlich die Calle real, sind gut gepflastert und mit Bürgersteigen versehen; aber in den Vorstädten liegt noch der Schmutz, Staub und Abfall wie in früheren Zeiten. Der beliebteste Spazierweg ist der Altozano, eine erhöhte Plateforme auf der Ostseite des Unabhängigkeitsplatzes, wo sich auf engem Raume die in ihre großen spanischen Mäntel gehüllten Leute, stets den Cylinderhut auf dem Kopfe, zusammendrängen. Auch auf der Calle real treiben sich Müßiggänger umher oder plandern auf der Schwelle der Läden.

Der Typus eines Bogotáner Hauses ist verschieden je nach seiner Bestimmung als Magazin (almacen) mit Läden nach der Straße zu oder als Privatwohnung, als „geschlossenes Haus" (casa claustrada), wie die Bogotáner sagen.

Im erstern Falle unterscheidet sich das Gebäude von europäischen Façaden nur im Material, welches selten Stein und meistens gestampfte Erde ist; die Zimmerhölzer sind unbehauen, und das Ganze wird von Zeit zu Zeit mit Kalk abgeweißt. In den ärmeren Quartieren tritt an Stelle der Läden eine elende, feuchte, ungesunde Wohnung, welche unter dem Straßenpflaster liegt.

Ganz ein anderes Ding ist die casa claustrada, welche sich direct von dem alten spanischen Hause herleitet. Einen Begriff von einer solchen reichen Wohnung aus dem Mittelpunkte der Stadt giebt der hier beigefügte Grundriß. Einen Hausmeister kennt man hier zu Lande nicht; ohne zu klopfen tritt man ein und geht so lange vorwärts, bis man eine lebende Seele trifft, was allerdings oft zu unerwünschter Einsicht in intime Details führt. Will man einen Besuch abstatten, so wird man in den Salon (sala) geführt. Dort sitzen oder hocken die Herrin des Hauses und ihre Genossinnen, wenn sie welche hat, Töchter, Schwester, Mutter oder Freundinnen, meist schwarz gekleidet, auf Sesseln, Lehnstühlen oder Divans; stets tragen sie einen Shawl, welcher ohne Unterlaß in Unordnung geräth und den sie eben so unaufhörlich wieder um die bloßen Schultern legen; auf der Straße wickeln sie ihn um den Kopf. Ihr Gang ist schleppend und nachlässig und ihre Fußbekleidung nur auf der Straße gut im Stande. Die Unterhaltung mit ihnen beginnt mit den allerorten üblichen Phrasen: „Que tal, señor?“ (Wie geht es Ihnen, Herr?) „Regular, gracias.“ (Gut, ich danke.) Der Ton bei diesen Gesprächen ist stets ein feiner, urbaner; man merkt, daß man es mit leichtlebigen, angenehmen, gefälligen Menschen zu thun hat, deren Leidenschaften nur dann zu erwachen pflegen, wenn es sich etwa um Politik handelt.

Plan eines Bogotáner Hauses.

(A. Cisterne. B. Rosensträucher. C. Dachtraufen. D. Sala, Salon. Ante Sala, Boudoir. Escalera, Treppe. Corredor ancho, großer Corridor. Patio, Hof. Salita, kleiner Salon. Alcoba, Schlafzimmer. Comedar, Eßzimmer.)

Wie in allen fremden Städten richtete André seine Schritte gleich am ersten Morgen nach dem Markte, dem besten Orte, um sich rasch mit den Sitten und Gebräuchen eines Landes vertraut zu machen. Dort treffen sich zahlreiche Classen der Bevölkerung und zeigen sich in ihrem wahren Wesen, indem sie öffentlich ihre Interessen vertheidigen: eine Form des „Kampfes um das Dasein“, welche Darwin zu beschreiben vergessen hat. Dort kann man bald die herrschende Race unterscheiden; man lernt die Nahrungsmittel, den Geschmack des Volkes, Preis, Qualität und Häufigkeit der Getreide und Gemüse, die commercielle Gewandtheit bei Käufer und Verkäufer u. s. w. kennen, und nirgends treffen diese Behauptungen mehr zu als in Südamerika. In Columbien nehmen alle Landesproducte ihren Weg über den Markt, während die Straßenläden ausschließlich importirte Waaren enthalten.

Von Tagesanbruch, d. h. von 6 Uhr, an herrscht in Bogotá die größte Regsamkeit auf der plaza del mercado; denn die ganze Nacht hindurch sind die Cargueros unterwegs gewesen, um ihre Producte herbeizuschaffen. Von Fontibon und Serrezuela kommen in großen Schilfkörben die Gemüse der kalten Zone: rothe, gelbe und weiße Ocas (Oxalis tuberosa), eiförmiger Kohl, kleine Karden, grüne Zwiebeln mit rothem Wurzelhals, die sehr berühmt sind, obwohl sie in diesem Klima nicht reif werden, Scorzonera (Polymnia edulis), eine spindelförmige, geschmacklose Knolle, welche in der Medicin Verwendung findet, kleine längliche Artischocken, Knoblauch, grüne Erbsen, Rosenkohl, Bohnen, Kichererbsen, Endivien u. s. w. Zwischen den auf der Erde liegenden Haufen von Kartoffeln, welche die Basis für die Ernährung der Bogotáner bilden, krabbeln ganze Schaaren halbnackter Kinder und schreien um die Wette, während ihre auf dem Pflaster kauernden Mütter, die niedrige Stirn und die schlichten Haare mit einem Strohhute bedeckt und in dürftige Lumpen gehüllt, unter freiem Himmel auf den üblichen drei Steinen kochen. Ein Kind an der Brust, füttern sie ein zweites mit Maisbrei und gesticuliren und schreien dabei in einem Gemisch von Spanisch und Chibcha, daß einem die Ohren gellen. Und zwischen diesen Gruppen laufen räudige Hunde dutzendweise herum, belecken die Kinder und erhalten weniger Bissen als Fußtritte, welche sie stoisch dahinnehmen, fast ohne dabei sich umzusehen.

Wahrhaft verwirrend ist die Menge und Mannigfaltigkeit der auf dem Markte ausgestellten Producte. Da findet man Pepiños llorones, Kürbisse, die mit gehacktem Fleische gefüllt und mit einer pikanten Sauce verzehrt werden, Pepiño crespo (Cyclanthera explodens), welche in Wasser und Butter gekocht werden, und schließlich noch eine dritte Art, die Calabaza. Dazu eine Gerstensuppe, gewürzt mit Culantro (eine Umbellifere mit stinkendem Geruch), Orejano (Origanum Majorana) und spanischem Pfeffer, und das trefflichste Mahl nach Bogotaner Geschmack ist fertig. Fremden freilich brennt der Gaumen bei der bloßen Erinnerung daran wie von höllischem Feuer. In Holzkäfigen, die mit Netzen überspannt sind, hält man Hühner feil, die von Ubate und Choachi kommen; gefaltete und mit Binsen zusammengehaltene Blätter, Quechués genannt, dienen zur Aufbewah=

rung von Eiern. Von Fischen findet man nur den Guapucha oder Gründling, der in der Lagune von Fontibon gefangen wird, und den schon erwähnten Eremophilus Mutisii, der ähnlich wie Aal oder Lamprete schmeckt. Was von abgeschnittenen Blumen auf den Markt kommt, sind ausschließlich europäische Arten, wie Nelken, Levkojen, Rosen (deren Blumenblätter auch als Abführmittel für Kinder feilgehalten werden), Bartnelken, Wucher- und Sammetblumen. Dann sieht man Wurzeln und Kräuter, wie Azafran, die gelbe Wurzel einer Scrophularinee, die an alle Saucen gethan wird; die von hohen Bergen stammende Arnica grande; die Ochuba-Beere, welche man wie die Judenkirsche in Italien ißt, die längliche Curuba und die rundere Chulupa, letztere drei voller Kerne, die ein süßes, erfrischendes Fleisch umgiebt. Eine Sorte grüner, steinharter Früchte entpuppen sich als — Pfirsiche; dieselben werden in solcher Höhe nicht reif, aber man macht aus ihnen wie aus der Frucht des Papayabaumes und aus Maulbeeren ein sehr beliebtes Eingemachtes. Von letzteren giebt es zwei Sorten, von denen man glaubte, daß sie aus Spanien eingeführt seien; allein André hat sich überzeugt, daß sie beide in Columbien einheimisch sind. Beim Botanisiren am Boqueron de Bogotá, einer Schlucht, durch welche man auf den Gipfel des Guadalupe hinaufsteigt, hat er Samen und lebende Schößlinge der einen Art (Rubus macrocarpus) gesammelt und nach Europa geschickt. Das sind die Producte, welche die terra fria auf den Bogotáner Markt sendet. Nicht minder ist die warme Region vertreten. Von Villeta, la Mesa und Caqueza bringen die Leute Lasten von Orangen, Bananen, Avogadenfrüchte, Grenadillen, Ananas, Kokosnüsse, Nisperos, Mammeis, Guyaven, Papayas, Cirnelas u. s. w. Dann findet man nicht weniger als dreizehn verschiedene Sorten Mais; Cochenille wird in ihrer weißen Wolle, wie man sie auf den Opuntien findet, verkauft. Reißend ist der Absatz von Tomaten und spanischem Pfeffer, von welchem etwa zehn in Europa meist unbekannte Varietäten vorkommen. Treffliche Nahrungsstoffe, die man leider bei uns zu wenig kennt, liefern die Knollen der Arracacha, des Manioc und der Batate. Für zehn Pfennige erhält man eine riesige, köstliche Ananas, und ähnlich billige Preise zahlt man für die anderen Vegetabilien; dieselben kommen um 50 bis 100 Procent billiger zu stehen als analoge Dinge in Europa.

Markt in Bogotá.

Weniger anziehend sind die Säulengänge rund um den Platz, wo die Händler mit frischem und getrocknetem Fleische (tasajo) ihre Standplätze haben, bei denen Schwärme großer Fliegen ungestört ihr Wesen treiben. Daneben befinden sich einige Buden mit Zeugen, Schuhen, Schnüren, Zucker, Bändern, falschem Schmucke und dergleichen. Dazwischen wandern Leute mit Chicha, Guarapo und Branntwein umher und setzen ihre Spirituosen an die Händler und Käufer ab, was oft dahin führt, daß der Tag mit Zank und Streit endet. Derselbe nimmt aber selten einen bösen Ausgang, denn die Leute hier sind ebenso zungen- als friedfertig, so daß Stadtsoldaten überflüssig sind. Ein Marktinspector genügt, und derselbe versteht es ausgezeichnet, die Calebasse voll Branntwein in der Hand, mit den zu beaufsichtigenden Landleuten zu fraternisiren. — Solche und ähnliche Beobachtungen beschäftigten unsern Reisenden in Bogotá mehrere Tage.

# Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, frühern Inspector der Schulen Südaustraliens.

## II.

### Die geographischen Grundzüge. (Schluß.)

Die Verschiedenheit der Flora Westaustraliens von der des Ostens ist so durchgreifender Art, daß dieser Umstand schon den ersten Entdeckern auffiel. Man muß hier den nördlichen tropischen Theil in Abrechnung bringen, denn in diesem sind die Vegetationsverhältnisse denen der östlich gelegenen Gebiete ziemlich, wenn nicht ganz gleich. Diejenigen, welche diese Verschiedenheit am deutlichsten nachgewiesen haben, sind Robert Brown in seinem „Prodromus Novae Hollandiae“ und noch mehr brachte Hooker diesen Gegensatz in seiner Flora Tasmanica zur Anschauung.

Hooker's Bemerkungen beziehen sich vornehmlich auf den südwestlichen Theil; nach ihm giebt es drei australische Vegetationsgruppen: eine nördliche oder tropische, eine südöstliche und eine südwestliche.

Im Südwesten werden die natürlichen Ordnungen oder Pflanzenfamilien auf 90, im Südosten auf 125, die Gattungen im Südwesten auf 600, im Südosten auf 700 und endlich die Arten im Südwesten auf 3600, im Südosten auf nur 3000 angegeben.

Von den Leguminosen werden in Australien über 900 Arten gezählt, von denen 200 dem tropischen Australien, 420 dem Südwesten und die übrigen dem Südosten zugetheilt werden, und hier zeigt sich die scharfe Scheidung, welche zwischen den östlichen und südwestlichen Vegetationsgebieten besteht. Denn von der artenreichen Gattung Acacia, von denen 99 dem Südwesten und 133 dem Südosten angehören, ist keine einzige beiden Vegetationssphären gemeinsam. Auch die Myrtaceen sind in dem weit kleinern und trockenern westlichen Theile weit formenreicher als in dem fruchtbarern feuchtern Osten. Von 680 Arten kommen 20 auf den Norden, 200 auf den Osten und 400 auf den Südwesten. Die Gattungen Verticordia, Calothamnos, Genethyllis und Beaufortia mit je 50, 30, 20 und 15 Arten sind dem Südwesten allein eigen. Ebenso mit den Proteaceen; von 650 Arten gehören 400 zu Westaustralien. Während so Leguminosen, Myrtaceen und Proteaceen im Südwesten bei weitem am zahlreichsten vertreten sind, überwiegt die Zahl der Epacrideen im Osten die derer im Westen. Gegen 170 östliche zählt Westaustralien nur 160 Arten.

Endlich treten im Südwesten eine Menge von Arten auf, welche dem Osten gänzlich fehlen, wie auch andererseits der Osten seine ihm allein zugehörigen Pflanzenarten hat. Von den 600 Gattungen des Südwestens fehlen 180 mit nahezu 1100 Species dem Südosten ganz oder treten nur höchst vereinzelt auf. Von 15 südwestlichen Hakea-Arten kommt nur 1 im Südosten, unter 78 südwestlichen Grevilleen, 38 Banksien und 25 Persoonien kommt keine einzige im Osten vor.

Die Zahlenverhältnisse der Gattungen zu den Arten stellen sich im Südwesten wie 1 : 6, das Verhältniß der Arten rein australischer Gattungen zum Ganzen der Vegetation wie 1 : 3, während im Osten dieselben Verhältnisse durch die Zahlen 1 : 4 und 1 : 6 repräsentirt werden.

Bei dieser Mannigfaltigkeit der Arten erreicht die Vegetation im Allgemeinen aber nicht die Mächtigkeit der Flora des Ostens. Zwar soll Eucalyptus collosa, F. Muell., eine Höhe von 400 Fuß erreichen, aber in der Liste von Bäumen des Baron von Müller, die 30 Fuß Höhe überschreiten, finden sich von 950 Arten nur 88 für Westaustralien. Die stärkste Vegetation ist in dem südwestlichen Winkel der Colonie. Im Norden sind nur in den Flußthälern dichtere Gehölze von Werth, auf den steinigen Hochebenen wächst meist Scrub. Auf der sandigen Küstenebene wie in den Wüsten des Innern ist die Vegetation zuweilen dicht, noch öfter aber sehr dürftig. Mulga, Akazien und Cypressen bilden dichtes Gestrüpp auf rauhen Flächen, auf niedrigem Terrain zwischen Hügeln Wüsteneichen (Casuarina dicaisneana), Currajong (Brachychiton Gregorii), Xanthorrhöen, Quondongs (Fusanus), auf den Rücken der Sandhügel rothe Gumbäume (Eucalyptus), auf steinigen Hügeln verkümmerte Orangen (Capparis) und Sandelholz, in den Schluchten einheimische Pappeln und in der Nähe des Wassers Melaleucen, die Theebäume der Colonisten. Auf den Oasen standen Gruppen ansehnlicher weißer Gumbäume; eine eßbare Frucht fand Forrest auf einem Baume, der Ficus platypoda sehr ähnlich sah.

Der Unterschied zwischen der Flora des Nordens und der des Südens ist nicht groß; 21 Breitengrade liegen zwischen Cap Leeuwin und Cap Londonderry, und doch ist die Vegetation im Ganzen dieselbe. Eucalyptus rostrata, acervula, resinifera wachsen auch hier unter denselben Bedingungen des Bodens und der Lage, Santalum preissianum wie andere Santalaceen, Myrteen, Leptospermen bilden auch hier die Hauptbestandtheile des Busches, wie der Australier die Waldgegend zu nennen beliebt.

Aber die tropischen Gegenden weisen doch einige Individuen auf, die ihnen ein besonderes Gepräge verleihen. Vor allen sind es die sonderbaren, unförmlichen Adansonien, die Brotfruchtbäume der Colonisten, mit ihren niedrigen kaum 20 Fuß hohen Stämmen, die doch oft eine Dicke von 50 Fuß Durchmesser erreichen, welche die Physiognomie der Landschaft verändern, während am frischen Wasser schattige Palmen sich zu lieblichen Hainen zusammendrängen und die Ufer der Flüsse wie die Ränder der grasigen Ebenen mit dichten Streifen von Cajeputbäumen, Melalacea leucodendron, eingefaßt sind. Der Wald ist schattiger, die Laubkronen von solchen Eucalypten wie aspera, ferruginea, citriodora, aurantiaca, phoenicea und anderen schützen vor den brennenden Sonnenstrahlen besser als ihre schattenarmen Stammesverwandten. Sie liefern vortreffliches Holz für die feineren Tischlerarbeiten.

Auf den Scheideketten, zwischen Prince Regent's River und Glenelg und sonst auf den südwestlich liegenden Erhebungen erreicht Callitris verrucosa eine Höhe von 100 Fuß und mehr; ihre geraden Stämme liefern vortreffliche Masten, an Güte kommt sie der Dammara australis, der Kaurifichte, fast gleich. Oft haben sie 8 Fuß Umfang am Boden. Auf den höheren Gebirgsketten findet sie sich in Gesellschaft von Araucaria excelsa, Eucal. corymbosa, Castanospermus australe, Owenia venosa, Synoum glandulosum und anderen mehr.

Weniger noch als anderswo verdient die Flora des Nordwestens den Vorwurf, welchen man der Flora Australiens

oft gemacht, den Vorwurf eines Mangels an wohlriechenden Blumen. Chamälauceen, Rutaceen, Labiaten verbreiten lieblichen Duft, aber eine Fülle von Wohlgerüchen wie von Tausenden von Veilchen gießen die prachtvollen weißen, mit zartem Gelb gefärbten Blumen hoher Akazien durch die warme Luft. Der prächtige Baum, in der Nähe der Mangrovedickichte kaum 12 Fuß hoch, strebt bis zu 100 Fuß empor, sobald er die unbehagliche Nähe des Meeres verlassen, und gewährt mit seiner massigen blüthenbedeckten Krone einen herrlichen Anblick, während weithin die Luft sich mit seinem Aroma füllt.

Die weiten grasigen Ebenen sind oft ganz baumlos, nur dünne Gebüsche von Chamälauceen, Leptospermeen und Myrtaceen unterbrechen die Einförmigkeit dieser Prärien des nordwestlichen Australiens. An den Ufern des Glenelg und Fitzroy erreichen die Gräser eine Höhe von 9 Fuß und bedecken in dichten Massen die niedrigen Flachländer, südlicher aber ist der Graswuchs weniger mächtig, das Gras ist niedriger und steht in getrennten Büscheln.

In den nördlichen Küstenstrichen bietet die Natur dem Menschen einen weniger dürftigen Unterhalt als im Süden. Die Frucht des Flaschenbaums von der Größe einer Kokosnuß ist reichlich vorhanden, ihr Fleisch und ihr Samen sind schmackhaft, Rinde und Mark geben in Wasser gekocht ein angenehmes Getränk. Der Quondongbaum trägt größere fleischigere Früchte, auch tragen andere Santalaceen genießbare Beeren. Drei Arten Cissus, zwei auf der Erde kriechend, die dritte eine Schlingpflanze, liefern leidliche Frucht. Die Eingeborenen verwerthen Abrus precatorius, einige Basellaceae als Spinat, die mehligen Wurzeln der Dioscorea — warrein —, der Typha — jundschid oder adschiko — sind ihnen hier eine ebenso willkommene Speise als im Süden. In Abrus, Anatherum, Typha, einigen Convolvulus und Convolvulaceae, in Melaleuceen und Myrtaceen finden sich Stoffe, die in der Medizin vielleicht einst eine wichtige Rolle spielen werden.

Die bezeichnende Vegetation für die Wüsten des Ostens ist das Spinifex (Triodia pungens). Unabsehbare Strecken sah Forrest mit diesem Grase bedeckt, nur selten von kleinen Gruppen von Mulgabäumen unterbrochen. Auch Giles sah auf seiner nördlicher laufenden Route dieselben trostlosen Vegetationsformen. Zuweilen liegen inmitten dieser traurigen Oeden grasreiche Stellen, an denen permanente Quellen eine üppigere Vegetation ins Leben rufen. Der charakteristische Baum für diese besseren Gegenden ist der weiße Gummibaum (Eucalyptus acervula), aber im Süden hat das Land ein etwas anderes Gepräge. Hier breiten sich große baumlose Ebenen mit Bluebush und Saltbush (Atriplex) aus, und Dr. von Müller ist der Ansicht, daß die Landstrecken östlich von Lake Barlee ähnlich denen in der Nachbarschaft des Spencergolfs sind und daß es nur des permanenten Wassers bedarf, um sie der Ansiedelung zugängig zu machen. Aber leider findet sich in diesen Strichen kein Wasser. Giles reiste vom 129. bis zum 124. Grade, ohne irgend ein Wasserbecken oder einen Wasserlauf zu finden.

Die Waldungen des Landes sind in der südwestlichen Ecke. Sie dringen nicht wie im Osten bis an die Meeresküste vor, nur dichtes nutzloses Gestrüpp bedeckt den Meeressaum, aber in geringer Entfernung beginnt ein Waldwuchs, der für die Colonie eine wichtige Erwerbsquelle gegeben hat. Von Albany bis Perth geht die Straße durch Wald. Nicht durch einen romantischen Urwald mit herrlichen Vegetationsformen, sondern durch die einförmigste uninteressanteste Gegend, die man sich denken kann. Die australischen Bäume sind einzeln genommen vielleicht nicht unschön, manche mag man auch schön nennen, aber die Eintönigkeit des matten Colorits, die Einförmigkeit der Blattformationen machen eine Reise durch den australischen Wald zu einer der langweiligsten, die man sich denken kann, wenn sie, wie auf dieser Strecke, weder durch Bergpartien noch offene Stellen unterbrochen wird. Die einzige Abwechselung, keine angenehme, sind die zahlreichen sandigen Stellen, an denen eine Verbesserung der Straße wohl zu wünschen wäre. Auf der Karte sind verschiedene Ortschaften verzeichnet, die an dem Wege liegen sollen, aber außer den Polizeistationen und den Haltestellen, wo die Pferde gewechselt wurden, an denen sich in der Regel eine höchst bescheidene Buschschenke befand, in welcher schlechtes Essen und noch schlechterer Brandy und Whiskey ausgeschenkt wurden, war nichts zu bemerken, das einem Dorfe entfernt ähnlich gesehen hätte. Ich glaube, daß einige Ortschaften — Townships — vermessen wurden, aber die Bewohner fehlen. Im Busch, ziemlich weit hinein, sind kleine Ansiedelungen von Holzhauern in Zelten oder rohen Hütten, aber diese Ansiedelungen werden verlassen, wenn die Axt ihr Werk gethan hat, und der Holzhauer zieht weiter, um sein Zerstörungswerk auf einem neuen Felde fortzusetzen. Schon sind alle nutzbaren Bäume 100 Miles von York niedergeschlagen, für Erhaltung des Waldes wird nicht gesorgt.

Westaustralien führt viel Holz aus. Der Hauptexport bestand bisher in Sandelholz, und im Jahre 1871 betrug der Werth des ausgeführten Holzes 26,926 Pf. St. Im Jahre 1869 belief er sich auf 32,938 Pf. St. Es wurde meist nach Singapore und China ausgeführt, wo es, wie mir erzählt wurde, hauptsächlich als Weihrauch in den Tempeln verbrannt wird. Aber die Ausfuhr von Jarrah, dem westaustralischen Mahagony, Eucalyptus marginata, wird wahrscheinlich in Kurzem bei weitem bedeutender sein. Das Holz ist vorzüglich, es widersteht den Angriffen von Teredo navalis und im Wasser hält es außerordentlich lange. Man zeigte im Jahre 1862 ein Stück Jarrahholz von einer Brücke; das Holz war 17 Jahre im Wasser gewesen und doch war seine Außenseite nur einen Zoll tief beschädigt. Bei Freemantle sah ich zwei Baken, um die man soeben neue Reifen gelegt hatte. Sie hatten acht Jahre im Wasser gelegen und das Holz war in keiner Weise beschädigt. Ich glaube, daß es kein Holz giebt, das so dauerhaft und zugleich so leicht zu bearbeiten ist. Es versteht sich, daß man es bearbeiten muß, wenn es grün ist; ist es trocken, so ist es, wie alle schweren australischen Hölzer, so hart wie Eisen. Ein vorzügliches Holz liefert der York gum, das besonders für Kutschen und Wagen geeignet ist; sehr gut ist Eucalyptus collosa, dessen Stämme oft mehr als 100 Fuß ohne einen Ast aufsteigen.

Die für Australien überhaupt charakteristischen Xanthorrhöen finden sich auch in Westaustralien. Die Blackboys der Colonisten erheben sich bis zu 10 und 15 Fuß und haben oft einen mehr als fußdicken Stamm, der sich oft gabelartig theilt, noch größer sind die zur selben Gattung gehörigen Kingien, deren dicke Stämme oft 30 Fuß erreichen. Die Colonisten benutzen die eigenthümlichen, Grashalmen ähnlichen Blätter zum Eindecken ihrer Häuser. Diese Dächer brennen, weil sie eine Menge Harz enthalten, sehr leicht, und es ist nicht ungewöhnlich, daß derartig bedachte Häuser in Flammen aufgehen. Die Straße von Perth nach York führt durch ganze Striche, die mit dieser sonderbaren Vegetation bestanden sind. Es ist immer ein unfruchtbarer Boden, auf dem sie am besten gedeihen, sie dulden wenig Vegetation neben sich, das Spinifex ist vielleicht ihr bester Freund. Freundlicher sind die sogenannten Paperbarks, grüne, eigenthümlich gewundene Stämme, deren Kronen trotz der Kleinheit der Blätter angenehmen Schatten gewähren, eine seltene Erscheinung im australischen Walde. Der Raspberry Fam, eine Akazienart, giebt einen angenehmen Geruch, wenn man durch

die Rinde hindurchschneidet, aber das sogenannte Stinkholz, ebenfalls zu den Akazien gehörig, verbreitet grün, aber noch weit mehr beim Verbrennen einen penetranten unleidlichen Geruch, der selbst der Nase der eingeborenen Schwarzen zuwider ist. Das Harz der Wattles (Acacia pycnantha) wird eifrig gesucht und ist schon zu einem nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel geworden; in Manchester wird es vielfach angewendet, um Baumwollenzeuge zu appretiren. Das Harz hat einen nicht unangenehmen süßlichen Geschmack, und da die Jugend dies schnell heraussand und es als eine Art Naschwerk betrachtete, so heißen hier wie auch im Osten die im Lande geborenen weißen Bewohner Gumsuckers, Harzlutscher.

Es hat der europäische Einwanderer in der einheimischen Flora auch einiges gefunden, das ihm bei seiner Kost wenigstens aushalf. Die Ansiedler fanden bald, daß die Erythrea australis ein leidliches Substitut für Hopfen gab und daß die Leptospermenblätter sich als Thee verbrauchen ließen. Die Scharlachschoten der Zamien sind zwar giftig, aber vergräbt man sie 14 Tage, so sind sie genießbar, und die Quondongs geben ein sehr schmackhaftes Mus.

Eine höchst schädliche Giftpflanze hat Westaustralien in dem Gyrostemon ramulosus. Die Colonisten unterscheiden Berry, Box und York road poison. Die Pflanze ist sowohl Pferden als Rindern und Schafen schädlich und auch die Kameele von Giles erkrankten daran. Pferde und Rinder erholen sich wieder, aber Schafe sterben unbedingt an dieser Giftpflanze. Das macht die Schafzucht so precär. Ganze Striche sind mit der Pflanze bedeckt; natürlich sind sie für den Viehzüchter verbotener Grund. Der Landmann rottet sie freilich bald aus, aber da in Australien der Squatter immer dem Farmer vorauszieht, so wird die Ansiedelung durch die Existenz dieser schädlichen Kräuter erschwert. Man pflückte mir an der Straße nach York etwas von diesem Gifte, um es zu kosten, mit der Warnung nicht zu viel zu essen, aber ich widerstand der Versuchung und ließ die interessante Pflanze unberührt.

Die Thierwelt Westaustraliens ist im Ganzen dieselbe wie im Osten, nur ist sie dürftiger, in den weiten Wüsten regt sich kaum irgend welches animalische Leben. Aber Känguru, Macropus major und laniger, finden sich im Süden wie im Norden, ebenso kleinere Arten von Beutelthieren. Auf den Oasen der Wüste fand Forrest eine reiche Thierwelt vor; Känguru, Emu und Geflügel aller Art belebten die grasreichen Wüsteninseln. Aber Giles durchreiste vom 129. bis zum 124. Grade eine Einöde, in der sich kein Wasser, keine Menschen, keine Thiere befanden. Doch stieß er wie auch Forrest im dürrsten Scrub auf Nester der Leipoa ocllata, der ngau, wie die Eingeborenen den Vogel nennen. Oestlich von den Salzseen hörte nach Lefroy jede Spur von Thieren auf. Aber an den Wasserläufen der westlichen und nördlichen Flüsse schwärmte es von Vögeln aller Art. Hier belebten Schaaren weißer und schwarzer Kakadus, buntgefärbter Loris die dicht belaubten Baumwipfel, hier ließen die großen Lieste, die laughing jackasses der Colonisten, ihr sonderbares Concert ertönen, hier schallte der sonderbare Ruf des Leiervogels, Menura superba, durch das dichte Gebüsch und an den sumpfigen Ufern zwischen Mangrovefwamps watete der Ibis, Ibis religiosa, und durch die blüthenreichen Büsche huschten Schaaren goldiger Kolibri.

Aber die südlichen Waldregionen liegen wie in Todesstille, die nur zuweilen durch sonderbare Töne unterbrochen wird, welche dem Gebrüll wilder Thiere gleichen. Als Peter Nuyts an der Südküste landete, wurden seine Matrosen von diesen unheimlichen Lauten so erschreckt, daß sie schleunigst zum Schiffe zurückkehrten. Der Wald schien von Löwen, Tigern und Hyänen zu schwärmen. Und doch waren es nur unschuldige Frösche, aber von den Höhen von Albany und auf der Straße nach Perth klingen diese Töne eigenthümlich genug, um dem Uneingeweihten Besorgniß einzuflößen.

Der australische wilde Hund — hier Jeeli oder Eeli genannt — schweift auch hier über die Ebenen, in derselben Gestalt, derselben Wildheit, mit denselben Gewohnheiten. Im Gebüsch und zwischen Felsen schlüpfen winzige Eidechsen und 4 bis 5 Fuß lange Iguanas. In den Mangrovedschungles und auf den Schlammbänken am nördlichen Meeresgestade hausen riesige, 30 Fuß lange Alligatoren, und die sandigen Inseln und Atolle werden von zahlreichen Schildkröten besucht, Austern bedecken die meerbespülten Felsen und die Zweige und Stämme der Bäume, welche sich in die Meeresfluth tauchen.

Und im Meere selber ist ein reiches Thierleben. Wenn auch der Wal durch eifrige Jäger von vielen Plätzen vertrieben ist, der Dugong, Halicore, naht sich noch immer den Küsten, um seine Nahrung zu suchen, und an den nördlichen Küsten treiben Schaaren von Delphinen, Phocaena vulgaris, Leptonyx Weddellii, ihr Spiel, und mächtige Wasserschlangen, Hydrophides und Hydri, schlängeln sich durch die Wasser der stillen seichten Buchten. Dort in den wärmeren Meeren findet man die werthvolle Perlauster und Tridacna, deren Schale zwar keine werthvolle Bekleidung hat, die aber große und schöne Perlen einschließt. In den Süßwasserbecken der Flüsse bis tief ins Innere hinein lebt eine zahlreiche Fischwelt.

---

# Stanley's Expedition durch Central-Afrika.

Durch seine erfolgreiche Befahrung des bisher völlig unbekannten Lualaba-Kongo von Nyangwe bis zur Mündung hat Henry M. Stanley seiner großartigen, dreijährigen Forschungsreise quer durch den Kern Central-Afrikas die Krone aufgesetzt. Im November 1874 hatte er mit 3 Europäern und über 300 Mann die Ostküste bei Zanzibar verlassen; am 8. August 1877 erreichte er als einziger Weißer mit nur 115 Leuten bei Embomma am Kongo die Westküste. Die Haupterfolge dieser beispiellosen Expedition waren: der Marsch zum Ukerewe und die vollständige Umschiffung desselben, der Marsch zum Mwutan, Erforschung des Kagera-Flusses und seiner Quellen, der Marsch zum Tanganjika, vollständige Befahrung desselben und Erforschung des Lukuga-Ausflusses [1]), Marsch nach Nyangwe und Fahrt auf dem Lualaba-Kongo bis zur Mündung.

Auf S. 240 dieses Bandes ist bereits Stanley's erste Depesche nach Erreichung der Westküste mitgetheilt; im „Daily Telegraph“ vom 11. und 15. October finden sich

[1]) Ueber diesen Theil der Expedition vergl. „Globus“ XXVII, S. 192; XXVIII, S. 373; XXX, S. 166, 183, 198, 215; XXXI, S. 277.

vier Briefe von ihm, datirt aus Njangwe vom 28. und 30. October und 1. November 1876 und aus Kabinda an der Kongo-Mündung vom 13. August 1877, aus welchen in Folgendem alle Angaben von Interesse zusammengestellt worden sind.

Stanley's letzter Brief war aus Udschidschi am Tanganjika vom 13. August 1876 und erwähnte noch den Ausbruch der Pocken unter seinen Leuten. Er verlor hierdurch acht gute Männer, aber am Tage des Aufbruchs nach Nyangwe desertirten weitere 43 aus Furcht vor den verschrieenen Menschenfressern von Manjuema; auch der durch Stanley's erste Reise bekannte Kalulu befand sich dabei, wurde jedoch zurückgeholt, um später in den Fällen des Kongo umzukommen. Nur durch die energischsten Mittel konnte Stanley den Abmarsch erzwingen: er ließ 32 der Meuterer in Ketten legen und trieb alle seine Leute in die Canoes, welche sofort nach Uguha am Westufer des Tanganjika hinüberfuhren. Von hier folgte die Expedition dem durch Livingstone und Cameron bekannten Wege bis Bambarre, worauf sie jedoch am Luama-Fluß entlang bis zu seiner Einmündung in den Lualaba und dann den letztern hinab bis Njangwe zog. Dieser gegen 350 engl. Meilen von Udschidschi entfernte Ort wurde in der beispiellos kurzen Zeit von 40 Tagen oder 28 Märschen erreicht. Stanley fand dort den Lualaba (dessen Name eigentlich nach Aussprache der Eingeborenen Lu-ál-awa lauten soll) in der trockenen Zeit gegen 1000 Yards breit, während er sich in der Regenzeit bis zu 2 engl. Meilen verbreitert. Von den dortigen Arabern erhielt Stanley viele Nachrichten über den Aufenthalt seiner beiden europäischen Vorgänger in Njangwe. Die Landschaft Manjuema ist gegen 10,000 engl. Quadratmeilen groß, zur Hälfte mit dichten Wäldern bedeckt, während das breite Luama-Thal und der offene Usura-Bezirk die Südhälfte bilden; die Ströme laufen stellenweise über Lavabetten und Eisenerzlager. Die Wälder sollen voller „Sokos" sein, welche Livingstone für Gorillas hielt. Stanley hat keine gesehen, aber ihr Geschrei gehört, und hält sie nach den Beschreibungen für Schimpansen. Auch taucht hier die in Inner-Afrika weit verbreitete Erzählung von Zwergen auf; dieselben sollen Nomaden sein, deren Höhe verschieden auf 30 Zoll bis 4 Fuß angegeben wurde. Sie lieben jede Fleischnahrung von der Ratte bis zum Elephanten, so daß die Jagd des letztern ihre Hauptbeschäftigung bildet; ihre Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile.

Nachdem Stanley durch Anwerbung seine Expedition wieder auf 140 Gewehre und 70 Speere verstärkt hatte, verließ er Njangwe am 15. November mit 18 Canoes und dem zerlegbaren Forschungsboote sowie Vorräthen auf sechs Monate mit dem festen Vorsatze, das Räthsel des Lualaba zu lösen oder unterzugehen.

Ueber diese Fahrt auf dem jetzt als Oberlauf des Kongo erkannten Strome enthielt die erste Depesche bereits verschiedene Einzelheiten; die vorliegenden Briefe fügen denselben nur wenig Neues hinzu; „denn," schreibt Stanley, „alle Details über meine Entdeckungen verschiebe ich, bis meine erschöpften Nerven sich etwas erholt haben." Eine ausführliche Schilderung dieser beispiellosen Fahrt wird wohl erst nach seiner Ankunft in England entweder im „Daily Telegraph" oder vor der Londoner königlichen Geographischen Gesellschaft zu erwarten sein. Mittlerweile sind folgende Stellen von Interesse:

„Zu einer Zeit dachte ich, nicht vor 1878 oder 1879 zurückzukehren, denn mein wunderbarer Fluß (der Kongo) behielt bis zum zweiten Grade nördlich vom Aequator einen Lauf nach Norden bei, manchmal sogar mit großen Krümmungen nach Osten, so daß ich oft dachte, ich würde bald in der Nähe des Dschebel Kumr, des Mondgebirges, sein, in welchem Falle ich entweder nach Erreichung des 5. Gr. nördl. Br. nach Gondokoro durch das Gebiet der wilden Bari-Stämme durchdringen oder meinen Weg nach Norden zu irgend einem großen See oder vielleicht zum Niger hätte fortsetzen müssen. Unter dem Aequator wandte sich der Lualaba nach N.-N.-O., als ob er wirklich — allen Aneroïden und Barometern zum Trotz — mit dem Albert Nyanza in Verbindung stände, und ich frohlockte, aber zu früh, für Livingstone. Der nordnordöstliche Cours währte aber nicht lange, denn der Lualaba sammelte nur seine Kräfte, um gegen ein Gebirge aufzuprallen, wo sich natürlich das denkbar wildeste Schauspiel bot."

„In Betreff der geographischen Probleme hatte ich gedacht, daß ich die hauptsächlichsten gelöst habe, doch muß ich noch ein ungelöstes Räthsel anführen. Nördlich vom Aequator, als wir dicht am rechten Ufer ruhig den Fluß hinabglitten, kamen wir plötzlich an den zweitgrößten Zufluß des Lualaba — an der Mündung 2000 Yards breit —, der aus etwas Nord bei Ost herkam. Wir erinnern uns wohl dieses Flusses, denn in der Stromesmitte desselben hatten wir einen harten Kampf zu bestehen. Eine Flotte von 54 Canoes griff uns mit solcher Wildheit an, daß vier unserer Canoes die Flucht ergriffen. Eines der feindlichen Canoes enthielt über 80 Ruderer; auf einer Plateforme auf dem Bug standen zehn der besten Krieger, acht Steuerleute mit 10 Fuß langen Ruderschaufeln lenkten das große Kriegsschiff, während auf einem breiten vom Bug zum Stern laufenden Holzweg die Häuptlinge ihren Kriegstanz aufführten. In einer halben Stunde war natürlich die Schlacht zu unseren Gunsten entschieden. — Dieser große Zufluß macht mir viel Kopfzerbrechen. Kann er etwa aus dem Albert Nyanza kommen? Oder ist jener Golf, den ich unter 25 Minuten nördl. Br. entdeckte [1]), ein separater See, dem dieser Zufluß des Lualaba entspringt? Oder ist es nur Schweinfurth's Uelle?"

Im Gegensatz zu den großen ostafrikanischen Negerreichen unter despotischen Herrschern, wie Uganda und Ruanda mit je 5 Millionen Einwohnern, Urundi mit 3 Millionen, Usagara, Usui, Unjoro, Karagwe, Ukerewe u. s. w., leben in Westafrika die Eingeborenen vom Tanganjika bis zur Kongo-Mündung in zahllosen, unbedeutenden Bezirken, kleinen Orten und Dörfern, jedes unter seinem eigenen kleinen Häuptling. Die Vorliebe für Handel und Tausch ist überall verbreitet. Das von Stanley erschlossene neue Gebiet hat mindestens 600,000 Quadratmiles Größe und enthält die fast 2000 engl. Meilen lange ununterbrochene Wasserverbindung des Kongo und seiner Nebenflüsse; ausgedehnte Gold- und Kupferfelder sind häufig. Im Ganzen traf Stanley 62 Wasserfälle, Katarakte und Stromschnellen im Kongo, von welchen er 57 mit den Booten passirte, doch kamen dabei sein letzter weißer Begleiter und 15 Mann um und ging Elfenbein im Werth von 18,000 Doll. sowie zwölf Canoes verloren. Die Yellala-Fälle wurden zu Fuß passirt. Der Sankorra-See existirt nicht, doch fällt ein Fluß Sankurro in den Kongo; der Kassai und Quango sind ebenfalls Nebenflüsse des letztern. Alle Kartenangaben 20 engl. Meilen östlich von den Yellala-Fällen von einem 4 bis 5 Miles breiten Strome voller Inseln sind gänzlich falsch.

Der Brief vom 28. October enthält eine Schilderung der Greuel des afrikanischen Sklavenhandels und erhebt ernste Anklagen gegen die Untergebenen des Sultans von Zanzibar.

---

[1]) Stanley nannte ihn Beatrice-Golf, s. „Globus" XXX, S. 184.

Am 6. August kam die Expedition vier Märsche vor Embomma durch Erschöpfung und gänzlichen Mangel an Lebensmitteln zum Stillstand, und mußte Stanley mehrere seiner Leute um Hülfe vorausschicken, die ihm auch von den dortigen Händlern, einem Engländer und einem Portugiesen, in hochherziger Weise zu Theil wurde. Zwei Tage später erreichte er die Küste; von seinen überlebenden Leuten waren 60 schwer an Scorbut und an Ruhr erkrankt, einer derselben verlor beim Anblick des Meeres den Verstand.

Seit Verlassen der Ostküste hat Stanley 45 blutige Kämpfe mit den Eingeborenen bestanden, zahlreiche Meutereien seiner Leute unterdrückt und allen Gefahren des Klimas und der Elemente siegreich widerstanden, doch kann es Niemanden verwundern, wenn er mit ergrauten Haaren zurückkehrt und selbst sagt:

„In meinem 35. Jahre bin ich ein alter Mann!“

Franz Birgham.

---

# Die neuesten Reisen und Vorgänge in Ostturkestan.

## 1. Hauptmann Kuropatkin's Mission[1]).

Wenn auch Rußland keine ständigen Vertreter bei dem Herrscher von Ostturkestan unterhält, so ist doch zuletzt selten ein Jahr verstrichen, wo nicht ein oder der andere russische Offizier als Specialgesandter des russisch-turkestanischen Generalgouverneurs dorthin geschickt worden ist. Im Jahre 1876 traf diese Mission den Generalstabscapitän Kuropatkin, welcher am 29. Juli Osch (3050 Fuß) im ehemaligen Chanate Chokand verließ, den 7270 Fuß hohen Paß Tschidirtschik überstieg, aber in der Nähe von Guldscha, also noch auf russischem Gebiete, von Kara-Kirghizen angegriffen und verwundet wurde. Dies zwang ihn, nach Osch zurückzukehren und dort während $2\frac{1}{2}$ Monaten seine Heilung abzuwarten. Am 19. October brach er von Neuem auf, passirte wiederum Guldscha (4600 Fuß engl.) und erreichte den 12,700 Fuß hohen Paß Terek-dawan ohne weitere Schwierigkeit. Mit Ausnahme einer Strecke von 3 bis 4 Kilometer Länge ist der Uebergang ziemlich bequem, und könnte auf alle Fälle von einem Heere mit Artillerie passirt werden. Ueber jenen Theil des Tian-schan im Süden von Ferghana oder Chokand führen auf einer Ausdehnung von 200 Kilometer wohl an zehn Pässe hinüber nach Kaschgar, der Hochebene Alai und der Landschaft Karategin; der bequemste von allen aber ist der Terek-dawan. Die erste zu Ostturkestan gehörige Ortschaft ist das Fort Ulugtschat in 7620 Fuß Höhe, von wo es noch 170 Kilometer bis Kaschgar ist. (Zwischen dem Terek-dawan und dem Fort Ulugtschat werden noch folgende Stationen angegeben: Tasch-ui 10,170 Fuß; Ikikizjak 9820 Fuß; Posten Jirkischtan 8540 Fuß und Jegyn 8260 Fuß.) Kuropatkin brauchte im Ganzen bis dorthin zwanzig Tage und verweilte daselbst drei Wochen. Als Gouverneur der Hauptstadt fungirte damals des Emirs Sohn, Beg Kuli Beg, der jetzige Herrscher des Landes, welcher den russischen Gesandten zuerst drei Tage festhielt, ihm aber auf seine energische Erklärung, das Land sofort und nöthigenfalls mit Waffengewalt verlassen zu wollen, die Freiheit wiedergab, welche ihm von da an nicht wieder beschränkt wurde. Da sich nun der Emir Jakub Beg nach dem Osten seines Landes begeben hatte, um die eindringende chinesische Armee aufzuhalten, so folgte ihm Kuropatkin dorthin, indem er am Kaschgar-Darja entlang über Maralbaschi (s. die Reise Capitän Biddulph's 1874 dorthin „Globus“ XXVI, S. 230) den 496 Kilometer langen Weg nach Aksu zurücklegte. Bis 70 Kilometer von Kaschgar ist das Land angebaut. In den drei großen Dörfern Feizabad, Chanaryk und Artysch unweit der Hauptstadt wird eine Art sehr festen Tuches, „matta“ genannt, fabricirt, und zwar in kleinen Spinnereien, die 3 bis 4 Arbeiter beschäftigen. Jährlich wird für eine Million Rubel von diesem Tuche ausgeführt. Der Kaschgar-Darja ist auf beiden Ufern 200 Kilometer weit mit ordentlichen Wäldern von Tamarisken und Populus diversifolia bestanden, ein Baum, der bis 4 Meter Höhe erreicht. Diese Wälder, welche 60 Kilometer über Maralbaschi hinausreichen, sind so dicht, daß man keine vierzig Schritte weit sieht.

Maralbaschi ist mit Hinsicht auf seine strategische Lage eine der wichtigsten Festungen, weil sie die Straßen nach Kaschgar, Yarkand, Chotan und Aksu beherrscht. Weiterhin folgen kleine Culturoasen, welche von höchstens sechs bis sieben Menschen bewohnt werden und zum Besten des sehr rasch und regelmäßig gehandhabten Postdienstes angelegt sind. Die Oase von Aksu ist eine der fruchtbarsten; abgesehen von ihr sowie von den Culturen um Baï, Sairam und Kutscha durchzog Kuropatkin von den Ufern des Kaschgar-Darja an bis Kurla, wo er am 10. Januar 1877 anlangte, nur steinige, sandige Wüsteneien.

Kurla, ein wichtiger Punkt, fehlt auf den neueren Karten (H. Kiepert's vierblätterige Generalkarte von Asien, Weimar 1864, giebt den Ort unweit südlich von Karaschar richtig an. Meist verzeichnen die Karten die Stadt unter ihrem andern Namen „Kurungle“), während das stets als große Stadt angegebene Karaschar ein ganz kleines Dorf mit einer Besatzung von sechs bis sieben Mann ist. Kurlas Umgebung ist ziemlich fruchtbar, und seine Einwohner treiben etwas Handel. Dort stand Jakub Beg an der Spitze seines Heeres. Kuropatkin besuchte auch Karaschar, 450 Kilometer von Aksu, während sein Bruder und der Naturforscher Wilkens einen Ausflug an den nahen See machten, welcher auf den Karten fälschlich Bostang-nor genannt wird und in Wirklichkeit Bahratsch-kul heißt.

Ueber Kuropatkin's Verhandlungen mit dem innerasiatischen Herrscher erfahren wir nichts. Am 18. Februar verließ er Kurla und erreichte Osch am 13. April. Unterwegs sendete er von Aksu aus seinen Begleiter Sanargulow rechts ab über Utsch-Turfan nach dem Issik-kul auf russischem Gebiete.

Dr. A. Regel in Kuldscha schreibt uns d. d. 31. Mai über diesen neuen Tian-schan-Uebergang:

„Der Reisende berechnet die Strecke von Aksu bis Karakol als 340 Werst lang. Von Aksu bis zu dem nur von Militär (2000 Mann) besetzten Fort Utsch-Turfan zieht sich

[1]) Nach Ujfalvy's Brief im Bulletin de la soc. de géogr. de Paris, Juin 1877. Die Höhen nach v. Stubendorf's Mittheilung in den Iswestija 1877, Heft 2, S. 116.

auf einer Strecke von 82 Werst üppiges Culturland hin. Am Flüßchen Ui-tal entlang geht der Weg 76 Werst bequem bis Agatsch-kul. 8 Werst hinter diesem Ort beginnt der steile Anstieg zum Badal-Paß. Am ersten Absatze ist der Posten Urta-kurgan (100 Mann) angelegt. Der Paß soll 15,000 Fuß hoch gelegen sein; zu seinen beiden Seiten bleibt das Eis (Firn) das ganze Jahr liegen. Nach dem Badal folgt der Paß Kaschkasu, unterhalb dessen (d. h. südlich) heftige Orkane wüthen."

Von besonderm Interesse sind ferner Kuropatkin's Angaben über das ostturkestanische Heer, welche er nach seiner Rückkehr nach Taschkent im dortigen militärischen Club mittheilte. Kaschgarien, sagte er dort, ist doppelt so groß wie Frankreich, zählt aber nur 1,700,000 Einwohner, weil ein beträchtlicher Theil des Landes aus öder, unfruchtbarer Steppe besteht. Das Volk ist entsetzlich arm und mit seinem Herrscher unzufrieden, so daß viele auswandern, und der Sturz Jakub Beg's (welcher jetzt allerdings durch seinen Tod vereitelt worden ist) binnen wenigen Jahren vorauszusehen war. Nicht besser steht es mit seinem Heere; denn statt der angeblichen 50,000 Mann hatte er bei Turfan nur 8500 und an verschiedenen Grenzpunkten noch 17,500, darunter aber nicht weniger als 10,000 schlecht bewaffnete und unzuverlässige Dunganen. Davon waren nur 2000 mit Hinterladern bewaffnet, die übrigen aber mit Steinschloßgewehren, Luntenflinten und unbrauchbaren Falconetts; doch begegnete Kuropatkin auf seiner Rückreise mehreren Sendungen von Hinterladern. Jakub Beg besaß damals Hinterladekanonen, aber keine passende Munition dazu, und seine Vorderlader taugten nichts. Wenn die Russen Kaschgar besetzen wollten, so ließe sich das ohne weitere Schwierigkeit und sogar mit dem Beistande der Einwohner durchführen; denn Kuropatkin (und Prshewalski sowohl wie englische Besucher des Landes bestätigen diese Angabe) hörte öfters den Ausspruch, daß die Chinesen besser als Jakub Beg und die Russen noch besser als die Chinesen sein würden. Doch meint er, daß sich Rußland durch die Besitznahme eines so weiten Gebietes nur schwächen und vielleicht in Verwickelungen mit England und China gerathen würde.

## 2. Prshewalski's Reise zum Lob-nor und Altyn-tagh.

Wir haben über die neue Reise Prshewalski's nach Innerasien schon mehrfach in kurzen Notizen berichtet (vergl. „Globus" XXX, S. 288, XXXI, S. 112 und 256 und XXXII, S. 80 und 95), welche wir durch nachfolgenden Brief [1]) des Reisenden an den oben erwähnten Capitän Kuropatkin, d. d. 3. Januar 1877, ergänzen und in Zusammenhang bringen.

„Gebirge Altyn-tagh, südlich vom Lob-nor.

Ich finde keine Worte, um Ihnen, mein lieber Landsmann, für Ihren Brief und die beigeschlossenen Zeitungen zu danken. Man muß, wie ich jetzt, von der ganzen civilisirten Welt weit getrennt sein, um diese fieberhafte Freude zu verstehen, mit welcher ich die Nachrichten aus Europa las. Jetzt geschehen dort vielleicht große Thaten — und wer weiß, wie ich Rußland bei meiner Rückkehr aus den Wüsten Asiens wiederfinden werde.

Der Verlauf meiner Reise ist in Kürze folgender: Am 12. August vorigen Jahres verließ ich Kuldscha in Gesellschaft des Fähnrichs Schwyikowski, des Junkers Eklon, eines Dolmetschers und von sechs Kazaken (darunter auch die beiden Unteroffiziere Tschebajew und Irintschinow, welche den Reisenden schon nach der Mongolei und dem Tangutenlande begleitet hatten). Langsam zog ich am Ili hinauf, erstlich um die dortige Natur und Bevölkerung besser kennen zu lernen, und zweitens um meine Reisegefährten auf ihre Reisegewandtheit hin zu prüfen. Nachdem ich fast zwei Monate in dem waldigen Gebiete des Kunges-Flusses und auf (dem Plateau) Juldus zugebracht, stieg ich vom Tian-schan in das Thal des Flusses Chaidugol hinab, wo man uns eine Woche lang aufhielt und uns auf Befehle des Emir Jakub Beg warten ließ, welcher sich damals zu Toksun bei Turfan aufhielt. Von da zog ich nach der Stadt Korle (Kurla bei Kuropatkin), derselben, wo sich jetzt Ihre Expedition befindet. Dort hielt man uns fast in Arrest: man wies uns ein einzelnes Haus vor der Stadt an, ließ Niemanden zu uns und verbot uns, die Stadt zu betreten unter der Ausrede: „Ihr seid unsere lieben Gäste! Wozu euch beunruhigen." Ich weiß nicht, wie man Ihnen begegnete; aber gegen uns hegte man Mißtrauen; sogar nach dem Lob-nor führte man uns, anfangs wenigstens, auf einem Umwege. Bei alle dem erwies uns Zaman Beg, ein Auswanderer aus dem Kaukasus, den Sie wahrscheinlich in Korle haben kennen lernen, große Dienste. Ohne ihn wäre es uns zweifellos hinsichtlich unserer Unbeschränktheit bei wissenschaftlichen Arbeiten viel schlechter gegangen. Meinen Weg von Kuldsha bis Korle habe ich aufgenommen, aber von da bis zum Lob-nor habe ich nicht croquirt, um nicht noch größern Argwohn zu erregen. Auf dem Rückwege dagegen werde ich zeichnen; astronomische Beobachtungen stelle ich ohne Beschränkung an. Ueberhaupt traut man uns, wie ich wohl sehe, jetzt mehr als zu Anfang. Ich wiederhole, Zaman Beg ist die Hauptursache, daß sich die frühere Animosität gegen uns geändert hat.

Von Korle bis zum Lob-nor sind gegen 400 Werst. Am Lob-nor selbst, d. h. an der Mündung des Tarim, sind wir noch nicht gewesen, weil wir direct nach dem Dorfe Tscharchalyk, welches südlich vom Lob-nor am Gebirge Altyn-tagh liegt, zogen. Diese gewaltige Bergkette steigt in den Thälern ihrer Vorstufen zu 11,000 Fuß an. Das Plateau, welches nach der Gobi-Wüste zu von derselben begrenzt wird, ist zweifellos noch höher. Angeblich reicht der Altyn-tagh westwärts bis zu den Städten Keria und — Chotan; und auch nach Osten hin reicht er weit. So zieht sich das tibetische Hochland tief nach Asien hinein, bis zum Lob-nor. Im Thale des untern Tarim drangen wir 300 Werst weit vor. Die Topographie des Landes ist völlig anders, als auf den Karten, die Flora und Fauna sehr arm. Am Flusse selbst stehen Wälder von „Togruk" (Populus diversifolia?), bisweilen Dshida (wilder Oelbaum?); überall wuchsen Tamarisken, Dornsträucher, Kendyrja (genus? species?) und Röhricht; im Ganzen kaum zwanzig Arten von Pflanzen. Von Säugethieren fand ich nur acht Arten: Tiger (sehr häufig), Maral (Cervus maral), Wildschwein, Dsheiran (sonst von Prshewalski Dseren geschrieben; Antilope subgutturosa), Hase (Lepus sp.), Wolf, Fuchs und Hüpfmaus (Meriones sp.). Von Vögeln traf ich im Winter 41 Arten, darunter eine neue, welche ich meinem Reisebegleiter zu Ehren Podoces Ekloni genannt habe. An Fischen fing ich nur zwei Arten.

Im Dorfe Tscharchalyk ließ ich einen Theil des Gepäcks und drei Kazaken zurück und stellte mit den drei anderen und Eklon den wilden Kameelen nach, welche im Gebirge Altyn-tagh und der angrenzenden Wüste leben. Zu unserm Unglück war die Zeit für die Jagd ungünstig. In einer Höhe

[1]) Uebersetzt aus den Iswest. der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft 1877, Heft 2, Abth. 2, S. 113 ff.

von 7 bis $11\frac{1}{2}$ Tausend Fuß, wo wir länger als einen Monat verweilten und gegen 500 Werst zurücklegten, gab es Tag für Tag Frost (bis — 27° C.) und Stürme, mitunter fiel auch Schnee. Obendrein finden sich zur Winterszeit im Gebirge außerordentlich wenig Kameele. Wir trafen nur eines, und das zufällig; ich schoß auf 600 Schritte hin — und fehlte. Trotzdem konnte ich nach den Spuren und den Beschreibungen unserer Führer die Lebensweise dieses höchst seltenen Thieres ein wenig studiren. Dasselbe ist äußerst vorsichtig, führt ein herumschweifendes Leben, und dasselbe im Winter zu erlegen, ist fast unmöglich. Uebrigens verzweifele ich noch nicht daran, ein Fell zu erlangen, wenn auch nur mit Hülfe der eingeborenen Jäger, denen ich dafür einen fünfzig Mal höhern Preis, als sein wirklicher Werth ausmacht, geboten habe (ein Fell des wilden Kameels kostet am Lob-nor 10 Tengi (à $\frac{1}{3}$ Mark) und wird zu Fußbekleidung verwendet).

Ich selbst kann mich nicht länger im Altyn-tagh aufhalten, sondern werde an den Lob-nor gehen, um den Zug der Vögel zu beobachten. Dort werde ich bis Ende März verweilen und im April auf dem frühern Wege nach Korle zurückkehren. Im Mai bin ich in Juldus, im Juni am obern Kunges, im Juli in Kuldscha und Anfangs August reise ich auf zwei Jahre nach Tibet.

Das kleine Juldus-Plateau, welches wir passirten, ist sehr bequem für Truppenmärsche — eine Hochsteppe; aber der Abstieg ins Thal des Chaidu-gol (63 Werst) ist äußerst mühselig, besonders für Kameele. Jetzt, d. h. im Februar, kann vielleicht den Marsch über Juldus Schnee und größere Kälte beschwerlich machen.

Zuletzt wünsche ich Ihnen glückliche Reise und Erfolg bei Ihren Unterhandlungen mit den verschmitzten und argwöhnischen Asiaten. N. Prshewalski."

Weitere Nachrichten enthält ein Brief Ujfalvy's im Augusthefte des Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris. Danach hatte Prshewalski in der That von den einheimischen Jägern vier wilde Kameele, drei alte und ein junges, erhalten. Bis zum 20. März verweilte der Reisende am Lob-nor, mit der Beobachtung des Vogelzuges beschäftigt. Vögel waren in großen Massen da, aber ihr Ziehen dauerte nur kurze Zeit. Dann ließ er sich ein Boot zimmern, umfuhr den ganzen Lob-nor, zeichnete eine Karte desselben sowie des untern Tarim und bestimmte fünf astronomische Positionen. In Kurla gedachte er nur eine Woche sich aufzuhalten, um Zeit für das Studium der Flora und Fauna im Tian-schan zu gewinnen. Die Gegend, sagt er, ist abscheulich und in jeder Hinsicht schlechter, als die Mongolei; um keinen Preis will er je wieder dorthin gehen. Während er den Brief (derselbe ist vom 19. April von den Ufern des Kantscha-darja, eines Zuflusses des Tarim, 60 Kilometer südlich von Kurla, datirt) schreibt, lassen ihm die Moskitos keinen Augenblick Ruhe, und die Wärme im Schatten beträgt $34\frac{1}{2}$ hunderttheilige Grade. Es ist ein Land der Verödung: keine Blume, kein Schmetterling, nichts als unendlich feiner Staub, der einen beim Hinaustreten ins Freie blendet. — Nach Kurla zurückgekehrt, mußte Prshewalski dem Emir einen Schein ausstellen, wonach er in dessen Lande eine sehr gute Behandlung erfahren habe, und erhielt von ihm zehn schlechte Kameele und drei ganz kleine Pferde zum Geschenk; erstere fielen unterwegs sämmtlich, so daß sich der Reisende von Kuldscha aus neue Thiere nach dem Juldus-Thale im Tian-schan, wo er Ende Mai eingetroffen war, kommen lassen mußte.

Weiteren Berichten über die Unternehmungen und Resultate dieses kühnen Reisenden darf man in kurzer Zeit entgegensehen.

### 3. Jakub Beg's Tod. Innere Wirren und der Kampf mit China.

Prshewalski's Urtheil über Jakub Beg ist ein sehr scharfes. — Der Emir, sagt er, nennt sich selbst Badaulet (der Glücklichste) und läßt sich von seinen Unterthanen Dschenobi-Ali (Serenissimus) nennen. Keineswegs ist er eine höhere Art Mensch, wie er nach der in Europa allgemein verbreiteten Ansicht erwartete. Dabei wird er von seinen Unterthanen gehaßt, und selbst Soldaten fragten den Reisenden, ob die Russen nicht bald kämen; selbst die Chinesen würden sie willkommen heißen. Von Gerechtigkeit findet sich keine Spur in Jakub's Regierung, das Spionenwesen ist sehr ausgebildet, und seine Günstlinge, die sogenannten Audidschani, eine Handvoll Abenteurer und Industrieritter der schlechtesten Sorte, saugen das Land aus und erlauben sich ungestraft alle möglichen Erpressungen. Nehmen sie doch den Eingeborenen selbst Frauen und Töchter fort. Köpfungen sind häufig, namentlich unter den Kalmücken, und Niemand ist seines Lebens auch nur für den nächsten Tag sicher. Jakub Beg ist ein politischer Abenteurer ohne Bildung und hält sich nur durch die Furcht, die er einflößt. Aber „die Zeit für unwissende Genies ist vorbei," fügte Prshewalski hinzu.

Ehe er noch Kuldscha wieder erreichte, ist Jakub Beg am 19. Mai in Kurla plötzlich gestorben. Von Pischkend in Chokand gebürtig, aus niederm Stande — in seiner Jugend soll er Tänzerknabe gewesen sein —, aber im Besitze soldatischer Eigenschaften, zeichnete er sich schon 1853 im Kampfe gegen die Russen aus, eroberte zehn Jahre später für Buzurg Chan, einen Abkömmling des alten einheimischen Fürstengeschlechts, das seit 1760 den Chinesen unterworfene Kaschgar, warf dann seinen Auftraggeber in Ketten und machte sich selbst zum Herrscher des Landes, dessen Grenzen er ostwärts, so weit der Tian-schan reicht, und nordwärts noch über denselben hinaus ausdehnte. Erst in der letzten Zeit setzte das Vordringen einer chinesischen Armee von Kansu aus seinen Erfolgen ein Ziel. Ueber seinen Tod liegen zwei Versionen vor: nach der einen starb er nach kurzer Krankheit und ernannte unter Ausschluß seiner eigenen Söhne den Hakim Chan Tura, den Sohn des von ihm bei Seite geschobenen Buzurg Chan, zu seinem Nachfolger. Dieser lehnte aber ab und überließ dem ältesten Sohne Jakub's, dem Beg Kuli Beg, den Thron. Nach der andern hätte Hakim Chan Tura den ihm stets vertrauenden Emir getödtet. Genug, Ostturkestan war plötzlich in drei Theile zerfallen: der östlichste, nämlich die Bezirke von Turfan und Toksun, befand sich in den Händen des chinesischen Heeres; Aksu, Kurla und Karaschar erkannten Hakim Chan Tura als ihren Herrscher an, und nur im Westen, von Maralbaschi bis zur russischen Grenze, gebot Beg Kuli Beg, welcher seinen jüngern Bruder Chak Kuli Beg an der Leiche seines Vaters meuchlings niedergeschossen hatte.

Beg Kuli Beg, Jakub's ältester Sohn, ist von einer Kazakenfrau geboren und jetzt 35 Jahre alt; bei seinem Vater war er in Ungnade, weil er Sympathien für die Russen hatte und gegen ein Bündniß mit England war. Zum Danke dafür verbot auch Rußland seinen Unterthanen die im Gange befindliche Lieferung von Getreide an die chinesischen Truppen, und es ging sogar schon die Rede von einem zwischen Rußland und Ostturkestan abzuschließenden Handelsvertrage. Inzwischen warf sich Beg Kuli Beg auf seinen Nebenbuhler Hakim, schlug ihn aufs Haupt und zwang ihn, sich mit 1000 Reitern über den Gebirgspaß Bussyrtyk nach dem russischen Gebiete zu retten, wo seine Truppen von den Russen ent-

waffnet und er selbst nach Taschkend gebracht wurde (Depesche aus Taschkend vom 18. September). Dort bat er um Hülfe und erklärte sich bereit, Rußlands Oberherrschaft über Kaschgar anzuerkennen, worauf General Kolpakowsky angewiesen wurde, mit ihm, dem wahren Erben und Nachfolger des alten kaschgarischen Fürstenstammes, in nähere Verhandlungen einzutreten (Taschkender Depesche vom 23. September).

Das chinesische Heer, wohl an 50,000 Mann stark, war inzwischen langsam vorgerückt, nachdem es schon gegen Ende 1876 der Herrschaft Jakub Beg's im Norden des Tian-schan ein Ende bereitet hatte (s. „Globus“ XXXI, S. 64). Anfangs April 1877, sobald die Gebirgswege gangbar wurden, griff es das stark befestigte und von einer ausgesuchten Schaar vertheidigte Defilé Dewan im Tian-schan an, erzwang sich den Durchmarsch und eroberte die Städte Turfan und Toksun im Süden des Gebirges, so daß sich Jakub Beg nach Kurla, der nächsten Oase auf dem Wege nach Kaschgar, später sogar nach Kutscha zurückziehen mußte. Zu Tausenden flohen die Dunganen vor ihren alten Feinden, den Chinesen, und verkauften, nur um sich ihrer zu entledigen, ihre Kinder zu 100 bis 200 Tengis (à 1/3 Mark). Doch scheint sich letzthin das Blatt gewendet zu haben; wenigstens meldet eine Taschkender Depesche vom 19. August, daß die Chinesen von den kaschgarischen Truppen aufs Haupt geschlagen worden seien und den größten Theil des kaschgarischen Gebietes haben räumen müssen. Sie könnten die Action nicht früher wieder aufnehmen, als bis Verstärkungen aus Kansu eingetroffen seien; auch hätten die Dunganen den neuen Emir Beg Kuli Beg anerkannt. Vom 12. October wird ebendaher berichtet, daß Beg Kuli Beg mit 60,000 (?) Mann gegen die Chinesen aufgebrochen sei, um denselben Turfan und Urumtsi) nördlich des Tian-schan) wieder zu entreißen, und vom 21. October, daß Turfan den Chinesen durch 30,000 Dunganen entrissen und Karaschar von Beg Kuli Beg eingenommen worden sei.

Bestätigen sich diese Nachrichten, so ist allerdings die Vernichtung des selbständigen Turkestan wiederum hinausgeschoben, ein Ausgang, welchen die besten Kenner Chinas und seiner Vasallenstaaten, Prshewalski, Sosnowski, v. Richthofen, als den wünschenswerthesten bezeichnen. Die Principien, nach welchen die Chinesen in Kaschgar herrschten, waren dieselben wie in Tibet: sie rührten so wenig wie möglich an den Sitten und der Religion des Volkes und begnügten sich, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Steuern einzusammeln. Nachdem das unvermeidliche Blutvergießen des Eroberungkrieges vorüber und die Lücken in der Bevölkerung durch einwandernde Militärcolonisten ausgefüllt waren, gelangte das ganze Land von Ili bis Jarkand und von Chokand bis Turfan und Urumtsi zu großer Blüthe, die Hülfsquellen entwickelten sich in der langjährigen Friedenszeit und seit Jahrhunderten verlassene Handelsstraßen kamen wieder in Aufnahme. Erst als Aufstände in anderen Theilen des Reiches die Aufmerksamkeit der Regierung von Ostturkestan ablenkten, und weder Geld noch Leute mehr für die ferne Provinz zur Verfügung standen, wurden die dortigen Zustände weniger befriedigend; die Kaschgarer waren nicht mehr so ganz von dem Nutzen der chinesischen Herrschaft überzeugt, und die wachsende Unzufriedenheit führte schließlich im Beginne der sechsziger Jahre zum Abfalle, welcher dem Lande wohl einen andern, aber keinen bessern Herrn eintrug. Und so nimmt es nicht Wunder, daß man sich jetzt wieder der Vortheile der chinesischen Herrschaft erinnert. Wo Mr. Schuyler in seinem Buche über Innerasien die Zukunft von Russisch-Turkestan erörtert, spricht er seine Ueberzeugung aus, daß die dortigen russischen Besitzungen nur durch Einwanderung von Chinesen productiv gemacht werden können, und das gilt noch mehr von den weiten Räumen nördlich und südlich des Tian-schan. Einstweilen freilich verspüren die Chinesen sehr wenig Neigung nach Russisch-Turkestan auszuwandern. Sollten sie aber Ostturkestan wieder erobern, so wäre ein Fortströmen chinesischer Ackerbauer von Sz'tschwan und Schensi nach Westen, welches ihnen Aussicht auf lohnende Arbeit und Erwerb bietet, sehr begreiflich und leicht zu bewerkstelligen.

Wir wollen mit einigen Sätzen F. von Richthofen's (China I, S. 716) schließen, in welchen er Sosnowski's Bericht über dessen chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875 („Globus“ XXX, S. 153 und 170) bespricht. Dort heißt es: „Es sei gestattet, auf das hohe Gewicht hinzuweisen, das Sosnowski's Erfahrungen und Eindrücke, als diejenigen des ersten Russen, welcher neben einem unparteiischen Urtheil über die Chinesen sich auch ein solches über die Mohammedaner des Reiches von Jakub Beg zu bilden vermochte, auf die Politik in Centralasien zu haben versprechen. Vielleicht tragen sie dazu bei, die der herrschenden Meinung entgegenstehende Ansicht zu befestigen, daß die Chinesen die natürlichen Alliirten der europäischen Mächte in Central-Asien sind, und daß die Ausbreitung ihrer Herrschaft nach Ostturkestan dem Fortbestehen des mohammedanischen Reiches daselbst weit vorzuziehen ist. Hat es doch stets für den Westen gute Früchte getragen, wenn die Chinesen ihrem Handel, ihrem Verkehr und ihrer Industrie zu beiden Seiten des Tiën-schan einen festen Boden zu geben vermochten.“

---

# Die Beni Mzab[1].

*a.* Mzab nennt man eine Conföderation von sieben Ortschaften, die in vier Oasen vertheilt liegen, etwa 600 Kilometer südlich von Algier, zwischen Laghuat im Norden und Metlili im Süden. Von Norden kommend trifft man zuerst auf die Oase Berriane, die nur ein Kasr (queçar, befestigte Ortschaft) enthält, welches den gleichen Namen trägt, 4000 bis 5000 Einwohner hat und die besten Datteln des Mzab erzeugt. Vierzig Kilometer weiter südlich folgt die eigentliche Oase Mzab mit wenigstens 30,000 Bewohnern, die in vier Kesur, welche auf den Gipfeln von Hügeln liegen, wohnen. Diese vier Kesur sind: Gardaja im Norden mit 16,000 Einwohnern, darunter 1/3 Nicht-Mzabiten, unter letzteren 50 bis 60 jüdische Familien, die in einem besondern Quartier leben. In Gardaja findet ein bedeutender Wochenmarkt statt. Im Westen liegt Ben-Isguen mit 10,000 bis 12,000 mzabitischen Einwohnern; es ist der blühendste Ort des Mzab, der ausgebreiteten Handel treibt. Im Süden Bu-Nura (Vater des Lichts), einst die wichtigste Stadt der Conföderation, jetzt in Ruinen liegend, mit nur 2000 Einwohnern, die meist aus den übrigen Orten des Mzab verbannt sind. Im Südosten Melika (die königliche), die heilige Stadt des Mzab und Residenz des Schechs El Baba,

[1]) Nach dem nur in 100 Exemplaren abgezogenen Werke des französischen Afrikareisenden Paul Soleillet, L'Afrique occidentale. Algerie, Mzab, Tildikelt. Avignon 1877.

mit 4000 bis 5000 Einwohnern, darunter eine Anzahl Schaamba aus Metlili. Zwölf Kilometer vom eigentlichen Mzab liegt El Atteuf, das gleichfalls zur Conföderation gehört, mit nur einem Kafr von 5000 bis 6000 Einwohnern. Hier sind die schönsten Gärten und Culturen. Endlich liegt 60 Kilometer südöstlich von der vorigen die Oase Guerrara, die südlichste der Conföderation, mit 7000 Einwohnern.

Alle Mzabiten, nach Soleillet Berbern, bilden ein eigenthümliches Völkchen von 50,000 bis 60,000 Seelen, das sich sehr merkwürdige Gebräuche aus alter Zeit bewahrt hat, obgleich es mit den übrigen Nordafrikanern den Islam annahm. Auf römischen Einfluß ist bei ihnen z. B. die Beibehaltung des Sonnenjahres und der Monatsnamen zurückzuführen, welche lauten: Jennair, Fefrair, Mars, Abril, Mais, Junis, Julis, Ruft, Stembre, Ktobr, Rvembr, Dfembr. Die Mzabiten, obgleich Mohammedaner, haben sich keinem der vier orthodoxen Riten des Islam angeschlossen und werden daher unter die Zahl der Ketzer (Kramsia) gerechnet. Sie richten sich streng nach dem Koran und erkennen keinen Commentator desselben an, lassen auch keine Marabuts zu. In ihren Religionsgebräuchen haben sie manches bewahrt, was an das Christenthum und Judenthum erinnert. So machen sie ihre Abwaschungen weit scrupulöser als die Araber und haben in ihren Moscheen kleine Badecabinette, in welchen sie den ganzen Körper abwaschen. Zu gewissen Zeiten versammeln sie sich zu Gebeten auf den Friedhöfen und halten dann eine Mahlzeit in einem nur zu diesem Zwecke bestimmten auf dem Friedhofe gelegenen Gebäude. Es war dies ein Gebrauch der Christen im nördlichen Afrika, gegen welchen der heilige Augustinus eiferte.

Hat ein Mann ein schweres Verbrechen begangen, so wird über ihn die Verbannung ausgesprochen, die eine vollständige Excommunication ist. Ein Verbannter wird zum völlig Fremden; seine Güter werden zum Besten der Moschee oder der Erben eingezogen. Der Verbannte gilt nun als todt, darf keinen Ort des Mzab je wieder betreten und kein Mzabit darf ihn, bei schwerer Strafe, unter seinem Dache aufnehmen, ihm Nahrung reichen oder einen Trunk Wasser geben.

Jedes Vergehen, vom schwersten bis zum leichtesten, kann im Mzab auf eine eigenthümliche Weise gesühnt werden. Ein Mzabit, der sein Gewissen beschwert fühlt, begiebt sich am Freitage, im Augenblicke, wenn das Gebet beginnt, in die Moschee, und stellt sich in der Geberde eines Flehenden mitten unter die Gemeinde. Nun fragt ihn der Priester, was er wünsche, und vor der ganzen Versammlung erklärt jener seine Schuld. Nach einiger Vermahnung gewährt ihm der Priester Absolution, wenn er sich der ihm auferlegten Buße unterziehen will. Letztere besteht in einer vollständigen, mehr oder minder langen Enthaltung jedes Umgangs mit den Gemeindemitgliedern, obgleich der Büßende unter ihnen wohnen bleibt.

Die Autorität der Priester (die Djuma = Kirche), die den bescheidenen Namen Tolba (Studirende, Sing. Toleb) führen, ist sehr bedeutend; ihre Organisation erinnert an diejenige der römischen Kirche. An der Spitze der Tolba steht der Schech-el-Baba (der ehrwürdige Vater), welcher von den Oberhäuptern der Tolba jedes Ortes ernannt wird. Diese Oberhäupter, den Bischöfen vergleichbar, erwählt der Schech-el-Baba seinerseits. Die ganze richterliche Gewalt ist in der Hand dieser Priester, welche, ohne daß eine Appellation möglich ist, die Strafen bestimmen. Von den Gesetzen heben wir folgende hervor. Es ist den Beni-Mzab verboten, eine Frau von fremder Race zu heirathen; Zuwiderhandeln gegen dieses Gesetz wird mit ewiger Verbannung bestraft. Frauen und Mädchen dürfen unter keinerlei Vorwand das Mzab verlassen; auch hier steht Verbannung auf dem Bruche des Gesetzes. Ein Mzabit darf nicht verreisen, wenn er unverheirathet ist, und der Verheirathete, welcher keine Kinder hat, muß vor der Abreise beschwören, daß seine Frau sich in anderen Umständen befindet. Das letztere Gesetz ist jedoch neuerdings fallen gelassen. Als Strafen erlegen die Tolba ewige oder zeitweilige Verbannung auf; Todesstrafe und Gefängniß sind unbekannt, dagegen wird die Bastonnade (Fataka) zuertheilt.

Die Moscheen besitzen große Güter (habus) und jeder Mzabit ist verpflichtet, nach seinen Mitteln zur Kirche beizusteuern. Die sorgfältigen Civilregister über Geburten, Ehen und Sterbefälle werden in den Moscheen geführt.

Die Heirath ist im Mzab ein sehr ernster Act; die Familie ist hier auf ähnliche Grundsätze wie im Abendlande gegründet. Es herrscht Monogamie, keiner kauft seine Frau, letztere bringt im Gegentheil dem Manne eine Mitgift zu, und, da die Frau niemals das Mzab verläßt, so hat sie einen großen Einfluß auf die Familie und zeigt sich öffentlich vor den Eltern und den Freunden des Hauses. Ehescheidungen kommen selten vor und die Tolba gestatten dieselben nur bei dringenden Gründen.

Außer den Civilregistern führen die Tolba auch eine Landeschronik, in welcher sie alle bemerkenswerthen Ereignisse aufzeichnen.

Jede Stadt des Mzab wird von einer besondern Notabelnversammlung (Djemâa) verwaltet, deren Mitglieder aus den Oberhäuptern der alten Familien erwählt werden. Aus der Djemâa werden wieder drei Mokadem (Hüter) auserkoren, die mit der speciellen Gemeindeverwaltung sich zu befassen haben. Die Markt- und Wegepolizei sind unter ihrer speciellen Obhut.

Die inmitten der Sahara isolirt wohnenden und den Ueberfällen der Tuareg und Schaamba ausgesetzten Mzabiten haben es verstanden, sich eine respectable Kriegsmacht zu organisiren. In jeder Moschee wird eine Rolle der waffenfähigen Mannschaften geführt und auf derselben Rolle werden auch die Fortreisenden verzeichnet und ob sie Pferde und Maulthiere besitzen. Auf Befehl der Tolba muß jeder Mzabit seine Flinte, Pistole, Säbel und Munition zeigen und Nachweis über deren Brauchbarkeit führen. Jede Stadt ist mit einer Mauer umgeben, auf deren Thurme mehrere bewaffnete Einwohner Wache halten.

Was das Aeußere betrifft, so unterscheiden sich die Beni-Mzab von den Berbern nur dadurch, daß fast gar keine blonde Individuen unter ihnen sind, und von den Arabern durch gröbere Hände und Füße sowie kurzen, unterfetzten Körperbau.

Die Knaben werden tüchtig unterrichtet und müssen täglich mehrere Stunden in den von den Tolba geleiteten Schulen zubringen. Außer den religiösen Vorschriften und den Landesgesetzen lernen sie in arabischer Sprache lesen, schreiben und rechnen; hierzu benutzt man die berberische Sprache nicht. Mehrere Mzabiten lassen ihre Kinder auch Französisch lernen.

Alle Beni-Mzab beschäftigen sich mit dem Handel; sie haben ihre Comptoirs im algerischen und tunesischen Tell, treiben Bankgeschäfte und handeln durch Schaamba-Karawanen selbst mit Tuat und Tildikelt, von wo sie Henna, Salpeter, Federn und „Neger“ beziehen.

Ihre Industrie ist ziemlich entwickelt. Sie fabriciren Pulver, die Frauen weben Haiks und Burnusse, die in ganz Nordafrika gesucht sind. In Algier, Tunis, Constantine, überall sieht man die Mzabiten, unter denen es schon Millionäre giebt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Aus Diarbekir wird vom 1. September gemeldet, daß dort Hermez Rassam, einer der Urheber des abessinischen Krieges, angekommen sei. Außer einem politischen Auftrage auf dem Kriegsschauplatze erhielt er von dem englischen Botschafter Layard in Konstantinopel auch den archäologischen, die 1845 von Layard begonnenen und durch den kürzlich verstorbenen George Smith fortgesetzten assyrischen Ausgrabungen wieder aufzunehmen. Rassam ist in Mossul, wo sein Bruder Consul war, geboren und ist ein guter Kenner des Landes.

— Nach einem in London eingetroffenen Telegramm des Lieutenant Kitchener hat derselbe die kartographische Aufnahme des westlichen Palästina (s. vorigen Band, S. 367) glücklich vollendet. Als er im Januar 1877 England zum letzten Male verließ, waren noch etwa 1000 englische Quadratmeilen in Galiläa und östlich von Gaza aufzunehmen und ein Theil der gesammten Aufnahme an Ort und Stelle selbst zu revidiren. Galiläa wurde in der Zeit vom 27. Februar bis zum 10. Juli vollendet; die betreffenden Karten befinden sich schon in London in Arbeit. Dann wurde das kleine noch fehlende Stück bei Gaza aufgenommen und damit die größte derartige wissenschaftliche Arbeit über das heilige Land zu einem glücklichen Ende geführt. Augenblicklich wird die erwähnte Revision vorgenommen, und gegen Ende dieses Jahres denkt die Expedition nach England zurückzukehren. Die Aufnahme umfaßt außer zugehörigen Memoiren 26 Blatt Karten, welche meist schon stichfertig daliegen; von allen wichtigen Ruinen sind Specialpläne hergestellt worden. Die Karten enthalten Tausende von sorgfältig ermittelten Namen, darunter viele bisher noch nicht identificirte biblische, talmudische, früh-christliche und solche aus der Kreuzfahrerzeit. — Im Januar 1872 begannen die Arbeiten, und wurden seitdem, eine fünfzehnmonatliche Unterbrechung in den Jahren 1875 bis 1876 abgerechnet, bis heute fortgeführt. Der zuerst damit betraute Offizier, Capitän Stewart, erkrankte; an seine Stelle traten Mr. Tyrwhitt Drake und Lieutenant Conder und nach des ersteren Tode wurde Lieutenant Kitchener nach Palästina gesendet. 1876 verließ die Expedition in Folge des bei Haifa auf sie unternommenen Angriffs das Land und kehrte erst im letzten Januar dorthin zurück. Im Ganzen hat Lieutenant Conder 6000 englische Quadratmiles, Lieutenant Kitchener 1340 aufgenommen, zusammen 7340; das betreffende Gebiet wird begrenzt im Westen durch das Meer, im Osten durch den Jordan, im Norden ungefähr durch den Unterlauf des Litani (Leontes) und im Süden durch eine Linie, welche Gaza, Beerseba und Masada am Todten Meere verbindet.

— Auf der diesjährigen Versammlung der British Association in Plymouth berichtete Mr. Ernest A. Floyer über die bisher fast unbekannte Landschaft Baschakard im westlichen Balutschistan südwestlich von Bampur, welche er in den Jahren 1875 bis 1876 kennen gelernt hat, nachdem er vorher neun Jahre lang an der Küste von Mekran als Beamter bei dem persisch-indischen Telegraphen gelebt hat. Baschakard ist so überaus gebirgig, daß keine Thiere außer den einheimischen Eseln zum Lasttragen dort verwendet werden können. Die Wege sind so schwierig und werden von der an Zahl geringen Bevölkerung so wenig benutzt, daß Fremde sie gar nicht finden. So kommt es, daß den Umwohnern der Zutritt in das Land gewissermaßen versperrt ist, während auf der andern Seite der Charakter der Baschakardis aus einem Gemisch von Stolz, Feigheit und großer Unwissenheit besteht und sie zum Verkehr mit Fremden ungeeignet macht. Die Oberfläche des Landes bilden mächtige, kahle Klippen und Felsen, welche viel Eisen- und Bleioxyd enthalten und in Folge dessen fast jede Farbe des Regenbogens aufweisen. Ihre Fauna besteht hauptsächlich aus Steinböcken, Bergschafen, Bären und Stachelschweinen. Die Bevölkerung wird auf 2000 Seelen geschätzt und besteht zur Hälfte aus Sklaven, deren letzter jedoch schon vor geraumer Zeit eingeführt wurde. Nach Floyer's Ansicht stammen deren Vorfahren nicht aus Afrika; denn obwohl manche sehr dunkelfarbig sind, sah er doch nie aufgeworfene Lippen oder wolliges Haar. Ein reicher Baschakardi, wie z. B. ein Provinzialgouverneur, hat etwa hundert Sklaven, von welchen er einige als bewaffnetes Gefolge um sich behält, während die übrigen, in kleinen aus Binsenhütten bestehenden Dörfern, sich mit dem Anbau von Mais, Weizen und Bohnen, mit der Pflege von Dattelbäumen, Ziegen- und Schafzucht beschäftigen. Beim geringsten Kriegsgerücht ziehen sie sich auf hochgelegene und mit Wasser versehene Bergfesten zurück. Das Land ist in sechs Provinzen, die eben so vielen Berggruppen entsprechen, getheilt: Marz im Norden, Daroser mit der Hauptstadt Anguhran in der Mitte, Gavr und Parmint im Osten, Pizgh im Süden und Dschangda im Westen. An der Spitze einer jeden steht ein Gouverneur, der bis vor Kurzem dem Landesfürsten in Anguhran unterthan war. Aber der letzte Herrscher Seif Allah Chan erschoß aus Anlaß einer alten Blutfehde vier einflußreiche Verwandte des Gouverneurs von Daroser, Ghulam Abbas; dieser wandte sich an die Perser und vertrieb den Fürsten aus Anguhran. Doch war der Stamm desselben mächtig genug, um ihm den Besitz seiner ausgedehnten Dattelpflanzungen zu erhalten. Dann sandte der persische Statthalter von Kirman seinen Steuereintreiber, welcher auch mit Hülfe des Gouverneurs von Pizgh, den die Perser zum Landesfürsten zu machen versprachen, etwa 200 Tomans zusammenbrachte. — Die Umgegend von Anguhran ist fast die einzige Ebene des Landes; es liegt am Vereinigungspunkte zweier großer Gebirgsbäche, in deren fruchtbarem Detritus Tausende prächtiger Palmbäume gedeihen. Das Klima gleicht dem von England, nur daß es ein gutes Theil wärmer ist; es wachsen dort Citronen-, Orangen- und Feigenbäume, Weiden, eine Art Pfeffer und Granatbäume; die spärliche Vegetation der Berge zeichnet sich durch viele starkriechende Pflanzen aus. Das Land ist durchschnittlich 2000 Fuß hoch, senkt sich gegen Osten und steigt gegen Norden. Der ganze Handel besteht im gelegentlichen Export von Sunaiti (kleinem, rothem Weizen) nach Minab, und von Datteln nach Jask, wofür Salz, Perlen, grobes Pulver, gesalzene Fische und wenig Calico eingetauscht wird. Fabricirt wird ein rohes Baumwollenzeug und Sandalen aus Palmblättern. Die Waffen sind Schwert, Schild, Flinte und Dolch. Interessant ist der Dialekt, der ähnlich dem der Balutschen von Mekran ist, aber viele Wörter enthält, welche weder auf das Persische, Arabische, Afghanische noch Sindi zurückgeführt werden können.

Die Rückreise Mr. Floyer's ging über Kirman, Jezd, Ispahan, Kirmanschahan und Baghdad.

---



---

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. №21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

VI.

Erst nachdem André das Straßen- und Marktleben Bogotás eingehender studirt hatte, dachte er daran, die nöthigen Besuche zu machen und Vorbereitungen für seine Weiterreise in weniger betretene Gegenden zu treffen. Dabei stattete er auch dem damaligen Präsidenten der Republik Perez einen wiederholten Besuch ab. Als dieser von seiner Absicht hörte, die südlichen Staaten Colombias zu durchforschen, warf er die Frage dazwischen: „Haben Sie daran gedacht, die Llanos und das Territorium von San Martin zu besuchen?" und auf des Reisenden fragendes Gesicht fuhr er fort: „Ja, das ist eine unserer Provinzen im Osten von Bogotá, noch wenig bekannt und reiche Ausbeute für Sie verheißend. Gern will ich Ihnen helfen, wenn Sie dorthin ihre Schritte lenken wollen." André entschloß sich rasch und traf, weil ihm von allen Seiten Aufmunterung zu Theil wurde, seine Vorbereitungen. Ein junger Bogotaner, Lehrer der Naturwissenschaften, N. Saenz mit Namen, welcher jene Gegenden schon bereist hatte, schloß sich ihnen an und wurde der Führer und Quartiermacher der Fremden. Ein tüchtiger Peon, Thomas, wurde gemiethet und übernahm die Sorge für die Maulthiere und den Mundvorrath; in zahlreichen Gängen beschaffte er getrocknetes Fleisch, Reis, Chocolade, Zucker, Kaffee, Cognac, Strohschuhe, Lederriemen, Schnur u. s. w. Da die Gewehre am Magdalena geblieben waren, wurden Waffen gekauft, ferner Arzneimittel präparirt, Maulthiere ausgewählt, deren zwei sich dermaßen bewährten, daß sie später die ganze Reise durch Ecuador mitmachten, Empfehlungsbriefe beschafft, darunter auch solche von dem Präsidenten der Republik an den Präfecten von San Martin und von hervorragenden Bogotanern an die ersten Hacienderos des zu bereisenden Gebietes, und endlich frühzeitig am 29. December 1875 die Reise mit den besten Hoffnungen angetreten. Voran gingen die Packthiere und André beschloß den Zug, getreu jener Reisevorschrift für die Cordilleren: „Ni rio adelante, ni carga atras." (Weder einen Fluß vor sich, noch das Gepäck hinter sich.) Stets soll man am jenseitigen Ufer lagern, weil der Fluß über Nacht anschwellen kann — und wenn das Gepäck hinten sich befindet, so betrinken sich die Arrieros und die Maulthiere verirren sich.

Anfangs war die Richtung eine südliche. Weithin dehnte sich die kahle, staubige Savane, hier und da von Lehmmauern unterbrochen, auf denen einige Opuntien und Agaven mühselig ihre Blätter zu entfalten suchten, und diese Eintönigkeit hält bis zum Rio Fucha, einem Zuflusse des Rio de Bogotá, an. Aber jenseit desselben, bei Tunjuelo, an dem Barranquillas genannten Platze, harrt des Reisenden ein merkwürdiger Anblick. Dort hat die Erosion des Flusses und der von den Cordilleren herabströmenden Gießbäche in dem sandigen Erdreiche die malerischsten Risse und Formen zu Stande gebracht; da erheben sich Thürme von Sand und Thon, Stalagmiten und Stalaktiten, schöner als die der berühmtesten Tropfsteinhöhlen von Belgien und Frankreich. Weithin ist der Boden durchfressen und zerrissen; hier und da liegen auf dünnen zerbrechlichen Erdsäulen noch die schützenden Platten aus festerer Masse, mit Gras und Kräutern bewachsen; anderwärts sieht man scharfe Nadeln und spitzenähnliches Gewebe ohne Ende und Gebilde wie die druidischen Steinbauten der Alten Welt. Ein rostfarbiger, von der Sonne übergoldeter Ton verlieh diesem Schauspiel eine einheitliche Färbung und eine Ruhe, zu welcher die bewegten Umrisse

Die Barranquillas, Erosionserscheinungen bei Tunjuelo.

jedes einzelnen Objectes in scharfem Gegensatze standen. Vollends wunderbar und phantastisch muß aber der Anblick im Scheine des Mondes sein; nichts ist ihm an die Seite zu stellen als die berühmten mauvaises terres in Nebraska. Die geologische Erklärung dieser Bildungen ist einfach. Die Hochebenen von Bogotá, einst von einem See bedeckt, welcher durch die Spalte von Tequendama westlich der Stadt abfloß, ruht auf der mächtigen Schicht des Andes-Sandsteins; darüber liegen alluviale Bildungen in folgender Reihenfolge: Rollkiesel, Sand, mit Humus gemischter Thon; letzterer ist fester als der darunterliegende Sand und die Kiesel und hat der erodirenden Kraft der Gießbäche Widerstand geleistet, während der Sand meist fortgewaschen wurde und, stellenweise gegen oben noch durch thonige und begraste Platten geschützt, in den erwähnten Säulen, Prismen, Bogen, Rillen und Stalagmiten stehen geblieben ist.

Nach drei Stunden waren die ersten estribos oder Abhänge der Cordillere erreicht, und nun trat allmälig an die Stelle der trockenen, langweiligen Savane der buschartige Pflanzenwuchs der Höhen. Alsbald wird auch der Weg so rauh, daß die Thiere nur mühsam zwischen den die Schluchten und Bachbetten erfüllenden Rollsteinen vorwärts kommen. Die Richtung ist nun Südost. Geradeaus liegt, in Nebel gehüllt, der Paramo de Chipaqué, der noch zeitig überschritten werden muß. Unter den Schwarzbeersträuchern mit ihren rosigen, zarten Blüthen zeigen Farrne vom Genus Acrostichum ihr glänzendes Laub, und zwischen den Wurzeln schlüpfen kleine Taya-Schlangen und behende Eidechsen umher. Bei 3223 Meter wurde der Cordillerenpaß Boqueron de Chipaque erreicht, welcher zu den Llanos hinüberführt und eine herrliche Aussicht darbietet. Im Westen erhebt sich der Paramo de Pasquilla, welcher den Rio Tunjuelo in sein enges, nach der Savane zu geöffnetes Thal einzwängt. In unvergleichlicher Majestät entrollt sich dort vor den Augen des Reisenden das mächtige Gerippe der Andes, besonders des Morgens, wenn der Paramo noch unbewölkt ist. In einem Umkreise von hundert Wegstunden überschaut man ein Meer von Bergketten, Verzweigungen, Spitzen, Auswüchsen, Gipfeln, Kratern, an das weder Alpen noch Pyrenäen trotz all ihres Glanzes nicht heranreichen. Ein neutraler, blau-violetter, dunstiger Duft umhüllt diese riesige Landschaft; tief dunkel zeichnen sich darin die tiefen Thäler aus und leuchtend hell die Bergesgipfel und die silbernen Fäden der Bäche und ihrer Wasserfälle. Reicht aber der Ausblick gegen Osten bis in die warme Zone, hinüber nach Chipaque, Fomeque und Caqueza, so sieht das Land dorthin ganz anders aus. Unmittelbar zu Füßen hat der Beschauer die niedrige Vegetation des Paramo: rasenbildende Gramineen, violette Gentianen, weißglockige Vaccinien, Espeletias mit wolligen Blättern und stachelige Puyas; dann folgt die gemäßigte Zone mit ihren Baumfarrnen und Chinabäumen und noch weiter hinab die warme Region, von einem Dunstschleier verhüllt. Wenn sich die Sonne erhebt und die Gipfel und dann die weiten Wälder vergoldet, dann belebt sie diese Landschaft und die Wolken an den Bergeshängen; aber sie wird auch zugleich die Ursache der furchtbaren Unwetter, die sich in Regengüssen auf das niedrig gelegene Land hinabstürzen.

Der Boqueron (Schlucht) von Chipaqué.

Auf der Höhe des Boqueron ließ die Gesellschaft ihre Thiere erst verschnaufen, ehe der Abstieg nach Osten begonnen wurde. Dann betrat man die „Angostura", den Theil des Weges, welcher in Felsen oder harten Sand eingeschnitten und so eng ist, daß ihn zwei Maulthiere nicht neben einander passiren können. An solchen Stellen lassen die Treiber auch stets ihr „aah! hiii!" erschallen, um eine ihnen etwa entgegenkommende Tropa zu benachrichtigen und ein Festrennen im Hohlwege zu vermeiden. Solche Begegnungen in den Andes sind stets mißlich, namentlich aber, wenn zwei Reiter auf schmalem Pfade am Felsabhange auf einander stoßen; man hilft sich dann, so gut es geht, sei es, daß sich der eine gegen die Wand drückt, sei es, daß das eine Maulthier sich niederlegt und das andere darüber hinwegsteigt, oder daß man das eine von beiden in den Abgrund stößt, da an ein Umkehren nicht zu denken ist.

Jenseit des Boqueron hat die Vegetation sofort ein anderes Aussehen. An die Stelle des öden Sandes tritt nun

Grün und Blüthen und die Orchideen erscheinen. Oncidium mit gelben und braunen Blüthentrauben, Epidendren mit zweizeiligen Blättern, Evelynas mit violetten Blüthen und krummem Sporne und andere, ein Fleckchen tropischer Natur mitten in dem Gebiete des Winters. Der Weg führt in Windungen rasch bergab und erreicht schon in einer halben Stunde die Zone der Fuchsien und Syphocampylen, der Lamourouxias und Oxalis, der Aralien, Pantoffelblumen und Kapuzinerkressen, kurz eine Fülle von Blumen und Blättern, zwischen denen wie smaragdene Pfeile Kolibris umherschießen und ihren leisen, quikenden Schrei hören lassen. Schließlich zeigen sich unten, von Grün ganz umgeben, die Häuser von Chipaque, welches die Reisenden um 6 Uhr Abends erreichen. Hungrig eilten sie zur Locanda; aber nicht ein Bissen war angeblich dort vorhanden, und als Nachtlager wies man ihnen die Diele des gemeinschaftlichen Zimmers an, wo schon zwanzig Säcke voll Mais und drei betrunkene Arrieros herumlagen. Erst nach langem Bitten ließen sich die Töchter des Wirths erweichen, zwei Hühner nebst Kartoffeln und Bananen in den Topf zu stecken, und während dieselben kochten, machten sich die Fremden zum großen Erstaunen der Wirthsleute daran, die Ausbeute des vergangenen Tages für ihre Sammlungen zuzubereiten, Notizen zu machen und physikalische Beobachtungen anzustellen. André's Barometer, ein vortreffliches Instrument, welches einst Weddell auf seiner Reise mit Graf Castelnau durch Südamerika begleitet hatte, ergab als Höhe von Chipaque 2515 Meter; die Temperatur betrug 18 hunderttheilige

Der Rancho San Miguel.

Grade. — Auf Bänken, Tisch und Fußboden fanden dann die Reisenden die ersehnte Nachtruhe, und der Tagesanbruch fand sie schon wieder im Sattel und bereit zu einem langen Tagemarsche.

Der ziemlich bequeme Weg senkte sich rasch über eine Reihe geneigter Platten, wo Schiefer mit eisenhaltigem Sandstein wechselte, in warme Thäler hinab. In der Umgegend von Chipaque liegen dürftige Culturen, von niedrigen Mauern aus Rollkieseln umgeben; dann wird die Landschaft öde. Man trifft nur auf einige einzelne Gehöfte, die aus Adobe oder Luftziegeln und ohne Anwendung der Lothschnur errichtet und mit Stroh gedeckt sind; daneben dürftige, ungedüngte Felder von Luzerne, Getreide oder Mais, trockene Weideplätze und hier und da eine Humboldts-Weide, unter deren dünnem Laubdache ein halbnackter Hirt mit seinen paar Schafen Schutz vor der Sonne sucht. Nur längs der Bäche zeigt sich größere Fruchtbarkeit, und nur selten sieht man den schönen columbischen Nußbaum (Juglans Bogotensis). — Je weiter man hinabsteigt, um so riesiger werden die Sandsteinfelsen; schließlich bilden sie senkrechte Wände von 600 bis 800 Meter Höhe.

Am Rio de Caqueza entlang, welcher unweit von dort entspringt, erreicht man die gleichnamige Stadt von 6000 Einwohnern (Höhe 1760 Meter, mittlere Temperatur $20^{1}/_{2}{}^{0}$), welche 200 bis 300 Meter über dem Flusse eine eigenthümliche, entzückende Lage einnimmt. Am Horizonte sieht man die Farallones de los Organos, scharfe, zerrissene Felsen, die dem Orgelgebirge bei Rio de Janeiro ähnlich sind. Von der Brücke an, welche man vor dem Orte überschreitet, verengt sich das Thal; die dasselbe einschließenden Felsen sind

Wasserfall von Chirajara.

mit Fourcroyas bestanden, aus deren Blättern man eine Art Bindfaden macht, mit stattlichen, blühenden Agaven, Bromeliaceen und Tillandsien, während in den Gärten der Stadt Chirimoyas und Papayas gedeihen. Ueberall wächst der Stechapfel. In der ganzen Stadt findet man nicht einen ebenen Fleck; alle Straßen und Plätze sind geneigt, voll Staub im Sommer und im Winter voll Koth. Auf der Plaza mayor steht ein großer Feigenbaum, der 25 Meter im Durchmesser hält und Wurzeln wie eine Boa Constrictor hat. Er wurde 1810 zum Gedächtniß der Unabhängigkeitserklärung gepflanzt, eine Sitte, die in vielen Orten der Republik geübt worden ist. Die Einwohner Caquezas machen ohne Ausnahme einen faulen, schmutzigen Eindruck. Dort mußten die Reisenden andere Thiere nach Quetame und Villavicensio miethen und, da sie in Eile waren, unverschämte Preise dafür bewilligen.

Hinter Caqueza belebt sich die Gegend und bietet dem Naturforscher neue, bisher nicht gesehene Vögel, Schmetterlinge und Pflanzen (Sobralias, Gesneriaceen und Farrne). An die Stelle von Sandstein und Schiefer treten metamorphische Gesteine; das Chaos der Syenite und Porphyre steht im scharfen Gegensatze zu der Regelmäßigkeit der oberen Schichten. Jede Schlucht bietet nun in ihren Rollsteinen ein wahres geologisches Museum dar.

Mit Sonnenuntergang erreichten sie den Rancho Moscosio, der kaum groß genug war, vier Caballeros, zwei Treiber und sieben Thiere aufzunehmen. Zum ersten Male mußten sie von ihren Hängematten Gebrauch machen, was

Villavicensio und die Llanos.

für Neulinge, die an die krumme Lage auf dem Rücken nicht gewöhnt sind, stets eine schlechte Nachtruhe im Gefolge hat.

Am folgenden Tage führte die Reise am Rio Negro hin, in welchen sich der Rio de Caqueza ergießt, auf einem jämmerlichen Wege, dem aber das Beiwort camino real nicht vorenthalten wird. Um Mittag brachte ein schärferer Abstieg die Gesellschaft zu einer eisernen Brücke über den Fluß und dann wurde Quetame erreicht (1532 Meter hoch; mittlere Temperatur $21^{1}/_{2}{}^{0}$; kaum 2000 Einwohner). Der Besuch der nahen Thermalquellen wurde auf die Rückreise verschoben und der Ritt nicht unterbrochen. Die tierra templada oder gemäßigte Zone, wo Arracacha, Yuca, Zuckerrohr und Kaffee gedeihen, war schon erreicht. Noch weiter abwärts beginnt Urwald und tropische Vegetation, Aroideen, Marantaceen, Orchideen und Rubiaceen. Die erst kürzlich in die schrecklich jähe, den Rio Negro überragende Felswand eingeschnittene Straße zieht sich in zahllosen Zickzacken dahin und überschreitet fortwährend Bäche und Schluchten, die in den Hauptfluß münden. Auf den paar Wegestunden bis Susumoco sind nicht weniger als acht größere Zuflüsse auf mit Gras bedeckten Balkenbrücken zu passiren, durch deren morsche Oberfläche mitunter ein Maulthier hindurchtritt, nicht ohne Gefahr zu laufen, ganz durchzubrechen.

Am 31. December überraschte sie die Nacht bei einer Hütte San Miguel, worin zwei Schwestern reifern Alters die vorüberziehenden Arrieros, vorausgesetzt daß dieselben ihre Lebensmittel selbst mitbringen, beherbergen. Das neue Jahr brachte aber böse Kunde: die Maulthiere waren aus

dem schlecht verwahrten Potrero ausgebrochen und verschwunden, und Thomas mußte sich zu Fuße aufmachen, sie zu suchen. Der größte Theil des Tages verstrich, ehe er mit ihnen zurückkehrte; dann wurde sofort gesattelt und aufgebrochen. Ein sehr langer Abstieg führte die Reisenden durch eine immer malerischer werdende Natur zu der Quebrada von Chirajara, welche tief zwischen zwei senkrechten, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Felswänden eingesenkt ist. Das Solanum bildet dort Bäume von 20 Meter Höhe; der Bach stürzt sich in schönem Falle in die Schlucht; Farrne, Marantaceen, Selaginellen und Begoniaceen schmücken den Boden, das Ganze ein Bild, welches im Gedächtniß des Reisenden den tiefsten Eindruck zurückläßt. Von der Brücke unterhalb des Wasserfalles umfaßt das Auge ein Bild von unübertrefflichem malerischen Reize. Auf gewundener Plateforme durchzieht der in den Syenit und Porphyr eingeschnittene Weg die Schlucht; über den herabrauschenden Strahlen des Wassers schaukeln sich in Menge die Schmetterlinge.

In Chirajara hörte damals der neue Weg auf und es galt nun, nicht ohne Beschwerden, den Alto gleichen Namens zu überschreiten, um über Schluchten und namenlose halsbrecherische Passagen die „meseta" (d. i. kleine Tafelebene) von Susumoco (1164 Meter) zu erreichen. Von Zeit zu Zeit begegneten den Reisenden, um die Sache noch bunter zu machen, Herden von Ochsen, welche von den Llanos nach Bogotá getrieben wurden. Der Gefahr, in Abgründe gestürzt zu werden, entgingen sie nur, indem sie Zuflucht in

Die Kathedrale der Llanos.

den Dornsträuchern suchten, und ihre Kleider hingen in Fetzen um sie herum, als sie Susumoco erreichten, wo ihnen eine liebenswürdige Gastfreundschaft geboten wurde.

Susumoco ist ein geräumiges, aus unbehauenen Balken gebautes und mit Palmblättern bedecktes Haus, wo die nach den Llanos Reisenden selten verfehlen vorzusprechen. Von dort brechen die Sammler der Chinarinde, die Quineros, zu ihren mühseligen Streifereien auf. Es giebt dort zwei Sorten China, die Quina colorada (die rothe) und die weit bessere Quina amarilla (die gelbe). Vier bis fünf Männer, selten mehr, thun sich auf zwei Wochen zusammen; jeder trägt vier Pfund Rohzucker und zwei Pfund Mais. Was sie sonst brauchen, muß die allerdings dürftige Jagd liefern. Mit einer Art Hacke schlagen sie die Bäume um und entrinden sie. Aber nach unendlichen Mühsalen und Entbehrungen bringen sie selten mehr als zwei Arroben Rinde (50 Pfund) heim, wofür sie nicht mehr als 4 Piaster (circa 13 Mark) bezahlt erhalten!

Nachdem die Reisenden um Susumoco sehr schöne botanische Ausbeute gemacht und sich geruht hatten, brachen sie nach Villavicensio auf, welches sie nach langen Auf- und Abstiegen über Schiefer oder aufgeweichten Thon am nächsten Tage erreichten. Sie passirten nach einander Pipiral und Servita und erstiegen dann den Alto de Buenavista, von dessen Höhe ihnen zum ersten Male der großartige Anblick der Llanos zu Theil wurde. Fünfhundert Meter unter ihnen dehnte sich eine unermeßliche Ebene aus, welche am Horizonte in einer ebenso geraden Linie wie bei dem Ocean ihren

Abschluß fand. Die Stelle der Wogen vertreten zusammenhängende Wälder, welche man auf zwanzig Stunden weit übersehen kann und welche hier und da von gelben Flecken, natürlichen Prairien (Sabanas) unterbrochen werden. Dieses Meer von dunkelm Grün unterbrechen die Silberstreifen des Rio Meta und seiner Zuflüsse, des Pajuré, Chichimené, Guairiba, Rio Negro, Guatiquia, Canéi, Guacavia und von zahllosen Bächen (caños), die der reichste Baumwuchs beschattet. Alle diese Gewässer bedecken eine Fläche von Tausenden von Quadratstunden, werden unaufhörlich von reichlichen Regengüssen genährt und durch den riesigen Meta im Triumphe dem Orinoco zugeführt.

In Villavicensio, der Hauptstadt des Territoriums San Martin, langten sie am Nachmittage des 2. Januar an; damit hatten sie ihr Hauptquartier für die Erforschung der Llanos erreicht, in entzückender Gegend, inmitten der üppigsten Vegetation auf Erden und unter Menschen von milden, gastfreundlichen Sitten.

---

# Die Kohlen- und Kupferminen Chiles.

Von **Bernhard Flemming.**

Der von Europa durch die Magellan-Straße kommende Reisende berührt hier zuerst chilenisches Gebiet und empfängt den ersten Eindruck von der Wichtigkeit, die das Land durch einige Mineralproducte vor anderen Republiken der Westküste auszeichnet.

Chile, zu zwei Dritteln Gebirgsland, besitzt neben hundert Gold- und über vierhundert Silberminen über sechszehnhundert Kupferminen, wovon mehr als tausend auf die sonst ganz sterile Provinz Atacama, circa dreihundert auf Coquimbo, über zweihundert auf Aconcagua (die nach diesem höchsten Berg Südamerikas benannte Provinz) kommen. Die topographische Vertheilung der Gold- und Silberminen findet im selben Verhältniß statt, während die Kohle in Massen bis jetzt nur in der Provinz Concepcion und neuerdings im Territorium der Magellan-Straße gefördert wird. Die geognostischen Verhältnisse der Kohlenlager an letztern Orte wie bei Lebiú, Lota und Coronel an der Westküste sind überall dieselben. Man kann nicht sagen, daß das Kohlenflötz bei Coronel mit dem Lager plastischen Thones darüber und einer Art Grünsandstein als Basis, wie er auch hier vorkommt, genau der Grauwacke- oder aber der Tertiärformation angehöre, und schwankt die Entstehung offenbar zwischen der Kreide- und Melasseperiode.

Die ziemlich geringen Sorten sind bald Nuß- oder Faserkohle, bald Pechkohle oder Lignit, und unterscheiden sich wesentlich beim Verbrennen von den englischen Steinkohlen durch unangenehmen Harzgeruch und Qualm.

Das Lager in der Magellan-Straße befindet sich am Rio de las Minas ungefähr sechs englische Meilen landeinwärts von der chilenischen Colonie Punta Arenas. Die Oeffnung des Schachtes, der erst 1869 begonnen wurde, liegt ungefähr 200 Meter über dem Meer; die jetzt in Arbeit befindliche Schicht guter Braunkohle variirt von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meter Mächtigkeit und liegt immer noch 40 Meter über dem Meeresspiegel. Die Ausdehnung des Lagers läßt sich bei diesem ersten Versuche nicht abschätzen, wie dies bei Lota und Coronel mit Leichtigkeit geschieht. Jetzt beträgt die Production aller Minen über 200,000 Centner jährlich und ist dadurch die Zukunft der sehr bedeutenden Kupferschmelzen jedenfalls gesichert, während die Pacific Steam Navigation Company und andere Dampferlinien sowie Gasanstalten und Eisenbahnen am Verbrauch Theil nehmen. Man rechnet auf 1 Pfund Rohkohle 5 Pfund Dampferzeugung gegenüber 7 bis 8 Pfund bei Anwendung englischer Kohlen.

Eine fünf- bis sechstägige Fahrt, zuerst durch die romantisch sich verengende Straße mit wechselvollen Alpenlandschaften, dann auf den oft sturmgepeitschten Wogen des sogenannten Stillen Oceans bringt uns auf die Rhede von Lota. Der Ort liegt an der Spitze des Golfes von Arauco, am Südabhang eines klippenreichen Vorgebirges. Hoch oben auf dem steil ins Meer stürzenden Felsen erhebt sich ein kleines Palais und dahinter landeinwärts ein ausgedehnter Park, wie guter Geschmack und sehr reiche Geldmittel ihn nur der wilden Natur abgewinnen konnten. Durch die Wipfel der an die Felstrümmer sich klammernden Araucarien erblickt man die kommenden und abfahrenden Dampfer und Segler, tiefgehende Launchen, und weiter links unten das Städtchen und darüber qualmende Schornsteine, deren brennende Gase in der Nacht eine weithin erkennbare Leuchte für den Seefahrer sind. Die hiesigen Kohlenminen wurden 1841 unter den Auspicien der schon erwähnten Liverpooler Dampfschifffahrtsgesellschaft — der überhaupt die Westküste großentheils ihre heutige Culturstufe zu verdanken hat — begonnen und liefern circa 100,000 Centner jährlich. Eine später entstandene Kupferschmelze erhält das Rohmaterial mit denselben Fahrzeugen, die hier Kohlen laden. Das Städtchen Lota alto und bajo mit sehr einfachen Adobe- (Luftziegel-) Häusern scheint gar nicht auf das wirklich ausgezeichnete Product der hiesigen Ziegelfabrik zu reflectiren, doch sind die hübschen Häuser der Beamten, Werkstätten, Schuppen und Oefen aus diesem Material erbaut. Von den 6000 Einwohnern sind 1000 als Arbeiter der verschiedenen Etablissements beschäftigt, welche alle der auch anderweitig begüterten noch jungen Wittwe von Don Matias Cousiño gehören. Ihr Werth, noch erhöht durch eine sehr gute Reparaturwerkstätte (die auch Aufträge von auswärts besorgt), durch Anlage solider Piers, vieler Schienenwege, guter Lade- und Löschvorrichtungen, beträgt circa 20 Millionen Mark.

Eine deutsche Meile weiter nördlich liegt am Fuße der Punta von Puchoco, d. h. am Ende der Bucht von Coronel, der kleine Ort gleichen Namens, mit einem Kohlenflötz von derselben Mächtigkeit und gleicher Richtung (fünf Schichten von 1 zu 3 und 5 Fuß) wie in Lota. Die meisten Stollen liegen nur 120 Fuß unter der Oberfläche, gehen aber bis 800 Ellen unter den Meeresspiegel.

Neben einer Production von 7000 Tonnen Kohle (zu 20 Centner) monatlich wurde auch hier eine Ziegel- und Glasfabrik im großen Maßstabe, die letztere jedoch mit geringem pecuniären Erfolge, angelegt. Eine Maschinenwerkstätte und eine ansehnliche Gießerei vervollständigen diese für die Entwickelung des Landes so wichtige Anlage, deren viele Schienengeleise und ein 500 Fuß langer Tunnel der betreffenden Actiengesellschaft bedeutende Ausgaben verursachten, ehe an eine Revenue zu denken war.

Außer diesen Fundorten ist noch zu erwähnen Lebié, 48 Meilen südlich von Lota an der Mündung des gleichnamigen Flusses mit Schiffswerften für kleinere Fahrzeuge. Der Ort ist erst seit den sechsziger Jahren bekannt, und hat die über der Kohle lagernde Thonschicht hier bereits an 160 Meter Mächtigkeit, die Kohlenschicht mißt 2 Meter, die Basis ist Sandstein.

Vergleicht man nun die geschilderten Verhältnisse mit denen Englands oder gar Nordamerikas, wo das große Becken von Pennsylvanien, Ohio und Virginien ein über 1000 geographische Quadratmeilen großes Flötz umfaßt, so erscheint Alles klein und kaum des Anfangens werth; aber der Erfolg bei Aufwendung so geringer Mittel wie hier könnte kaum größer sein.

Wie schon gesagt, finden sich Kupfer und Kohle in Chile in ganz getrennten Gebieten, wie z. B. die berühmte Kupferschmelze Guayacan bei Coquimbo nahe an 100 geographische Meilen nördlich von Lota, jedoch ergiebt sich eine Erleichterung des Verkehrs dadurch, daß fast alle diese Etablissements an oder in der Nähe der Küste liegen.

Das Kupfer der Minen von Atacama und Coquimbo findet sich in Gängen und Lagerstätten der Grauwacke als Kupferkies und Buntkupferkies. Die älteste Mine ist San Pedro de Cachiyuyo bei Copiapó (Atacama), die bald nach der spanischen Eroberung schon wegen ihres Goldes bekannt und deren Product über Caldera verschifft wurde und wird. Nicht weniger bedeutend sind die Minen bei La Serena mit durchschnittlich meterdicken Wänden, von Nord nach Süd streichend. Hier hat besonders die Eisenbahn, die an dem freundlichen Hafen Coquimbo im Bogen um die schöne Bay herum nach Serena, der Hauptstadt der Provinz Coquimbo, und nach den Minen führt, den Aufschwung befördert. Dieselbe Bahn führt weiter nach dem nur durch den Bergrücken einer schmalen Landzunge von Coquimbo getrennten Guayacán.

Dieses Etablissement, im Besitze der Herren Urmeneta und Errazuriz, wurde 1856 gegründet und producirt heute (1876) mit einem Beamten- und Arbeiterpersonal von 400 Mann täglich 200 Centner geringes Kupfer in Barren zu 204 Pfund, zu 68 Mark den Centner, und 2000, je 18 Pfund schwer, Lingates (Barren) Feinkupfer, die Barre zu 20 Mark, also rund 20,000 Centner Kupfer monatlich im Betrage von 1,200,000 Mark, mit einem Verbrauch von 50,000 Centner Kohle (darunter viel fremde, da der Verbrauch beinahe das Doppelte der ganzen einheimischen Kohlenproduction beträgt). Der Director dieser großartigen Schmelze bezieht täglich nur 40 Mark, aber daneben welche Provision! Er und die meisten Beamten und viele Arbeiter sind Engländer, die ihre protestantische Schule, ihr Kirchlein und ihren Kirchhof abgesondert von denen der katholischen Arbeiter haben.

Die Operation des Scheidens, Siebens, Pochens und Waschens der Erze ist wie überall. Das Rösten und das Schmelzen mit Zuschlag von Kalk geschieht in 35 Flammöfen und erzielt endlich nach der Behandlung in den zwei Hornos refinadores (Schmelzöfen, wo ein Luftstrom die Oxydation der fremden Metallreste bewirkt) das genannte Feinkupfer.

Die Firma besitzt eine Werkstätte für Bearbeitung von Holz und Metall, eine Gießerei für Eisen und Bronze, mehrere Segelschiffe für Kohlentransport, einen großen Dampfer und Schleppdampferchen.

Bei dieser so entwickelten Industrie, die den ersten Rang unter den Beschäftigungen der Bevölkerung einnimmt, hat es auch an gewagten Unternehmungen mit unglücklichem Ausgang nicht gefehlt. Den Minennamen wie Delirio, Frenetica, Socura, Codiciada und Alfin hallada (Entzücken, Wahnsinn, Narrheit, die Beneidete und Endlich gefunden) merkt man es an, wie heiß um den Besitz gekämpft wurde, und wenn auch unter den Vielen nur Wenige Reichthümer erworben haben, wie die Besitzerin von Lota, ein Urmeneta u. s. w., so zeigen eben diese Großen mit ihrem fast asiatischen aber soliden Luxus und den stolzen Besitzungen, die ihren Namen tragen, was Glück und Ausdauer vermögen. Bei dem leichtlebigen Volke erzeugen übrigens diese Speculationen einen Hang zum Abenteuerlichen und ein oft wildes Leben, dem auch wohl die vielen Mordthaten der sonst so anständigen und unverdorbenen Race zuzuschreiben sind.

Nachdem die Existenz der chilenischen Kohlenlager als wesentlich für die Kupfergewinnung und diese wiederum für das Prosperiren der ersteren sich erwiesen haben, tritt als ein neuer Factor der ungemeine Rückgang der Frachten in den letzten Jahren auf. Zunächst wird dadurch in Verbindung mit neuen Eisenbahnen der directe Export der Kupfererze ermöglicht; auf der andern Seite leidet aber wieder dadurch wie durch die Concurrenz fremder Kohle der Consum des einheimischen Products, und endlich werden dadurch viele Tausend Menschen mit Arbeitslosigkeit bedroht.

Es wird dann der ebenfalls sehr günstig entwickelten Agricultur vorbehalten bleiben, letztere wie früher wieder zu verwenden, und in der That, wie Chile einst zur Goldzeit Californiens durch seine Mehl- und Getreidesendungen nach dort ein beredtes Zeugniß seiner Thätigkeit und Productivität ablegte, wird man nach Aufhebung des Tabackmonopols und bei dem Zuwachs von Arbeitskräften von den Erfolgen eines Tabackbaues hören, der eine gefährliche Concurrenz für Colombia und selbst Cuba zu werden verspricht. Unter Voraussetzung des innern Friedens (denn äußere Feinde hat das Land nicht zu fürchten) besitzt sonach die kleine Republik genügende Garantien für die Zukunft, um noch lange ein Vorbild für ihre Schwestern am Stillen Ocean zu sein.

---

# Die Bewohner von Tongkin.

Der wohlbekannte französische Reisende J. Dupuis, welcher in den Jahren 1868 bis 1873 verschiedene Reisen im westlichen China und nördlichen Cochinchina unternommen und einen neuen Handelsweg nach der metallreichen Provinz Jünnan in dem Song-ka (d. i. Großer Fluß) oder Hong-kiang (d. i. Rother Fluß) ausfindig gemacht hat (vergl. „Globus" XXV, S. 313), veröffentlicht jetzt im Juli- und Augusthefte des „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft eine längere Erzählung jener Reisen, welche theils von Jünnan nach Südosten, theils vom Meerbusen von Tongkin nach Nordwesten gerichtet waren. Beigefügt ist eine Karte seiner Routen sowie seine Aufnahme des Song-ka bis hinauf nach Mang-hao in Jünnan (23° nördl. Br.), wo der Fluß anfängt schiffbar zu werden. Wir entnehmen diesem Aufsatze eine Schilderung

der Tongkiner, welche insofern großes Interesse beansprucht, als das Land erst unlängst durch die Franzosen dem Handel erschlossen worden ist (vergl. „Globus“ XXX, S. 175) und die Versuche desselben Volkes, sich dort festzusetzen, noch keineswegs ihren Abschluß erreicht haben. Steht doch jetzt Tongkin mit dem französischen Cochinchina in regelmäßiger Schiffsverbindung und sind doch an der Mündung des Song-ka zwei französische Kanonenboote und ein Detachement Infanterie stationirt. 1875 haben de Vanières und Gonin hydrographische Arbeiten im Song-ka oberhalb der Landeshauptstadt Hanoi ausgeführt, und zu Ende des vorigen Jahres hat der französische Consul in Hanoi, M. de Kergaradec, den schon von Dupuis aufgenommenen Fluß nochmals bis an die chinesische Grenze erforscht und seine Schiffbarkeit während des ganzen Jahres constatirt. Alle solche Thatsachen lassen es als leicht möglich erscheinen, daß Tongkin binnen Kurzem in den Vordergrund des Interesses tritt, wie Gleiches bei Francis Garnier's Tod und Dupuis' Reisen geschehen ist.

Die Bewohner von Tongkin haben nach Dupuis einen weit entwickeltern Sinn für das Geschäft, als die Cochinchinesen, sind auch thätiger und handeln mit Allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, als ihn zu erwerben, und an den nächsten Tag zu denken, ist nicht ihre Sache. Der Tongkiner ist verschwenderisch, ist ein großes, sorgloses Kind und ein Freund von Spectakel, Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Ceremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, welcher freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Verdienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tongkiner lieben es, bei ihren Freunden zu speisen, und bei Tafel verhandeln sie gewöhnlich ihre Angelegenheiten. Von Natur sind sie heiter, wunderbar beweglich und ungewöhnlich gewandt, dabei offenherzig und weit entfernt von der Schurkerei ihrer Nachbarn, der Cochinchinesen. Das Alles macht sie dem Europäer sympathisch und zu dem angenehmsten Volke des fernen Ostens.

Ihre Nase ist weniger platt, als die der Chinesen, und die Backen springen weniger vor. Ihre Glieder sind etwas schwach, der Bart spärlich, die Gesichtshaut olivenfarbig. Die Männer sind vielleicht von etwas zu vierschrötiger Gestalt und die Frauen etwas zu rundlich; aber sie ersetzen diese Mängel durch stattliches Aussehen, feine Haut und schöne schwarze Augen unter dichten Brauen. Die pechschwarzen Haare werden nie verschnitten, sondern man läßt sie so lang wachsen, als es nur geht, faßt sie hinten am Kopfe zu einem Chignon zusammen und befestigt sie dort mit einer Spange. Ihr Wuchs ist meist eher klein, als groß. Charakteristisch für sie ist die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit Geschenke auszutauschen; man darf gar nicht daran denken, sich irgendwo sehen zu lassen, ohne vorher oder nachher eine Gabe überreichen zu lassen.

Hoch in Ehren steht, wie in ganz Cochinchina, so auch in Tongkin, der Betel; die Sitte findet sich auch im südlichen Jünnan, aber wenig im übrigen China. In Tongkin würde sich kein Beamter, Notabeler oder Bürger auf der Straße sehen lassen, ohne daß ihm ein Diener mit einem zierlichen Behältniß folgte, welches Betel, Taback, Arekanuß u. s. w. und bei Gelehrten Pinsel und Dinte enthält.

Die Armuth ist in Tongkin reichlich vertreten, eine Folge davon, daß einerseits kein Handel mit dem Auslande existirt, andererseits die Bevölkerungsdichtigkeit und der Druck der Mandarinen sehr groß ist.

Während der Chinese stets allem Chinesischen den Vorrang vor dem Fremden einräumt, ist der Tongkiner eifrig auf jedes fremde Erzeugniß aus, selbst auf europäische Kleider, die er aus Haß gegen die annamitische Tracht gern anlegt. Unaufhörlich wurden Dupuis und seine Begleiter von den Eingeborenen um alte Stiefel und Hüte angegangen, und er meint, daß nur ausreichender Schutz Seitens der Franzosen dazu gehöre, daß die Tongkiner willig deren Ideen, Sitten und selbst Kleider — mutatis mutandis — annähmen. Die Missionäre haben auch schon längst auf den Haß hingewiesen, welchen die Bewohner Tongkins gegen die sie beherrschenden Cochinchinesen hegen; im Süden des Landes, wo die Franzosen ihre Eroberungen machten, standen die Sachen ganz anders: dort hatten die Beamten mehr Einfluß und weit mehr Verbindung mit dem Volke, aus dessen Schooße sie hervorgegangen waren, als in dem erst seit 1789 eroberten Tongkin.

Zahlreich sind die Märkte und Messen; aber damit haben auch ihre Handelsverbindungen ein Ende: Verkauf und Austausch von Producten und Geräthen, das ist Alles. Obenan steht der Reisbau, dann die Seidenzucht. Den Maulbeerbaum zieht man auf höhergelegenen Strichen, oberhalb Hanoi, am Anfang des Delta in der Provinz Son-thay, Hung-hoa u. s. w.; meist wird er mit Baumwolle zusammen angebaut. Ebenso findet man die bedeutenderen Zuckerrohrpflanzungen fast ausnahmslos im obern Delta; unten sieht man nur einige isolirte Parcellen zwischen den Reisfeldern. Nächst dem Reis ist Seide der Haupthandelsartikel, dann Zucker, Baumwolle, welche nach der chinesischen Provinz Kwang-si geht, Ricinus, Zimmet, Indigo u. s. w. Bis vor Kurzem hatte sich der König von Hué das Monopol des Reishandels vorbehalten, ja seinen Unterthanen in Tongkin wie in Annam verboten, des Handels wegen außer Landes zu gehen. Von allen umwohnenden Völkern hatten allein die Chinesen das Recht, in Tongkin Handel zu treiben, und zwar kraft der Souveränitätsrechte, welche China stets über Annam ausgeübt hat [1]).

Die in Tongkin erzeugten Seiden sind leichte Waare, mangelhaft gewebt, aber billig, weil die Handarbeit nicht viel kostet (pro Tag etwa 25 Pfennig). Sehr geschickt sind die Einwohner aber in Arbeiten der Kunsttischlerei.

Im größten Theile des Delta findet jährlich zweimal eine Reisernte statt, im Flußthale selbst aber nur einmal, weil dort das Hochwasser länger verweilt. Die meisten Dörfer besitzen aus der Zeit, wo die Dämme angelegt wurden, Reservoire, aus denen sie im Nothfall ihre Felder berieseln. Im ganzen Lande sind die Dörfer, gewöhnlich mehrere vereint, gegen die oft schrecklichen Ueberschwemmungen durch Deiche bis zu 7 und 8 Meter Höhe geschützt, welche zugleich als Landstraßen dienen. Auf vielen könnten drei Wagen neben einander fahren. Im obern Delta wird die Ernte auf Büffel- und Schiebekarren fortgeschafft, weiter unten meistens auf den Schultern der Menschen. Man bedient sich dazu eines auf beiden Enden mit Eisen beschlagenen Bambus, an

---

[1]) Daß der chinesische Einfluß in Annam weit größer ist, als man gewöhnlich glaubt, geht aus einigen Angaben Dupuis' hervor. So erwähnt er, daß in der reichsten Gegend Tongkins, am Flusse Thaï-Binh, sich zahlreiche Chinesen finden, deren Handel Seitens der von 1866 bis 1873 dort stationirten chinesischen Truppen eine gewisse Begünstigung fand. Dieselben wurden aus Kwang-si und Kwang-tung von den tongkinesischen Mandarinen dorthin gerufen, um die aus Kwang-si eingedrungenen chinesischen Rebellen zu bekämpfen (a. a. O. S. 161). Und als Dupuis bei den annamitischen Mandarinen auf Widerstand stieß und dies dem chinesischen Generale Tschen mittheilte, befahl dieser sofort officiell den annamitischen Vicekönigen von Hanoi und Son-thay, den Franzosen passiren zu lassen, und drohte, wenn sie nicht gutwillig gehorchten, nöthigenfalls seinen Willen mit Hülfe seiner Truppen durchzusetzen, ein Ultimatum, wofür er freilich daheim in Ungnade fiel (ebenda S. 164). Man vergl. auch F. Ratzel, Die chinesische Auswanderung S. 141 ff. und S. 143 Anmerkung 8.

welchem zwei Körbe zur Aufnahme der Last hängen. Mit diesen Stangen auf den Schultern laufen die Leute im Trabe einher, wie die chinesischen Träger. Die sehr praktischen Karren haben das Rad nicht vorn, sondern in der Mitte, so daß die ganze Last von demselben getragen wird. Nach oben ist das Rad rings von Wänden umgeben; an den Armen des Karrens ist ein Riemen befestigt, den sich ein Mann um den Hals legt; auf beiden Seiten dieses bequemen Vehikels sind Bänke für Reisende oder Sachen angebracht (s. eine Abbildung dieses Karrens „Globus" XXX, S. 212). Nur arme Leute benutzen dieses Gefährt; Wohlhabende reisen in Hängematten.

Die meisten Häuser in den Dörfern bestehen aus Holz oder mit Lehm beworfenem Bambus und sind mit Stroh, bei Reicheren mit Ziegeln gedeckt. Die ganze Bevölkerung lebt in größeren und kleineren Dörfern, nicht wie in China in einzelnen Häusern und über das Land zerstreuten Gehöften. Bambus umgiebt stets die Dörfer und verbirgt sie den Blicken der Vorüberreisenden. Meist wohnen darin Bauern; in manchen Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Weber, Brettschneider u. s. w. Eines sah Dupuis, wo nur Särge verfertigt wurden. Die Bauern sind zweifellos der gesundeste und sittlichste Theil der Bevölkerung, während die dem Opium und allerlei Ausschweifungen ergebenen Beamten das Volk nur unterdrücken und aussaugen.

Das Heer existirt mehr in der Idee, als in Wirklichkeit. Ein Theil desselben stammt aus Cochinchina; der Rest ist einheimische Miliz von sehr zweifelhaftem Werthe. Angeblich stehen 50,000 Mann in Tongkin; aber Dupuis hat nie mehr als 1500 bis 2000 beisammen gesehen, denn die Soldaten sind in kleinen Abtheilungen über das ganze Land zerstreut. Die Mandarinen von Hué sind nicht Liebhaber von großen Massen und kennen den geringen Zusammenhang in ihrem Heere sehr gut. Dagegen den Feind zu umringen und zu cerniren, versteht dasselbe vortrefflich. Ihre Manöver führen sie unter tausend Grimassen aus und dabei springen, hüpfen, tanzen sie mit äußerster Geschicklichkeit; aber so wie sich die geringste Gefahr zeigt, löst sich Alles sofort in wilde Flucht auf.

---

# Diebstahl in China.

(Aus Herbert A. Giles' Chinese Sketches.)

Nirgends kann man sich das Monotone des Exils durch das Studium dichter Massen von Menschheit unter neuen Verhältnissen besser erleichtern als in China, wo noch so Vieles unbekannt ist und wo der größte Theil dessen, was man gewöhnlich für Thatsache hält, in den meisten Fällen noch des läuternden Elements der Wahrheit bedarf, in anderen sich geradezu widerspricht.

Die Tage, in denen Unterhaltungsromane bona fide als Reisebeschreibungen galten, sind zu Ende, und die Eröffnung Chinas hat die dort wohnenden Fremden in den Stand gesetzt, über die Kühnheit des allzu lügnerischen Huc zu lächeln. Zu gleicher Zeit können sie auch sehen, wie Millionen menschlicher Wesen den Kampf ums Dasein kämpfen unter Bedingungen und Verhältnissen, welche von vielen Menschen in England mit dem Glück der menschlichen Race für vollständig unvereinbar gehalten werden. Sie sehen, daß alle Classen in China jede Woche sieben Tage arbeiten und daß sich jeder nur so viel Feiertage gönnt, als er für seine Gesundheit und seine Mittel zuträglich hält, ohne daß jene geistige und physische Demoralisation eingetreten wäre, welche mit der Nichtbefolgung des vierten Gebots Hand in Hand gehen soll. Sie sehen den Verkauf der Spirituosen unbeschränkt und doch zugleich ohne Scenen der Brutalität und Gewaltthätigkeit, welche mit dem geistigen Fortschritt unseres Zeitalters so gewaltig contrastiren. Sie bemerken, daß Mitleid und Mildthätigkeit unter den Tugenden der Leute keinen Platz gefunden haben und daß keiner einen Deut fortgiebt, den er irgendwie behalten kann; woraus offenbar folgt, daß jeder die Nothwendigkeit, für sich selbst zu arbeiten, einsieht, und daß die Bettler in einer großen chinesischen Stadt kaum eines unserer kleinsten Arbeitshäuser füllen würden. Sie können ein viele hundert Jahre altes Concurrenzsystem studiren und daraus den sichern Schluß ziehen, daß, welches auch sein Schicksal in England oder in anderen Ländern sein möge, es für die Regierung Chinas die best qualificirten und intelligentesten Menschen schafft. Unter anderen Punkten verdient auch wohl das angeblich diebische Wesen der Chinesen einige Beachtung, wäre es auch nur, um den Opfern einer, meiner persönlichen Ueberzeugung nach, höchst unglücklichen Behauptung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn selbst von Europäern, welche in China gelebt haben, hört man nicht selten die Behauptung, die Chinesen seien eine Nation von Dieben. In Australien, Californien und Indien haben die Chinesen ihre luxuriöseren Rivalen in geräuschlosem aber unwiderstehlichem Wettkampf durch Mäßigkeit, Fleiß und Sparsamkeit aus dem Felde geschlagen, und dennoch sollen sie eine Nation von Dieben sein! Es ist deshab interessant, die Frage zu erörtern, in wie weit eine niedrige Art von Moral bei einem solch wichtigen Punkte mit der unbestrittenen Ausübung der guten Eigenschaften sich verträgt, welche das Glück so vieler Auswanderer des Himmlischen Reiches gemacht haben.

Was die Menge der Diebstähle betrifft, die täglich in China begangen werden, so bin ich im Stande gewesen, durch sehr genaue Nachforschung über die Zahl der Fälle, welche periodisch zur Kenntniß eines Districtsbeamten oder seines Stellvertreters gelangen, eine rohe Schätzung zu veranstalten; und bin zu einem für die Civilisation des Westens, welche nicht angestanden hat, die Chinesen für eine Nation von Dieben zu erklären, außerordentlich ungünstigen Resultate gekommen.

Ich habe dabei die Thatsache in Betracht gezogen, daß viele geringe Fälle in China gar nicht vor Gericht kommen, welche in England sicherlich zur Kenntniß der Beamten gebracht worden wären. Ich habe auch nicht vergessen, daß in einem Lande ohne Criminalpolizei, wie China, mehr Diebstähle verübt werden als in einem solchen, wo die Polizei eine wohl organisirte Macht bildet und die Detectives geübte und erfahrene Männer sind. Ich weiß ferner, daß in China mancher Diebstahl dadurch gütlich beigelegt wird, daß das gestohlene Gut dem Eigenthümer gegen Erlegung einer bestimmten Summe zurückerstattet wird, welche von dem einheimischen Beamten, der dabei als Schiedsrichter zwischen den beiden Parteien fungirt, festgesetzt und getheilt wird.

Und ich weiß endlich auch sehr wohl, daß bei Hunger und Hungersnoth und überhaupt innerhalb gewisser Grenzen die Aneignung von allem, was Nahrung heißt, nicht als Diebstahl betrachtet wird. Vergleiche ich aber das Ergebniß meiner statistischen Erhebungen mit der Menge der Diebstähle, welche in einem gleich großen und gleich stark bevölkerten Districte Englands begangen werden, so wird dieser Vergleich trotz aller dieser Erwägungen für die Chinesen nur höchst günstig ausfallen. Das Obige bezieht sich hauptsächlich auf den professionellen Diebstahl; wenn wir aber ins Privatleben hinabsteigen und mit unparteiischem Auge die kleinen Diebereien der Diener in China betrachten, so werden wir noch weniger Ursache haben, uns über unsere gerühmte Moral und Civilisation zu freuen. Zuerst ist unter den Chinesen das kleine Prellen der Herren durch die Diener ein anerkanntes System und wird niemals als Diebstahl aufgefaßt. Es sind Commissionsgebühren für den Einkauf von Waaren und werden von dem Diener in Berechnung gezogen, wenn er sich eine neue Stellung sucht. Der Lohn ist infolge davon niedrig; manchmal, wie bei den amtlichen Läufern und Polizeibeamten, müssen die Diener, so gut sie können, ihren Lebensunterhalt von den verschiedenen streitenden Parteien herausschlagen, wobei sie sehr oft von beiden Geschenke annehmen. Was geringere Diebstähle an Wein, Taschentüchern, englischem Speck und anderen den Herzen der Bewohner des Himmlischen Reiches theuren Luxusartikeln betrifft, so möchten wir jeden in England, der Diener gehabt hat, fragen, ob unter denen der Diebstahl ganz unbekannt ist? Wenn die Chinesen wirklich solche Diebe wären, wie wir aus ihnen machen wollen, so würde für uns bei unseren westlichen sorglosen und vertrauensseligen Gewohnheiten das Leben in China fast zur Unmöglichkeit werden. So aber miethet man Diener, von deren Vergangenheit man nichts weiß, überläßt ihnen ein Haus zur Beaufsichtigung, in dem viele Zimmer voll der verführerischsten Dinge sind, tritt eine Geschäftsreise nach einem hundertfunfzig bis zweihundert Meilen entfernten Hafen an und kommt zurück, um alles bis auf die geringste Kleinigkeit an seinem Orte wiederzufinden. Die Kaufleute lassen sich allerdings gewöhnlich für ihre Diener von einem sichern Manne Caution stellen; viele wenden aber auch nicht einmal diese Vorsicht an, denn einem ehrlichen Chinesen steht die Ehrlichkeit gewöhnlich auf dem Gesichte geschrieben. Confucius gab eine weise Regel, als er sagte: „Wenn du einen Mann miethest, so sei nicht mißtrauisch gegen ihn; wenn du aber Mißtrauen gegen ihn hegst, so nimm ihn nicht in Dienst!“

Die Fremden in China scheinen aber nur die erste Hälfte dieser Vorschrift bis zu einem fast absurden Grade zu befolgen, indem sie unbegrenztes Vertrauen auf Eingeborene setzen, von deren Vergangenheit sie nichts wissen und deren Namen in neun von zehn Fällen sie nicht einmal kennen. Und was ist die Folge davon? Einige Groschen Commissionsgebühren für Einkäufe im Laden oder auf dem Markte und ein fixer Verbrauch von etwa vier Dutzend Taschentüchern im Jahre. Diebstähle sind und werden sowohl in China wie überall sein; aber man hat keinen bessern Grund für den Glauben, daß die Chinesen eine Nation von Lügnern seien, als daß ihre eigene Tradition wesentlich wahr ist, welche besagt: „Wenn in der guten alten Zeit etwas auf der Straße lag, so nahm es niemand auf!“ Ich glaube im Gegentheil, daß der Diebstahl unter den Chinesen auch nicht im Geringsten häufiger ist als in England, und habe die feste Ueberzeugung, daß die Beschuldigung, sie wären eine Nation von Dieben, mit vielen anderen auf die Chinesen geschleudert ist von gewissenlosen Menschen, welche sich ein Geschäft daraus machen zu beweisen, daß China ohne den regenerirenden Einfluß des Christenthums nie fortschreiten werde; eine Ansicht, die wir uns sehr stark zu bezweifeln erlauben.

---

# Kunstgewerbliche Industrie auf Hainan.

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

Unter den gesammten Erzeugnissen der chinesischen und japanischen Kunstindustrie haben seit lange kaum irgend andere die Aufmerksamkeit europäischer Fachmänner so sehr beschäftigt, als jene Emaillearbeiten, welche theils auf Metall, theils auf Porcellan ausgeführt sind. Ein sehr feiner, häufig noch gezwirnter Silberdraht ist auf eine bisher von keinem Europäer ergründete Weise in die betreffenden Gegenstände eingelassen und mit diesen unzertrennbar verbunden, und sind die hierdurch gebildeten Verzierungen: Arabesken, Blumen, Ranken, Zweigwerk, Thiergestalten, Schriftzüge u. s. w., mit Emaille in den herrlichsten Farben ausgefüllt. Auch die Emaille ist so fest und innig mit ihrer Unterlage verbunden, daß sie selbst mit dem schärfsten und spitzesten Messer sich nicht abspalten läßt, und sie ist so glatt und hart, daß man sie eben so wenig schrammen kann. In Folge dessen sind denn auch erweislich schon Jahrhunderte alte Arbeiten noch heute so schön und frisch, als wären sie erst gestern aus den Händen des Meisters gekommen.

Canton, das einer der vornehmsten Sitze chinesischer Kunstgewerbthätigkeit ist, verfertigt derartige Emaillearbeiten, und dürfte das Meiste, was sich in Europa in Museen, Privatsammlungen und in Handlungen von China-Artikeln findet, dort gearbeitet oder doch von dort importirt sein. In neuerer Zeit hat sich jedoch herausgestellt, daß einzelne Werkstätten in Schanghai schönere Arbeiten liefern als die cantonesischen, und ganz neuerlichst hat mein zur Zeit in Kiungtschou-fu auf Hainan stationirter Sohn bemerkt, daß auch hier diese Industrie betrieben wird, und vielleicht in einer noch größern Vollkommenheit als in den bestberufensten Werkstätten von Schanghai. In der kleinen Stadt Hoihou befinden sich an zwanzig Silberschmiede, welche sich nur oder doch fast nur mit Anfertigung von Silberemaillearbeiten beschäftigen. Vor Kurzem habe ich hiervon eine kleine Sendung erhalten und zugleich auch Mittheilungen über die Anfertigung, die, wie gesagt, allen europäischen Fachmännern bisher völlig räthselhaft gewesen ist. Der Sendung sind endlich auch einige der Farbestoffe beigelegt, welche zur Herstellung der Emaille dienen.

Die Gegenstände sind sämmtlich aus überaus feinem Silber gearbeitet. Es sind drei Dosen von resp. $6\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ Centimeter Durchmesser und 2 Centimeter Höhe, und wohl bestimmt, Ringe und andere kleinere Schmucksachen darin aufzubewahren. Ferner ein Gestell für eine Taschenuhr, 9 Centimeter hoch und 7 Centimeter breit, zwei Armbänder,

zwei Ringe und drei Paar Manschettenknöpfe. Letztere sind nach einem europäischen Muster auf erfolgte Bestellung gearbeitet und ist das eine Paar nicht emaillirt.

Der für die Ornamente verwendete Silberdraht ist durchweg gezwirnt, theils aus zwei, theils aus drei Strähnen. Der meiste hat die Stärke von feiner Nähseide, dagegen ist derjenige an den Armbändern und den Ringen und weiter auch der, welcher für die Schuppen der Drachen, die Federn der Vögel und die Staubfäden der Blumen verwendet ist, nicht dicker als feinste Stickbaumwolle. Der Deckel der größten Dose ist theilweise mittelst Austreiben mit dem Hammer en bas-relief verziert, an dem Uhrengestell sind dagegen die Platten in Uebereinstimmung mit den Verzierungen gitterartig durchbrochen und dasselbe ist bei den Armbändern und Ringen der Fall. Alle Gegenstände sind auf ihrer Außenseite über und über emaillirt, nur auf dem einen Dosendeckel ist in der Mitte ein kleiner Kreis freigelassen. Der Grund ist weiß und auch dunkelblau gehalten, von sonstigen Farben finden sich Grün in verschiedenen Nüancen, Hellblau, Schwarzblau, Violett, Braun, Gold und Schwarz. Auf den Deckeln aller drei Dosen bilden Drachen, die sich zwischen Ranken, Blättern und Arabesken bewegen, die Hauptfiguren. Auf dem Deckel der einen befinden sich zwischen den beiden sich gegen einander aufbäumenden Drachen allerlei musikalische Instrumente, Bücherrollen und Malereiutensilien in gefälliger Anordnung. Ob hierdurch der Sieg der Künste und Wissenschaften über die rohe Kraft angedeutet werden soll, oder daß in jenem Reiche, dessen Wappenthier der Drache ist, Künste und Wissenschaften wohl gedeihen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Seitenwandungen der Dosen und ebenso die Armbänder und Ringe und das Uhrgestell sind mit Ranken, Zweigen, Blättern und Blumen geschmückt, zwischen welchen sich allerlei Vögel zierlich und naturgetreu bewegen.

Nach dem Bericht meines Sohnes geschieht die Herstellung dieser Arbeiten in der Weise, daß der Silberdraht vermittelst kleiner Zangen auf einer Holzplatte in die gewünschten Figuren gebogen und dann mittelst Fischleim auf das betreffende Silbergeräth befestigt wird. Letzteres wird dann für eine kurze Zeit in einem eisernen Kasten über Glühfeuer gebracht, wo dann der Draht sich fest mit dem unterliegenden Silber verbindet. Alsdann werden die fein pulverisirten Schmelzfarben mittelst feiner Stifte in die einzelnen Vertiefungen eingetragen und nunmehr das Gefäß wieder in dem eisernen Kasten eine längere Zeit dem Glühfeuer ausgesetzt. Nach einigen Stunden hat sich der Schmelz mit dem Silber chemisch verbunden und gleichzeitig der Draht nunmehr so befestigt, daß er sich absolut nicht mehr von der Unterlage abtrennen läßt.

Eine andere der Insel Hainan allein eigenthümliche Industrie, die gleichfalls schwunghaft betrieben wird, hat die Verfertigung von Trinkgeschirren und ähnlichen Gefäßen zum Gegenstande, die in ihrem Kern entweder aus einer Metallcomposition oder aus Kokosnußschale bestehen. Im letztern Fall sind dieselben mit Metall ausgefüttert, im erstern sind sie zum Schmuck, dann aber auch um das rasche Abkühlen zu verhindern und damit man sich an dem Metall nicht die Hände verbrennen möge, theilweise mit einem Mantel von Kokosnußschale umgeben. Ich besitze eine Collection derartiger Gefäße, welche ich gleichfalls direct von Hainan erhalten habe: ein vollständiges Theeservice, Theedosen, Untersätze für Flaschen und Gefäße für das Waschen der Hände und des Mundes nach dem Essen. Die Tassenuntersätze bestehen nur aus Kokosnußschale, während die Tassen inwendig mit Metall ausgefüttert sind, ebenso auch die Waschgefäße und die Theedosen. Alle übrigen Geschirre bestehen in ihrem Kern aus Metall und sind theilweise mit einem Mantel aus Nußschale umgeben. Dieser hat eine Dicke von 2 bis 3 Millimetern, ist glatt, jedoch nicht polirt, sondern braun gebeizt und, wie es den Anschein hat, dann wieder mittelst Glas oder eines sogenannten Ziegling ein wenig abgeschabt. Wie dieser Mantel, der aus einem Stück besteht und an dem nirgendwo eine Naht oder Zusammenleimung zu entdecken ist und der sich allenthalben auf das Genaueste an das darunterliegende Metall anschließt, über die starkbauchigen Gefäße gebracht werden konnte, ist mir und Allen, die letztere gesehen haben, bis jetzt unerklärlich geblieben. Die Metalltheile sind nach Urtheil von Fachleuten theilweise gegossen, theilweise gedrechselt, theilweise mit dem Hammer getrieben, und ist die Arbeit eine ungemein saubere und genaue, wie denn auch die Politur eine ganz vorzügliche ist. Nach Meinung eines Chemikers ist das Metall eine Composition aus Zinn, Blei und Nickel; sie hält sehr schön Glanz und läuft bei längerm Stehen, selbst in feuchten Räumen, nur wenig an. Bekanntlich ist der Geschmack des Thees, wie kaum bei irgend einem andern Getränk, abhängig von der Geschirrmasse, worin er bereitet worden; auch in dieser Beziehung ist das Material ein vorzügliches. In die Holztheile der Gefäße sind chinesische Schriftzeichen, allerlei gute Wünsche, Lebensregeln u. s. w. aussprechend, vor Allem aber, in gefälliger, schlanker und naturtreuer Zeichnung, Pflanzen und Blumen, vornehmlich Bambus und Reisschossen, Zweige vom Theestrauch und Wasserrosen, etwa ein Millimeter tief eingeschnitten und dann immer mit einer Farbe, hauptsächlich mit Gold oder einem wunderbar schönen Grün, in einzelnen Fällen auch mit Silber oder Blau bemalt. Sämmtliche Verzierungen, vor allem aber die grün und gold gemalten, nehmen sich auf dem mattbraunen Grunde ungemein schön und geschmackvoll aus.

Alle Gefäße sind in hohem Grade zweckmäßig eingerichtet, und könnten auch in dieser Beziehung unsere Arbeiter viel daran lernen. So haben die Theetöpfe — ich besitze größere und kleinere — statt dem bei uns gebräuchlichen häufig lose sitzenden und demnach leicht beim Einschenken abfallenden Deckel einen auf das Allergenaueste passenden Verschluß, welcher zugleich das Maß für die in den Topf zu thuenden Theeblätter enthält. In Folge dieses genauen Verschlusses und der äußern Holzumkleidung hält sich der Inhalt in diesen Töpfen viel länger heiß als in europäischen Porcellan- oder Metallgefäßen; damit das aber noch verstärkt werde, ist für jeden Topf ein gleichfalls mit Holz ummantelter auf drei Füßen ruhender Metalluntersatz vorhanden, in den heißes Wasser zu gießen ist. Der eine Theetopf, welcher nur zwei mittelgroße Tassen faßt und der demnach wohl für eine Junggesellenwirthschaft berechnet ist, besitzt aber nicht allein einen solchen Untersatz, sondern hier steht die metallene Kanne in dem denkbar genauesten Verschluß in einem weitbäuchigen, dickmetallenen, holzummantelten Topf. Wird dieser mit kochendem Wasser gefüllt und die Theekanne hineingesetzt, so hält sich, wie ich wiederholt mich überzeugt habe, der Thee zwei bis drei Stunden heiß und zwar ohne an seinem Geschmack einzubüßen, was bekanntlich sehr der Fall ist, wenn man den Topf behufs Warmhaltung in eine heiße Ofenröhre oder gar auf Kohlenfeuer oder über eine Flamme stellt.

Ebenso zweckmäßig sind die Gefäße gearbeitet, welche für die Reinigung der Hände und des Mundes nach der Mahlzeit dienen. Damit das Wasser nicht überspülen kann, ist der obere Rand sanft einwärts übergebogen, und das Geschirr, welches zur Aufnahme des Mundspülwassers bestimmt ist, ist nach der Seite, wo die Unterlippe ruhen soll, ein we-

nig ausgeschweift, kurz es sind auch diese weitaus brauchbarer und selbst wohlanständiger als jene Krystallglasgefäße, welche man zu gleichem Zweck in manchen reichen englischen Häusern nach der Mahlzeit anzubieten pflegt.

---

# Auffindung des Diebes durch den „Sok".

Eine südslavische Sitte.

Der Bestohlene sucht in Montenegro, der Herzegowina und in der Bocche di Cattaro selten sein Eigenthum gerichtlich zu erlangen. Im Vereine mit seinem Bretstvo (eigentlich Brüderschaft) hält er Hausdurchsuchung bei den Verdächtigen. Ist er seiner Sache nicht ganz sicher, braucht er die Vorsicht, auch bei Unverdächtigen Nachforschungen anzustellen, um dadurch das Gehässige eines solchen Vorgehens zu mildern. In neuerer Zeit muß ein Polizeimann, in der Herzegowina ein Zaptieh, in Montenegro ein Perjanik dabei zugegen sein. Gelingt es auf diese Weise, den Schuldigen zu finden, so macht man kurzen Proceß; der Dieb wird durch die Ortsältesten verurtheilt, das „samo sedmo", d. i. das Siebenfache des Gestohlenen, zu zahlen; dazu tritt häufig noch eine Geldbuße, oder es versammeln sich die Bewohner des Ortes und schlachten dem Verbrecher ein Rind, verzehren es und trinken ihm ein Faß Wein aus; das Brot bringt sich jeder selbst mit.

Diese Gepflogenheit ist schon uralt und hatte in jenen südslavischen Ländern, welche geschriebene Gesetze hatten, auch gesetzliche Geltung. Im Statute von Pogliza (Poljica), einer kleinen slavischen Republik in Dalmatien, findet sich unter Anderm auch folgende Bestimmung (§. 163): „Wer ein Huhn gestohlen, zahlt eine Ziege, wer eine Ziege oder ein anderes Stück Kleinvieh gestohlen, zahlt einen Ochsen."

Hat sich aber der Verdacht des Beschädigten auf keine bestimmte Person gerichtet, oder fehlen ihm die nöthigen Beweismittel, um die Stichhaltigkeit seines Verdachtes nöthigen Falles auch vor Gericht zu erweisen, so sucht er sich einen „Sok" (investigator rei furtivae). Er verspricht nämlich demjenigen, welcher ihm das Bestohlene wieder zu Stande bringen sollte, eine angemessene Belohnung (sočbina), entsprechend dem deutschen „meldfroh" und dem lateinischen „delatura". In Montenegro spaltet der Beschädigte einen Stab an einem Ende und steckt einige Thaler oder auch Ducaten, je nach dem Werthe des abhanden gekommenen Gutes, in die Spalte. An Feier- oder Markttagen, wenn sich größere Menschenmassen versammeln, geht er zwischen dem versammelten Volke hin und her und ruft: „Dies oder das ist mir abhanden gekommen; findet sich unter Euch ein Sok, der es mir wieder verschaffen kann (nasočiti), biete ich ihm so und so viel Thaler oder Ducaten!" Findet sich nicht gleich ein Sok, so wird der Preis (sočbina) erhöht. Dies geschieht bisweilen sogar viermal, so daß in früheren Zeiten dieser Anzeigelohn den Werth der gestohlenen Sache überstieg. Deshalb findet sich schon im Gesetze von Vinodol aus dem 13. Jahrhundert eine Bestimmung, nach welcher der Lohn, welcher auf die Auffindung einer gestohlenen Sache gesetzt wurde, 40 Soldini nicht übersteigen sollte (§. 45). Aus demselben Grunde ist es nun auch in Montenegro gesetzlich bestimmt, daß der Anzeigelohn höchstens so viel betragen dürfe, als der Werth des Gestohlenen.

In den meisten Fällen ist es aber schwer, einen Sok zu finden, denn ein solcher steht nicht in gutem Rufe. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn der Anzeiger keinen Lohn annimmt oder eine Waise oder eine Kirche durch den Diebstahl geschädigt worden sind. Sonst geschieht es sehr häufig, daß bei einem Diebstahle ein Dutzend Personen zugegen waren, auch darum wissen, ohne daß sich unter ihnen ein Sok finden würde. Berühmt sind in dieser Beziehung die Bewohner der Gemeinde Brajici oberhalb Budua, von denen ein Sprichwort sagt: „Was ein Bradjice stiehlt, frißt der Wolf," d. h. es ist verloren.

Der Sok scheut sich also mit seiner Anzeige gleich offen hervorzutreten; er schickt deshalb eine Mittelsperson (sokodržica = Sok-Zuhalter) zum Dieb. Dieser Vermittler verständigt nun den Verbrecher davon, daß jemand (den Namen des Sok nennt er nie) um sein Verbrechen wisse und über genügende Beweismittel verfüge, um seine Angabe nöthigen Falles auch vor Gericht vertreten zu können; er möge daher die Angelegenheit in Güte beilegen, das Gestohlene oder einen angemessenen Betrag dafür erlegen und den Lohn für den Sok zahlen.

In den meisten Fällen läßt es der Verbrecher nicht bis zu einer gerichtlichen Entscheidung kommen; er vergleicht sich und liefert das Gestohlene durch den sokodržica aus und zahlt auch den Anzeigelohn. Häufig findet der Beschädigte in der Frühe das gestohlene Vieh wieder vor seinem Hause, ohne zu wissen, wer es gestohlen, noch auch den Sok zu kennen.

Glaubt aber der Verdächtigte durch die Hülfe seines Anhanges vor Gericht straflos auszugehen oder ist er wirklich unschuldig, so fordert er eine gerichtliche Untersuchung. Der Sok muß aus seinem Incognito heraustreten und den Beweis führen. Vermag er dies nicht, so muß er den durch den Diebstahl verübten Schaden ersetzen, dem Geklagten eine Entschädigung für die Ehrenbeleidigung zahlen, wird außerdem zu einer Geldbuße verurtheilt und muß die Gerichtskosten tragen. Findet aber das Gericht den Beklagten schuldig, so zahlt der Beschädigte dem Sok die ausgesetzte Belohnung, welche er wieder gerichtlich vom Diebe eintreibt; dieser zahlt dann noch außer einer Geldbuße auch die Proceßkosten und muß allen sonstigen Schaden ersetzen.

Diese Art, Gestohlenes wieder zu erlangen, war einst auch den nördlichen Slaven bekannt. Im sogenannten Jus Conradi aus dem 12. Jahrhundert, dem ältesten Denkmale des altböhmischen Rechtes, heißt es (§. 7): Nullus sok aliquem accuset, nisi certo sub testimonio vicinorum constet de damno; et si fuerit sok convictus testimonio fori communis, lapidetur. Mildere Bestimmungen enthielt das Gesetz von Vinodol (§. 60): „Hat Jemand einen Andern bei Gerichte angegeben, ohne im Stande zu sein ihn zu überweisen, so soll er jene Strafe tragen, die den betroffen hätte, der beinzichtigt wurde."

Aehnliche Bestimmungen finden sich auch im lithauischen Statut aus dem 16. Jahrhundert.

Wir finden also im Süden eine Sitte erhalten, welche vor Zeiten bei den Slaven überall verbreitet gewesen zu sein scheint und welche erst in neuerer Zeit bekannt wurde. Die

Bestimmung des Jus Conradi war allerdings schon früh bekannt, aber die Bedeutung des Wortes sok war verloren gegangen; erst das Erscheinen des serbischen Wörterbuches von Vuk Stephanović Karadjić brachte Licht in die Sache. Seitdem ist dieser Brauch schon öfters beschrieben worden, so von Dr. V. Bogišić [1]) und von G. Frilley und J. Wlahovitj [2]).

F. Hubad.

[1]) Zbornik pravnih običaja u južnih Slovena. Agram 1874.

[2]) Le Monténégro contemporain. Paris 1876.

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Der Zoologe Bogdanow hat als erste Lieferung eines umfangreichen Werkes einen „Ueberblick der Expeditionen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen im aralo-kaspischen Gebiete von 1720 bis 1874" erscheinen lassen, welches als Einleitung zu den Veröffentlichungen über des Verfassers eigene Reise vom Jahre 1874 dienen soll. Dieselbe geschah in Gesellschaft des verstorbenen Geologen Barbot de Marny, des Zoologen Butlerow und der Herren Grimm und Alenitzin, welche die Fauna des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres studirten. Nicht weniger als 60 Gelehrte haben in jenen anderthalb Jahrhunderten dies Gebiet besucht und durchforscht, und doch haben die großen von Humboldt und seinen Nachfolgern aufgeworfenen und erörterten Probleme von der frühern Ausdehnung des Kaspischen Meeres, von seinem einstigen Zusammenhange mit dem Aral- und Balkasch-See, von der geologischen Epoche, in welcher dieser Zusammenhang stattfand, von den Ursachen, welche sein Einschwinden und die Ablenkung des Amu-Darja hervorriefen, haben alle diese Probleme ihre Lösung noch nicht gefunden. Die Hydrographie des Kaspischen Meeres und des Aral-Sees sind wohl genügend bekannt, aber die des Balkasch- und zahlreicher kleinerer Seen noch nicht. Die Flora kennt man gut, aber die Fauna nur schlecht; die Amphibien und niederen Organismen sind ziemlich unbekannt und die Fische sehr vernachlässigt. Hat man doch von letzteren selbst in dem viel durchforschten Kaspischen Meere neue Formen gefunden, so daß man sich vom Aral- und Balkasch-See noch reiche Ausbeute verspricht. Auch das geologische Problem des einstigen Oxusbettes ist trotz aller Debatten darüber noch ungelöst.

(Nature.)

— J. W. Muschketow (s. „Globus" XXXI, S. 112) behauptete am 20. December 1876 vor der Russischen Geographischen Gesellschaft, daß zur Annahme einer Gletscherperiode im Tian-schan bis jetzt keine genügenden Anhaltspunkte vorlägen. Anläßlich dieser Bemerkung erwidert N. Säwerzow im Aprilhefte (1877) der „Iswestija" jener Gesellschaft, daß seine Ansicht von der Gletscherperiode des Tian-schan nicht auf den von Muschketow beschriebenen Conglomeraten, sondern auf Ueberresten alter Moränen und auf Anhäufungen von Kieselsteinen beruhe, die sich nur durch Eiswanderung erklären lassen. Einen gleichfalls ausgesprochenen Gletschercharakter tragen die Felsfurchen am Flusse Kara ähnlich denen am Montblanc. Die Gletscher des Tianschan hatten übrigens nur eine den jetzigen Alpengletschern gleichkommende Ausdehnung; eine allgemeine Eisperiode, wie dort, hat es im Tian-schan nicht gegeben. Die Moränen werden hier bis jetzt stark ausgewaschen, auch die Felsstürze dauern fort, so daß die erkennbaren Spuren der Gletscherperiode verhältnißmäßig sehr gering sind. Uebrigens ist ein Uebersehen solcher Spuren sehr leicht möglich, wie solches sogar Abich, dem berühmten Erforscher der Geologie des Kaukasus, passirte, der erst nach zwanzig Jahren Gletscherspuren in einer von ihm vielfach untersuchten Gegend vorfand.

— Der in Russisch-Turkestan reisende Professor Ch. v. Ujfalvy, welchem wir mehrere Nachrichten über russische Reisen in Centralasien verdanken (s. „Globus" XXXII, S. 266 und 315), hat vom General von Kaufmann die Erlaubniß zur Bereisung von Ferghana oder dem frühern Chanate Chokand und des Pamirplateaus erhalten. Er wird von einem zahlreichen Detachement und von dem Naturforscher Wilkens, welcher mit Capitän Kuropatkin Ostturkestan bereiste, begleitet sein. In Margilan, der jetzigen Hauptstadt von Ferghana, gedenkt er nach Gustav Fritsch's Principien anthropologische Photographien von Sarten, Tadschiks, Kiptschaken und Karakirghisen zu machen, und er hofft, bis an die Quellen des Flusses von Kaschgar vorzudringen.

— Professor Ahlqnist von Helsingfors (s. „Globus" XXXI, S. 15 und 288) erreichte auf seiner linguistisch-ethnographischen Expedition zu den Ostjaken und Wogulen Obdorsk am untern Ob am 5. Juli. Vorher hatte er sich mit seinem Begleiter Boehm längere Zeit in Beréosow aufgehalten und von geborenen Ostjaken Unterricht in verschiedenen Dialekten ihrer Sprache genommen.

— Der Baikal-See beschäftigt seit einer Reihe von Jahren die wissenschaftliche Welt des russischen Reiches. Abgesehen von anderen Eigenheiten des Seebeckens und seiner Umgebung ist es namentlich die Tiefe des Sees, über welche sehr auffällige, aber auch bestrittene Angaben verbreitet wurden. Von einer Seite war nämlich nichts Geringeres behauptet worden, als daß der See auf großen Strecken von unergründlicher Tiefe sei, und diese Meinung fand eine Bestärkung darin, daß bei den ersten Messungen im Jahre 1859 verschiedener Hindernisse wegen nur eine Tiefe von 807 Sashenen (Faden = 2·1336 Meter) erreicht und der Grund nicht gefunden werden konnte. Seitdem haben weitere Messungen mit besser dem Zweck entsprechenden Mitteln durch die Polen Dybowski und Godlewski stattgefunden. In der Richtung auf die Mündung der Wydrena erreichte man 1871 eine Tiefe von 1378 Sashenen, auf einer Strecke von 7½ Kilometer vom nördlichen Ufer des Sees näher gegen die Angara zu. In den beiden letzten Wintern wurden, so lange der See nicht zugefroren war, die Messungen ununterbrochen fortgesetzt, und sobald dieselben zum Ziele gelangt sind, soll darüber eingehend berichtet werden. Diesen Berichten sieht man mit lebhaftem Interesse auch in nichtrussischen Kreisen entgegen.

— Die in Irkutsk erscheinende Zeitschrift „Sibir" bespricht die Ueberfüllung des Landes mit Deportirten, und weist dabei darauf hin, daß von den 2545 Bewohnern der Stadt Tobolsk 636 Deportirte seien. In Turynsk kommen auf 749 Bewohner 485, in Kurgan auf 696 Bürger 1086, in Tara auf 1436 Bürger 756 Deportirte. „Demnach," sagt das genannte Blatt, „kommen in allen kleinen Städten des Landes auf einen Bürger zwei oder drei Deportirte, so daß die Hauptbevölkerung der Städte aus denselben besteht. Alle Deportirten Sibiriens aber sind Proletarier, ohne Wohnung, ohne Wirthschaft, größtentheils ohne Familie und ohne Beschäftigung. Es versteht sich also von selbst, daß diese Art Bevölkerung durchaus nicht zur Hebung des Wohlstandes, der öffentlichen Sicherheit und Moralität in Sibirien beitragen kann. Eine Ausnahme hiervon machen augenscheinlich die politischen Deportirten, welche eine wahre Wohlthat für das Land sind." Auf dem platten Lande herrscht dagegen

ein günstigeres Verhältniß, da es viele Dörfer giebt, in denen die Zahl der zur Ansiedelung (Posjelenje) Verurtheilten kaum 1 Proc. der Gesammtbevölkerung ausmacht. Für die Dörfer sind jedoch die Vagabunden (Bradjagi), welche aus den Strafanstalten entlaufen, eine wahre Landesplage. Es ist sehr schwer, ja theilweise gefährlich, ihnen beizukommen, da gewöhnlich einige Bauern im Dorfe mit ihnen in näherer Verbindung stehen und sie entweder verbergen oder aber, wenn dies nicht möglich ist, sie in ein anderes Dorf befördern. Viele Bauern geben solchen Bradjagen Jahre lang Beschäftigung, und wenn sie sich sonst ruhig verhalten, sieht die Polizei durch die Finger. Die Auslieferung eines Bradjagen an das Gericht ist gefährlich, da derselbe später doch wieder aus der Strafanstalt entflieht, und sich dann durch Anzündung des Dorfes, das ihn ausgeliefert hat, rächt.

(A. K.)

— So anerkennenswerthe Verbesserungen England in mancher Beziehung (z. B. im Unterrichtswesen) in Indien eingeführt hat — schreibt ein Londoner Correspondent der Allgemeinen Zeitung (Sonntag, 14. October 1877) —, so trägt doch seine Verwaltung eine gewisse Schuld an den Leiden, von denen die Bevölkerung ab und zu durch den Ausbruch einer Hungersnoth heimgesucht wird. Unter den früheren Hindu- und mohammedanischen Regierungen hielt man von Staatswegen große Kornkammern, die sich bei der Mangelhaftigkeit der Verkehrswege zwischen den verschiedenen Ländern des ungeheuren südasiatischen Gebietes in einem Mißjahre sehr nützlich erwiesen. Diese Kornkammern bestehen jetzt nicht mehr. Das Eisenbahnsystem verbindet zwar gegenwärtig gewisse Theile des Reiches; die Wege im übrigen liegen aber noch sehr im Argen. Auch dient die Eisenbahn seit den letzten Jahren vielfach dazu, Korn aus Indien fortzuführen, z. B. nach England, zum Nutzen von Speculanten, zum Schaden des indischen Volkes. Ferner hat die englische Verwaltung die gigantischen, vielfach in Berggegenden angelegten Wasserbehälter der früheren Regierungen stark in Verfall gerathen lassen, was bei eintretender Trockniß dem Ackerbau unendlich schadet. Ein Viertheil der alten Wasserbehälter soll zerstört sein, ein anderes Viertheil ganz im Verfall daliegen, so daß nur noch die Hälfte der ehemaligen nützlichen Einrichtungen zur Aufbewahrung des Regenwassers vorhanden ist. Selbst die noch im Gebrauch befindlichen Behälter sind wegen Vernachlässigung der erforderlichen Ausbaggerung theilweise verschlammt und versandet, haben daher nicht mehr die frühere Tiefe. Für Quellenbohrung, für Anlegung von regenfördernden Baumpflanzungen geschieht von Seiten der englischen Behörden fast nichts, obwohl sich in jedem Bezirke des Reiches ein englischer Beamter befindet — nämlich zur Einhebung der Steuern. Da der eingeborene arme Ackerbauer für seinen Heizbedarf auf getrocknetem Kuhmist angewiesen ist, den er besser zur Düngung des Feldes verwenden würde, so wäre die Anlegung von Baumschulen durch die Verwaltungsbehörden auch in dieser Hinsicht von Nutzen. Das bloße Gehenlassen oder Geschehenlassen war aber bisher leider die Staatsregel.

— Eine für die indische Geographie interessante Ansicht und Behauptung hat Oberstlieutenant Godwin-Austen vor der British Association in Plymouth ausgesprochen: nicht der Dihong in Assam, wie man bisher annahm, soll der Unterlauf des großen Flusses von Tibet, des Jaru-dsang-po, sein, sondern der Subansiri, welcher um etwa fünfzehn deutsche Meilen weiter nach Südwesten aus dem Himalaya in die Tiefebene von Assam hinaustritt. Als Gründe dafür werden unter anderen angeführt, daß der Subansiri das kälteste Wasser von allen Zuflüssen des Bramaputra besitze, namentlich in der Regenzeit, d. h. im Juni und Juli; daß er der größte dieser Zuflüsse sein solle; daß der Jaru-dsang-po 30 engl. Miles östlich von Tschetang in Tibet, wo ihn 1874 der Pandit Nain Singh überschritt, nach demselben eine südöstliche Richtung annehme, welche in der That direct auf den Subansiri treffe (vorausgesetzt freilich, daß er die Richtung stetig beibehält), und daß schließlich die Gebirgsstämme der Daflas (am Austritte des Subansiri aus dem Himalaya) die von Godwin-Austen vorgetragene Ansicht theilten. Doch müssen wohl erst zwingendere Gründe vorgebracht werden, ehe dieselbe allgemeine Anerkennung sich erringt.

— Die im Herbste 1876 zwischen England und China abgeschlossene Convention von Tschi-fu gab bekanntlich ersterm das Recht, eine officielle Mission nach Lhassa, der Hauptstadt von Tibet, zu entsenden. Der um ostasiatische Geographie mehrfach verdiente Mr. Ney Elias war entschlossen, das Unternehmen auszuführen; wie aber jetzt aus Indien gemeldet wird, ist er nach einjährigem Hinzögern durch die unentschlossene Haltung der indischen und die entschieden feindselige der chinesischen Regierung dahin gebracht worden, seinen vielversprechenden Plan ganz aufzugeben. Derselben Convention zufolge ernannte England den Mr. E. Colborne Baber, Mitglied der verunglückten englischen Expedition nach Yünnan, zum Consular-Residenten in Tschunking am Jang-tse-kiang in der Provinz Sze-tschwan. Derselbe begab sich mit Lieutenant Gill, R. E., im Januar 1877 an seinen Bestimmungsort. Nach den letzten Nachrichten haben beide Herren eine Reise durch die westliche, noch sehr ungenügend bekannte Hälfte von Sze-tschwan angetreten; über ihr Ziel und ihre Reiseroute verlautet jedoch nichts.

— Die englische Anti-Opium-Gesellschaft erhob vor Kurzem bei dem chinesischen Gesandten in London Vorstellungen gegen den überhandnehmenden Opiumverbrauch in China; letzterer berichtete darüber an seine Regierung, und diese erließ ein Verbot, namentlich an Beamte, Gelehrte und Soldaten, sich jener Drogue zu bedienen. Binnen drei Jahren soll die Maßregel im ganzen Reiche durchgeführt werden. Inzwischen gehen einzelne Generalgouverneure schon auf eigene Hand vor, wie der von Tsche-kiang. Er hofft den Opiumgenuß abzuschaffen, indem er alle Läden bis auf diejenigen an den Hauptverkehrsstraßen schließt, für die Thüren der letzteren nur 3 Fuß Höhe gestattet, den Gebrauch von Betten untersagt und so die Raucher zwingt, auf der Diele zu liegen. Er fürchtet einen Aufstand, wenn er alle Läden schließen wollte, und denkt, wenigstens alle anständigen Leute durch jene Maßregeln dem Laster abspenstig zu machen. — Von englischer Seite wird allerdings behauptet, daß die ganze Frage für die chinesische Regierung weit mehr eine finanzielle als eine moralische Bedeutung habe, und daß die letztere kaum bei ihr ins Gewicht falle. Denn sie gesteht jetzt offen zu, daß die Opiumerzeugung in China selbst eine Einnahmequelle für die Provinzialbeamten ist. Auf der andern Seite fließen aber die Zölle für den fremden, namentlich aus Indien und Persien eingeführten Opium in die Cassen der Centralregierung. Wird also viel Mohn in China selbst gebaut, so stehen sich die Provinzialbeamten gut, wird aber viel Opium importirt, der kaiserliche Hof — und deshalb soll letzterer so rasch bei der Hand gewesen sein mit dem Verbote, welches sich wohl weniger auf den Genuß als auf den Anbau des Opiums Seitens seiner Unterthanen beziehen dürfte.

— Mr. Lyman, englischer Offizier in japanischen Diensten, hat die Insel Jezo in geologischer Hinsicht durchforscht und daselbst angeblich Gold, Kupfer, Blei und namentlich so bedeutende Kohlenlager gefunden, daß sich die Insel darin Großbritannien zur Seite stellen könnte.



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

# Prschewalski's Reise nach Hoch-Tibet 1872.

Nach dem Russischen von Albin Kohn.

## I[1]).

Im Juni des Jahres 1872 finden wir Prschewalski, welcher zu Anfang März neu ausgerüstet von Kalgan wieder aufgebrochen und seinem schon früher geschilderten Wege abermals bis Dün-juan-in gefolgt war, am Randgebirge der Provinz Kan-su, dessen höchste Gipfel, der Kulian und Lian-tschu, mit ewigem Schnee bedeckt sind. Soviel Prschewalski aus einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Werst bemerken konnte, fallen diese Gebirgszüge gegen die Hochebene zu nicht steil ab und sind auch auf ihrem Südabhange nur sporadisch mit kleinen Schneelagern bedeckt. Der ziemlich gute Weg über das Grenzgebirge führt durch eine Schlucht, deren Seiten von steilen Thonschieferwänden gebildet werden. Das Gebirge selbst ist hoch und hat schroffe Seitenabhänge, die aber ausgezeichnete Hütungen bilden. In der Nähe des Kammes sieht man sogar kleine Wälder. Nicht weit vom Uebergange über das Grenzgebirge liegt das kleine chinesische Städtchen Da-i-gu, in einer absoluten Höhe von 8600 Fuß, also 2700 Fuß höher als Dadschin, das nahe an der chinesischen Mauer liegt. Das Kulian- und Lian-tschu-Gebirge trennt übrigens in sehr auffallender Weise die Wüste vom Culturboden. Im Westen herrscht der Tod auf unübersehbaren Flächen Flugsandes, und kaum zwei Werste weiter gegen Osten sieht man lachende Felder, blühende Auen und eine dichte Bevölkerung, die in ihren zahlreichen Fansen (chines. Haus) lebt. Nun hatten die Reisenden auch keine Sorge mehr wegen der Weide für ihre Thiere und wegen Wasser für sie und für sich. Trotzdem trägt auch diese Gegend den Steppencharakter an sich, was sich schon durch die Anwesenheit der Dseren-Antilope bekundet. Hier leben auch Herden verwilderter Pferde, welche in Folge der Dunganen-Einfälle und der mit ihnen verbundenen Verheerungen frei geworden sind.

Während der Reise durchs Thal des Flusses Tschagryn-gol war Prschewalski Zeuge einer Scene, welche den Charakter der Bewohner des Landes treffend kennzeichnet. Er hatte sich einer Karawane angeschlossen, mit welcher er an den Kuku-nor reiste. Die Lamas, welche sich bei derselben befanden, bemerkten im Thale des Tschagryn-gol einige Menschen, die beim Anblicke der Karawane schleunigst die Flucht ergriffen. Man glaubte, daß es Dunganen seien, freute sich über ihre geringe Anzahl und begann, trotzdem die Entfernung bedeutend war, auf sie zu schießen. Prschewalski, welcher glaubte, daß wirklich Dunganen da seien, eilte mit seinen drei Begleitern, dem Offizier Pylzow und zwei Kasaken, der Gegend zu, doch kehrte er bald zu seiner Karawane zurück und blieb nun stiller Zuschauer der Heldenthaten seiner mongolischen Reisegefährten. Diese verdoppel-

[1]) Vergl. die früheren Mittheilungen aus Prschewalski's Reisewerk im „Globus" XXVIII, S. 268, 284, 299 und 314 (Schilderungen innerasiatischer Zustände: Die Tanguten; Die mohammedanische Revolution in Nordwest-China); ebenda S. 344, 360 und 378 (Die Mongolen); Bd. XXIX, S. 170, 201 und 218 (Prschewalski's Reise von Kiachta nach Peking); Bd. XXX, S. 119, 134, 311 und 346 (Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten). Zur geographischen Orientirung für den hier folgenden Schluß s. die Karte „Globus" XXX, S. 120.

Prschewalski. (Nach einer Photographie.)

ten das Feuer in dem Maße, als sich der Gegenstand ihrer Furcht mehr und mehr aus dem Gesichtskreise verlor, und nach jedem Schusse wurde ein Heidenlärm erhoben. Nachdem genug Pulver verschwendet worden, machte man sich an die Verfolgung der Flüchtlinge, und wirklich gelang es einen derselben zu fangen. Der Unglückliche war, wie sich herausstellte, ein Chinese oder behauptete wenigstens es zu sein. Man beschloß den Gefangenen, sobald man das Nachtlager aufgeschlagen, zu enthaupten; bis dahin sollte er der Karawane folgen. Der Gefangene blieb aber allmälig zurück und versteckte sich endlich im dichten Grase. Es erfolgte nun ein allgemeines Suchen, der Chinese wurde ertappt und mit seinem Haarzopfe an den Schwanz eines Kameels gebunden. Nach der Ankunft an der Stelle des Nachtlagers wurde die

Mongole. (Nach einem Gemälde des Dr. Martin.)

Scene noch curioser. Der Chinese wurde ans Gepäck gebunden und neben ihm wurde der Säbel geschliffen, mit dem ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte. Indessen erhob sich zwischen den Lamas ein heftiger Streit; die einen wollten den Gefangenen hinrichten, die anderen wollten ihn begnadigen. Der Gefangene, welcher gut Mongolisch verstand, hörte, um was es sich handelte, blieb aber trotzdem ganz ruhig sitzen. Doch hiermit war die Sache nicht abgethan. Als der Thee fertig war und die Lamas denselben zu trinken anfingen, bewirtheten sie — aus Gewohnheit — den Gefangenen, als ob er ihr lieber Gast wäre. Die Europäer wunderten sich höchlichst, daß der Gefangene in aller Seelenruhe und mit dem größten Appetite den ihm dargereichten Thee schlürfte; es schien, als ob er in seinem eigenen Hause wäre. Die Lamas gossen ihm eine Schüssel nach der andern voll, ohne ihren Streit über das Leben und den Tod des Chinesen einen Augenblick zu unterbrechen. Das Ende vom Liede war, daß der Unglückliche, in Folge der Vorstellung des Anführers der Karawane, begnadigt wurde, doch bis zum folgenden Morgen am Gepäcke angebunden bleiben sollte.

Nachdem die Karawane den ziemlich bedeutenden Fluß Tschagryn=gol, welcher in südwestlicher Richtung nach der Stadt Dschun=lin fließt und sich, wie es scheint, in den Fluß Tetung=gol ergießt, überschritten hatte, kam sie wieder in eine gebirgige Gegend. Die Gebirge bilden jedoch nicht mehr einen Gebirgssaum, sondern sind auf der Hochebene dieses Theiles von Kan=su aufgethürmt. Dieses Gebirge begleitet im Norden den größten Zufluß des obern Hwang=ho, den Tetung=gol, oder, wie ihn die Chinesen nennen, Di=tun=che, dessen südliches Ufer ein anderer nicht minder großartiger Gebirgsrücken begrenzt. Vom Tschagryn=gol führt der Weg durch die Schlucht des Flusses Jarlin=gol, welcher sich in den Tschagryn=gol ergießt, hinauf. Derselbe ist gut und selbst zum Befahren mit Wagen geeignet; doch war die Gegend zur Zeit, als sie Prschewalski bereiste, verlassen. Am Jarlin=gol sind Goldwäschereien, und man sagte dem Reisenden, daß alle Flüßchen der Gegend reich an Gold seien. Die benachbarten Gebirge sind übrigens wasserreich und tragen ganz den Alpencharakter an sich. Wie beim Muni=ula, dem Alaschan=Gebirge und beim größten Theile der mongolischen Gebirge ist die äußere Region der Kette, wo immer ungeheure Felsen angehäuft sind, wild, während sie näher den Höhenpunkten weichere Formen zeigen. Doch zeigen sich auch hier riesige Erhebungen, wie z. B. der Berg Gadschur; mit ewigem Schnee bedeckte Kuppen finden sich jedoch in diesem Gebirge nicht.

Argalis.

Der nicht steile Uebergang über den Gebirgsrücken führt ins Land der Tanguten und zwar zunächst an die Ufer des Tetung=gol, an welchem das Kloster Tschertynton liegt. Seine unzugängliche Lage hat dasselbe vor der Zerstörung durch die Dunganen gerettet, und in seiner Umgegend lebte eine ziemlich dichte tangutische Bevölkerung. Der Tetung=gol ist ein ganz respectabler Fluß von 20 Klafter Breite. Er strömt schnell dahin in seinem von größeren und kleineren Felsstücken besäcten Bette; stellenweise ist er von überhängenden Wänden eingeengt und schäumt zwischen ihnen über abgerissenen Felsblöcken dahin. Wo die Berge sich ein wenig vom Ufer entfernen, bildet der Tetung=gol immer sehr romantische Thäler, in deren einem das oben genannte Kloster Tschertynton liegt. Dort fanden die Reisenden eine sehr freundliche Aufnahme; da jedoch der Higen (Abt oder Bischof, deren hundert dem Dalai=Lama unterstehen) ein Tangute war, so fiel es Prschewalski schwer, sich mit ihm zu verständigen, denn dieses konnte nur mit Hülfe zweier Dolmetscher geschehen. Es stellte sich heraus, daß der Higen ein Künstler war, denn er zeigte später dem Reisenden ein von ihm gefertigtes Bild, welches die erste Zusammenkunft beider darstellte.

Das Thal der Tetung=gol ist so tief in das Massiv des Gebirges von Kan=su eingeschnitten, daß das Kloster Tschertynton nur 7200 Fuß hoch liegt. Es war dies die niedrigste Stelle, welche Prschewalski in jener ganzen Gebirgsregion gefunden hat. Gegen Osten, d. h. gegen den Hwang=ho, wird natürlich das Thal des Tetung immer niedriger. Die Ge=

Buddhistischer Tempel.

birge zwischen Tschertynton und Tscheibsen, einem andern Kloster, sind zwar felsig und zerklüftet, aber mit Wald bedeckt; die Abhänge steil und nur auf schmalen Fußsteigen zu erklimmen. Trotzdem ist die Gegend in Beziehung auf Flora und Fauna reich und auch von Menschen ziemlich bevölkert. Es hausen in den Schluchten und Thälern Tanguten, die theils in schwarzen Zelten, theils aber auch in festen Wohnhäusern leben. Ueberhaupt ist die Gegend, welche sich vom Tetung=gol gegen die Stadt Si=ning=fu hinzieht, trotzdem sie gebirgig ist, dicht von Chinesen, Tanguten und dem Stamme der Dalden bevölkert und ausgezeichnet cultivirt. In ihr liegen die Städte Nim=bi, Ujam=bu, und weiter gegen Westen: Si=ning, Donkyr und Senguan.

Die Dalden sind ihrem Aeußern nach den Mongolen weit ähnlicher als den Chinesen, obgleich sie, wie die letzteren, ansässig in Fansen leben und sich mit Ackerbau beschäftigen. Viehzucht treiben sie jedoch nicht. Das Gesicht dieses Volksstammes ist flach und rund, mit hervorstehenden Backenknochen, die Augen und Haare schwarz, der Mund mittelgroß, manchmal aber auch groß, der Körper gedrungen. Die Männer rasiren Kopf und Bart, der bei diesem Volksstamme, umgekehrt wie bei den Chinesen und Mongolen, stark wächst, und sie lassen, wie die Chinesen, eine Flechte stehen. Die jungen Frauenzimmer flechten alle Haare auf dem Hinterkopfe zusammen und tragen eine Kopfbekleidung aus Baumwollenstoff von quadratischer Form und unförmlichem Umfange, während ältere Frauen nur aus ihren Haaren eine Flechte machen, welche sie hinten tragen, während sie die Haare vorn scheiteln. Die Kleidung der Männer sowohl als der Frauen ist der der Chinesen ähnlich, mit denen und den Tanguten vermischt dieser Volksstamm lebt. Die Dalden bekennen die Lehre Buddha's. „Es sind schlechte Menschen mit wenig Verstand," sagen die Mongolen von ihnen, deren Sprache ein Gemisch mongolischer, chinesischer und ihnen eigenthümlicher Worte sein soll.

Am Nordwestrande der oben bezeichneten hügeligen Fläche liegt das Kloster Tscheibsen, das der Ausgangspunkt aller Untersuchungen Prschewalski's in Kan=su war.

Dieses Kloster (vergl. Bd. XXVIII, S. 300) befindet sich sechszig Werst nordnordöstlich von Si=ning unter 37° 3' nördl. Br. und nach der von Prschewalski gemachten Beobachtung der Höhe des Polarsterns unter 70° 38' östl. L. von Pulkowa (etwa 101° östl. L. Gr.). Die absolute Höhe der Gegend beträgt hier 8900 Fuß. Das genannte Kloster besteht aus dem Haupttempel, welcher mit einer Lehmmauer umgeben ist, und aus anderen kleineren Baulichkeiten, an die sich einige Dutzend, vielleicht auch einige Hundert Fansen anschließen. Alle diese Baulichkeiten waren jedoch drei Jahre vor Ankunft Prschewalski's von den Dunganen zerstört worden. Nur der durch eine Mauer beschützte Haupttempel entging der Verwüstung. Derselbe ist aus Ziegeln erbaut, und hat eine quadratische Form, welche allen buddhistischen Tempeln eigenthümlich ist. Die vier Seiten entsprechen den Himmelsrichtungen, und gegen Mittag befindet sich der Eingang mit drei Thürmen. Vor diesem Eingange ist eine Estrade aus Stein erbaut, zu welcher einige Stufen hinaufführen. Das Dach des Klosters hat die gewöhnliche Dachform, d. h. nach zwei Seiten abfallend, ist mit vergoldetem Kupferblech gedeckt und an den Seiten mit Drachen geschmückt. Im Innern des Tempels befindet sich als Hauptgottheit Sakya muni, d. h. Buddha, aus vergoldetem Kupfer, in der Gestalt eines sitzenden Mannes, von ungefähr zwei Klafter Höhe. Vor diesem Götterbilde brennt eine ewige Lampe und stehen große Gefäße aus Tomback, welche mit Wasser, Branntwein, Reis und Gerstenmehl gefüllt sind. Rechts und links neben Buddha steht ebenfalls ein großes Götterbild; vor ihm befinden sich ebenfalls Gefäße mit Speise, doch brennt keine ewige Lampe vor ihm. In den an drei Wänden aufgestellten Spinden befinden sich Tausende kleiner kupferner Götter, welche eine Höhe von 1 bis 2 Fuß haben; jeder von ihnen hat eine besondere Stellung und andere Attribute, von denen einige bis zum Ekel cynisch sind. Alle diese tausend Heiligenfiguren sind auf Bestellung des Dschandschi=Higen in Dolon=nor in der Mongolei nördlich von Peking gemacht und von dort nach Ala=schan gebracht worden. Der Fürst von Ala=schan hat sie auf seine Kosten weiter ins Kloster von Tscheibsen geschafft.

Der Hof, in welchem sich das beschriebene Kloster befindet, ist mit einer quadratischen Gallerie umgeben, welche sich an die Hauptmauer anschließt. Jede Seite dieser Gallerie ist gegen hundert Schritt lang und mit Bildern bemalt, welche die von Göttern und Helden vollbrachten Großthaten darstellten. Hier hat eine übrigens sehr rohe Phantasie freien Lauf gehabt: Schlangen, Teufel, verschiedene Schreckgestalten — alles in den verschiedensten Formen und Lagen. Auf dem Gitter, welches die Seiten der Gallerie umgiebt, sind in der Entfernung einer Klafter von einander kleine eiserne Urnen aufgestellt, in welche Gebete gelegt werden, die auf Papier geschrieben sind. Die eifrigen Gläubigen, welche täglich den Tempel besuchen, begnügen sich nicht mit dem Ablesen der Gebete, sondern drehen auch die Urnen, so daß sie nach ihrer Annahme Gott doppelt verehren. Die Zahl der Lamas im Kloster Tscheibsen belief sich zur Zeit, als Prschewalski dasselbe besuchte, auf hundertundfunfzig; vor dem Aufstande der Dunganen aber auf das Doppelte. Außerdem lebt dort auch ein Higen. Tscheibsen wird auf Kosten des Dschandschi=Higen und durch Opfer der Pilger unterhalten. An großen Feiertagen werden die letzteren mit Thee und Dsamba (geröstetem Gerstenmehl) bewirthet.

Die allgemeine Charakteristik der Gebirge, welche nördlich und nordwestlich vom See Kuku=nor im Gebiete von Kan=su liegen, wäre etwa folgende. Der nicht breite Kessel dieses Alpensees ist von allen Seiten von Bergen eingeschlossen. Es sind dies Ausläufer der riesigen Gebirgszüge, welche den nordöstlichen Winkel Tibets und die vom obern Laufe des Gelben Flusses entwässerte Gegend durchschneiden. Vom Hwang=ho aus umgeben die Gebirgsmassive mit zwiefacher Kette von Nord und Süd den See Kuku=nor und ziehen sich gegen 500 Werst nach Westen hin, indem sie gleichsam eine Halbinsel bilden, welche gegen Süden scharf durch die Salzmoräste von Tsaidam und gegen Norden durch die weite Ebene der Gobi abgegrenzt wird. Gegen diese letztere hin fällt das Gebirge von Kan=su als steile Wand ab, hinter welcher die Hochebene liegt, die sich durch die Landschaft Kuku=nor und Tsaidam bis an die Bergkette des Burchan=Budda hinzieht, welcher die Nordgrenze der noch höhern tibetanischen Hochebene bildet. Das eigentliche Gebirge von Kan=su besteht, so weit es Prschewalski untersucht hat, aus drei parallelen Rücken. Einer dieser Rücken begrenzt die Hochebene von Ala=schan, während die beiden anderen auf dem Plateau selbst aufgethürmt sind und den größten Fluß der Gegend, den Tetung=gol, begleiten. Gegen Osten, nach dem Hwang=ho zu, werden diese Gebirge, wie die Mongolen sagen, niedriger, dafür aber steigen sie nach Westen bedeutend an, wo sie bei den Quellen der Flüsse Ezsine=gol und Tolai=gol die Schneegrenze erreichen. Weiterhin werden die Gebirge von Kan=su wieder niedriger und enden in der allgemeinen tibetanischen Hochebene. Einige Kuppen vom Tetung=gol, unter diesen der Gadschur im nördlichen Rücken, steigen bis zu mehr als 14,000 Fuß an.

Alle diese Bergketten mußte Prschewalski und seine Reisegefährten überschreiten, um sein Ziel, den See Kuku=nor,

das Gebiet von Tsaidam und Nordtibet zu erreichen. Bis an den Kuku-nor reiste er mit einer Karawane, welche sich nach Tibet begab und welche in beständiger Furcht vor Ueberfällen Seitens der räuberischen Dunganen und der nicht minder räuberischen chinesischen Soldaten lebte. Einmal war auch wirklich die Gefahr eines Ueberfalls nahe; als jedoch die Räuber sahen, daß die vier Russen muthig vorgingen — das Gerücht, daß sie gut bewaffnet seien und von ihren Waffen ausgezeichneten Gebrauch zu machen verständen, war ihnen vorausgeeilt —, entflohen sie und gaben den Engpaß, durch welchen der Weg führte, frei. Die Räuber hatten zwar auf die Reisenden geschossen, doch aus einer Entfernung von mehr als einer Werst, aus der ihre Luntenflinten keinen Schaden mehr zufügen konnten.

Als Prschewalski den Kuku-nor erreicht hatte, rief er hoch erfreut: „Der Traum meines Lebens ist erfüllt! Das ersehnte Ziel der Reise erreicht!“ Das, wovon er vor nicht langer Zeit nur träumte, war nun zu einer unbestrittenen Thatsache geworden! Allerdings war dieser Erfolg um den Preis vieler schwerer Entbehrungen erkauft worden, aber nun waren alle überstandenen Leiden vergessen, und er stand mit seinen Gefährten voller Freude am Ufer des großen Sees und erfreute sich am Anblicke seiner wundervollen dunkelblauen Wogen!

Der See Kuku-nor wird von den Tanguten Zokgumbum, von den Chinesen Tsin-chai genannt. Er liegt westlich von Si-ning-fu in einer absoluten Höhe von 10,500 Fuß und bildet eine Ellipse, deren Längenachse gegen Westen gerichtet ist und deren Umfang 300 bis 350 Werst beträgt. Man braucht 7 bis 8 Tage, um den See zu Pferde zu umreiten, und über 14 Tage, um ihn zu Fuß zu umgehen. Die Ufer des Sees sind nicht gebuchtet, sein Wasser ist salzig und in Folge dessen von ausgezeichneter dunkelblauer Farbe, so daß ihn die Mongolen mit dunkelblauer Seide vergleichen. Von den den See umgebenden Bergen ergießen sich viele kleine Bäche in ihn, von denen jedoch nur acht einige Bedeutung haben. Das größte Flüßchen, das in den südwestlichen Winkel des Sees mündet, heißt Burchaingol. Wie alle großen Seen wird auch der Kuku-nor von jedem selbst schwachen Winde stark bewegt; eine Folge hiervon ist, daß er selten ganz ruhig ist. Er ist sehr fischreich, doch nicht an Species, sondern nur an Individuen.

Die Gegend vom Kuku-nor bildet einen eigenen „Wan“ (Fürstenthum). Der Fürst war etwa ein Jahr vor der Ankunft Prschewalski's gestorben und sein Nachfolger war sein zwanzigjähriger Sohn, der von der Regierung in Peking noch nicht bestätigt war. Deshalb führte er die Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter, einer ziemlich jungen und energischen Frau. Mutter und Sohn begegneten Prschewalski am See Dalai-Dabassu, einem Salzsee, welcher südlich vom Süd-Kuku-norer Höhenzuge liegt, gegen 40 Werst im Umfange hat und mit Salzschichten von einem Fuß Dicke bedeckt ist. Das Salz von hier wird nach Donkyr in den Handel gebracht. Der junge Fünst betrachtete die Reisenden mit ausdrucksloser Neugierde; die Fürstin dagegen forderte den Paß und sagte zu den ihr nahe stehenden Personen, nachdem sie ihn durchgelesen hatte: „Diese Männer sind vielleicht von unserm Herrscher hergesendet worden, um zu sehen, was hier geschieht und um ihn davon zu benachrichtigen.“ Hierauf befahl sie, den Reisenden Führer zu geben, und setzte ihre Reise nach Donkyr fort. Freudig wurden die Reisenden im Lager des Tsin-chai-wan vom Onkel des jungen Fürsten empfangen. Dieser war „seiner Profession nach“ ein Higen, der einige Male in Peking und Urga gewesen war und an letzterm Orte Russen gesehen hatte. Er besaß einst ein eigenes Kloster, das jedoch von den Dunganen zerstört worden ist. Er zeigte sich als einen sehr guten Menschen und sendete den Reisenden, nachdem er von ihnen die in Asien üblichen Geschenke erhalten hatte, als Gegengeschenk eine kleine Jurte, welche ihnen später in Tibet ausgezeichnete Dienste leistete. Den größten Gefallen that er ihnen aber dadurch, daß er seinen Unterthanen streng untersagte, in das Zelt der Reisenden zu gehen und sie zu belästigen, so daß sie hier das erste und letzte Mal während der ganzen Reise in der Nähe menschlicher Wohnungen ungestört leben konnten.

---

# Die Tinne-Indianer[1].

## I.

α Mit dem Namen Dènè-Dindjié bezeichnet Petitot die Rothhäute, welche zu beiden Seiten des Felsengebirges zwischen dem Eismeere im Norden und 54° nördl. Br. im Süden und vom Cascade-Gebirge im Westen bis zur Hudsons-Bay im Osten wohnen. Die Tinne (wie wir nach dem bisherigen Vorgange sie der Einfachheit halber nennen wollen) bevölkern demnach mehr als die Hälfte des britischen Nordamerika. Samuel Hearne war der Erste, welcher sie unter der Bezeichnung Northern Indians beschrieb; Al. Mackenzie, Franklin, Hales und Richardson nennen sie Tinneh, auch Chippewayans und Athabasken. Bei den nach Nordwesten vorgedrungenen französischen Canadiern erscheinen sie als Montagnais du Nord.

Der eigentliche Namen dieser Indianer ist „Mensch“ und je nach den Dialekten lautet derselbe in ihrer Sprache dinè, tènè, danè, dunè, dinè, adènè, adaena, duaïnè, dindjiè, dindjitch. Wörtlich übersetzt heißt dies Wort „der Irdische“, von de = das was ist, und nnè, nni, na = Erde. Durch Vereinigung des Wortes dinè, die Bezeichnung der Chippewayans, des südlichsten Stammes, und dindjiè, der Bezeichnung der Loucheux, des nördlichsten Stammes, bildet Abbé Petitot seine Gesammtbezeichnung für diese Völker, Dènè-Dindjiè. Die Loucheux, von denen hier die Rede ist, sind dieselben, welche Richardson als Kutchin bezeichnet; allein dieses von den Dindjiè auf alle Nationen angewandte Wort (richtiger Kuttchin) bedeutet einfach Einwohner, Volk. Unter der Bezeichnung Chippewayans (richtiger Tchipwayanawok) sind die Dènè-Dindjiè

[1]) Nach Dictionnaire de la Langue Dènè-Dindjié dialectes montagnais ou chippewayan, peaux de lièvre et Loucheux etc. par le R. P. E. Petitot. Paris, Ernest Leroux 1876. Das hier Gebotene ist ein Auszug aus der dem Wörterbuche vorangehenden ethnographischen Monographie, in welcher der sonst so schätzenswerthe Verfasser oft die curiosesten und unkritischsten Vergleiche zwischen den Tinne und allen möglichen Völkern der Alten Welt anstellt.

bei ihren südlichen Nachbarn, den Cris und Sauteux, bekannt. Es bedeutet, nach Taché, „Schwanzfelle“, von wayan, Fell, und tchipwa, geschwänzt; wok bezeichnet den Plural. Diese Etymologie wird verständlich, wenn man weiß, daß die Tinne Renthierhautkittel tragen, an denen hinten und vorn eine Spitze herabhängt. Die Koloschen vom Stillen Ocean, die auch zu den Tinne gehören, tragen dasselbe geschwänzte Kleid. Die Eskimos, die nördlichen Nachbarn der Loucheux, geben ihnen den schimpflichen Namen Irkɷéléït = Ungezieferlarven.

Die Tinnefamilie zerfällt in viele Stämme, welche die Europäer, als sie nach Norden vordrangen, alle im gegenseitigen Kampfe unter einander fanden. Diese immerwährende Trennung der einzelnen Stämme erklärt auch die große Zahl der Dialekte unter ihnen; jedes Stämmchen hat seine besondere Sprache, die oft so verschieden ist, daß die gegenseitige Verständigung nur mittelst Zeichen möglich wird. Hierbei erscheint es auffallend, daß oft Stämme, die Hunderte, ja tausend Meilen von einander entfernt wohnen, in ihrer Sprache mehr Aehnlichkeit haben als dicht benachbarte. So findet man bei den Hasenfell-Indianern am Anderson River (der in das Nördliche Eismeer mündet) zahlreiche Formen und Wörter wieder, die unter den Sekkanais am Friedensflusse vorkommen.

Die Tinne des Nordwestens zerfallen in 13 oder 14 Stämme, die zu einer der vier Gruppen der Montagnais, Montagnards, Sklaven-Indianer und Loucheux gehören. So theilt aus Zweckmäßigkeitsgründen Petitot sie, auf die Sprache gestützt, ein; Sitten und Gebräuche sind überall dieselben. Diese Stämme, von Süden nach Norden zu aufgezählt, sind folgende:

### I. Montagnais.

1. Die Chippewayans oder Thi-lan-ottiné, d. h. Leute der Kopfspitze, wohnen an den Seen Ile à la Crosse, am Frost- und am Herzsee.
2. Die Athabasken, Kɷest' aylé kke ottiné, d. h. Leute des Zitterbodens, jagen am Athabaska-See und Sklavenflusse.
3. Die Caribu-Esser, Ethen-eldéli, wohnen im Osten des Caribu- und Athabaska-Sees, in den Steppen, die sich bis an die Hudsons-Bay ausdehnen.
4. Die Gelbmesser, die Kupfer-Indianer Franklin's, Tatsan ottiné, d. h. Kupferleute, in den Steppen im Osten und Nordosten des großen Sklavensees.

### II. Montagnards.

5. Die Biber-Indianer, Tsa-ttiné, d. h. die unter Bibern wohnen, und
6. die Sarcis, welche nicht von einander getrennt werden. Die ersteren jagen am Friedensflusse, die zweiten am obern Saskatchewan nach den Felsengebirgen zu.
7. Die Sekanais, Thè-kka-nè, d. h. die im Gebirge Wohnenden, die meisten in der Nähe der Handelsposten am Fraser, andere am obern Friedensflusse.
8. Die Na'annès, Bewohner des Westen, oder Noh'hannè Richardson's. Es giebt nur noch sehr wenige am östlichen Abhange der Felsengebirge.
9. Die Mauvais-Monde, Ettcha-ottinè, d. h. die Zuwiderhandelnden, wenig zahlreich im Gebirge beim alten Fort Halkett.
10. Die Esba-t'-a-ottinè, die beim Argali (Bergschaf) wohnen. Es ist das Sheep-people Franklin's; im Felsengebirge, zwischen der rivière du courant-fort und dem Nahanne (linker Nebenfluß des Friedensflusses).

### III. Sklaven-Indianer.

11. Die Etchanɷè-ottinè, d. h. die, welche im Schutze wohnen. Es sind die Strong-bows Franklin's. Sie jagen am Liardflusse.
12. Die eigentlichen Sklaven-Indianer, welche ihren Namen von den Cris wegen ihrer Furchtsamkeit erhielten. Am Forellensee, Mackenzie, bei Fort Norman. Sie zerfallen in eine Menge Stämme mit eigenen Namen.
13. Die Hundsseiten, L'in-tchanɷè, zwischen Sklaven- und Bärensee, im Osten des Mackenzie bis zum Kupferminenfluß. Die Engländer nennen sie Dog-ribs.
14. Die Hasenfell-Indianer, am untern Mackenzie von Fort Norman bis zum Eismeer, zerfallen in fünf Stämme. Sie sind die Hare-Indians der Engländer.
15. Die Eta-gottiné oder Bergleute im Felsengebirge, zwischen den Esba-t'a-ottinè und Loucheux.

### IV. Loucheux

oder Dindjié, umfassen 13 Stämme vom Andersson im Osten bis ins Territorium Alaska im Westen, im Norden begrenzt von den Eskimos. Petitot zählt die 13 auf.

Der Typus der Tinne ist total verschieden von dem ihrer Nachbarn, der Eskimos, aber sehr ähnlich demjenigen der Sioux oder Dakotah. Zwar weichen die einzelnen Stämme stark unter einander ab, doch läßt sich im Allgemeinen folgendes Bild der Tinne entwerfen. Der Kopf ist verlängert; die größte Breite liegt zwischen den Backenknochen; die Stirn hoch, zurückweichend, conisch, an den Schläfen eingedrückt und oben mit einer abgerundeten Protuberanz versehen. Der Augenbrauenbogen ist scharf und hoch geschwungen; das Auge groß, schwarz, funkelnd mit einem schlangenartigen Ausdruck. Die Nase, im Profil gesehen, erscheint adlerförmig; breit und etwas abgeplattet von vorn; die Nasenscheidewand ist stark sichtbar, namentlich bei den Loucheux, welche einen Schwanenknochen darin tragen. Der Mund ist breit, mit kleinen guten Zähnen; die obere Lippe steht über die untere hervor, namentlich bei den Bergbewohnern, deren Gesicht an die Raubvögel erinnert; das Kinn ist spitz, lang bei den Einen, zurückweichend bei den Anderen. Die Haare schwarz, hart, in langen Strähnen über Stirn und Schultern fallend. Die Hautfarbe wechselt von Stamm zu Stamm. Auch die hellsten zeigen niemals das Weiß der Europäer, sondern haben stets einen dunkeln Beisatz. Das Fleisch ist hart. Die Tinne sind hoch und gut gewachsen und neigen nie zur Wohlbeleibtheit; Bucklige, Hinkende und Verkrüppelte trifft man nicht. Vor der Ankunft der Europäer waren außer dem Rheumatismus, der Ophthalmie und der Taubheit keine Krankheiten bekannt; doch war das Schielen sehr verbreitet und daher der von den französischen Canadiern gegebene Name der Loucheux (Schieläugigen). Bei den Hundsrippen ist das Stottern allgemein verbreitet und erblich.

Was den Charakter der Tinne anbetrifft, so vereinigt derselbe die Vorzüge wie die Fehler des Zustandes der Wildheit. Sie sind Lügner, unreinlich, wenig gastfreundlich, geizig, hart gegen die Frauen, Greise und Schwachen, blind gegen die Fehler der Kinder, Feiglinge, faul, Egoisten. Dagegen mild gegen Ihresgleichen, sie vermeiden es Jemand zu beleidigen oder zu mißhandeln, widersprechen Niemand ins Gesicht und folgen den Gesetzen der Natur; treu beobachten sie die guten Gebräuche ihrer Vorfahren; klug und zurück-

haltend benehmen sie sich gegen Fremde, sie sind mäßig und verabscheuen geistige Getränke, sind unermüdlich und geduldig in Leiden. Diebstahl, Zorn und Mord sind ihnen unbekannt. Gegen diejenigen, welche ihr Vertrauen gewonnen haben, sind sie offenherzig. Sie fragen neugierig wie Kinder nach allen Sachen, sind von Natur religiös und haben wenig Aberglauben. Im Vergleich mit den benachbarten Völkern können sie als ein relativ moralisches Volk gelten. Mit Freuden haben die Tinne „das Joch des Evangeliums" ergriffen. Richardson bezeugt es, daß die katholischen französischen Missionäre des Nordwestens das volle Vertrauen der Indianer besitzen und daß es den Protestanten nicht leicht wird, sich zwischen sie einzudrängen. „In der That, fast alle Tinne sind Christen und Katholiken." Im Uebrigen sind diese Rothhäute ihr Leben lang große Kinder. Die thierischen Instincte sind bei ihnen in hohem Grade entwickelt, das Ortsgedächtniß ist vortrefflich; ihr Blick ist gleich dem des Falken, ihr Geruchssinn vollkommen; der Geschmack und das Gehör haben aber unter den Entbehrungen und der Härte des Klimas gelitten. Idioten giebt es unter ihnen nicht, dagegen leiden sie oft, wie Samojeden, Tungusen und andere nordische Völker, an Hallucinationen; oft zeigt sich bei einzelnen eine außerordentliche Ueberreizung des Nervensystems, die sich alsdann den Nachbarn mittheilt und seuchenartig von Stamm zu Stamm eilt, namentlich die heidnischen Weiber ansteckt und die Ergriffenen zu den tollsten Thaten bringt. So zeigt sich in jedem Jahre während des Sommers ein epidemisches Furchtgefühl, welches alle zu Feiglingen macht und in die entsetzlichste Angst vor einem eingebildeten Feinde versetzt. Petitot schreibt diesen Affectionen auch die Fälle von Cannibalismus zu, welche vor der Bekehrung der Tinne vorkamen; Hunger und Todesfurcht machten die Leute toll, sie fielen einander an und fraßen sich auf.

Die Tinne haben keine Vorstellung von dem, was wir Schönheit, Güte, Ordnung, Zeit, Liebe, Dankbarkeit nennen. Sie sehen beim Heirathen nicht auf Schönheit; die Güte einer Frau hängt nur davon ab, ob sie geschickt, arbeitsam, fruchtbar ist. Die Tinne kennen ihr Alter nicht; nach drei oder vier Jahren wissen sie nicht mehr, wie alt ihre Kinder sind. Sie zählen an den Fingern und wenn die Finger der einen Hand fertig sind, fahren sie bei denen der andern fort. Ihr Zahlensinn ist ein sehr beschränkter und sie sind zu Uebertreibungen und falschen Schätzungen sehr geneigt. Sehen sie fünf oder sechs Leute kommen, so rufen sie aus: eine große Masse naht, und wenn ein Stamm von 300 oder 400 Personen vereinigt ist, dann brüsten sie sich damit, daß ihre Zahl jene der Moskitos überträfe. Doch wenn ihr Interesse dabei ins Spiel kommt, wissen sie die Zahlen leicht zu verringern; sollen sie über ihren Fischfang Rechenschaft ablegen und sie haben 100 Fische gefangen, so sagen sie sicher, es seien nur einige wenige gewesen.

Ihre Zeitrechnung übersteigt nicht die Dauer eines Jahres. Sie unterscheiden viele Jahreszeiten nach dem Zustande des Schnees oder der Erde und theilen das Jahr in zwölf Mondmonate, deren jeder seinen besondern Namen führt. Die Eskimos und Algonkiner, welche dieselbe Eintheilung haben, benennen die Monate fast mit denselben Namen wie die Tinne, nach dem Adler, dem Frosch, der Gans, der Antilope, den Fischen, dem Ren u. s. w. Die Tage werden von einem Sonnenuntergang zum andern gerechnet. Der Beginn des Jahres ist in unserm März, zur Zeit der Frühjahrs-Tag- und -Nachtgleiche. Einige Sternbilder führen besondere Namen; die Tinne richten sich nach denselben auf ihren Reisen.

Das Wiedervergeltungsrecht, welches unter den meisten Naturvölkern und auch bei anderen Rothhäuten in so hohem Maße geübt wird, ist bei den Tinne unbekannt; einige Ausnahmen existiren allerdings, diese aber bestätigen die Regel. Die Häuptlinge, welche ihnen die Hudsons-Bay-Compagnie einsetzt, haben kein anderes Recht als die Jagdzüge und die Reisen zu den Handelsforts zu regeln. Von ehelicher Liebe ist bei den Tinne nicht die Rede, wie überhaupt unser Begriff der Liebe ihnen fremd ist. Die Frau heißt sé'a, mein Sklave; daneben aber auch sé dézé, meine Schwester. Bigamie, Polygamie und selbst eine Art von Weibercommunismus waren häufig. Neugeborene Mädchen wurden oft erwürgt oder ausgesetzt. Bis zur Ankunft der Missionäre, die hier vielfach ändernd eingriffen, wurde die Frau gegen eine Decke, eine Flinte oder ein paar Hunde vom Vater verkauft.

Die Tinne besaßen keinerlei Art von Cultus und ihre Religion bestand in der Ausübung verschiedener traditioneller Gebräuche, auf die wir noch zurückkommen. Hieran schloß sich der Totemismus oder Nagualismus, die Verehrung der Thiere; je nach den Dialekten heißen die Thierfetische elkinsi, ellone, allonon. Bei den Sklaven-Indianern ist ellone das Musethier, bei den Hasen-Indianern das Ren, bei den Montagnards der Biber — jedesmal das Thier, dem sie hauptsächlich ihren Lebensunterhalt verdanken. Dieser Nagualismus besteht darin, daß man eine Reliquie von dem betreffenden Thiere bei sich trägt, dasselbe nicht beleidigt, tödtet oder von seinem Fleische ißt. (Widerspricht dem eben Gesagten.)

Die Tinne kennen auch ein gutes, höchstes Wesen, das zahlreiche Namen führt; der hauptsächlichste darunter ist Bettsen-nu-unli, derjenige, durch den die Erde besteht; dann Nuuntse, der Schöpfer, und Tit'ie, der Menschenvater. Nach den Hasen-Indianern und Loucheux ist er dreifach, aus Vater, Mutter und Sohn bestehend. Der Vater wohnt im Zenith, die Mutter im Nadir, der Sohn eilt am Himmel zwischen beiden hin und her. Als er so eines Tages umherwandelte, bemerkte er die Erde. Zu seinem Vater zurückgekehrt, sang er ihn folgendermaßen an (der Gesang wird sorgfältig von den Hasen-Indianern aufbewahrt): „O mein Vater in der Höhe, zünde doch dein himmlisches Feuer an, denn auf dieser kleinen Insel (die Erde wird als runde Insel gedacht) sind seit Langem meine Brüder schon unglücklich. Sieh' sie an, mein Vater, habe Mitleid mit den Menschen." Als Petitot die Erzählerin, die alte Hexe Katochti, fragte, ob die Tinne das himmlische Feuer gesehen und der Sohn Gottes zur Erde herabgestiegen sei, antwortete sie: „Ja, lange Zeit vor Ankunft der Weißen, erzählte mir meine Mutter, sei im West-Süd-West ein Stern erschienen und dorthin wurden mehrere von unserm Volke gebracht. Seit jener Zeit sind wir alle getrennt. Die Montagnais breiteten sich im Süden aus; ihre Pfeile sind klein und schlecht gearbeitet. Die Loucheux wurden gegen Norden getrieben; ihre Frauen sind häßlich gebaut; aber wir, die wirklichen Menschen, wir wurden in den Felsengebirgen angesiedelt, und es ist noch nicht lange her, daß wir an den Ufern des Mackenzie wohnen."

Neben Ellone erkennen die Tinne noch einen bösen Geist, der gleichfalls verschiedene Namen führt. Die gewöhnlichsten sind Yedariye-slini (böse Macht); ettsone (Fischotter, böser Geist); edze (Herz); yatenon-tay (der vom Himmel Gekommene); ettseni (Geist); onnettsen (der Zurückgestoßene). Die Indianer haben große Furcht vor ihm und machen ihn zum Gegenstande ihrer Magie. Es giebt sehr verschiedene Arten derselben, z. B. die Heilmagie, welche elkkezin tsendjin = einer singt über dem andern, heißt. Eine andere Art heißt inkkoanzé, der Schatten; sie beschäftigt sich mit der Wiedererlangung verlorener Gegenstände, giebt Auskunft über abwesende Personen und beschleunigt die Ankunft der

Barken. Die dritte Art, genannt „der starke Schatten“, wird als die größte Medicin angesehen und dient dazu, Ruhm und Ansehen zu bereiten; die vierte ist Böses wirkend, wie unsere Hexen im Mittelalter; sie heißt nanlyéli. Endlich giebt es eine fünfte Art von Zauberei, tayetlin, welche angewandt wird, um sich große Jagdbeute zu sichern und den Feind zu tödten. Bei diesem Verfahren wird einer der Ihrigen an Kopf und Füßen horizontal aufgehängt und hin und her geschaukelt.

Die Schamanen oder Medicinmänner, welche diese Zaubereien ausüben, heißen im Dènè „Schatten“ oder „Sehende“, im Dindjié „Magier“. Ihre Functionen bestehen in den bekannten Zaubergesängen zur Trommel; sie entkleiden sich, umgeben den Kopf mit Binden und Fransen aus Stachelschweinborsten, setzen sich Hörner auf und hängen sich zuweilen einen Schwanz an. Dann nehmen sie die Stellung eines Thieres an, singen, brüllen, rollen die Augen, fluchen, befehlen ihrem Fetisch und benehmen sich überhaupt, wie Abbé Petitot schreibt, „scheußlich und bestialisch“.

---

# Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherm Inspector der Schulen Südaustraliens.

## II.

### Die Ureinwohner.

Aeußere Erscheinung. Die Eingeborenen Westaustraliens sind in ihrer äußern Erscheinung, Größe, Farbe und anderen Merkmalen einigermaßen verschieden von einander. Die Beobachtungen, welche man über die Bewohner des Nordens gemacht hat, sind noch sehr mangelhaft; so viel läßt sich jedoch feststellen, daß hier sich malayische Einflüsse schon geltend gemacht haben. Von den Bewohnern des Innern hat man vereinzelte Nachrichten durch Reisende, die auch in den traurigsten Gegenden umherirrende Familien antrafen; aber aus dem spärlich bewohnten Südosten sind während einer Reihe von Jahren seit Ansiedelung der Colonie Nachrichten über die Eingeborenen dann und wann bekannt geworden.

Der Unterschied zwischen den Bewohnern des Nordens und des Südens ist hier aus geographischen naheliegenden Gründen bei Weitem nicht so groß als nach Osten zu. Die Bewohner Nordaustraliens — sowohl die im Queensländer als im südaustralischen Gebiet — sind auf den ersten Blick von denen des Südens zu unterscheiden. In Südaustralien bildet die Mac Donnell Range eine ganz bestimmte Scheidewand. Während man dort z. B. im Süden den Bart entweder voll wachsen läßt oder, wie um den Eyre-See und nördlich von demselben, wenigstens nur die Backenhaare entfernt, wo dann der Bart zugespitzt wird, erscheinen die Eingeborenen nördlich von dieser Kette bis zum Indischen Ocean ohne allen Bartwuchs. Die nördlich wohnenden Eingeborenen sind von weit größerer, kräftigerer Statur als ihre südlichen Brüder.

In Westaustralien, so weit unsere Kenntniß reicht, tragen die Bewohner des Nordens wie des Südens denselben vollen Bart, ja man ist bei der Roebuck-Bay z. B. so stolz auf den Besitz dieses Gesichtsschmuckes, daß, wo derselbe mangelhaft ist, man ihn durch falsches Haar zu ersetzen sucht. Man trägt nämlich ein Stück Opossumfell von dunkler Farbe, passend zugeschnitten und mit Baumharz befestigt, auf der Oberlippe. In der Regel ist dieser Kunstbart durchaus nicht vonnöthen, überall ist der Haarwuchs stark entwickelt; der lange Bart wird oft mit mehreren Windungen Schnur zusammengebunden.

Auf das Kopfhaar verwenden die südlichen Stämme Aufmerksamkeit, indem sie es mit einer Mischung von rother Ockererde und Fett bestreichen, so daß es ganz verfilzt wird; im Norden aber wird es von der Stirn weggezogen und zu einem Schopf zusammengebunden. Männer wie Frauen tragen es in dieser Weise. Die Frauen im Süden tragen ihr Haar fast ohne Ausnahme kurz geschnitten, während die Männer es mäßig lang lassen, ja die jungen Leute sich in langem Haar gefallen und ein Band, aus Haaren des Opossums gesponnen, um den Kopf tragen, um es zusammenzuhalten.

Gesicht und Oberkörper wird mit rother Farbe beschmiert, wie sie sagen, um sich gegen Sonne und Regen zu schützen und sich reinlich zu halten. Diese Farbe — paloil genannt — wird mit Fett und Fischöl gemischt und verleiht ihrem schon sonst nicht angenehmen Aeußern einen höchst unangenehmen Geruch. Wenn man die Eingeborenen in dieser Malerei zum ersten Male sieht, so ist man versucht, zu glauben, sie hätten eine natürliche, hellere Hautfarbe. Ohne Zweifel sind sie nicht von demselben Schwarz als ihre nördlich wohnenden Brüder, auch kann man unter ihnen dunkler und heller gefärbte Individuen unterscheiden, immer aber ist die Färbung eine schwärzliche, vielleicht mit etwas braunem Ton. Dieselben Unterschiede sind im Norden bemerkt worden. Die Eingeborenen sind dort entschieden schwarz, aber man bemerkt, wie unter Europäern Blonde und Braune, so dort solche, deren Hautfarbe entweder einen bläulichen oder einen röthlichen Anflug hat.

Der Körper wird auch noch in kunstvollerer Weise bemalt — die vorgenannte Weise des Bemalens soll nur zum Schutze dienen —, man versucht auch, den Körpern durch allerlei phantastische Zeichnungen in rother und weißer Farbe besondern Reiz zu verleihen.

Bei einer großen Festlichkeit in der Nähe von King George's Sound erschienen mehrere der jungen Männer mit angemalten weißen Fichus um den Hals, die in äußerst feinen kleinen Pünktchen ausgeführt waren; sie sahen den entsprechenden Kleidungsstücken der weißen Damen sehr ähnlich; ob sie aber wirklich eine Nachahmung waren, erscheint zweifelhaft. Im Norden bemalen sie sich in ähnlicher Weise, oft auch mit abwechselnden, dick aufgelegten, runden, rothen und weißen Flecken. Die Leute sehen Harlequins auffallend ähnlich.

Das Bemalen des Körpers geschieht besonders bei Festlichkeiten und als äußeres Zeichen der Trauer um einen Verstorbenen. In letzterm Falle wird ein dicker, starker, weißer Strich quer über die Stirn gezogen, jede Backe erhält

einen solchen senkrechten Strich: Weiß ist die Farbe der Trauer. Zu Festlichkeiten, wenn man zum Besuch benachbarter Stämme geht, werden mehrere Farben in Punkten und Strichen je nach dem Geschmacke des Betreffenden auf Gesicht und Brust gemalt.

Die Krieger im Süden bemalen sich nicht, ehe sie in den Kampf gehen, wie es die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales, Victoria und in manchen Theilen Südaustraliens thun; aber an der Nordküste bemerkte man Stämme, welche in weißer Farbe einen Halbmond auf Stirn und Schläfen trugen, wenn sie auf Kriegszügen waren. Die Form des Halbmondes schien auch symbolisch zu sein; denn man bemerkte auch die Lager in solchen Fällen in dieser Form ausgelegt.

Die Eingeborenen im Süden sind im Allgemeinen denen des Ostens in ihrem Körperbau und ihrer Gesichtsbildung gleich. Sie sind von mittlerer Größe, ihre Glieder sind mager, der Unterleib oft übermäßig vorstehend; aber an der Nordküste fand man Gestalten, die 6 Fuß 2 und 3 Zoll maßen. Ich spreche hier nicht von solchen, welche an der Küste lebten und daher vielleicht außeraustralischen Einflüssen zugänglich waren, sondern von denen, die in einiger Entfernung von der Küste, aber doch noch nicht in der eigentlichen Wüste wohnten. Diese Eingeborenen werden auch als körperlich besser geformt, intelligenter und von angenehmerem Gesichtsausdruck geschildert als die Küstenbewohner [1]). Sie sind auch reinlicher und in der Jagd mehr geübt und gewandt. Indessen kann diese Behauptung nicht so hingestellt werden, als ständen alle Bewohner der Küste auf einem niedrigern Standpunkte als die weiter nach innen wohnenden. Andere Reisende fanden gerade die an der Küste lebenden Stämme den weiter nach innen wohnenden überlegen, wie z. B. am De-Grey- und Oakover-Flusse. Es scheint eben, daß gewisse Stämme, gewöhnlich in von der Natur bevorzugten Regionen wohnhaft, andere übertreffen, die geringere geographische Vortheile genießen, nicht sowohl, weil die Natur des Landes ihrer physischen Entwickelung förderlich war, sondern weil sie die schwächeren Bewohner verdrängten.

Wenn man heutzutage die noch überlebenden Ureinwohner in den angesiedelten Districten, in der Nähe von Albany und Perth, sieht, wo sie sich erbieten, ihre Curls (Bumerangs) für Geld zu werfen, um sich dafür Schnaps zu kaufen, so wird man schwerlich denken, daß diese nämlichen verkommenen Wesen einst ziemlich furchtbare Gegner für die Weißen waren. Die Namen zweier Hauptanführer bei allen Angriffen, Mordbrennereien und Abschlachtungen von hülflosen Weibern und Kindern werden noch heute von manchen alten Colonisten mit einem gewissen Entsetzen genannt. Yagar und Mitscheru — so hießen diese braven Vaterlandsvertheidiger (denn was waren sie sonst?) führten mehr als fünf Jahre lang einen blutigen Krieg gegen die Eindringlinge. Man erzählt haarsträubende Geschichten von ihnen. Aber die Leute kämpften nach ihrer Weise für ihre Heimath, die man ihnen entreißen wollte. Sie fielen endlich in dem ungleichen Kampfe.

Geistige Anlagen. Ueber die Gemüthsart der Eingeborenen Westaustraliens sind im Allgemeinen sehr günstige Urtheile gefällt worden, d. h. man fand sie in der Regel nicht feindlich, bei näherer Bekanntschaft und guter Behandlung freundlich und gefällig. Wenn die Erfahrungen der ersten Colonisten dagegen zu sprechen scheinen und auch in einzelnen Reiseberichten Fälle von Angriffen erwähnt werden, so sagt dies durchaus nichts gegen die gutartige Anlage ihres Charakters. Landor und Leffroy rühmen die Eingeborenen sehr als anstellig und bereit, allerlei kleine Dienste zu thun, John Forrest's Begleiter zeichneten sich durch Muth, Treue und Geschicklichkeit aus, und Bischof Salvado erzählt uns in seinem liebenswürdigen Bericht über seine Thätigkeit verschiedene Züge von rührender Erkenntlichkeit schwarzer Kinder für empfangene Wohlthaten, die einen höchst freundlichen Blick in das Gemüthsleben der Eingeborenen thun lassen.

Andererseits finden wir, daß diese Eingeborenen die entsetzliche Sitte, ihre Mitmenschen aufzufressen, ebenfalls haben. Und nicht immer scheint die Noth dazu zu treiben. Sie werden freilich in den dürren Wüsten wohl manchmal den bittersten Mangel leiden müssen, aber John Forrest traf in nicht wildarmem Lande eine Horde, die ihm drohte, ihn aufzufressen, falls er sich nicht mit seinen Begleitern entfernte, und ebenso begegnete er einem alten Manne, der ihm unter Thränen klagte, daß sein Sohn soeben von seinen Landsleuten verspeist worden sei. In einem verlassenen Lager fand er den verbrannten Schädel eines Eingeborenen, der augenscheinlich von seinen Genossen aufgefressen worden war.

Auf der Insel Rottnest nahe bei Perth befindet sich die Strafanstalt für die schwarzen Verbrecher. Westaustralien ist die einzige Colonie, welche ein besonderes Etablissement für die Eingeborenen unterhält. Auf Rottnest waren bei meinem Besuche 67 schwarze Sträflinge unter einigen Aufsehern, die, wie ich glaube, ihre Aufgabe nicht schwer fanden; denn vielleicht machte das halbe Dutzend weißer Gefangener, welche solche Arbeiten verrichteten, zu denen die Schwarzen nicht genügende Geschicklichkeit besaßen, den Gefangenwärtern eben so viel Kopfzerbrechen als der ganze Rest. Die Verbrechen, welche sie, oft auf Lebenszeit, hierher brachten, sind natürlich nach der Anschauung der Schwarzen mit diesem Namen nicht zu belegen. Ich sah mehrere, welche einen ihrer Landsleute ermordet hatten; sie erzählten mir ihre Geschichte. Der Stamm hatte beschlossen, ein mißliebiges Individuum eines feindlichen Stammes unschädlich zu machen, sie hatten den heiklen Auftrag bekommen, sie hatten die Wahl zu gehorchen oder von ihren alten Männern nahezu oder vielleicht völlig todtgeschlagen zu werden. Sie gehorchten und, weil sie ihren eigenen Gesetzen folgten, die freilich den Gesetzen der Weißen widersprachen, so waren sie hier. Indeß geht mancher frei aus, die Richter nehmen ein Bekenntniß der Schuld von Seiten des Angeklagten nicht an und so werden sie freigesprochen.

Die schwarzen Gefangenen sahen durchaus nicht unglücklich aus. Ihre Arbeit ist leicht und dauert nicht lange. Der Sonntag ist ihr eigen, dann schweifen sie im Gebüsch umher und stellen Wallabys, Vögeln und Fischen nach, die sie nach Hause bringen. Sie erhalten gesunde, nahrhafte Kost und anständige Kleidung und sehen auf alle Fälle weit besser genährt und menschenähnlicher aus als ihre wilden Brüder draußen in der Freiheit. Da war nichts von dem Thier der Wüste oder dem gefangenen Vogel, der hinter Kerkergittern nach Freiheit schmachtet. Die Gefangenschaft schien ihnen vortrefflich zu bekommen. Bei den Tänzen, die sie für Taback aufführten, zeigten sie eine ausgelassene Lustigkeit. Daß man sie nicht zu Christen bekehrte, daß nicht einmal ein Geistlicher auf der Insel war oder sie besuchte, schien den Westaustraliern nicht so entsetzlich vorzukommen.

Für die Civilisirung der Eingeborenen ist von Seiten der katholischen wie der anglikanischen Kirche seit Jahren gearbeitet worden. Ich sage für ihre Civilisirung, denn das katholische Etablissement Neu-Norcia unter Bischof Salvado strebte ausgesprochener Weise nicht sowohl nach ihrer Bekehrung als ihrer Entwöhnung von dem herumstreifenden Leben, das sie führten. In Neu-Norcia waren zur Zeit meines Besuchs 34 Erwachsene und 26 Kinder, in Perth wurden

[1]) Martin, Exploration in North Western Australia.

22 Kinder unterrichtet, von denen 14 Mischlinge waren. Diese Schule war ehedem in Albany. Früher wanderten nicht wenige der Mädchen nach Adelaide aus; die Briefe, welche sie von dort schrieben und die aufbewahrt sind, zeugen von keinem geringen Grade von Bildung. Daß sie ihr eigenes Werk waren, daran zweifle ich nicht, denn nicht wenige der Mädchen in der Schule leisteten vor meinen Augen das nämliche. Trotzdem, daß die Schwarzen in Neu-Norcia nicht direct zu Proselyten gemacht werden, ist es natürlich, daß sich die, welche unterrichtet worden sind oder noch werden, der Kirche anschließen und ihre Riten befolgen, die sie ohne Zweifel eben so gut verstehen als ihre weißen Glaubensgenossen.

Es werden da manche kleine Züge erzählt. Den Schwarzen bleibt immer genug oder recht viel Essen und Trinken Inbegriff der größten Seligkeit, und die Abbildungen der Engel, die ja oft mit enormen Pausbacken dargestellt werden, imponiren ihnen sehr. Engel immer gorbel murat, d. h. hat immer den Magen voll, sagen sie. Daß die Schafe in den Himmel kommen, hören sie in biblischen Gleichnissen und verstehen es natürlich buchstäblich; warum ihre Thiere, die Känguru und Emu, nicht dasselbe Glück genießen sollen, will ihnen nicht ganz klar werden.

Bischof Salvado erzählt, wie er einst auf seinen Reisen in Begleitung eines Schwarzen, Namens Tarragan, zu einem Wasserloche gekommen sei, in dessen enge, steinige Oeffnung keins ihrer Schöpfgefäße gepaßt habe; es schien unmöglich, das zu ihrem Abendessen nöthige Theewasser herauszubekommen. Sie trennten sich, um nach einem andern Platze zu spähen; als der Bischof nach vergeblichem Suchen zurückkehrte, fand er schon die beiden Blechtöpfe gefüllt und dem Kochen nahe am Feuer. Er ließ sich seinen Thee wohlschmecken — ein echter australischer Buschmann kann ja ohne Thee nicht auskommen — und fragte erst dann seinen Begleiter, wo er so glücklich gewesen wäre, Wasser zu erhalten. Die Antwort, die er erhielt, war nicht gerade angenehm. Der Schwarze war, sobald sich der Bischof entfernte, zu dem schon gefundenen Wasser gegangen, hatte durch ein hohles Rohr dasselbe aufgesogen und nach und nach auf diesem Wege durch seinen Mund in die Blechtöpfe befördert. Als ihm der Bischof ärgerlich zurief: „Warum hast Du mir das nicht vorher gesagt?" erwiderte Tarragan ruhig: „Dann hättest Du nicht getrunken und wärst hungrig; jetzt bist Du satt."

Wohnung. Die Wohnungen der Westaustralier unterscheiden sich nicht viel von denen der übrigen Australier. Ihre Hütten, im Süden turloits genannt, bestehen einfach aus ein paar Zweigen, welche in die Erde gesteckt und zusammengebogen werden, so daß sie eine Laubhütte bilden. Sie sind etwa 4 Fuß hoch und 5 oder 6 Fuß breit. Zuweilen stoßen zwei solcher turloits an einander. Um sie zu bedachen, gebraucht man wohl auch die Blätter der Xanthorrhöen und während der Regenzeit nimmt man Streifen von Eucalyptusrinde, die man durch Steine beschwert und so vor dem Fortgewehtwerden bewahrt. Meist sucht man für diese Hütten eine geschützte Lage am Wasser aus; immer sind es ebenso miserable Wohnplätze, wie sie auch sonst der Australier hat. Ein Feuer brennt stets vor dem Eingange, den man beliebig ändert, je nachdem der Wind sich dreht, und der enge Raum ist in der Regel ziemlich gefüllt von Menschen und Hunden.

Wo sich Höhlen finden, werden natürlich auch diese benutzt, aber außer bei Freemantle, in den unbewohnten Gegenden nördlich von Eucla an der großen Australischen Bucht sowie am Gascoyne hat man Höhlen nicht entdeckt und die Eingeborenen sind darauf angewiesen, sich selber Obdach zu schaffen. Dies haben sie fast überall in der oben angegebenen Weise gethan.

Noch ärmlicher aber fand Martin die Wohnungen der Bewohner des Nordens. Sie bestehen entweder aus bloßen Laubschirmen oder aus einem runden Loche, unten weiter als oben, über das ein Haufen Zweige etwa einen Fuß hoch gelegt ist. Diese Art Wohnung ist kaum groß genug für zwei Personen, die sich darin förmlich zusammenrollen müssen, und ist gänzlich unbrauchbar zur Regenzeit, wo dann den Eingeborenen nichts übrig bleibt, als sich auf die oben ausgebreiteten Zweige zu begeben, die sie höchstens vor der nassen Erde, nicht aber vor Nässe schützen. Während der Regenzeit müssen die armen Wilden gewiß nicht wenig leiden, und doch soll man mehr alte Männer und Frauen unter ihnen finden, als man gewöhnlich in Australien sieht.

In manchen Gegenden fand man gar keine Hütten. Die Eingeborenen zünden dort auf dem losen Boden ein großes Reisigfeuer an, lassen dasselbe niederbrennen und schlafen dann auf dem Platze, nachdem zuvor die Asche weggefegt und der untere kühlere Boden mit dem obern sorgfältig vermischt worden ist. Diese Art Lagerstätte ist besonders im Innern im Gebrauch.

Ein Lager der Eingeborenen besteht selten aus mehr als sieben oder acht Hütten; denn, gewisse Jahreszeiten ausgenommen, zerstreuen sie sich sehr über das Land, das sie nur so ernähren kann. Wenn aber die Zeit des Fischens und des Abbrennens des Scrub der Jagd wegen herankommt, schaaren sie sich in größeren Mengen zusammen. Die Hütten werden so gebaut, daß die Bewohner der einen die der anderen nicht sehen können; die unverheiratheten Männer haben immer besondere Hütten für sich. Es sind dies nicht sowohl Wohnplätze für Stämme als für Familien.

Während des Winters ziehen die Bewohner der Seeküste nach dem Innern und umgekehrt ziehen die im Innern wohnenden Stämme im Sommer nach dem Meere, um Fischfang zu treiben. Diese Erlaubniß, den Grund und Boden eines fremden Stammes zu betreten, scheint auf diese bestimmten Zeiten beschränkt zu sein; zu anderen Zeiten ist es nur den Mitgliedern des Stammes gestattet, das Recht zu jagen und zu fischen auszuüben. Was meines Wissens in Australien sonst nicht bemerkt wurde, ist, daß jedem Eingeborenen mit seiner Familie ein bestimmtes Revier zugehörte. Den übrigen Mitgliedern des Stammes war es wohl verstattet, Thiere zu erlegen, Wurzeln auszugraben und Samen zu sammeln, aber wenn das Gras und die Büsche über weite Strecken abgebrannt werden, um das Wild aufzuscheuchen, dann muß der Eigenthümer des Landes zugegen sein.

Das Feuer wird sorgfältig erhalten. Fast jeder trägt auf dem Marsch von einem Platz zum andern ein glimmendes Stück Holz, und im Winter halten sie es sehr oft, um sich zu erwärmen, unter ihren Fellmänteln verborgen. Auch wenn sie es nicht nothwendig gebrauchen, suchen sie sofort wieder ein Feuer anzuzünden, wenn es ausgegangen ist, indem sie mit einem Blüthenschaft einer Xantorrhöe in einem andern auf der Erde liegenden quirlen. Der Samenzapfen von Banksia grandis, morsche Rinde und Zunderholz dienen zur Erhaltung des Feuers.

Kleidung. Die Eingeborenen im Norden tragen gar keine eigentliche Kleidung; was sie an ihrem Körper haben, kann nur als zum Schmuck dienend angesehen werden. Ganz vorzüglich hoch schätzt man Perlmutterschalen, die man zu einer bestimmten Größe an Steinen abschleift und an einem starken Faden um den Hals trägt. Zuweilen wird die Schale noch dadurch verschönert, daß man ein vollkommenes Netzwerk auf ihr eingräbt und die Vertiefungen mit einer Mischung aus Harz und Kohle ausfüllt. Halsketten aus

den Scheeren eines Krebses und eine Haarnadel aus einem Zahn des Unterkiefers von Macropus major sind geschätzte Schmucksachen.

Die Bewohner der südlichen Küsten gehen oder gingen selten ohne eine Bekleidung, dürftig, wie sie auch war; nur bei ihren Tänzen zeigten sie sich in völliger Nacktheit. Die Felle der Känguru wurden vornehmlich zu diesem Zwecke verwandt. Die Zubereitung war genau wie im Osten; man nahm das Fell des erlegten Thieres, spannte es aus und schnitt es nachher mit einem scharfen Steine in die gewünschte Größe, dann schabte man die innere Seite mit eben solchen Steinen sorgfältig ab, bis das Fell weich und schmiegsam wurde, und rieb es außerdem noch mit Fett und Ocker ein. Um größere Fellmäntel zu machen, brauchte man mehrere Felle, und diese wurden mit den Sehnen aus dem Schwanze des Kängurus zusammengenäht. Fast jeder Bewohner des Südens trug früher einen solchen Mantel, die Frauen bei Weitem die größten, die Kinder oft bloße Fellstreifen, nie aber hing diese Bekleidung über die Knie hinunter. Man trug sie über der linken Schulter, der rechte Arm blieb frei, ein Binsenband hielt die Enden zusammen.

Die übrigen Bekleidungsgegenstände dienen mehr zum Schmuck als zur Verhüllung des Körpers. Eine lange aus Opossumhaaren gesponnene Schnur, mehrere Hundert Meter lang, wird um den Leib gewunden; dies ist das nudelbul. Kürzere Bänder trägt man um den linken Arm und den Kopf. Doch gilt dieser Schmuck nur für die Männer, vornehmlich die älteren, verheiratheten Männer; die Jünglinge putzen ihr Haar mit Federn, Hundeschwänzen und dergleichen und binden ihr langwachsendes Haar mit bunten Bändern zusammen. Aber die verheiratheten Frauen tragen keinerlei Schmuck, nur die jungen Mädchen binden um ihren Hals das courtill, ein breites Band aus Haar gesponnen.

Der Körper wird beständig bemalt. Rother Ocker, paloil, und Fett bedecken oft den ganzen Oberkörper wie das Gesicht, und die Haare starren nicht selten ebenfalls von dieser Malerei, welche die Nachbarschaft eines Eingeborenen unangenehm bemerklich macht. Daß diese Einreibungen gegen Hitze und Regen schützen, läßt sich hören; wenn sie aber behaupten, daß sie dadurch rein gehalten würden, so darf man das bezweifeln. Ich zweifle aber nicht daran, daß diese Färbung manchen Reisenden zu der Behauptung veranlaßt hat, es gäbe in Australien kupferfarbige Individuen. Der Mischlinge giebt es heutzutage in Westaustralien nicht wenige, mehr als anderswo sonst, weil man hier eher ihres Lebens schont.

Wie in Neu-Süd-Wales und Südaustralien durchbohren die Eingeborenen hier die Nasenscheidewand und tragen in der Oeffnung eine Feder, einen Knochen, oder dergleichen, und ebenso tragen sie auf Schultern und Brust die hohen Narbenwulste, welche man dort bemerkt. In der Weise, wie und wo diese Narben angebracht sind, besteht zwischen den verschiedenen Stämmen ein Unterschied, woran die Mitglieder einer jeden Gemeinschaft leicht zu erkennen sind.

Geräthschaften und Waffen. Das Geräth oder Werkzeug, was den Bewohnern dieser Gegenden vom allgemeinsten Nutzen ist, was zu allen möglichen verschiedenen Zwecken verwandt wird, ist länglich muldenartig. Man erhält es von den Knien der Bäume und seine Gestalt muß sich nach der besondern Krümmung richten. Es dient dem Westaustralier im Norden als Spaten und Korb, als Wassergefäß und Reisetasche. Wurzeln werden damit aufgegraben und das spärliche Besitzthum in denselben auf Reisen getragen. Es giebt aber andere, welche man ihrer Größe wegen nicht hinwegnimmt, die man, in den Büschen verborgen, in der Nähe eines Brunnens läßt. Alle diese Mulden werden durch parallele im Zickzack laufende Längseinschnitte verziert, und je größer sie sind, desto mehr Arbeit verwendet man auf ihre Ausstattung. Im Norden werden die Schalen von Strombus und Triton zum Kochen gebraucht. Da man in Australien meines Wissens an keiner andern Stelle unter den Eingeborenen Kochgeräthschaften bemerkt hat, so läßt sich hier wohl auf Einflüsse von außen her schließen. Die nördlichen Küsten werden schon seit langen Zeiten der Trepangfischerei wegen von malayischen Prahs besucht, und diese vereinzelte Erscheinung der Speisebereitung auf dem genannten Wege dürfte wohl von solchen Einflüssen herzuleiten sein. Sonst kocht auch der Westaustralier seine Speise auf glimmenden Kohlen und in der heißen Asche, wie das auch sonst in Australien geschieht. Von Geräthen oder auch von solchen Kochöfen, wie sie die Murraybewohner und die Eingeborenen am Cooper haben, ist mir nichts bekannt geworden.

Säcke zum Aufbewahren verschiedener Sachen werden aus Kängurufell angefertigt; diese werden mit Bändern zugebunden, welche aus den Fasern von Anatherum und einer Liliacee angefertigt sind. Bänder werden auch sonst angefertigt aus Opossum-Haaren und Pflanzenfasern, aber die Schnüre, an welchen man die vorher erwähnten Muscheln trägt, bestehen aus Haar allein.

Als Trinkgefäß dient ein Stück weicher Rinde, an beiden Enden zusammengebunden; eine Kängurukllaue vertritt die Stelle der Nadel und durch ein Rohr oder den Flügelknochen eines Vogels saugt man das Wasser auf, wenn es nicht anders zu erreichen ist.

Weder bei King George's Sound noch an der Westküste nördlich bis Dampier's Archipel sind bei den Eingeborenen Kähne gefunden worden. Mangel an geeignetem Material war wohl die Ursache, daß sie nie Fahrzeuge bauten. Bei King George's Sound haben die Bäume keine Rinde, die sich dazu eignen würde, und das Holz ist zu hart und schwer zum Ausbrennen. Die Eingeborenen können auch nicht schwimmen, was besonders auffällt, da die übrigen Australier sich als vorzügliche Schwimmer auszeichnen, und so erreichten sie nicht einmal die ihnen zu allernächst gelegenen kleinen Inseln.

Im Norden bauen sie aus den Mangrovestämmen Flöße, oder sie nehmen auch wohl nur einen einzigen Stamm, der groß und leicht genug ist, um zwei Leute zu tragen. Die Flöße werden aus Mangrovestämmen gemacht, indem man drei bis fünf derselben durch Pflöcke von härterm Holz, die sich leicht hindurchtreiben lassen, zusammenkeilt. Auf diesen Flößen besuchen die Eingeborenen auch die nahen Inseln, um Schildkröten zu fangen und Samen von gewissen dort wachsenden Pflanzen zu sammeln. Die Länge dieser Fahrzeuge ist zwischen 6 und 7 Fuß; man wählt gewöhnlich solche Bäume, welche zweckentsprechend gebogen sind, und spitzt die Enden sorgfältig zu. Die Pflöcke sind von der Frenela genommen. Von Verzierungen, Einschnitten oder Färbung bemerkte man nichts. An den Seiten hervorstehend sind gewöhnlich zwei Pflöcke von 6 bis 7 Zoll Länge; diese sind in der Mitte angebracht und dienen als Halt für die Füße der darauf Sitzenden.

Netze zum Fangen der Fische besitzen die Eingeborenen des Südwestens nicht, noch haben sie jemals Angelhaken angefertigt. Der Fischfang wird in der einfachsten Weise betrieben. In den Buchten der Meerbusen auf dem flachen Strande versammeln sich die Eingeborenen in Schaaren zur Fluthzeit, bilden im Wasser einen Halbkreis, der sich mit seinen Enden dem Lande nähert, und treiben die Fische, welche mit der Ebbe zurückkehren wollen, auf den Strand. Fällt

die Fluth nicht schnell genug, so machen sie von Zweigen, die sie in den Sand stecken, ein Gehäge, in welchem die Fische zurückgehalten werden, die sie dann mit ihren Speeren erlegen.

Nachts gehen sie mit Fackeln von Xanthorrhöen ans Wasser und speeren die Fische, welche sie auf dem Grunde sehen, oder sie setzen sich bei Tage auf einen Felsen, werfen Stückchen Köder auf die Oberfläche und spießen die Fische, wenn sie den Köder verschlingen wollen. Das alles kann natürlich nur bei sehr ruhigem Wasser geschehen. Sie haben aber eine wunderbare Fertigkeit, ihre Beute zu treffen.

Die Waffen der Eingeborenen sind meist von Holz. Die einzigen Steingeräthe sind der Steinhammer, koit, und das Steinmesser, tuap. Der Hammer wird aus einem großen Klumpen Baumharz gemacht, das auf einen kurzen Stock gesteckt ist und in dessen Enden ein paar scharfe Quarzstücken eingefügt sind. Dieser Hammer dient dazu, beim Ersteigen von Bäumen Löcher in die Rinde zu schlagen, als Wurfwaffe, um Thiere zu erlegen, und sonst als ein freilich sehr unvollkommenes Beil. Das Steinmesser, tuap, ist ein sägeartiges Werkzeug, aus einem kurzen Stabe bestehend, auf der einen Seite mit einer dicken Lage Harz, in welches scharfe Stücken Quarz oder Feuerstein eingedrückt sind.

Der Bumerang, im Süden coerl, im Norden keili genannt, ist nicht das wirksame Instrument der östlichen Stämme. Im Süden besonders ist es mehr ein Spielzeug oder wird höchstens bei dem Abziehen der Känguruhfelle gebraucht, im Norden ist es etwas vollkommener. Die Schilde der Eingeborenen im Süden sind bei Weitem keine so gute Schutzwaffe als diejenigen der Schwarzen des Nordens. Die letzteren verfertigen ihre Schilde aus festem, starkem Holz, selbst die Handhabe ist aus demselben Block geschnitten. Solche Schilde sind ziemlich schwer, leisten aber gute Dienste. Am King George's Sound hat man gar keine Schutzwaffen, vermuthlich weil das Holz sich nicht dazu eignet.

Das Wurfbrett scheint an der Roebuck-Bay und anliegenden Strichen nicht bekannt zu sein, im Süden aber ist es allgemein im Gebrauch, und auch im Innern fanden es Forrest und Giles, wo ihnen Eingeborene in größerer Anzahl begegneten. Im Südwesten fertigt man das Wurfbrett — meara — sehr breit an, es ist etwa 2 Fuß lang und 4 Zoll breit, nach beiden Enden spitz zulaufend. Bei dem Handgriff ist ein scharfer Stein (tockil) mit Harz (wank) befestigt, der zum Schärfen der Speerspitzen dienen soll, und in ein Loch am andern Ende ist ein Zapfen (mert) eingepaßt, welcher in das ausgehöhlte Ende des Speeres greift. Das meara ist ihnen auch im Handgemenge von ziemlichem Nutzen.

Die Speere, welche zur Jagd und zum Fischfang dienen, sind etwa 8 Fuß lang, von sehr starkem biegsamen Holze und etwa von Daumesdicke. Entweder haben sie eine einfache scharfe Spitze, und dann heißen sie keit, oder sie sind mit Widerhaken versehen, die mit Känguruhsehnen (pit) befestigt werden, über welche nachher Harz gestrichen wird. Die Speere, deren man sich im Kampf bedient, sind länger und schwerer; die ganze Spitze, etwa 6 Zoll lang, ist mit scharfen Steinen besetzt, welche nach dem Schaft zu größer werden; sie liegen fest in einem Bett von Harz. Im Norden hat man auch kurze Speere von 3 Fuß Länge zum Erlegen von Vögeln und kleineren Thieren.

Die Steine, deren man sich bei Anfertigung und Zuspitzen der Waffen meist bedient, sind Quarzstücke und syenitischer Grünstein, der so geschlagen wird, daß die Stücken die rechten Spitzen und Kanten haben. Seit der Ankunft der Europäer bedienen sie sich aber gern der Glasscherben zu dem Zwecke, und eine Flasche ist auch leer den Eingeborenen ein willkommener Fund. (Schluß folgt.)

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Nach der soeben beendeten Volkszählung in Algerien beläuft sich die Bevölkerung dieser Colonie auf folgende Ziffern: Franzosen 197,341, naturalisirte Israeliten 33,496, Ausländer 159,161, Muselmänner 2,478,977, zusammen 2,868,975 Seelen. Seit der letzten Zählung von 1872 ist die Bevölkerung von Algerien um 452,750 Einwohner gestiegen.

— Oberst Gordon hat in Darfur einen energischen Krieg gegen die Sklavenhändler unternommen. Arum, der sogenannte Sultan von Schaka im Süden des Landes, von wo die meisten Razzias ausgehen, wurde geschlagen und flüchtete. Seine Stadt wird aber noch von 7000 bis 8000 Sklaven unter Führung von Sklavenhändlern gehalten, welche alle wohlbewaffnet und der ägyptischen Regierung feindlich gesinnt sind.

— Oberst Gordon, Generalgouverneur des Sudan, hat bei der Firma Yarrow u. Comp. in Poplar vier flachgehende eiserne Dampfer zum Gebrauche auf dem Albert Nyanza und zur Eröffnung der innerafrikanischen Flußschifffahrt bestellt. Dieselben sollen zu Lande auf Negerköpfen an ihren Bestimmungsplatz geschafft werden, so daß sie in lauter einzelne Theile von nicht über 200 Pfund Gewicht zerlegbar sein müssen. Man schätzt die Anzahl der erforderlichen Träger auf nicht weniger als 4000 Mann.

— Romolo Gessi, der Umsegler des Albert Nyanza, vollendet augenblicklich in Neapel die Vorbereitungen für seine neue, zusammen mit Dr. Matteucci zu unternehmende Reise nach dem Sobat, wobei er sich der wirksamsten Unterstützung der Könige von Italien und Belgien, der italienischen Regierung, der Geographischen Gesellschaft in Rom u. s. w. zu erfreuen hatte. Er gedenkt, über Chartum nach der Station Nasser am Sobat zu gehen, bis wohin 1876 der deutsch-russische Reisende Junker gelangte (s. „Globus" XXXI, S. 318). Dort würde er einen Halt machen, um längs der drei Arme des Flusses einige Ausflüge zu unternehmen und zu bestimmen, welcher von ihnen der Hauptarm ist. Längs dieses Hauptarmes würde sich dann die Expedition südostwärts nach Kaffa wenden, wo man Nachrichten über den Marchese Antinori und seine Gefährten zu erhalten hofft, falls es diesen bisher stetig vom Unglück verfolgten Reisenden (s. „Globus" XXXI, S. 46 und XXXII, S. 110) überhaupt noch gelingt, über das Reich Schoa weiter hinaus vorzudringen.

— Die Church Missionary Society hat von ihrer Nyanza-Expedition ein sehr kurzes Telegramm erhalten, wonach Dr. John Smith gestorben ist, der kleine Dampfer „Daisy" anscheinend auf dem Victoria Nyanza schwimmt und die Straße nach Mpwapwa vollendet ist. (Vergl. „Globus" XXXI, S. 95 und 320.)

— Im Juni 1877 verließ M. Alfred Craven England, um die Zoologie im centralen Ost-Afrika zu erforschen; zu-

gleich ist er ein geschickter astronomischer Beobachter und hat diesbezügliche Aufträge von der Londoner Geographischen Gesellschaft erhalten. Nach kürzlich eingegangenen Nachrichten ist er nicht direct, wie er anfangs beabsichtigte, nach dem Tanganjika-See gegangen, sondern auf Dr. Kirk's Rath erst nach dem Berglande Usambara (unter 5° südl. Br. unweit der Ostküste), um sich dort auf größere Unternehmungen vorzubereiten.

— Am 22. October traf in London ein Brief ein, welcher am 29. August am Nyassa-See geschrieben wurde. Das „spricht Bände" für die Verbesserung, welche die Verbindung mit Inner-Afrika erfahren hat. Capitän Elton war damals in Livingstonia angelangt und wollte das Nordende des Sees besuchen und von dort nach Zanzibar gehen, wo er im December einzutreffen hofft.

— Für die demnächst (Mitte October) abgehende internationale Expedition nach Inner-Afrika (s. oben S. 224) steht eine Summe von 73,000 Francs zur Verfügung, Zinsen und Renten, welche ausschließlich aus Belgien geflossen sind. Dies Geld wird genügen, die Expedition auszurüsten und über Zanzibar ihrer weitern Bestimmung entgegen zu führen. Die Abreise wird von Southampton stattfinden, da die dortige Union Mail Steamship Company in generöser Weise die kostenfreie Ueberführung bis Natal angeboten hat, wie sie auch für die Zukunft der internationalen Gesellschaft bei dem Transporte von Personen und Sachen einen Rabatt von 20 Proc. bewilligt hat. In Zanzibar werden die Reisenden bei den Herren Roux de Fraissinet u. Comp. Aufnahme finden, welche ihre dortige Agentur als Depot der Küstenstation für die internationale Gesellschaft unentgeldlich angeboten haben. Nachdem dort die Vorbereitungen getroffen und alle Erkundigungen über die Reiseerfahrungen der Mission der London Missionary Society, die unter Rev. Price mit Ochsenkarren nach Udschidschi gegangen sind (vergl. „Globus" XXXI, S. 95 und 320), eingezogen sein werden, um Nutzen daraus ziehen zu können, soll auf der Zanzibar gegenüberliegenden Küste ein weiteres Depot, möglichst ohne Kosten, gegründet, d. h. ein Agent gewonnen werden. In Unyamwesi sodann lebt jetzt ein wohl empfohlener Schweizer, Namens Philippe Broyon, der, mit der Tochter eines dortigen Häuptlings verheirathet, ebenfalls ein Depot fast kostenlos zu unterhalten verspricht. Die Expedition wendet sich weiter dem Tanganyika-See zu, setzt sich dort mit der erwähnten Mission in Verbindung, um mit ihrer Hülfe und in ihren Händen ein weiteres Depot zu gründen, und begiebt sich endlich nach Nyangwe oder einem andern als passend erkannten Punkte in Manyuema, um dort die wissenschaftliche und gastliche Station zu gründen. Die bisher erwähnten Depots werden nur bescheidene Vorräthe irgend welcher Art enthalten können und ihren Hauptwerth vielmehr als Etappenplätze zur Unterhaltung der Verbindung mit der Küste haben. Sobald die Station gegründet sein wird, soll der Entdeckungsreisende nach Westen oder Nordwesten, mit möglichster Vermeidung des von Stanley durchforschten Gebietes, gehen und die Westküste zu erreichen suchen. Für die ersten Jahre, bis die Station großentheils wird auf eigenen Füßen stehen können, dürfte ein jährlicher Zuschuß von 20,000 Francs zu ihrer Unterhaltung erforderlich sein, während weitere 30,000 Francs für den Entdeckungsreisenden von der Station ab reichlich gerechnet erscheinen, so daß schon im nächsten Jahre allein aus belgischem Antheile der internationalen Casse (jährlich an 70,000 Francs) noch andere Unternehmungen unterstützt oder in Angriff genommen werden können.

(Dr. G. Nachtigal in Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin 1877, S. 168.)

— M. Marche, Mitglied der Brazza'schen Ogowe-Expedition (vergl. vorigen Band S. 319), ist im October in Frankreich eingetroffen, angeblich in Folge von Zwistigkeiten mit seinem Chef. Er ist überzeugt, daß der Ogowe sich als Seitenarm des Congo herausstellen wird. Nach seiner Angabe ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Expedition den Strom noch viel weiter aufwärts verfolgen werde, als bisher (ihre Aufnahmen reichen etwa bis sechs Längengrade von der Ogowe-Mündung landeinwärts), und daß man sie gegen Ende des laufenden Jahres am Gabun zurückerwarten könnte. — Doch giebt man die Hoffnung nicht auf, daß diese wohlausgerüstete Unternehmung Seitens der französischen Regierung und der Pariser Geographischen Gesellschaft durch neue Unterstützungen in den Stand gesetzt werde, jenen wichtigen und bisher so vernachlässigten Strom weiter zu erforschen. Hat sie doch schon ein ziemlich bedeutendes Stück des bisher unbekannten Stromlaufes durch Aufnahmen und astronomische Bestimmungen für unsere Karten niedergelegt (s. die Karte im Bulletin der Pariser Gesellschaft vom Juli 1877).

— In Folge der Bemühungen des englischen Consuls ist in Madagaskar die Sklaverei aufgehoben und sind dadurch dreihunderttausend Sklaven frei geworden.

---

**Die Chinesen in der Colonie Victoria.**

In Victoria zeigte sich der Racenstolz gegen die Chinesen in besonders hohem Grade. Schon im Beginne ihrer Einwanderung hatten sie gegen Verfolgungen zu kämpfen, welche die Energie jedes weniger unternehmenden Volkes vernichtet hätte. Die Goldfelder waren in ihrer Glanzperiode von Abenteurern aller Nationalitäten überfluthet; bald aber waren die Chinesen in der Ueberzahl, welche, um die ihnen in den Häfen von Victoria auferlegte hohe Einwanderungssteuer nicht bezahlen zu müssen, meist in Quichen-Bay (Südaustralien) landeten und von dort zu Lande reisten. Stets isolirten sich die Chinesen, wohin sie auch kamen; sie vereinigten sich in geheime Gesellschaften zu Schutz und Trutz und machten sich dadurch bei den übrigen Gräbern verhaßt. Ebenso ließen sie sich nur zu oft kleinere Diebstähle zu Schulden kommen. Anfangs hielten sie sich bescheiden im Rücken der Goldgräber; sie suchten verlassene Gruben und Felder auf, wuschen die Abfälle nochmals aus und spielten die Rolle der Nachleser. Bald jedoch änderte sich dies, und nun durchsuchten sie die Oberflächen großer Districte, wodurch die Goldfelder rasch ausgebeutet wurden, da nur die mühevollere Arbeit in der Tiefe zurückblieb, während der mühelosere Verdienst bereits entnommen war. Dies hatte den gänzlichen Ausschluß der Chinesen von einigen Districten zur Folge. Nun waren die Chinesen gezwungen, zu eigentlichen Goldgräbern zu werden, und dies thaten sie auch mit dem ihnen eigenen Geschick. Die Chinesen schließen sich nun einem „Rush" nach einem neuen Goldfelde an, sie kaufen „Claims" und graben ein paar hundert Fuß mit unglaublicher Kühnheit und Schnelligkeit in die Erde, wobei sie in allen Fertigkeiten und Kniffen der europäischen Gräber wohl bewandert sind. Sie bearbeiten mit gutem Erfolg Alluvien, welche von Europäern als nicht ergiebig genug verschmäht werden, und haben neue Felder eröffnet, die sonst vielleicht noch lange nicht entdeckt worden wären; aber die Chinesen haben eine Vorliebe für „prospecting" gewonnen, wozu sie werthvolle Eigenschaften, Geduld, Ausdauer und Combinationsgabe, mitbringen. Unter diesen neuen Goldfeldern, die man den Chinesen verdankt, nennen wir die berühmten Araratminen sowie Stony Creek, Burrandong, Burnt Creek, New Load und Chinamans Flat; es sind ihrer aber noch viele von geringerer Bedeutung.

Ein bemerkenswerther Umstand ist der, daß früher Chinesen, welche in ihrer Goldgräberei glücklich gewesen waren, möglichst bald in ihre Heimath zurückkehrten, während sie seit einiger Zeit ihr Heimweh zu verlieren scheinen und sich weiteren Speculationen in der Colonie zuwenden. Sie errichten Wagenverbindungen, sie treiben die Rhederei, importiren Waaren, versorgen die Gräbercolonien mit allem Nöthigen, betreiben Goldquarzgruben mit den besten Hülfsmitteln an Maschinen und sind auch Landwirthe und Gärtner. Das

Verbleiben dieser industriell angelegten Leute ist natürlich für die Colonie ein großer Vortheil.

Die physische Kraft der Chinesen steht im Verhältniß zu ihrer kleinen Figur, jedoch giebt es auch sehr kräftige Leute unter ihnen, und im Allgemeinen kann man sagen, daß ein Theil ihrer fehlenden Kraft durch Ausdauer ersetzt wird. Wenn sie von einem Goldfelde zum andern übersiedeln, so kann man lange Reihen von ihnen sehen, die trotz ihrer schweren Belastung, welche an den beiden Enden eines Bambus über die Schulter getragen wird und aus dem gesammten Arbeits- und Lagergeräth besteht, munter singend und scherzend in dem üblichen Hundetrab lange Tagereisen ausführen.

Das häufige Vorkommen von kleineren Vergehen unter den Chinesen findet in der schrecklichsten Noth seine Erklärung, welche oft unter denen herrscht, die ihre Carrière in der Colonie erst begonnen und die auf der Ueberfahrt ihre Mittel mehr oder weniger vollständig erschöpft haben. Ferner sind sie auch durch ihre Unkenntniß der Landessprache vielen Betrügereien ausgesetzt, welche aber nicht immer durch Europäer, sondern auch oft durch ihre Landsleute verübt werden, die das Amt des Dolmetschers betreiben. Die Chinesen wissen sehr wohl den Schutz des englischen Gesetzes anzurufen, und bedienen sich desselben bei jeder Gelegenheit; aber sie befinden sich vollkommen in der nicht unbestechlichen Hand ihres chinesischen Vertreters. Vor Gericht leisten die Himmlischen je nach ihrer Ueberzeugung den Eid, indem sie ein Licht ausblasen, einen Teller zerschlagen oder einem Hahn den Kopf abschneiden.

Gleichzeitig mit der Eingewöhnung im Lande hat auch die sociale Vermischung der Chinesen mit den Europäern begonnen. Natürlich gilt dies hauptsächlich nur von den Städten, denn in den Goldgräberlagern stellen die Chinesen noch immer ihre Zelte abseits von den übrigen eng zusammen und umgeben sie mit einem undurchdringlichen Flechtzaun. Die Chinesenquartiere der Städte dagegen verlieren immer mehr an Abgeschlossenheit, und reiche Chinesen haben Europäerinnen geheirathet, deren Nachkommenschaft den chinesischen Typus nur in geringem Maße an sich trägt. Chinesische Frauen waren bis in die neueste Zeit keine im Lande; es sind jetzt jedoch einige „importirt" worden, und wird sich diese Einwanderung jedenfalls mit der Zunahme des ständigen Verbleibens der Chinesen in der Colonie vermehren.

Die Einwanderung der Chinesen begann 1853. 1854 waren etwa 2000 dort. 1857 waren es 24,000; 1858: 35,000; 1859: 42,000; 1860 nur 35,000, weil etwa zehntausend auf die neuen Goldfelder von Neu-Süd-Wales ausgewandert waren, was sich im nächsten Jahre wiederholte. Seit drei Jahren sind durchschnittlich 24,000 im Lande, und diese sich zu erhalten sollte eine der Hauptaufgaben der Colonie Victoria sein.

## Die civilisirten Indianer in den Vereinigten Staaten.

In dem erst jetzt ausgegebenen Journal der amerikanischen Geographischen Gesellschaft für 1874 findet sich ein Aufsatz des Colonel Boudinot über das Indianerterritorium und seine Bewohner. Der Aufsatz erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß Boudinot ein Cherokee-Indianer ist und seine Angaben als zuverlässig gelten können, wenn auch vielleicht einige Schönfärberei mit unterläuft.

Das Indianerterritorium umfaßt etwa 70,000 englische Quadratmeilen, es ist durch ein gesundes Klima und vortrefflichen Boden ausgezeichnet; auch kommen Kohlen darin vor. Die dort hingebrachten Indianer sind theils wilde, theils, und diese bilden die Mehrzahl, „civilisirte" oder angesiedelte. Zu den letzteren rechnet man die Cherokee im Norden, die Creeks und Seminolen in der Mitte, die Choktaws und Chickasaws im Süden. Alle, mit Ausnahme der Seminolen, besitzen eine geschriebene Verfassung und ein Gesetzbuch. Ihre Anzahl giebt Boudinot auf 50,000 an. Darunter befinden sich aber 5000 Weiße, die durch Heirathen in den Stämmen aufgegangen sind, und 10,000 gleichfalls incorporirte Neger. Bleiben 35,000 reine Indianer, von denen die Hälfte die englische Sprache reden kann. Die wilden neben ihnen wohnenden Stämme der Arapahoes, Kiowas, Cheyennes, Comanches, Osages &c. zählen 20,000 Köpfe. Die wilden, die alle ihre besondere Sprache besitzen, reden sämmtlich das Comanche als gemeinsame Sprache.

Die Choktaws, 15,000 Seelen, besitzen Land im Umfange von 6,688,000 Acker, die Chickasaws, 5000 Köpfe stark, 4,377,600 Acker. Obgleich jeder Stamm seine besondere Legislatur und Regierung besitzt, kann doch keiner von beiden ohne Einwilligung des andern über seine Ländereien verfügen. Ein Chickasaw hat dasselbe Recht, das ein Choktaw in der seinigen hat und umgekehrt. Alle Nationen und Stämme des Indianerterritoriums besitzen ihr Land gemeinsam; doch es ist unter ihnen das Bestreben in der Zunahme, die Ländereien zu separiren. Sie haben an die Regierung der Vereinigten Staaten ein Memorandum eingereicht, welches um die Separirung des Landes bittet, und bereits haben die Vermessungen begonnen [1]). Die Choktaws und Chickasaws sind die einzigen Indianer, welche die Bezeichnungen „Häuptling" und „Rath" über Bord geworfen haben; sie besitzen jetzt einen Governor und eine Legislature. Nach Boudinot haben diese beiden Völker 4 höhere und 48 niedere Schulen, für welche 69,500 Dollars jährlich aufgewendet werden. Die Chickasaws senden talentvolle junge Leute ihres Stammes zur weitern Ausbildung nach den höheren Schulen der Vereinigten Staaten. Die Leiter beider Stämme schmeicheln sich damit, daß letztere bald als Staat in die Union aufgenommen werden.

Die Creeks und Seminolen wohnen nördlich von den beiden vorigen; sie sprechen dieselbe Sprache und sind eigentlich dasselbe (Muscogee-) Volk. Die Creeks sind 13,000, die Seminolen 2300 Köpfe stark.

Die Cherokees, Colonel Boudinot's Volk, sind 15,000 Seelen stark, darunter 1500 Neger, 500 Weiße und 1500 Shawnees, Delawaren &c. Sie besitzen 2 höhere und 40 niedere Freischulen. Die Cherokees sind die einzige Indianernation, welche ein eigenes (1822 von Sequoyah erfundenes) Alphabet besitzen, das aus 78 Charakteren besteht. Mit diesem wurde der „Cherokee Phoenix" gedruckt, den Boudinot's Vater redigirte. Er erscheint noch jetzt unter dem Titel „Cherokee Advocate" halb in der Indianer-, halb in englischer Sprache.

[1]) Ein solcher Fall ist lehrreich. Er zeigt die natürliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse am Boden. Unsere Herren Socialisten, die das Umgekehrte anstreben, sind, wie in fast Allem, Feinde der natürlichen Entwickelung.





Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Prschewalski's Reise nach Hoch-Tibet 1872.

Nach dem Russischen von Albin Kohn.

## II.

Das merkwürdigste Thier der Steppen am Kuku-nor ist der wilde Esel oder Chulan (Equus Kiang), der an Größe und Gestalt einem Maulthiere ähnelt. Der Oberkörper ist mit hellbraunen, der untere Theil mit weißen Haaren bedeckt. Er lebt meist in Herden von zehn bis fünfzig Stück; doch erreichen dieselben auch eine Zahl von einigen hundert Individuen. Dieselben bestehen aus Stuten, welche ein Hengst führt; und je stärker und muthiger letzterer ist, um so größer ist auch die Zahl der Stuten. Sehr junge oder unglückliche Hengste irren oft einsam umher und werden von ihren bevorzugteren Rivalen eifersüchtig von deren Herden durch Beißen und Schlagen fern gehalten. Besonders heftig sind diese Kämpfe in der Brunstzeit, welche nach Angabe der Mongolen im September beginnt und einen vollen Monat dauert. Die Sinnesorgane dieses Thieres, namentlich Gesicht und Geruch, sind dermaßen scharf, daß es sehr schwer ist, ein solches zu erlegen. Sich in offener Gegend zu verstecken, nutzt wenig; besser ist es gerade auf die Herde loszugehen, welche den Jäger auf fünfhundert Schritte oder noch etwas näher heranläßt. Am bequemsten ist es, dem Chulan an der Tränke aufzulauern, wie es die Eingeborenen machen, welche sein Fleisch namentlich im Herbste, wo er sehr feist ist, sehr hoch schätzen.

Zwei Tagereisen von Dulan-Kit, dem Lager des Tsinchai-wan, endet die Gebirgsgegend und weiter hin erstreckt sich die wie ein Parquet so glatte Ebene des Gebietes Tsaidam, dessen Grenze 25 Werst südöstlich von Dulan-Kit liegt. Diese Ebene ist im Norden durch die westliche Verlängerung der Süd-Kuku-norer Gebirgskette, im Süden durch den Burchan-Budda-Rücken scharf abgegrenzt; im Westen dagegen zieht sich die Ebene in unübersehbare Ferne hin, wie die Bewohner der Gegend sagen, bis an den See Lob-nor. Diese Ebene ist gewiß in einer nicht fernen geologischen Epoche der Boden eines ungeheuren Sees gewesen und ist heute noch ein von Salz, welches häufig in der Dicke von $1/2$ bis 1 Zoll wie eine Eisdecke auf der Oberfläche liegt, geschwängerter Morast. Außerdem finden sich hier auch häufig tiefe Sumpfstellen, kleine Flüßchen und Seen und im westlichen Theile der beschriebenen Gegend liegt der große See Chara-nor. Der größte Fluß ist der Bajan-gol, der dort, wo ihn Prschewalski überschritt, 230 Klafter breit ist; er fließt in einem morastigen, lehmigen Bette; seine Tiefe beträgt nur 3 Fuß, seine Länge ungefähr 300 Werst und er verliert sich in den Morästen von West-Tsaidam.

Als Führer nach Nordtibet hatte Prschewalski in Tsaidam den Mongolen Tschutun-Dsamba gemiethet, einen Tsangin oder Fähnrich, also mit Beamtencharakter versehen, im Alter von 58 Jahren, der die Reise nach Lhassa schon neun Mal als Karawanenführer zurückgelegt hatte. Von ihm erfuhr der Reisende denn auch viele interessante Dinge über das Land und würde noch mehr erfahren haben, wenn sein Kazaken-Dolmetscher tauglicher gewesen wäre. Neben seinen guten Eigenschaften aber besaß er auch die großer Heuchelei und noch größerer Unreinlichkeit. Von dem Augenblicke an, wo er sein Kameel bestieg, setzte er seine Gebetmühle in Bewegung und hörte damit während des ganzen Marsches

nicht auf, selbst nicht während des größten Frostes und an den gefährlichsten Stellen, wie beim Passiren zugefrorener Flüsse oder bei steilen Abstiegen. Daneben war er faul und feige, und aus Angst hatte er sich mit einem ganzen Sacke voll Medicin versehen, welcher er täglich bald gegen diese, bald gegen jene Krankheit zusprach. Wirklich krank wurde er aber nur einige Male, wenn er dem Fleische zu stark zugesprochen hatte. Statt der Teller benutzte er beim Essen gefrorene Fladen von Yakexcrementen, auf welchen er heiße Fleischstücke verkühlen ließ, um sie dann mit allen daran haftenden Unreinlichkeiten zu verschlingen. Dabei saß er voller Ungeziefer, und seine merkwürdigste Leidenschaft war, alle von den Russen weggeworfenen Gegenstände, altes Leder, Blech, Stahlfedern, Papier u. s. w., in einem Sacke zu verwahren, so daß die Reisenden, um ihr Gepäck zu erleichtern, solche Dinge schließlich im Geheimen fortwerfen mußten.

Der Burchan-Budda ist die Südgrenze von Tsaidam und der Nordsaum der nordtibetanischen Hochebene. Dieser Gebirgsrücken zieht sich von Ost nach West hin und die Bewohner der Gegend geben seine Länge auf ungefähr 200 Werst an. Sein Ostende liegt nicht weit vom Ograi-ula-Gebirge, von dem es der See Toso-nor scharf scheidet. Die Westgrenze des Burchan-Budda bildet der Fluß Nomochun-gol, welcher am Südabhange des Gebirges dahinströmt, sich später um sein Westende herum biegt und, nachdem er in die Ebene von Tsaidam eingetreten, sich in den Bajan-gol ergießt. So ist also der Burchan-Budda ein im Osten und Westen, mehr aber noch im Norden, wo er sich plötzlich über

Herde wilder Esel oder Chulans.

die ganze flache Ebene von Tsaidam erhebt, scharf begrenzter Strich Landes. Besonders hervorragende Punkte hat es nicht; es bildet einen ununterbrochenen Kamm, auf dessen Südseite sich die Gegend bis zu der gewaltigen absoluten Höhe von 13,000 bis 15,000 Fuß erhebt. Nur das enge Thal des Flusses Nomochun-gol sinkt bis zu 11,300 Fuß Meereshöhe hinab. Von der Ebene Tsaidam aus steigt man bis zum Kamme des Burchan-Budda 30 Werst hinauf. Dies Gebirge ist also von hier aus nicht steil. Erst ganz in der Nähe des Gipfels, der in der Nähe des Uebergangspunktes 15,300 Fuß hoch ist, steigt es steil an.

Trotz der ungeheuren absoluten Höhe erreicht der Burchan-Budda nirgends die Schneegrenze. Selbst gegen Ende November, als Prschewalski ihn auf seiner Hinreise nach Tibet überschritt, war nur sehr wenig Schnee auf dem gewaltigen Rücken, und nicht mehr fand er im Februar während seiner Rückreise. Alter, vorjähriger Schnee war selbst in den von der Sonne nicht beschienenen Schluchten nicht zu sehen.

Die Ursachen dieser Erscheinung findet Prschewalski darin, daß, trotzdem die absolute Höhe des Gebirgszuges eine so bedeutende ist, er sich nur wenig über die Ebene, welche sich im Süden an seinem Fuße dahinzieht, erhebt. Diese weite Wüste wird im Sommer ziemlich stark erhitzt, und die warme Luft thaut den Schnee selbst auf den höchsten Punkten weg. Uebrigens fällt auch im Winter hier nicht viel Schnee, dagegen in größerer Menge im Frühlinge, wo er dann aber auch unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen schnell aufthaut, und deshalb keine den Sommer überdauernden Massen bilden kann. Die Mongolen sagen übrigens, daß in der

Der mongolische Führer Tschutun-Dsamba.

nordtibetanischen Hochebene der Schnee sehr ungleichmäßig fällt, in dem einen Jahre ziemlich reichlich, in dem andern sehr wenig.

Der Südabhang des Burchan-Budda ist weit abschüssiger als der Nordabhang und ist bis zum Flüßchen Nomochun-gol 23 Werst lang. Dann steigt die Gegend wieder gegen einen zweiten Gebirgszug, den Schuga, an, welcher dem Burchan-Budda parallel hinzieht und im Westen eben so plötzlich wie an der Ebene von Tsaidam aufhört. Dasselbe ist etwas länger als der Burchan-Budda und beginnt im Osten beim Urundușchi-Gebirge, in welchem der Fluß Schuga-gol entspringt, welcher das Schuga-Gebirge im Süden begrenzt. Dieser Fluß ist, wo ihn Prschewalski, als er mit Eis bedeckt war, überschritt, 40 Klafter breit, jedoch nicht wasserreich. Seine Länge beträgt nach Aussage der Mongolen gegen 300 Werst und auch er verliert sich in den Ebenen von Tsaidam. Das Thal des Schuga-gol ist wie das des Nomochun-gol vielfach mit guten Gräsern bedeckt und erscheint im Vergleiche mit dem benachbarten Gebirge ziemlich fruchtbar. Der Charakter des Schuga-Gebirges ist dem des Burchan-Budda ganz ähnlich; derselbe Mangel an Leben, dieselben unbedeckten Abhänge aus Thon, dessen Farbe bald roth, bald braun, blau oder gelb ist, dasselbe Steingeröll und dieselben nackten Felsen. Auf dem Rücken des Gebirges sind ungeheure Kalk- und Epidositfelsen aufgethürmt. Da, wo der Weg nach Tibet hinüber führt, beträgt seine absolute Höhe 15,500 Fuß, und er fällt, vorzüglich nach Tibet zu, sehr steil ab. Einzelne Punkte erreichen die Grenze des ewigen Schnees. Das Schuga-Gebirge bildet übrigens die politische Grenze zwischen der Mongolei (Tsaidam) und Tibet. Doch scheint dies nicht genau zu sein, da die Tibetaner behaupten, daß vielmehr der Burchan-Budda die Nordgrenze ihres Heimathlandes sei. Von praktischer Wichtigkeit ist dieser Streit derzeit nicht, da die Gegend vom Burchan-Budda bis zum Südabhange des Tan-la-Gebirges in einer Breite von nahezu 800 Werst gänzlich unbewohnt ist. Nur am obern Laufe des Mur-ussu (des Blauen Flusses oder Yang-tse-kiang), sechs Tagereisen von der Mündung des Naptschitai-ulan-muren, leben, wie die Mongolen sagen, gegen 500 Tanguten. Diesen menschenleeren Strich nennen die Mongolen „Guressu-gadshyr", d. h. das Land der Thiere, weil er sehr wildreich ist.

Hundert Werst südlich vom Schuga-Gebirge zieht sich ein dritter Gebirgsrücken hin, den die Mongolen Bajan-chara-ula („die reichen schwarzen Berge"), die Tanguten aber Ograi-wola-daktsy (was wohl dasselbe bedeutet) nennen. Dieses Gebirge, das sich längs des linken Ufers des obern Laufes des Blauen Flusses (von den Mongolen Mur-ussu genannt) von Ost nach West in einer Länge von 700 Werst hinzieht, ist die Scheide zwischen dem Quellgebiete dieses und des Gelben Flusses, des Hwang-ho, und hat in den einzelnen Gegenden, die es durchzieht, verschiedene Namen. Es unterscheidet sich vom Schuga und Burchan-Budda durch die Weichheit seiner Formen und durch relativ geringere Höhe. Im Norden steigt es wenigstens dort, wo Prschewalski es überschritt, kaum tausend Fuß relativ an; nur gegen Süden, wo es gegen das Mur-ussu-Thal, dessen absolute Höhe 13,100 Fuß beträgt, abfällt, bildet es eine steilere Wand. Ueberhaupt aber sind seine Abhänge nicht steil und man sieht, besonders am Nordabhange, keine nackten Felsen. Sowohl der Nord- als der Südabhang sind wasserreich und letzterer unvergleichlich fruchtbarer als alle sonstigen Gegenden Nordtibets. Der Boden ist zwar sandig, aber Dank der reichen Bewässerung ist er, besonders in den Thälern, mit einem relativ reichen Pflanzenteppiche bedeckt, den man häufig auch auf den Bergabhängen erblickt.

Das Gebiet, das sich zwischen der Kette des Schuga und Bajan-chara-ula hinzieht, ist dagegen eine fürchterliche Wüste, welche in einer absoluten Höhe von 14,500 Fuß liegt. Im Allgemeinen bildet die ganze Gegend eine wellenförmige Hochebene, auf welcher sich zerstreute Gruppen oder richtiger Ketten nicht hoher Berge erheben, die jedoch ihre Umgegend kaum um mehr als tausend Fuß überragen. Nur im nordwestlichen Theile dieser Hochebene erhebt sich die massive, ewig mit Schnee bedeckte Gebirgskette des Gurbu-naidschi (tangutisch Atschün-gontschik), welche gegen sechszig Werst westlich vom Wege Prschewalski's ab blieb; sie bildet den östlichen Anfang des großen Gebirgssystems des sogenannten Kuen-lun. So wenigstens sagen die Tsaidamer Mongolen, welche behaupten, daß sich von hier ab bis weit gegen Westen hin eine ununterbrochene Gebirgskette hinzieht, welche theilweise über die Schneelinie hinausragt.

Das Hochplateau zwischen dem Schuga- und Bajan-chara-ula-Rücken stellt den allgemeinen Typus der Wüste von Nordtibet dar. Das Klima und die ganze Natur haben hier einen fürchterlichen Charakter. Der Boden besteht aus Lehm mit einer Beimischung von Sand oder Kies und ist jeder Vegetation bar. Nur hin und wieder trifft man ein Büschel Gras, das einige Zoll hoch ist, und selten nur bedeckt eine gelbgraue Flechte den nackten Boden. Dieser ist übrigens häufig mit einem weißen Salzanfluge wie von Schnee bedeckt, und überall gefurcht oder ausgehöhlt durch die beständigen Stürme. Nur wo Bäche strömen, findet man entweder Moräste oder eine reichlichere Grasvegetation, welche hin und wieder zu einer Art Wiese sich verdichtet. Aber es ist ein hartes, trockenes Riedgras, das unter den Füßen wie trockene Zweige zerbricht und in Staub zerfällt und die dicken Sohlen der Kameele blutig riß.

In Folge der absoluten Höhe der Gegend ist die Luft so dünn, daß das Ersteigen einer kleinen Anhöhe selbst einen kräftigen Menschen anstrengt und Schwindel verursacht. Es ist schwer Feuer anzumachen, da der Argal (trockene Mist) auf dieser Hochebene sehr schlecht brennt; das Wasser kocht bei einer um 12 Grad niedrigern Temperatur als an der Oberfläche des Meeres. Auch das Klima entspricht ganz dem wilden Charakter der Gegend. Eine fürchterliche Kälte mit Stürmen und Schneetreiben herrscht hier während des ganzen Winters, und während des Sommers beständiger Regen, der oft von starkem Hagel begleitet ist. Nur während des Herbstes ist das Wetter schön, und diesen Umstand benutzen die frommen buddhistischen Pilger, um nach ihrem Rom, zum Unfehlbaren in Lhassa, zu gelangen. Eigentliche Wege giebt es in dieser tibetanischen Wüste nicht; die Karawanen gehen immer gerade aus und richten sich nach bestimmten Merkmalen. Man theilt den Weg folgendermaßen: von Donkyr nach dem Norduser des Kuku-nor und durch Tsaidam bis an den Burchan-Budda fünfzehn bis sechszehn Tagereisen; von hier bis an den Mur-ussu zehn Tagereisen; weitere zehn Tagereisen diesen Fluß hinauf; dann über das Tan-la-Gebirge bis an das tibetanische Dorf Naptschu fünf Tagereisen und von hier nach Lhassa noch zwölf Tagereisen. In Naptschu lassen die Pilger ihre Kameele zurück und bedienen sich zur Weiterreise gemietheter Yaks, obgleich die Mongolen behaupten, daß man auch mit Kameelen ganz gut nach Lhassa gelangen könne.

Weiter als bis in die nordtibetanische Wüste und an den Oberlauf des Yang-tse-kiang konnte Prschewalski nicht vordringen, da ihm die nöthigen Mittel fehlten. Er verblieb in dieser Wüste, welche er, wie wir gesehen haben, genau studirt hat, 80 Tage, während welcher Zeit er sich und seine Begleiter theilweise durch die Jagd auf wilde Yaks, welche dort in zahlreichen Herden hausen, unterhalten mußte. Ebenso

Jagd auf wilde Yaks.

mußte auch das weißbrüstige Argali (Ovis Polii), das sich von seinem nordasiatischen und mongolischen Bruder, dem Ovis Argali, durch seine Hörner und seine weiße langhaarige Brust unterscheidet, dem Reisenden seinen Tribut zahlen. Im Anfange des Januar 1873 finden wir Prschewalski schon auf der Rückreise, während welcher er viele seiner früher gemachten Beobachtungen zu rectificiren Gelegenheit hatte, da er größtentheils (bis zum Gebirge Chan-ula im nördlichen Alaschan; von dort zog er direct nördlich durch die Gobi nach Urga) denselben Weg inne hielt, den er auf der Hinreise eingeschlagen hatte. Während des Frühjahrs verweilte er einige Zeit am Kuku-nor, wo er die Zugvögel beobachtete: Er fand ihrer jedoch nur sehr wenig, die diesen Weg gegen Norden einschlugen; einige Gänse- und Entenspecies sowie der Reiher und andere scheinen den Kuku-nor gänzlich zu meiden und östlicher oder westlicher zu ziehen. Nur die große Lerche (Melanocorypha maxima) belebte die sonst stille Gegend des Kuku-nor mit ihrem lauten Gesange.

Ein Kloster in Tibet. (Nach Oberst Yule.)

Die Rückreise, welche mit nicht geringeren Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft war als die Hinreise, dauerte bis in den Monat September. Am 5. September langten die Reisenden ermattet und von Allem entblößt in Urga an, froh ihre reichen wissenschaftlichen Schätze mitgebracht zu haben. In Urga ruhte Prschewalski, Pylzow und die sie begleitenden Kazaken Paufil Tschebojew und Donkok Irintschinow einige Tage von ihren Strapazen beim dortigen russischen Consul aus und pflegten der wohlverdienten Ruhe; am 19. desselben Monats kamen sie endlich in Kiachta an, von wo die beiden Offiziere sich nach Petersburg begaben.

Die ganze Reise hin und zurück beträgt 11,100 Werst, von denen Prschewalski eine Linie von 5300 Werst aufgenommen und in die Karten eingetragen hat. Außerdem hat er eine Sammlung von 238 Vogelarten in nahezu tausend

Exemplaren, 130 Felle von Säugethieren, welche 42 Species angehören, 10 verschiedene Species von Reptilien in 70 Exemplaren, 11 Fischspecien und mehr als 3000 Insecten mitgebracht.

---

# Die Tinne-Indianer.

## II.

Außer einem weißen oder gelben Fellkittel (i oder ig), der mit Fransen und Metallstückchen verbrämt ist, tragen die Tinne noch ein Beinkleid (kla'i), welches reich verziert ist und gleich mit den Stiefeln zusammenhängt. Männer wie Frauen haben diese Art Hosen. Das Ueberkleid der Frauen ist sehr kurz und reich mit Fransen, Klingelwerk, Wolllappen besetzt. Ren, Biber und Hase liefern den Winterpelz.

Die Tättowirung beschränkt sich auf einige kleine Parallelstriche, welche die Frauen am Kinn, den Mundwinkeln und Backenknochen anbringen; aber sie bemalen sich Schläfen, Kinn und Nasenspitze mit Roth. Doch haben die Montagnais alle diese Bräuche und die alte Kleidung abgeschafft und kleiden sich nach europäischer Art. Die Stämme in den Felsengebirgen sind noch am urwüchsigsten geblieben, doch ist selbst unter ihnen die Durchbohrung des Nasenknorpels in Abnahme gekommen; bei den Koloschen in Alaska besteht diese Sitte noch. Auch das Tragen einer breiten Tonsur ist bei den Bergbewohnern weit verbreitet, ehemals scheitelten die Tinne ihre langen Haare in der Mitte und ließen sie zu beiden Seiten herabhängen; das thun jetzt nur noch die alten, die jungen dagegen verschneiden sie nach europäischer Art.

Die Tinne sind Jäger- und Fischernomaden und wohnen in Zelten aus Elen- oder Renthierhaut von conischer oder halbkugeliger Form. Diese Wigwams heißen nanbali, nivia, etchiédé je nach dem Dialekt. Sie sind aus einem Stangengestell erbaut und haben an der Spitze eine Oeffnung, aus welcher der Rauch entweicht. Einige sehr abgehärtete Stämme begnügen sich mit Hütten aus Tannenreisig. Im Innern der Behausung hängen alte Kleider aus Ren-, Elen- oder Bisonhaut auf einem Gestell aus Zweigen, welches Tisch und Bett zugleich vorstellt. Mit gekreuzten Beinen sitzt dicht zusammen die ganze Familie darauf, umgeben von einer Meute Hunde. Ueberall, wo der Tinne sein Zelt aufschlägt, ist er zu Hause. Er kümmert sich nicht um Territorialfragen, um Jagd- und Fischereigerechtsame, um Steuern. Er wandert dahin, wo es ihm gutdünkt, campirt, wo er will, ißt, so viel er kann, aber stets mit gutem Appetit, und schläft nach Herzenslust. Das Zelt, eine Flinte, ein Kessel und ein Schlitten zum Transport machen seine Habe aus. Er klagt nicht über den gefrorenen Boden, das kalte Klima, die lange Winternacht, den unfruchtbaren Boden, die frugale Nahrung und ist glücklich in seiner Weise.

Die Frau ist eben so wenig empfindsam wie ihr Mann. Fruchtbar wie eine Irländerin, geduldig wie eine Sklavin, bringt sie ihr Kind leicht und ohne Hülfe zur Welt und arbeitet bis zum letzten Athemzuge. Sie sorgt für den Neugeborenen, stillt ihn drei oder vier Jahre lang und führt dabei ihre Arbeiten aus: das Besorgen der Hauswirthschaft, das Gerben der Häute, das Nähen der Pelze, das Trocknen des Wildprets, das Oeffnen der Knochen, um zum Mark zu gelangen; sie wäscht, sie näht ohne Ende. Das Waschen ist allerdings eine unter europäischem Einflusse entstandene Neuerung; früher wuschen sich die Tinne nicht, sondern rieben sich mit Fett oder mit einem Stücke Fischfleisch ab. Heute noch tragen sie ihr Hemd, wenn sie eins besitzen, bis es ihnen am Leib in Stücke zerfällt. Unter solchen Umständen leiden sie natürlich stark vom Ungeziefer.

Der Tinne ist positiv in allen Dingen, mit Ausnahme dessen, was die unsichtbare Welt und das zukünftige Leben betrifft. Poesie ist ihm dem Namen wie der Sache nach unbekannt. Selten versteigt er sich zu einem Lobe der schönen Natur. Er will nur bequem leben, das ist ihm die Hauptsache. Das Renthier, das Karibu, das Elen oder der Orignal, der Bison, der Moschusochs, das Argali oder Bergschaf der Felsengebirge, der Mouflon (Bighorn), der Biber und das Ondatra (Bisonratte) sind seine Jagdthiere, von denen er sich nährt.

Sie jagen das Ren auf verschiedene Art, im Laufe, indem sie es auf Schneeschuhen verfolgen, oder indem sie ganze Herden in einen umzäunten Raum hineintreiben. (So bildet auch Whymper die Jagd am Yukon ab und Livingstone die Antilopen- und Zebrajagd in Südafrika.) Das Renthier, étié, éthen, ékfwen = Fleisch, Nahrung, genannt, wandert im Sommer und Herbst vom Eismeer nach dem Innern, beim Schwimmen wird die Herde dann überrascht und von den Tinne, Männern, Weibern, Kindern, mit Messern niedergestochen. Man hat dann für einen Monat oder länger Fleisch. Das Argali, den Biber, das Elen schießen sie auf dem Anstande. Das Heimschaffen und Zerlegen des Wildes ist Sache der Weiber und Kinder. Diese müssen auch Löcher in das Eis der Ströme hacken, um Angelschnüre darin aufzuhängen, und Fallen für Hasen und Schneehühner stellen. Marder, Vielfraße, Füchse werden gleichfalls in Fallen gefangen und deren Felle bei den Handelsposten der Hudsons-Bay-Gesellschaft gegen Waffen, Schießbedarf, Fangenetze, Kleider ꝛc. umgetauscht.

Herrscht Ueberfluß in der Hütte des Tinne, dann verbringt dieser dort seine Zeit mit Essen, Rauchen, Schlafen. Oft aber schlagen Jagd und Fischfang fehl und Hungersnoth droht. Dann kratzt der Indianer von den Felsen des Gebirges eine Flechte, eine Gyrophora, ab und kocht sie zu einer nahrhaften Gallert. Diese Flechte heißt thé-tsin in ihrer Sprache. Oft auch werden alte Fellkleider oder die Zelthäute in Fällen von Hungersnoth gekocht und gegessen.

Niemals verzehrt der Tinne seine ganze Jagdbeute. Die Seiten und Rückenstücke werden über Feuer bukkanirt oder im Sommer an der Sonne getrocknet. So erhalten sie das trockene ékϱané, das roh oder gekocht genossen wird. In Packen, fünf pelus werth, wird es in die Handelsposten der Hudsons-Bay-Compagnie gebracht und dort gegen Waaren vertauscht. Ein Pelu ist eine Biberhaut und diese bildet den etwa 2 Mark geltenden Werthmesser der Tinne; das Wort stammt aus dem Französischen (= velu). Der Pelzhandel nöthigt die Tinne zu häufigen Reisen nach den Handelsposten. Gewöhnlich im Frühjahr oder Herbst, wenn die Vorrathsbarken der Compagnie angelangt sind, begeben sie sich in kleinen Trupps dorthin, auf Canoes (ttsi, ella) oder Flößen

(χédhi); im Winter auf Schneeschuhen (tunlu), mit denen sie über die Ebenen, gefrorenen Flüsse und Seen dahinsausen. Kein Compaß leitet sie dabei; sie kennen jede Prairie, jede Tanne, jedes Gebüsch; die Gestirne, die Flechten an den Bäumen, die Richtung der Schneefelder, ein abgebrochener Zweig im Schnee leiten sie.

Die Todten werden in Sargkisten auf Bäumen etwa zwei Meter hoch über dem Boden bestattet. Die Kleider, Waffen und Geräthe werden dem Verstorbenen mitgegeben: sein umgestülptes Canoe wird über den Sarg gelegt; alle seine übrige Habe wird verbrannt, ins Wasser geworfen oder an die Bäume gehängt, denn sie ist eln'ari = verdammt. Jetzt begraben aber die Tinne ihre Todten nach europäischem Brauche.

Der in Amerika so weit verbreitete Gebrauch der Masken war auch den Tinne bekannt. Bei ihren Spielen ahmten sie damit die Riesen nach. Jetzt sucht man vergeblich nach einer Maske im ganzen Mackenzie-Thal, während sie in Alaska und Britisch-Columbia noch häufig sind. Auf den Gräbern werden lange Stangen mit bunten Bandstreifen errichtet, welche die Seele des Verstorbenen, wenn sie zum Körper wiederkehrt, erfreuen sollen. Bei einigen Stämmen wird ein Jahr nach dem Tode der Sarg wiederum geöffnet und nochmals bei den Ueberresten des Verstorbenen geklagt und geweint. Petitot sah diesen Gebrauch noch am Bären-See und bei den Hundsrippen-Indianern. Für Musik sind die Tinne sehr empfänglich; ihre Gesänge sind nicht ohne Harmonie und Rhythmus. Für die Liebe, für Krieg und Zauberei, für das Spiel, für den Tanz, die Trauer haben sie je eine besondere Melodie.

Was die Traditionen der Tinne betrifft, so erhielt Petitot von den Gelbmessern am großen Sklaven-See im Jahre 1863 folgenden Bericht über ihren Ursprung: „Im Anfang war ein Riese, so groß, daß er mit seinem Kopfe die Wölbung des Himmels kehrte; man nannte ihn deshalb Yakke-eltini. Er wohnte im Westen und verschloß uns den Zutritt zu dieser verlassenen Erde. Aber er wurde verjagt und getödtet; sein Leichnam fiel zwischen beide Erdtheile, er versteinerte und diente als Brücke, über welche die periodischen Wanderungen der Renthiere stattfanden. Sein Kopf liegt auf unserer Insel (= amerikanischer Continent), seine Füße aber auf der westlichen Erde." Denselben Bericht haben auch, nach Taché, die Chippewayans vom Athabaska-See; Petitot weist ihn noch bei den Hasen-Indianern und den Thi-lan-ottinè nach. „Der Riese," so sagt unser Abbé, „bedeutet das Volk der Dènè-Dindjié im Ganzen, und die Renthierwanderungen sind die einzelnen Hordenzüge, die von Asien nach Amerika drängten. Es ist das wohl kaum eine allzugewagte Ansicht und mehr werth als eine Hypothese, zumal sie von anderer Seite Unterstützung erhält." Alexander Mackenzie, der Erforscher des Stroms, welcher nach ihm den Namen trägt, hörte nämlich von den Chippewayans, daß sie von einem großen westlichen Continent gekommen seien; sie hätten sich aus der Sklaverei eines sehr bösen Volkes los gemacht und seien, immer nach Osten wandernd, über einen großen mit Inseln bedeckten See gekommen; dann gelangten sie an einen Fluß, an dem sie glänzendes Metall fanden (Kupferminenfluß), das aber, zur Strafe für ein Verbrechen, sechs Fuß tief unter die Erde verschwand. Sir John Franklin hörte 1820 von den Montagnards-Stämmen, welche in Fort Liard verkehrten, sie seien aus einem westlichen grünen Lande, in dem es Früchte und Thiere in Menge gab, über das Wasser gekommen. Unter den Thieren sei eins, das dem Menschen gleiche, Grimassen schneide und auf Bäumen lebe.

Bei den Hasen-Indianern und Loucheux hat sich das Andenken an ihren asiatischen Ursprung am lebhaftesten erhalten. Sie wohnten, so lautet ihre Tradition, fern im Westen jenseit des Meeres inmitten einer mächtigen Völkerschaft, deren Zauberer die Gabe besaßen, sich Nachts in Hunde oder Wölfe zu verwandeln, während sie am Tage Menschen blieben. Ihre Weiber nahmen sie von den Tinne, behielten aber das Geheimniß der Verwandlung für sich. Mit den Tinne führten sie Krieg. Diese Feinde hießen bei den Hasen-Indianern Kfwi-détéle = Kahlköpfe, denn sie schoren sich das Haupt und trugen Perrücken. Sie waren nicht größer als die Tinne, aber wild und Menschenfresser. Die Montagnais, bei welchen die Erinnerung an diese Feinde mehr abgeblaßt ist, nennen sie Eyounné = Fantome. Nach den Loucheux sind es sehr tapfere, aber unmoralische und fast nackt gehende Leute. Im Kriege tragen sie Helme aus Holz, Schilde aus harter Haut und Schuppenpanzer. Ihre Waffe bestand in einer Lanze. In dem Lande dieser Feinde gab es große Luchse, große Wiederkäuer, unverwundbare, ungeheure Dickhäuter, große, eierlegende Echsen, große, wunderschöne Schlangen mit bezauberndem Blicke, endlich possirliche, menschenähnliche, auf Bäumen lebende Thiere. Während nun die Tinne unter ihren Feinden lebten, trat ein Erdbeben ein, durch das sie nach Osten versetzt wurden, während die Feinde im Westen blieben; sie flohen, von den Kahlköpfen verfolgt, immer weiter nach Osten. Sie kamen auf den amerikanischen Continent, den sie wüst und leer fanden, und gelangten in die Felsengebirge, wo sie, Hunger leidend, lange Zeit verborgen lebten. Da fielen alle Morgen kleine Stückchen Fleisch vom Himmel, die sie sammelten und von denen sie lebten. Alle Tinnestämme waren damals noch eins; aber das ist lange her. Da sah man plötzlich im Südwesten einen leuchtenden und flammenden Stern; ein junger Mann und mehrere, die ihm folgten, wollten zu dem Sterne eilen. Allein man sah sie nicht wieder. Dann trennten sich die Tinne und jeder Stamm nahm seinen besondern Sitz ein. Die Hasen-Indianer aber blieben im Gebirge. Da ging eines Tages einer der Ihrigen, ein Greis Namens Tchané zélé (Glatzkopf), nach Osten zu und kam an die Ufer eines großen Flusses, der Naotcha (Mackenzie) hieß. Er warf sein Netz aus, fing viele Fische und kehrte vergnügt zu den Seinigen zurück. Viele folgten nun seinen Spuren und ließen sich an dem Strome, am Eismeer und am Bärensee nieder. Andere aber blieben im Felsengebirge. Derselbe Tchané zélé machte noch eine Entdeckung. An einem Nebenflusse des Mackenzie bemerkte er eine harte und rothe Substanz, die dem Kothe des schwarzen Bären glich. Dies war Hämatit. Bis dahin, so sagt Petitot, bestanden die Waffen und Geräthe der Tinne aus Stein; jetzt lernten sie das Metall kennen, das sie, nach ihrer Tradition, bisher auf dem neuen Continente nicht gesehen hatten. Aus diesem Eisen (?) fertigten sie sich Ahlen und Pfriemen von der Länge des kleinen Fingers, welche sie für zehn Stück Elenhäute den Esba-t'a-ottiné am Liard-Flusse verkauften.

Was die erwähnten halbmenschlichen Kahlköpfe betrifft, so stimmt das mit dem Glauben der Tinne, im äußersten Nordwesten (= Asien) wohne ein Volk von Hundsmenschen. So erzählen die Loucheux, die Hundsrippen- und Sklaven-Indianer; sie nennen dies Volk Tl'in-ak'-eni, Hundsfüße oder Hundesöhne, und geben vor, der Untertheil derselben bestehe aus Hund, der Obertheil aus Mensch; die Frauen dagegen, welche sehr hübsch sind, haben nichts Besonderes; nur die männlichen Kinder zeigen die Deformation. Die Geschichte von einem Manne, der zu diesen Hundsmenschen reiste, wird am untern Mackenzie und am großen Bärensee viel erzählt, und die Hundsrippen-Indianer werden verspottet, weil sie aus der Verbindung eines Tl'in-ak'-eni und einer

Tinnefrau abstammen sollen. Nach Samuel Hearne erzählen die Tinne vom Churchill, sie stammten auch von einem Hundsmenschen und einer Tinnefrau. Der große Genius aber, der mit seinem Kopfe das Himmelsgewölbe auskehrt (s. oben), tödtete den Hund, zerstreute dessen Glieder und schuf dadurch alles Lebendige auf Erden, was er der Frau und ihren Kindern zur Nahrung gab. Nach Petitot deuten alle diese Traditionen darauf hin, daß die Tinne das Mischproduct zweier feindlicher Stämme sind.

Die Tinne glauben an die Seelenwanderung. Namentlich gelten kleine Kinder, die mit zwei Zähnen auf die Welt kommen, als bewohnt von der Seele eines bereits früher Lebenden. Dasselbe ist der Fall mit jenen, die gleich nach dem Tode irgend eines Tinne geboren werden, was auch Hearne bezeugt, und Petitot vermochte ein junges Mädchen nicht davon abzubringen, daß es schon einmal unter anderm Namen gelebt habe.

Die Hasen-Indianer und Loucheux betrachten den Moschusochsen mit Verehrung und nehmen an, daß sein Koth eine Medicin ist, welche unverwundbar macht. Einer ihrer Helden, Etsiégé (Kuhfladen), wurde in seiner Kindheit mit dem Miste des Moschusochsen eingerieben und erhielt dadurch magische Kräfte. Die Tinne der Felsengebirge, die Hasen-Indianer und Hundsrippen erzählen dasselbe vom Hunde und seinem Koth. Petitot kannte einen Zauberer, der bei seinen Gesängen diesen ekelhaften für giftig geltenden Stoff verschlang und dadurch zu ungeheurem Ruf gelangte.

Bei gefährlichen Krankheiten zapfen die Hasen-Indianer gesunden Menschen Blut ab und trinken dasselbe. — Als Zeichen der Trauer lassen die Tinne einen langgezogenen blasenden Laut ertönen; sie geben denselben auch von sich, wenn sie während des Marsches oder der Arbeit ausruhen.

Sie haben ein udzi genanntes Spiel, das der italienischen Morra gleicht. Es besteht darin, zu errathen, in welcher Hand der Spielende einen Gegenstand verborgen hält; auch die Algonkiner kennen dies Spiel. Man begleitet es mit Gesängen und Trommelschlägen.

Die Loucheux beschmieren sich die Haare mit Thon, welcher mit Fett vermischt ist, und kleben Enten- oder Schwanendunen darauf. Ehemals war die Behandlung der Kriegsgefangenen bei den Hasen-Indianern eine sehr grausame, wie bei den alten Mexicanern. Man legte sie auf den Rücken, stieß ihnen einen spitzen Pfahl durch den Nabel, öffnete die Brust mit einem Messer aus Feuerstein, riß ihnen das Herz heraus und gab dies den Weibern, die es verzehrten.

Die Tinne personificiren alle Elemente, das Wasser, das Feuer, den Wind, die Flüsse, und geben vor, mit denselben durch Zauberkünste sich unterhalten zu können. — Früher setzten sie die neugeborenen Mädchen aus oder ermordeten viele; sie glauben, daß die Gestirne das Geschick der Menschen bestimmen und daß jedesmal, wenn eine Sternschnuppe fällt, ein Mensch stirbt. Der Blitz wird durch den Blick eines ungeheuren idi genannten Adlers erzeugt, das Rollen des Donners durch dessen Flügelschlag. Auch die Algonkiner haben diesen Glauben; sie nennen den Vogel piyèsiw, das ist eine Art Auerhahn. — Den Namen erhalten die Kinder nicht nach ihren Eltern, sondern Mutter und Vater ändern ihren Namen nach der Geburt des ältesten Sohnes und nehmen dessen Namen an. So heißt nun z. B. der Vater des Tchele Tchélé-t'a = Vater des Tchélé, und die Mutter Tchélé-mon = Mutter des Tchélé. Beim Tode der Eltern schneiden die Kinder als Trauerzeichen ihr Haar ab, wälzen sich im Staube, zerreißen ihre Kleider; früher brachten sie sich auch Einschnitte in das Fleisch bei und gingen nackt.

Ihre göttliche Dreiheit personificiren die Tinne unter riesigen Adlern, Vater, Mutter und Sohn, welche sie olbalé, orelpalé (der Ungeheure, Weiße, Reine), nontélé und kaledélé (der Reisende) nennen. Das Männchen derselben verursacht den Tag, wenn es zu seinem Neste kommt, während das Weibchen die Nacht mit sich bringt. Zu Anbeginn aller Zeiten ruhte dieser Adler auf dem Weltmeer, das damals allein existirte. Das erste Menschenpaar bestand nach der Tinnetradition aus zwei Brüdern, die sich, als sie noch klein waren, trennten. Wir wollen sehen, welcher von uns der Schnellste ist, sagten sie, und rannten in entgegengesetzten Richtungen um den Himmel, um so um die Erde herumzukommen. Als sie sich wieder trafen, waren sie Greise geworden, die auf Krücken gingen. „Erinnerst Du Dich des Tages, mein älterer Bruder, an dem wir ausgingen?" sagte der Eine. „Ach ja," entgegnete dieser, „ich wollte Alles wissen, Alles in Ordnung bringen, Thiere jagen, Wale fangen, ich umkreiste die ganze Erde und bin dabei elend geworden." — „Mit mir ging es gerade so," antwortete der Zweite. „Doch passe auf; da erhebt sich plötzlich ein Gebirge — gehen wir hinein." Der Jüngere that dies und kam verjüngt zurück. „Ich will das auch thun," sagte der Aeltere. Er ging hinein und das Gebirge wuchs mehr und mehr, bis es die ganze Erde erfüllte; er aber kam auch neu verjüngt aus demselben zurück.

Die Tinne glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an ein anderes Leben, an eine obere und untere Welt. Von dem Aufenthaltsorte der Seelen (ttsintewi tan der Hasen-Indianer, ttsinténi-t'ét der Loucheux) erzählen sie: Es existirte einmal ein Zauberer, Nayéwéri (derjenige, welcher durch Gedanken schafft), der durch seinen Blick tödten konnte; er war sehr mächtig und bediente sich einer Schleuder als Waffe. Eines Tages tödtete er damit einen Riesen, dem er einen Stein an die Stirn warf. Dieser Mensch drang lebend in das Land der Geister, indem er den Wasservögeln folgte, welche in großen Schwärmen gen Südwest in die heißen Länder zogen; so kam er an den Fuß des Himmels. Dort im Südwest (Inkfwin) am Himmelsfuße ist ein ungeheures Loch, aus dem sich ein Fluß ergießt. An dieser Höhlung kann man sehen, was sich im Innern ereignet. Hierhin begeben sich beim Beginn des Winters die auf der Erde umherirrenden Seelen der Todten, das Wild und der Donnervogel. Im Frühjahr aber, wenn die Wasservögel wieder nach Norden ziehen, kehren auch die Geister und der Donner wieder zurück. Nayéwéri schaute in das Loch. Er erblickte Seelen, welche ihre Netze nach Fischen auswarfen; sie erhielten aber nur schlechte Fischbrut. Mit Doppelkähnen [1]) schauten sie nach ihren Netzen aus. Andere tanzten am Ufer. Der Zauberer konnte nur die Beine der Tänzer erkennen, welche sangen: Wir schlafen nicht beisammen. Die Seelen lebten von Todtgeborenen, Mäusen, Fröschen, Eichhörnchen und kleinen Nagern, welche sie jagten. Nayéwéri, der in die Höhle der Seelen gelangte, blieb dort zwei Tage lang todt; zwei Nächte lang blieb sein Körper auf der Erde liegen und währenddem tödtete er ein Hirschkalb; er tödtete nur eins und gab ihm Erlaubniß, am dritten Tage wieder auf die Erde zu gehen. Die Art und Weise, wie Nayéwéri in die Höhle kam, ist folgende. „Vor dem Loche steht ein großer Baum; der Zauberer ergriff ihn und sprang mit seiner Hülfe in den Himmel."

---

[1]) Ella-xhè-klu-étchu, verbundene Canoes. Da Doppelkähne in Nordamerika sonst unbekannt, verdient die Erwähnung derselben (wie in der Südsee) hier Beachtung.

# Ein Besuch in Athen.

Familienangelegenheiten riefen mich nach Athen und ich ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, der Hauptstadt Griechenlands, die ich seit einem ganzen Menschenalter nicht gesehen hatte, wieder einen Besuch abzustatten. Meine damaligen Eindrücke hatten sich fest genug eingeprägt, da ich in der ganzen Zwischenzeit fortwährend in geistiger Verbindung mit Athen blieb; um so begieriger war ich, durch den Augenschein die Veränderungen wahrzunehmen, welche eine verhängnißvolle und ereignißreiche Zeit hier hervorgebracht hatte.

Eine Beschreibung von Athen zu liefern wäre eine ganz unnütze Arbeit; Bädeker und Murray sowie zahllose Touristen und eine erkleckliche Menge archäologischer Zeitschriften haben dafür hinlänglich gesorgt. Eben so wenig kann ich mich auf Tagespolitik einlassen, da ich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes mit den politischen Persönlichkeiten keinerlei Verkehr hatte; ich will hier bloß die Eindrücke schildern, welche das öffentliche Volksleben auf mich machte, der ich nun schon seit 33 Jahren im Orient lebe.

Der Europäer, welcher frisch aus der Heimath nach Griechenland kommt, sieht sich plötzlich in eine ihm ganz fremde Welt versetzt; Ideen, Gewohnheiten, Bedürfnisse, Sprachen, in denen er sich von seiner Geburt an bewegte, stellen sich ihm hier entweder unter ganz verschiedenen Formen dar oder existiren hier gar nicht; der Reisende, der in London und in Paris, in Berlin und in Wien, in Brüssel und in Rom überall Europa wiederfindet, wenngleich unter allerlei Modificationen, fühlt sich enttäuscht, wenn er Athen, die Hauptstadt eines christlichen europäischen Staates, nicht so findet, wie er andere europäische Residenzen gefunden hat, und diese Enttäuschung trübt nur zu häufig die Unbefangenheit und Unparteilichkeit seines Urtheils, gar nicht zu gedenken der Ungerechtigkeiten, welche in nationalen, politischen oder religiösen Antipathien ihren Grund haben. Es gehört daher schon seit etwa vierzig Jahren in der europäischen Reiseliteratur und Publicistik zum guten Ton, von Griechenland und von den Griechen mit wegwerfender Verachtung zu reden und selbst geradezu Unwahrheiten nicht zu scheuen; wer sich etwa einfallen läßt, gegen diesen Strom zu schwimmen, der wird als classischer und philhellenischer Enthusiast der Lächerlichkeit preisgegeben; der Grieche selbst, welcher gegen dieses System protestirt, wird zu Tode geschwiegen, indem man ihn nicht zu Worte kommen läßt; wer liest sein Griechisch? Haben wir es doch vor etwa zehn Jahren erlebt, daß der sogenannte europäische Areopag, der sich versammelte, um über eine Streitfrage zwischen der Türkei und Griechenland zu entscheiden, den einen der beiden Streitenden als Richter auf die Richterbank setzte und den Griechen nicht einmal vorließ, um sich zu vertheidigen! Ungefähr dieselbe Mißachtung aller völkerrechtlichen Grundsätze wiederholte sich im Jahre 1876 der Türkei gegenüber. Solche Vorgänge beweisen, daß das Gefühl für Recht und Unrecht in Europa fast ganz abhanden gekommen ist.

Den ersten Eindruck hatte ich im Hafen von Syra; ich ging nicht ans Land, weil ich dort keine Geschäfte hatte und der Aufenthalt zu kurz war, um mit prüfenden Blicken eine Tour durch Hermupolis zu machen; wohl aber überzeugte mich der bloße Augenschein, daß die Stadt binnen 30 Jahren mehr als das Doppelte an Umfang und Ausdehnung gewonnen hatte. Denselben Eindruck hatte ich im Piräus; statt der wenigen Häuser, die ich dort im Jahre 1845 sah und welche sich auf die Localitäten der Hafen- und Zollbehörden, der Dampfschiffagenturen sowie auf einige Boutiken von Ship-Chandlern, Wirthshäusern u. s. w. beschränkten, sah ich jetzt eine vollständige Stadt mit prächtigen Straßen, großartigen Gasthöfen, eleganten Kaffeehäusern und mächtigen Schornsteinen, welche als Merkmale einer gewerbthätigen Fabrikstadt schon von Weitem ins Auge fielen. Während ehemals die Strecke vom Piräus bis zur Stadt Athen in halsbrechenden altmodischen Droschken durch eine unwegsame Wildniß führte, in welcher man nur ein einziges Haus, eine Fuhrmannsschenke, antraf, führt jetzt eine Eisenbahn bis zur Stadt, und neben der Eisenbahn fährt man in bequemen Fuhrwerken auf einer vortrefflichen Landstraße, die zu beiden Seiten mit Bäumen (meistens wilden Pfefferbäumen) bepflanzt ist, mitten durch Weingärten, Gemüsefelder, Wohnhäuser und schließlich durch den wohlbekannten Olivenhain, der jetzt von wohlgepflegten Weingärten durchschnitten ist, zur Minervenstadt.

Aber noch weit mehr überraschte mich der Anblick der Stadt selbst. Die Hermesstraße theilt Athen in zwei ungleiche Hälften; der südliche Theil enthält das türkische Athen, in welches jedoch die Neuzeit schon bedeutende Eingriffe gemacht hat; der nördliche Theil ist aber durchweg eine moderne Schöpfung; die Aeolusstraße, welche die Hermesstraße in einem rechten Winkel durchschneidet, existirte 1845 nur in ihren ersten Anfängen; alle übrigen Straßen aber in diesem Theile existirten einstweilen nur noch als Project auf einem Stadtplan der Zukunft; dagegen fand ich jetzt alle diese Straßen größtentheils ausgebaut, dabei schnurgerade, in passender Breite und so viel als möglich auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt; trotz des herrschenden Wassermangels werden die Straßen täglich zweimal bewässert und die Bäume mit Wasser begossen. Als Griechenland 1828 seine Unabhängigkeit errungen hatte, „existirte in ganz Griechenland kein Haus und kein Baum," wie es in einer Denkschrift heißt; das ist vielleicht nicht allzubuchstäblich zu nehmen, aber auch gewiß keine poetische Hyperbel, denn es ist geschichtlich erwiesen, daß die zur Niederwerfung des griechischen Aufstandes commandirten Paschas die bestimmtesten Befehle hatten, alle Bäume umzuhauen und alle Wohnhäuser zu zerstören. Statt, wie solches in Europa geschieht, den Baumwuchs schonungslos und selbstsüchtig zu vernichten, haben die Griechen die glückliche Idee, so viele Bäume als nur möglich zu pflanzen, und so nicht nur ihr Land zu verschönern, sondern auch dessen Klima wesentlich zu verbessern; die gütige Natur ist auch dankbar für diese Sorgfalt: es gedeiht auf dem hellenischen Boden nicht nur der einheimische Oelbaum und Feigenbaum, sondern auch die nordische Fichte und die tropische Palme, welche man in Athen in vielen Gärten friedlich neben einander in fröhlichem Gedeihen erblicken kann. Als besonders vortheilhaft hat sich der wilde Pfefferbaum erwiesen, der daher auch in Tausenden von Exemplaren in allen Straßen und auf den Promenaden erscheint. Auch selbst der steinige Lykabettus, den man für ein Fragment des peträischen Arabiens halten könnte, läßt es sich gefallen, daß man auf ihm Bäume pflanzt und Gemüsefelder anlegt, und auch da gedeiht es! Auf dem „heiligen Wege" nach Eleusis hat man einen botanischen Garten angelegt.

Dagegen fehlt es in Athen an Tingeltangeln, an Bett-

lern, an allgemeiner Verfoffenheit und Trunkfälligkeit, kurz an allen jenen Auswüchsen der modernen Civilisation, welche selbst in Konstantinopel tagtäglich ihre Orgien feiert; auch die in türkischen Städten wohlbekannten Straßenhunde fehlen ganz. Ja selbst der Tabacksgenuß ist sehr eingeschränkt; auf der Straße raucht fast niemand und es giebt in Athen gewiß mehr Buchhandlungen als Tabacksläden. Auffallend ist die große Anzahl von Friseurbuden in Athen, und allem Anschein nach machen dieselben alle sehr gute Geschäfte, was übrigens in der menschlichen Natur begründet ist. Gleichwie in denjenigen Ländern, wo die bürgerliche und politische Freiheit des Individuums wenig oder gar nicht entwickelt ist, in der Regel großer Schmutz herrscht, verwendet das Individuum, welches sich frei fühlt, das heißt seinen Körper als sein Eigenthum ansehen kann, auf die Ausschmückung desselben mehr als der Leibeigene, der Unfreie.

Die Journalistik ist reichlich vertreten; vor den Kaffeehäusern sitzen die Gäste, jeder mit einem Zeitungsblatt in der Hand; der Handwerker in der Feierstunde, der Hausknecht in müssigen Augenblicken, alles liest Zeitungen; es mag da manches ungewaschene Zeug gedruckt werden, aber wenigstens scheint hier jedermann lesen zu können.

Königliche Paläste giebt es in Athen nur einen einzigen; dagegen sind alle Gebäude, welche zu Bildungsanstalten dienen, wahre Prachtbauten; die Universität, das Barbakion, das Arsakion, die polytechnische Schule, das Waisenhaus, das Antiken-Museum; im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl und seinem allgemeinen Budget hat wohl kein Staat so viel für die Hebung des öffentlichen Unterrichts gethan als das arme Griechenland; die ganze Nation wetteifert in diesem Punkte; selbst die seit Jahren im Auslande, in Rußland, in der Türkei, in Marseille, Triest, Livorno, Manchester, Liverpool u. s. w., etablirten Griechen machen in ihren Testamenten Legate zur Anlegung neuer Schulen oder zur Unterstützung schon bestehender Schulen. In Konstantinopel sind es vorzüglich die Banquiers G. Zarifi und Chr. Zographos, welche in diesem Punkte wetteifern und wahrhaft kolossale Summen für solche Zwecke verwenden. Wir haben es erlebt, daß in armen abgelegenen Dörfern, welche durch Feuersbrünste zerstört waren, die Schule das erste Gebäude war, welches man wieder herstellte.

Für die Ausgrabung und Conservirung der Alterthümer werden große Anstrengungen gemacht; die Nation ist in dieser Beziehung mit der Regierung einig. Ich kann mich hier nicht auf eine ausführliche Beschreibung einlassen, das ist Sache der archäologischen Vereine und ihrer Zeitschriften; ich bemerke hier bloß, daß in Athen alle Museen und Sammlungen des Staates und der Vereine dem Publicum geöffnet sind; ja selbst wenn behufs der Aufstellung, der Reinigung oder der Katalogisirung dieses oder jenes Museum auf einige Stunden geschlossen ist, fand ich nicht die geringste Schwierigkeit bei meinem Besuche; es bedurfte bloß der Nennung meines Namens, um sofort von dem Ephoren mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit empfangen zu werden; ohne daß ich es verlangte, ertheilte derselbe dem Custos den Befehl, mich jederzeit zuzulassen. Man kann abzeichnen, copiren, abklatschen so viel man will, wobei die Custoden jede freundliche Unterstützung gewähren; die Ausgrabungen werden in liberalster Weise von der Regierung nicht nur gestattet, sondern selbst unterstützt. Ein sehr schöner Zug ist es, daß die Bewachung aller dieser Schätze des Alterthums Invaliden anvertraut ist; es ist ihnen verboten Trinkgelder zu fordern; aber wer möchte nicht gern den freundlichen Alten, welche jede gewünschte Auskunft bereitwilligst ertheilen, jedem Wunsche des Besuchers zuvorkommen, dem Zeichner oder Copisten unaufgefordert einen Stuhl bringen, einige Lepta geben, damit sie sich an einer Tasse Kaffee oder einer Cigarrette erquicken?

Nur auf einen Uebelstand möchte ich aufmerksam machen; fast jeder Tourist hält sich für berufen, seinen Namen auf die öffentlichen Denkmäler zu schreiben oder zu kratzen; selbst das Parthenon, das Erechtheum und die Propyläen bleiben nicht von dieser vandalischen Verunstaltung verschont; es wäre im Interesse der Kunst und des beleidigten ästhetischen Gefühls wünschenswerth, daß die Vorsteher den Custoden Befehle ertheilen, den Besuchern diese Schmieralien ernstlich zu untersagen und in schwereren Fällen, wie etwa Einkratzen des Namens mittelst schneidender Werkzeuge, den Vandalen mit Geldstrafe zu belegen.

Ich habe schon erwähnt, daß es in Athen keine Bettler giebt. Aber schon Moses hat gesagt, daß der Arme im Lande nie fehlen wird. Was machen denn die Hellenen mit ihren Hülfsbedürftigen? Für Kranke haben sie Hospitäler; für die Invaliden ist auch gesorgt. Ich mache hier noch auf eine Anstalt aufmerksam; es ist der Frauenverein für weibliche Erziehung (*Σύλλογος τῶν κυριῶν ὑπὲρ τῆς γυνηκείας παιδεύσεως*). Dieser Verein besitzt in der Nähe des königlichen Palastes und des Olympion ein schmuckloses aber solides Haus, in welches arme Frauenzimmer jederzeit aufgenommen werden und wo sie in allen weiblichen Handarbeiten unterrichtet und beschäftigt werden; sie weben dort Wollen- und Seidenstoffe aller Art, färben, nähen, stricken, sticken, und alle diese Erzeugnisse werden dort zu festen Preisen verkauft. Diese Erzeugnisse sind zwar nicht wohlfeil, aber auch um nichts theurer als die Fabrikate anderer Länder, zugleich aber auch ungemein solide und geschmackvoll; ich sah dort Seidenstoffe, welche an Solidität es mit den besten europäischen Fabrikaten aufnehmen können, während sie in den Mustern und in der Zusammenstellung der Farben die ehemals so berühmten Fabrikate von Brussa weit übertreffen; Teppiche, weit solider als die wohlbekannten Brüsseler Fabrikate, nach dem Muster der kurdischen Teppiche, jedoch mit geschmackvollerer Zusammenstellung der Farben; alle denkbaren Kleiderstoffe, Leib-, Bett- und Tischwäsche, und alles dieses in autonomer Verwaltung, ohne irgend welche Einmengung von Gründern mit ihrem Apparat von Directoren, Verwaltungsräthen, Aufsichtsräthen u. s. w.; alles dies wird von den weiblichen Mitgliedern des Vereins selbst besorgt. Ich habe dieses Etablissement etwas ausführlicher besprochen, weil es weder im Bädeker noch im Murray erwähnt ist, also auch von den Touristen ignorirt wird.

Wer überhaupt sich nicht damit begnügt, seinen Murray oder Bädeker wie ein Schülerpensum durchzumachen, und Land und Leute etwas genauer kennen lernen will, als es auf dem Dampfschiffe und an der Table d'hôte möglich ist, der suche das Volk bei seiner Arbeit auf; da wird man finden, daß in Griechenland jedermann arbeitet und daß die Producte des Bodens und der Industrie schon jetzt den europäischen Waaren im Orient eine erhebliche Concurrenz machen. Wenn es der Regierung gelingt, dem Lande in der gegenwärtigen Krisis den Frieden zu bewahren und gegen auswärtige und einheimische Hetzereien erfolgreichen Widerstand zu leisten, so dürfte für das arme Land eine ungeahnte Periode des Glückes und des Wohlstands anbrechen.

Eine Anstalt, die Niemand versäumen sollte zu besichtigen, ist das Waisenhaus für Knaben, eine wahre Musteranstalt, die wohl selbst in Europa schwerlich ihres Gleichen haben dürfte. Ich selbst bin leider nicht dazu gekommen, dort einen Besuch zu machen, weil mein Aufenthalt in Athen von zu kurzer Dauer war.

Dagegen kann ich nicht umhin, die Geschichte des *Παρνασσός*, eines literarischen Vereins, zu berichten, dessen

Monatsschrift in den wissenschaftlichen Kreisen Europas allgemeine Anerkennung genießt. Der Verein wurde von den fünf Söhnen des wohlbekannten Numismatikers P. Lambros gegründet, und zwar als sie noch Knaben waren; der älteste war damals 15 Jahre alt, der jüngste 6 Jahre; sie versammelten sich Sonntags in der Bedientenstube, um sich gegenseitig allerlei kleine schriftliche Ausarbeitungen, Gedichte u. s. w. vorzulesen; es schlossen sich bald ähnliche Altersgenossen an, so daß sie eine eigene Zeitschrift gründeten, selbstverständlich nur handschriftlich, wozu die einzelnen Mitglieder Beiträge lieferten. Aus den geringfügigen wöchentlichen oder monatlichen Beiträgen sammelten sie einen Fond, den sie zur Anschaffung einer kleinen Bibliothek benutzten; schließlich mietheten sie ein eigenes Local; die Zahl der Mitglieder mehrte sich; die Zeitschrift *Παρνασσός* fand einen Verleger, der den Druck übernahm, und die Beiträge der Mitglieder genügten, um eine Schule zu gründen, in welcher Stiefelputzer, Verkäufer von Zeitungen, Zündhölzchen, Cigarrettenpapier u. s. w. im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, in der Naturgeschichte, Geographie, Weltgeschichte u. s. w. unterrichtet werden; die Schule zählt jetzt gegen 250 Schüler. Zu gewissen Tagesstunden hört man urplötzlich in den Straßen Athens den Lärm dieser Burschen, welche durch angestrengtes Schreien ihre Waare an den Mann zu bringen suchen; dann verschwinden sie eben so urplötzlich, um zwei oder drei Stunden auf den Schulbänken zu sitzen, worauf sie wieder eine oder zwei Stunden ihrem Erwerbe nachgehen. Einer von diesen Knaben hatte bloß durch den Zeitungsverkauf sich 400 Franken erspart, ohne daß jemand davon wußte; die Sache kam zur Sprache, als er einen andern Knaben aus der Provinz bei sich aufgenommen hatte, der ihm dieses Geld stahl und von der Polizei wieder eingefangen wurde. Aus den amtlichen Mittheilungen der Polizei geht hervor, daß die durchschnittliche Zahl der jugendlichen Verbrecher seit Stiftung der Schule Parnassos auf den dritten Theil herabgesunken ist. Für mich, der ich seit mehreren Decennien Konstantinopel bewohne, bedurfte es nicht einmal eines solchen Beweises; jedermann, der vermöge seines Berufes genöthigt ist, von Zeit zu Zeit in mehr oder weniger ablegenen Quartieren der türkischen Hauptstadt Geschäftswege zu machen, weiß von der Ungezogenheit der türkischen Straßenjugend zu erzählen, namentlich wenn es sich darum handelt, irgend einen armen Straßenhausirer zu mißhandeln; leider muß ich hinzufügen, daß solche Ungezogenheiten recht oft durch den Chodscha (Schulmeister) aufgemuntert werden; dagegen konnte ich zu jeder Tageszeit durch die abgelegensten Quartiere Athens gehen, ohne ähnliche Rohheiten wahrzunehmen.

Sehr charakteristisch für die griechische Nation ist es, daß alles, was für Hebung des öffentlichen Unterrichts, des Handels und Verkehrs, der wissenschaftlichen Bestrebungen und der allgemeinen Bildung geschieht, fast durchgängig aus der Initiative der Nation hervorgeht. Gleich dem amerikanischen Yankee hat der Hellene die Devise: Help yourself; Aide-toi et le ciel t'aidera. Die Regierung thut sehr wenig; sie ist arm und hat dringendere Bedürfnisse zu befriedigen; man verlangt daher auch von der Regierung nichts weiter als den gewöhnlichen Schutz und daß sie solchen Bestrebungen nicht hindernd in den Weg trete. Allerdings muß man hervorheben, daß auch König Otto und Königin Amalie ungemein viel in dieser Beziehung geleistet haben, und zwar in ihrer Eigenschaft als Privatleute; die Palmen, welche jetzt den Garten des königlichen Palastes sowie mehrere Privatgärten zieren, sind durch die Königin Amalie mit großen Kosten eingeführt worden, wie es denn von Niemand geleugnet wird, daß das verstorbene Königspaar für Griechenland und für die griechische Nation ein warmes Herz hatte, mag man nun über ihre Regierungshandlungen auch anderer Ansicht sein; übrigens haben die politischen Leidenschaften 15 Jahre Zeit gehabt sich abzukühlen, und jetzt würde kein griechischer Journalist dem König Otto oder der Königin Amalie bei einer zufälligen Erwähnung das Epitheton *μακαριότης* verweigern. Da ich aber allen officiellen Kreisen fernstehe und nur gelegentlicher Besucher bin, so darf ich mir über das jetzige Königspaar kein Urtheil erlauben. So viel aber geht aus dem Gesagten hervor, daß der alte hellenische Geist der eigenen Initiative noch bis auf den heutigen Tag fortlebt, und daß der Hellene auch noch heute eine eminente Begabung für das Self-Government hat, wodurch er sich wesentlich von allen Slaven sowie von den meisten romanischen Nationalitäten unterscheidet.

Und alles dieses ist von der Nation binnen weniger als 50 Jahren vollbracht, in hartem Kampfe um die Existenz, nicht nur gegen die Ungunst des Bodens und Klimas, sondern auch gegen den Haß und die Verleumdung des Auslandes; seit Fallmerayer ist es Mode geworden, der Nation die Existenz abzusprechen; das ist nun zwar nicht möglich, das Zeugniß der Sinne ist zu überwältigend gegen die Lucubrationen einer spitzfindigen Hermeneutik; aber audacter calumniare, semper aliquid haeret; der eine wirft dem Lande seine Armuth vor; der andere spricht ihm zwar nicht die Existenz ab, aber doch die Berechtigung zur Existenz, weil es nicht so viele Quadratmeilen oder so viele Millionen Einwohner und Soldaten zählt wie diese oder jene Großmacht. In einem Vortrage, den der französische Minister des öffentlichen Unterrichts, Mr. Waddington, in der Sorbonne bei Gelegenheit der jährlichen Preisvertheilung hielt, hob derselbe die archäologischen Arbeiten von Frankreich, Deutschland, England und anderen Ländern hervor, fügte aber hinzu, daß die griechische Regierung weder selbst Ausgrabungen wünscht noch durch andere Leute ausführen läßt; diese tadelnde Bemerkung wurde von den anwesenden Professoren mit obligatem Lächeln aufgenommen und im „Journal Officiel" vom 24. April 1876 abgedruckt. Also ein Minister scheut sich nicht in einem öffentlichen Vortrage Behauptungen aufzustellen, welche geradezu der Wahrheit entgegen sind, und diese Behauptungen in einem officiellen Blatte abdrucken zu lassen, während es genügt, die Namen Beulé, Breton, Lenormant, Wescher, Foucart, Burnouf, Lebègue, Boulanger, sowie Otfried Müller, Strack, Curtius, Bötticher, Schliemann u. s. w. anzuführen, um die Unrichtigkeit jener Behauptungen ins Licht zu stellen. Der hochverdiente ehrwürdige Stephan Kumanudes hat übrigens diesen plumpen Angriff des französischen Ministers in der Zeitschrift *Ἀθηναῖον* (Bd. IV, S. 466) nachdrücklich zurückgewiesen.

Bei den Engländern ist die Abneigung gegen die Griechen instinctmäßig und beruht größtentheils auf Geschäftsconcurrenz in Handels- und Schifffahrtsangelegenheiten; ein englischer Consul sagte zu mir einmal: „I hate the Greeks" (Ich hasse die Griechen); auf meine sehr natürliche Frage, was sie ihm zu Leide gethan hätten, gestand er ohne Umschweife ein, daß er persönlich sich nicht über die Leute zu beklagen hätte, aber „I hate them", fügte er hinzu, und damit war es abgemacht.

Am widerwärtigsten zeigt sich der Griechenhaß, wenn er auf religiösen Antipathien beruht; ich führe beispielsweise hier nur folgende Stelle aus Gfrörer's „Byzantinischen Geschichten" Bd. III (1877), S. 3 an:

„Vom Bodensatz der alten griechischen Sophistenschulen her gab es in byzantinischen Landen eine erkleckliche Anzahl Gelehrter, die von Haus aus nichts besaßen, in ihrer Jugend nichts als Grammatik gelernt hatten und bezüglich ihres

künftigen Auskommens einzig auf die Gnade des Kaisers und des Staatsschatzes oder gar auf den winzigen Ertrag des Privatunterrichtes angewiesen waren. Diese versteinerten Ueberbleibsel alten hellenischen Schulwissens haßten den Clerus, weil er dem Ansehen Homer's und der Homeriden, des Aristophanes' und der Komiker, Plato's und der Platoniker entgegenwirkte; eben dieselben beneideten ferner den ganzen geistlichen Stand, weil derselbe Eigenthum besaß und es durch fleißigen Betrieb der Landwirthschaft stattlich mehrte, während sie selber, die geistvollen Männer, nichts zu beißen und zu nagen hatten."

Und ebendaselbst, S. 79:

„Mit dem Augenblick, da nach erfolgter Eroberung Konstantinopels durch die Türken eine Masse hungriger byzantinischer Schulmeister, Enkel von Kritias und Genossen, sich über Italien verbreiteten, nimmt im Abendlande die kritische Betrachtungsweise der Zwischenredner des Dialogs Philopatris wunderbar überhand und führt in Kurzem die schon von dem dicken Phokas Nicephorus angestrebte Kirchenverbesserung herbei, welche im zehnten und elften Jahrhundert, obgleich es ihr nicht an vereinzelten Hebammen fehlte, doch nicht zum Licht der Welt, d. h. zu voller Gestaltung, durchzubrechen vermocht hatte."

Es gilt unter anständigen Leuten als ein heiliger Grundsatz, das Unglück, auch wenn es ein selbst verschuldetes ist, zu respectiren; eben so wenig fällt es einem anständigen Menschen ein, einen Mann zu verhöhnen, der sich lieber durch eigene redliche Arbeit ernährt und es verschmäht, auf anderer Leute Kosten sich zu mästen. In den angezogenen Stellen aber macht sich das Geldprotzenthum auf eine höchst brutale Weise breit, indem es die Armuth der Leute verhöhnt, welche, durch Kriegsereignisse aus dem heimathlichen Herde vertrieben, im Auslande durch ehrliche Arbeit und Thätigkeit sich eine neue Existenz zu begründen suchten: es gehört schon ein großer Grad von Rohheit dazu, von einer solchen Lage verächtlich zu sprechen; wir wollen dabei gar nicht untersuchen, auf welche Weise diese Geldprotzen zu ihrem „Eigenthum" gekommen sind.

Konstantinopel. A. D. Mordtmann, Dr.

---

# Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherm Inspector der Schulen Südaustraliens.

## II.

### Die Ureinwohner.

Nahrung. Der Westaustralier ist seinem Bruder im Osten darin gleich, daß er alles verschlingt, was ihm vorkommt. Er ist ihm auch darin gleich, daß er durchaus nichts zur Erzeugung oder Vermehrung von Nahrungsstoffen thut, ja er schont auch sein Wild nicht im Mindesten. Mit manchen schon längst vorhandenen Nahrungsstoffen hat ihn der Europäer erst bekannt machen müssen, wie z. B. mit den Austern und anderen Schalthieren, die im Süden an den Felsen und im Norden an den Mangroveswamps in unendlicher Zahl zu haben sind. Die Eingeborenen essen die Austern aber nicht roh wie wir, sondern rösten sie in der Asche.

Ich habe ihre Art, Fische zu fangen, schon beschrieben. Zuweilen fangen sie solche Mengen, daß selbst ihr umfangreicher Magen dieselben nicht beherbergen kann; dann werden sie sämmtlich gekocht, die Gräten entfernt und der so erhaltene Vorrath in Stückchen Rinde verpackt. Große Fische werden nicht nach unserer Weise ausgenommen. Die Eingeweide werden durch eine Oeffnung unter den Kiemen entfernt, das Fett sorgfältig bei Seite gelegt und Leber, Lunge u. s. w. sofort verzehrt.

Der Hai wird wohl getödtet, wenn man seiner habhaft werden kann, sein Fleisch wird aber nicht gegessen, sowie auch nicht der Stachelroche, dessen Stachel manche der Küstenbewohner zu Speerspitzen verwenden. Aber wenn ein sterbender Walfisch an den Strand geworfen wird, so ist die Freude groß; er wird gierig verschlungen. Eben so sehr lieben sie Robben, deren Fleisch hochgeschätzt ist. Krebse, die Schildkröten der Flüsse und deren Eier und Frösche zur Laichzeit sind ihnen sehr willkommen.

Eine Lieblingsspeise sind die Maden gewisser Käfer, die sie aus todten Bäumen, Binsen u. s. w. hervorsuchen; die beliebteste ist aber die auf den Xanthorrhöen zu findende, paaluck genannt. Das Gesetz ist, daß, wer den Grasbaum umbricht, damit der Käfer seine Eier lege, das Anrecht auf diesen Leckerbissen hat. Dieses Recht wird auch im Allgemeinen geachtet; es kommt aber doch vor, daß sich ein Eingeborener, von Hunger geplagt, eines paaluck bemächtigte, das ihm nicht gehört. Dann bricht er einen Zweig, schält die Rinde ab und steckt ihn neben den Grasbaum. Dies nennt man keit a borringero und es soll den Zorn des Eigenthümers und andere schlechte Folgen verhüten. Ameiseneier sind eine beliebte Speise.

Vier oder fünf Arten von Schlangen, manche bis zu acht und neun Fuß lang, theils giftig, theils unschädlich, werden gegessen. Tödtet ein Eingeborener eine Schlange, so zermalmt er den Kopf, ehe er sie aufnimmt, dann öffnet er den Magen und sieht, ob sich darin unverdaute Nahrung befindet. Ist dies der Fall, so wirft er sie fort, denn er glaubt, daß ihr Genuß heftiges Erbrechen verursachen würde.

Von Eidechsen werden besonders drei Arten gegessen; erstlich der Leguan, oft von sehr bedeutender Größe, aber gewöhnlich mager. Dies Thier sucht zur Legezeit die Hügel der Termiten auf und gräbt von der Spitze des hohen Kegels bis zum Boden einen Gang; unten legt es seine Eier, die etwa so groß wie Taubeneier und mit einer Haut statt Schale überzogen sind. Die Ameisen kehren nachher zurück und die Wärme des Nestes brütet die Jungen aus. Die Eingeborenen nennen das Thier munnaar. Eine andere beliebte Echse ist Trachydosaurus asper, mit großen grauen Schuppen, gelbbraunen Querbändern über den Rücken, kurzem, rundem Schwanz und fast eckigem Kopfe, aus dessen hellrothem, weitgeöffnetem Schlunde sich sofort eine schwärzliche Zunge drohend hervorstreckt, wenn sich etwas Verdächtiges naht. Dies juern, wie es die Eingeborenen nennen, ist aber völlig harmlos; gewöhnlich nistet es im hohen Grase, findet sich aber auch häufig in Ameisennestern. In ihren Bewe-

gungen ist diese Echse sehr langsam, desto lebendiger ist ein anderes zwischen Felsen und in Löchern wohnendes Thier, wandie genannt, das wie das vorgenannte eifrig gesucht wird.

Eier und junge Vögel werden im Frühjahr aus den Nestern genommen, welche die Eingeborenen bald auffinden. Die Bäume ersteigen sie äußerst geschickt, gerade wie andere Australier, vermittelst kleiner Einkerbungen, in denen die große Zehe ihren Halt findet. Auf der Rinde entdeckt ihr scharfes Auge die Spuren der Beutelthiere, welche in den hohlen Bäumen ihren Wohnplatz suchen. Mit ein paar Steinen im Munde erklimmen sie den Baum und lassen dieselben in das Astloch hinunterfallen, der Klang giebt ihnen an, wo das Thier schläft. Ob es darin ist, erkennen sie am Aussehen des Eingangs: hierin täuschen sie sich nie. Die Thiere, die sie besonders jagen, sind Belideus flaviventer und sciureus, von den Eingeborenen nworra und comol genannt. Von dem Haar des letztern wird das Garn, peteroe, gesponnen, aus dem man die vorher erwähnten Leibbinden, nudelbuls, anfertigt.

Oft jagen sie diese Thiere auch bei Mondschein mit ihren Hunden und tödten sie mit ihren Speeren, oder sie treiben sie auch aus den Löchern, indem sie brennende Xanthorrhöenblätter in die Oeffnung hinunterstoßen und sie so herauszukommen zwingen. Fliegenden Eichhörnchen, Petaurista taguanoides, stellt man nicht minder eifrig nach.

Ich habe die größten Thiere bis zuletzt gelassen, weil sie aus Grund der größern Schwierigkeit seltener erlegt werden. Den Emu schätzt man sehr hoch, es gelingt aber selten, seiner habhaft zu werden: gewöhnlich sucht man zur Brütezeit die Henne auf ihren Eiern zu überraschen, nachdem man sich vorher des männlichen Vogels, der immer in der Nähe weilt, durch vorsichtiges Herankriechen zwischen den Büschen versichert hat.

Ebenso hochgeschätzt sind Känguru, deren man auch etwas leichter habhaft wird. Man jagt sie, wenn es stark regnet oder der Wind heftig bläst. Der Jäger naht sich, hinter einem buschigen Zweige versteckt, geräuschlos, wenn das Wild ihm den Rücken dreht; steht bewegungslos still, wenn es sich nach ihm wendet, immer das größere Geräusch eines Windstoßes benutzend, um seiner Beute zu nahen. So schleicht er auf wenige Schritte heran und schleudert seinen Speer, der selten fehlt. Diese Art, das Känguru zu jagen, ist ebenfalls bei den Tatiara-Stämmen an der Grenze zwischen Südaustralien und Victoria in Gebrauch.

Kleinere Beutelthiere, wie Wallaby, erlegt man gewöhnlich durch Treibjagden, an denen der ganze Stamm Theil nimmt. Ein Dickicht, reich an solchem Wild, wird ausgesucht und die Büsche des äußern Randes niedergebrochen, so daß ein breiter Streifen wie ein Verhau rings um dasselbe liegt. Nun gehen ein paar Jäger hinein, scheuchen das Wild auf, das zu entfliehen sucht, sich in dem Buschwerk verwickelt und von dem Cordon der draußen wartenden Jäger erlegt wird.

Zuweilen werden ganze Striche niedergebrannt, ebenfalls der Jagd wegen. Man verfährt dabei einigermaßen planmäßig. Wenn die harzreichen niedrigen Büsche auflodern, so suchen die Känguru und Wallaby zu entfliehen und die Jäger, vom Rauch verhüllt, erwarten sie auf den gewöhnlich von den Thieren benutzten Pfaden. Eidechsen und Schlangen kommen in den Flammen um, sie werden nachher aufgesucht, wenn das Feuer niedergebrannt ist, und was sich in Löchern verkrochen hat, wird nun leicht entdeckt und herausgeholt. Auf diese Weise erbeutet man eine Menge Wild.

Ein beständiger und hülfreicher Gefährte bei den Jagden der Eingeborenen ist der Hund. Früher war es der einheimische Hund, der Dingo, oder, wie man ihn hier nennt, Yaccan turt. Heuzutage befinden sich in den Lagern der Schwarzen meist Abkömmlinge europäischer Racen. Wir wollen uns hier nur mit dem eigentlichen australischen Hunde beschäftigen.

Besonders dressirt werden diese Hunde nicht und man braucht sie auch nur zum Fangen kleinerer Beutelthiere; das Känguru oder Emu würde der Dingo, wir wollen den eingebürgerten Namen beibehalten, nicht einholen. Diese Hunde werden leidlich gut gepflegt. Die Nahrung, die man ihnen giebt, besteht meist in gerösteten Wurzeln, in den Eingeweiden erlegter Thiere und den Knochen, welche das Gebiß seines Herrn nicht zu bewältigen vermag. Ist Mangel an Nahrung, so verläßt der Hund wohl seinen Herrn auf ein paar Tage, um für sich selber zu sorgen, kehrt aber immer wieder zu ihm zurück.

Man sucht die Thiere ganz jung zu erlangen, oft werden sie von den Weibern gesäugt, in deren Gesellschaft sie sich bis zum achten oder zehnten Monat befinden. Danach nehmen die Männer sie auf die Jagd. Der Besitzer eines Hundes, turt a din, hat ein Recht auf einen größern Antheil der erlegten Beute. Er verleiht auch wohl den Hund an Andere, denn die Zahl der so aufgezogenen Thiere ist und war immer klein. Die Hündin läßt es sich in der Regel gefallen, daß ihr ein paar Pfleglinge abgenommen werden; es werden jedoch auch Fälle erwähnt, in denen sie den Räubern folgte und sie angriff.

Diese Hunde bellen nicht, ihr Ruf ist ein klagendes Heulen, das an den Ruf des Schakal erinnert; sie sind vortreffliche Wächter und verfehlen nicht, ihren Herrn vor dem Herannahen eines Fremden zu warnen, den sie auch, ganz im Gegensatz zu ihrem Benehmen im wilden Zustande, nicht selten wüthend anfallen. Will ein Schwarzer seinen Hund am Nachfolgen verhindern, so bindet er ein Vorderbein mit einem Band von Binsen an den Hals und läßt ihn an einem schattigen Platze. Auf den Jagden und Wanderungen aber trägt er den Hund oft auf dem Nacken, gerade wie es östliche Stämme thun. Das Fleisch der wilden Hunde wird gegessen; von dem Felle macht man außer dem Schwanz, der als Armband dient, keinen Gebrauch.

Außer dieser animalischen findet sich allerlei Pflanzennahrung, wie sie nun eben ist; dem Geschmack des Europäers dürfte wenig davon zusagen. Zuerst sind die Wurzelknollen von Haemodorum spicatum zu erwähnen, das die Eingeborenen mierness nennen. Sie sind in Farbe und Größe Tulpenzwiebeln nicht unähnlich, werden mehlig, wenn man sie in der Asche röstet, ihr Geschmack ist herb und bitter. Die Eingeborenen lieben diese Nahrung aber sehr. Die Knollen werden erst geröstet und dann zwischen zwei flachen Steinen zerrieben. Aus dem schwarzen, klebrigen Mehl machen sie nachher kleine runde Klöße. Die Pflanze findet sich weniger im Innern als an der Küste, auch verschmähen die Bewohner des Nordens diese Nahrung, die sie als sehr schlecht bezeichnen und wegen deren Genuß sie die südlichen Eingeborenen verspotten.

Angenehmer ist der Geschmack einer Orchidee, Thelymitra, welche sowohl in unreifem als in reifem Zustande genossen wird. Die reifen Knollen nennt man naank, was eigentlich weiblich bedeutet, wahrscheinlich weil sie dann fortpflanzungsfähig sind. Die Wurzeln von Binsen und Farrenkräutern sowie mehrere Arten Pilze werden ebenfalls gegessen. Im Innern wächst eine Art wilder Reis von röthlicher Farbe, der oft recht reichlich vorhanden ist, ebenso einige größere Knollengewächse.

Aus den Blumen der verschiedenen Banksien sammelt

man ziemliche Quantitäten von Honig, moncat, und die Lager der Schwarzen sind zur Blüthezeit voll von dieser geschätzten Süßigkeit. Auch finden sich wilde Bienenschwärme in einiger Entfernung von der Küste, bei deren Auffinden die Eingeborenen nicht geringen Scharfsinn entwickeln.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Wiederum hat Afrika zwei theure Opfer gefordert: Erwin von Bary ist in Ghat, wohin er von seiner Reise nach Aïr zurückgekehrt war, am 2. October 1877 des Morgens von seinem Diener als Leiche gefunden worden. Der plötzliche Tod ist nun so überraschender, als der Reisende am Abend zuvor lange in voller Gesundheit bei dem Kaimakam von Ghat verweilt hatte und er selbst in einem eben in Berlin eingetroffenen Briefe meldet, daß er sich nie wohler befunden habe. Sein letzter Bericht, welcher aus Aïr datirt ist, wird in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erscheinen. (Hinsichtlich der vielversprechenden Unternehmung dieses auch in der Geologie bewanderten Arztes verweisen wir auf Bd. XXX, S. 288, XXXI, S. 207 und namentlich XXXII, S. 5, 23, 39 und 176.)

Gleichzeitig hat die Italienische Geographische Gesellschaft die Trauerkunde erhalten, daß Marchese Antinori

Marchese Orazio Antinori von Perugia.

(s. „Globus" XXXII, S. 110) gestorben ist, während sein Reisegefährte Chiarini sich als Gefangener in Abessinien befindet.

— Oberst Purdy ist von seiner dreijährigen Erforschungsreise in Dar-Fur zurückgekehrt und wird eine Beschreibung derselben nebst einer großen Karte veröffentlichen, sobald es der Chedive erlaubt (vergl. „Globus" XXX, S. 239). Oberst Mason, ein anderer Offizier des ägyptischen Generalstabes, hat letzthin fünf Monate am Albert Nyanza zugebracht und giebt an, daß derselbe nur 25 englische Meilen breit ist.

— Auf S. 367 des Bd. XXXI berichteten wir von Capitän Burton's Expedition in das Land der alten Madianiter im Südosten des Golfes von Akaba, wo er Spuren ausgedehnten Bergbaues, Trümmer alter Städte ꝛc. entdeckte und Gesteinsproben mit Gold, Silber, Kupfer und anderen Metallen sammelte. Die Analyse derselben ist überaus günstig ausgefallen, und Burton befand sich Ende October 1877 wieder in Aegypten, um eine neue Reise in jenes Gebiet zu unternehmen und dasselbe gründlich zu durchforschen, was ihm bei seinem ersten dreiwöchentlichen Besuch nicht möglich war. Die Kupfer und Silber enthaltenden Berge liegen nur 10 engl. Meilen von der Küste; das Gold aber wurde in dem Bette von Gießbächen gefunden, deren Ursprung auf landeinwärts gelegenen Bergen zu suchen ist. Diese letzteren will Burton jetzt erreichen und genau studiren. Dem Vicekönig liegen übrigens schon Gesuche um Ertheilung von Bergregalen vor von Personen, welche aus diesen urkundlich (dem Papyrus Harris im British Museum zufolge) schon im dreizehnten vorchristlichen Jahrhundert zu Ramses' III. Zeit ausgebeuteten Minen noch eben so großen und größern Verdienst erhoffen, wie jene französische Gesellschaft aus den von den alten Athenern aufgehäuften Schlackenhalden von Laurion.

— Am 30. November 1876 war J. M. Hildebrandt von Zanzibar aus in Mombas an der afrikanischen Ostküste eingetroffen, um zunächst den Schneeberg Kenia zu erforschen, und man hatte alles Recht, auf diesen ungemein fleißigen und thatkräftigen Botaniker, welchem unsere Museen schon reichhaltige Sammlungen verdanken, große Hoffnungen zu setzen. Dieselben sind, wie schon so viele vor ihnen, gescheitert: Hildebrandt befindet sich bereits wieder in Deutschland. Es war ihm zwar gelungen, bis Kitui in Ukamba (unter 2° südl. Br. und 38¾° östl. L. Gr.) vorzudringen; dort aber wurde ein mit genauer Noth vereitelter Mordanfall auf ihn gemacht. In Folge großer Dürre herrschte überall Hungersnoth; seine Träger desertirten zum Theil, seine Vorräthe schwanden, und als ihm schließlich noch die räuberischen Wakuafi den Weg verlegten, mußte er etwa 17 deutsche Meilen vor seinem Ziele, dem bei klarem Wetter sichtbaren Kenia-Berge, umkehren und später in Folge seiner leidenden Gesundheit die Tropen ganz verlassen.

### Rudolf v. Willemoes-Suhm's Challengerbriefe.

Der junge deutsche Zoologe, der als einziger Nicht-Engländer an der großen Forschungsreise des „Challenger" um die Erde theilnahm, dem es aber nicht vergönnt war, die Heimath wiederzusehen, sandte von Bord jenes berühmten Schiffes außer einer Reihe in Fachzeitschriften veröffentlichter wissenschaftlicher Berichte an seine Mutter, mit welcher er stets in innigstem Verkehre gestanden, Schilderungen seiner Erlebnisse, seiner Arbeiten und Vergnügungen in reicher Fülle. Sie sind es, welche von der Mutter in dankenswerthester Weise einem größern Leserkreise geboten werden. Der Genuß ist ein doppelter: nicht nur thut der Leser einen Blick in das wissenschaftliche Getriebe an Bord und lernt die besuchten Punkte und ihre Bewohner wie aus frischer, unmittel-

barer Anschauung kennen; es erschließt sich in diesen Briefen auch die ganze Liebenswürdigkeit und das tiefernste Streben des jungen Naturforschers. Ein eigenthümlicher Zauber nimmt den Leser mehr und mehr gefangen; immer belebter, ausführlicher und interessanter werden die Schilderungen und erreichen zuletzt in dem prächtigen Briefe an Professor von Siebold, welcher von den Aru- und Ke-Inseln erzählt und das ganze Entzücken des Naturforschers über die neuen Erscheinungen auf den üppigen tropischen Eilanden wiederspiegelt, ihren Höhepunkt. Ein gleiches Interesse bieten die Briefe, welche von der Humboldt's-Bay auf Neu-Guinea und von Japan berichten — dann noch einige Zeilen von den Sandwich-Inseln, und die Augen, welche so vieles gesehen hatten und so recht zu sehen verstanden, waren für immer geschlossen.

Von den bisher in deutscher Sprache veröffentlichten Berichten über die „Challengerfahrt" berühren die in Zeitschriften enthaltenen meist nur die hydrographische Seite des Unternehmens, während das Spry'sche Buch (s. „Globus" XXX, S. 357) als Chronik der Reise gelten kann und sich durch seine Abbildungen auszeichnet. Allen stehen an frischer Unmittelbarkeit und Lebendigkeit v. Willemoes-Suhm's reizvolle Challengerbriefe voran.

* * *

— Die unlängst zum ersten Male erschienenen „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1877" enthalten außer mehr geschäftlichen Nachrichten sieben Abhandlungen, von denen wir als besonders interessant hervorheben möchten: Emil Jung, Die Mündungsgegend des Murray und ihre Bewohner; G. Hertzberg, Entstehung der Neugriechen, und A. Kirchhoff, Ueber die Lagenverhältnisse der Stadt Halle. Hertzberg betont namentlich die assimilirende Kraft der Griechen, die es ihnen möglich machte, im frühen Mittelalter die eingedrungenen Slaven, im laufenden Jahrhundert die Albanesen „aufzuschlürfen", Kirchhoff die so günstige natürliche Lage Halles in einer tief nach Süden zwischen den Gebirgen Sachsens und dem Harze einspringenden Ausbuchtung des norddeutschen Tieflandes. Sonst enthält das Bändchen „Reisebilder aus Marokko" von K. v. Fritsch, „Ausflug von Jerusalem nach dem Todten Meere" von K. Jellinghaus, „Die Brandformen der Sorghumarten" von J. Kühn und „Notiz über ein Logbuch der Cook'schen Reise von 1772" von A. Kirchhoff.

— Mit Bezug auf einen Aufsatz von A. Nuñez Ortiga in Nro. 36 des „Auslandes" vom 3. September dieses Jahres über Anspülung großer Massen von todten Fischen an Strandstellen nördlich von Veracruz im Mexicanischen Meerbusen theile ich Ihnen mit, daß ich dieselbe Thatsache in den sechsziger Jahren öfters in den Häfen und Bayen der chilenischen Provinz Concepcion, und andere in Coronel und Talcahuano beobachtet haben[1]).

Die Menge der noch im Wasser dicht am Strande schwimmenden Fische war dabei so groß, daß die aufrechte Innenfläche der sich brechenden Wellen dem Auge des am Ufer stehenden Beobachters buchstäblich mehr Fisch- als Wassertheile darbot. Die Thiere waren, wenn nicht schon leblos, doch sterbend, wenn sie auf das Trockene geworfen wurden, und der sich durch die Cadaver bildende Wall war oft meterhoch, so daß das, was auf diese Weise zurückblieb, durch die Hafenpolizei entfernt werden mußte, um eine Verpestung der Luft zu verhüten.

Der dortige Trivialname dieser bis zu 60 Centimeter langen Fische ist Jurel und es wird höchst wahrscheinlich Caranx trachurus Lacép. sein, von dem Gay sagt, daß er im Sommer zur Zeit der Sardinen die chilenische Küste herdenweise besucht. Sein Fleisch wird von den Uferbewohnern verschmäht, weil ihnen bessere Fische zu Gebote stehen.

Das Auswerfen derartiger Fischmassen wurde mir von den Einheimischen als durchaus nichts Ungewöhnliches bezeichnet. Man schafft dieselben so rasch als möglich mit Verwendung der Sträflinge wieder ins Meer zurück.

Die Ursache dieser Erscheinung wird von Nuñez Ortiga für Veracruz in starken Stürmen mit heftigen Regengüssen gesucht, indem das Versetzen der Thiere bei solchen Stürmen aus der warmen Oberflächenschicht von 26·25° in tiefere kältere sie erstarren ließe; ich bezweifele aber, daß dieselbe Ursache diese Wirkung an der chilenischen Küste hervorbringt, weil kein bedeutender Temperaturunterschied in den Wassern der dort herrschenden Humboldt-Strömung durch Stürme hervorgebracht wird. Carl Ochsenius.

— „Von Ternate aus — so schreibt R. von Willemoes-Suhm, der auf der „Challengerfahrt" verstorbene Zoologe, an Prof. von Siebold — geht die Erforschung der interessantesten Inseln: Gilolos, Batjans und des Nordwestendes von Neu-Guinea, von hier auch der Handel mit Sandelholz, Schildpatt, Perlen, Trepang und Paradiesvögeln. Die Praus verlassen es im December, um nach Doreh (Nordwestküste von Neu-Guinea) zu fahren, und pflegen im März wiederzukehren. Wir waren Mitte October (1874) dort und fanden bei den malayischen Händlern noch manche Schätze an Vögeln von Neu-Guinea, ganz besonders aber eine herrliche Sammlung im Besitze des Herrn Bruyn, der alljährlich Jäger, die im Abbalgen geschult sind, mit eigener Prau nach Doreh und von dort ins Arfak-Gebirge schickt, die nicht nur Säugethiere und Vögel, sondern Thiere aus allen Gruppen herbeischaffen. Hier sahen wir fast alle bekannten Paradiesvögel in herrlichen Exemplaren und die seltenen Novitäten, welche seine und der Herren A. B. Meier &c. Reisen zu Tage gefördert haben. Im Hofe sahen wir vier lebende Exemplare von Paradisea papuana, ferner von Columba nicobarica und eine ganze Herde der großen Goura, Casuare in ihren Ställen und angebunden an Holzringe den großen schwarz und rothen Papagei Neu-Guineas (Dasyptilus Pesqueti). Dieser ist erst in allerneuester Zeit lebend nach Europa gekommen. Inuus Cynomolgus, den Affen von Celebes, und Loris in den lachendsten Farben hat Herr Bruyn in Menge. Den Wallace'schen Paradiesvogel von Batjan und Halmahera betrachtet er schon als etwas ganz Gemeines. Herr Bruyn wird einst eine herrliche Sammlung von Neu-Guinea-Thieren nach Holland bringen." Wie die „Nature" soeben mittheilt, ist Herrn Bruyn's letzte Expedition, welche unter dem jungen französischen Naturforscher Leon Laglaize im Januar Ternate verließ, am 15. Juni mit guten Resultaten von der Nordküste Neu-Guineas zurückgekehrt und hat namentlich männliche wie weibliche Exemplare des prächtigen neuen Schnabelthieres (Tachyglossus Bruynii) aus einer Höhe von circa 3500 Fuß heimgebracht.

[1]) Auch auf Perim sowohl, wie in Aden werden alljährlich beim Monsunwechsel, meist im October oder November, unermeßliche Mengen todter Fische aller Arten an den Strand gespült, eine Landplage, welche mehrere Tage dauert, und während derer Jedermann bei dem Verscharren der stinkenden Cadaver Hand anlegen muß. Die Eingeborenen schreiben die Erscheinung dem Umstande zu, daß die Thiere irgend einen giftigen Laich fressen, während sie nach Lieutenant King, welcher dieser Erscheinung in einem Berichte über Perim Erwähnung thut, wahrscheinlicher einer alsdann vermehrten Elektricität in der See zuzuschreiben ist. (Geogr. Mag. 1877, S. 291.)



Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

# Urbino.

Die Stadt Raphael's liegt ganz fuori di mano, außer der Hand, wie man dort sagt; man braucht, um dorthin zu gelangen, fünf Stunden Postfahrt. So lange Florenz Italiens Hauptstadt war, hoffte man noch auf eine Eisenbahnverbindung dorthin; aber diese Hoffnung ist jetzt völlig geschwunden. Urbino ist ein Ort, den die Fremden fast gar nicht kennen und fast gar nicht besuchen, obwohl er es sehr verdient. Aber 40 Kilometer in die Apenninen hinein zu fahren ist nicht Jedermanns Sache. Die Stadt selbst zählt kaum mehr als 5000 bis 6000 Einwohner, die gleichnamige politische Gemeinde 16,200; zur Zeit ihrer Blüthe, im 15. Jahrhundert, glaubt man, war die Gegend bevölkerter. Die hohe Lage in den Bergen macht das Klima rauh, und manchmal versperrt der reichlich fallende Schnee den Städtern jede Verbindung mit der Außenwelt. In ihren großen Umrissen fällt die Geschichte Urbinos mit derjenigen von Ravenna zusammen; erst war sie römisch, dann gothisch, longobardisch, fränkisch seit Pipin und kam dann durch die sogenannte Schenkung des Exarchats an den bischöflichen Stuhl von Rom. Seit dem 13. Jahrhundert im Besitz des Hauses Montefeltro, seit 1508 in dem der della Rovere, hatte sie das Glück, eine Reihe trefflicher Fürsten zu besitzen, darunter Federigo Montefeltro (1444 bis 1482) und dessen Sohn, Guidobaldo (1482 bis 1508), welche in diesem versteckten Erdenwinkel einen durch Bildung, Kunst und Wissenschaft zu höchster Berühmtheit gelangten Hof zu halten verstanden.

Eine Stadt wie Urbino, die auf zwei Hügeln liegt, bietet natürlich einen höchst malerischen Anblick; und wenn man bedenkt, daß in der größten Epoche der Kunst kunstsinnige Fürsten ihren ganzen Ruhm darein setzten, die Stadt mit schönen Denkmälern zu schmücken, und daß erfindungsreiche Architekten dieselben an die glücklichsten Punkte zu stellen wußten, so wird man begreifen, daß jedem Reisenden eine der lebhaftesten Erinnerungen diejenige an Urbino ist.

Der ganze Ort, von der Straße unten im Thal abgesehen, zeigt lauter breite Rampen und plötzliche Biegungen; man muß schon ein tüchtiger Fußgänger sein, um zehnmal des Tages die gegenüber liegenden Abhänge hinauf- und hinabzusteigen und dort seine Geschäfte zu besorgen. Eine Folge dieser Anlage sind die oft überraschenden Ausblicke und Durchsichten. So wendet sich eine enge, von hohen Wänden eingeschlossene Straße ganz plötzlich und man gelangt an eine Brüstung, von wo sich ein herrlicher Blick auf die Apenninen erschließt. Niedliche Bronzegruppen zieren die Votivsäulen, welche päpstliche Legaten auf den kleinen Plätzen errichtet haben; die großen dagegen sind wie Gemälde componirt. Die Paläste besitzen weder die Größe noch den stolzen Zuschnitt wie in den Städten des italienischen Flachlandes, da hier andere Bedürfnisse herrschen. Denn nur zu Fuß oder zu Pferde kann man sich in den Straßen einer solchen Bergstadt bewegen; Wagen sind ausgeschlossen. Der Gesammteindruck ist ein strenger, doch ohne Traurigkeit; in den höher gelegenen Theilen herrscht ein mönchisches Schweigen und die Straßen sind leer. Unten im Thale aber ist der Brennpunkt des Lebens.

Trotz alles Nachsuchens fand Yriarte, dem wir in unserer Darstellung folgen, keine Photographie der äußern Ansicht des herzoglichen Palastes und war in Folge dessen genöthigt, zwei Vormittage an die Zeichnung desselben zu wenden, welche unser zweites Bild wiedergiebt. Zugleich treten dort die beiden Kuppen, auf welchen Urbino liegt, deutlich hervor.

Die weniger schroffe von beiden wählte der Herzog für seinen Palast aus. Die Hauptfaçade mit ihren beiden Thürmchen, gleichsam nur der Balcon des Schlosses, senkt sich, von gewaltigen und für den Bau charakteristischen Grundmauern getragen, bis in die Tiefe des Thales hinab; sie ist nach der andern Hälfte der Stadt und den toscanischen Bergen hin gerichtet. Auf der Spitze des Berges liegt der Haupteingang, wo eine verhältnißmäßig geräumige Fläche sich ausdehnt. Geschickt hat der Architekt (1468 begann der Dalmatiner Luciano Laurana im Auftrage des Federigo Montefeltro den Bau, Baccio Pintelli vollendete ihn) den bedeutenden Höhenunterschied zwischen dem Fußboden der Zimmer und den dieselben tragenden Untermauerungen zur Unterbringung der zahlreichen Nebenräume, der Ställe, Küchen und Dienerwohnungen, benutzt. Dieser untere Theil hat, um seinen Zweck als tragendes, stützendes Glied besser zu erfüllen, ein schräges, ziemlich stark geböschtes Profil und schließt mit einem festen Gesimse ab; von da ab steigt dann die eigentliche geschmückte Façade lothrecht bis zum Giebel empor. Die Wirkung ist großartig, die Masse riesig und imponirend und die Verhältnisse erinnern an jene massigen Bauwerke des Alterthums. Doch besteht der Bau nur aus Ziegeln, und Hausteine haben nur im Innern Verwendung gefunden.

Zwei prächtige Höfe aus kühnem, stolzem Gusse drücken ebenfalls dem Gebäude das Siegel wahrer Größe auf. Doch wurde Schmuck keineswegs reichlich angewendet, und die einzigen wirklich markirten und kostbar ausgeführten Theile sind die Verkleidungen der Thüren und Fenster, die Friese, Kamine, zahlreiche Capitäle und einige Bogen. Wendet man sich nach dem Platze, wo die Kathedrale und die reizende, jetzt verlassene Kirche San Giovanni stehen, so betritt man in derselben Flucht den ersten Hof, den eine classische, einfache, großartige Architektur auszeichnet. Den Fries beider Stockwerke nehmen lange Inschriften im antiken Stile ein, zu Ehren Federigo's, des Herzogs von Urbino und Montefeltro, Bannerträgers der Kirche. Berühmt ist die Treppe mit dem Marmorstandbilde Federigo's von dem berühmten Girolamo Campagna. Dort haben die Bildhauer von Urbino der Verzierung der Einfassungen und Friese freien Lauf gelassen und mit ihrem Meißel und ihrer Phantasie Modelle geschaffen, welche in allen Kunstschulen der Welt zur Vorlage dienen. Merkwürdiger Weise sind diese Ornamente in Steinpappe ausgeführt: zu Ende des 15. Jahrhunderts war also schon ein Verfahren in Uebung, dessen Erfindung man sonst allgemein erst unserer Epoche zuschreibt.

Ansicht von Urbino.

Zahlreich und weitläufig sind die Säle; aber die Wände der Gemächer, welche heutigen Tages als „Residenza Governativa“, als Archiv u. s. w. dienen, sind kahl und leer; aber man begegnet dafür hier einem schönen Friese, dort einem ausgesucht schön sculpirten Schlußstein, herrlichen Thüreinfassungen, bemerkenswerthem Stuck des Urbinaten Brandano und mitunter einem prächtigen Kamine, dessen Fries tanzende Kinder in Lebensgröße oder Blätterwerk mit spielenden Thieren zeigt. Die Mauern sind flach und von keinem Vorsprung unterbrochen; der Boden zeigt noch hier und da einige Spuren schöner Pflasterungen, die aus den großen Majolicafabriken von Urbino stammten und noch heutigen Tages werth wären, einen Platz in einem Museum zu finden. Seidenstoffe, gepreßtes Leder und Teppiche schmückten einst die Wände; von den schönen für die Herzöge gewebten Tapeten besitzt man noch die Liste — sie stellten Scenen aus dem trojanischen Kriege dar. Ebenso originell und einzig in ihrer Art ist das Getäfel der Thüren, aus Mosaik von verschiedenen Holzarten (intarsiature) bestehend, welches architektonische Perspectiven darstellt. Nirgends sah Yriarte vollkommenere Proben dieses Kunstzweiges als in dem kleinen sogenannten Arbeitscabinet Federigo's. Bis zu $2^1/_2$ Meter Höhe läuft ringsum eine Vertäfelung, welche in täuschender Weise offene Wandspinde, auf deren Brettern Bücher stehen, ferner Waffen, Embleme, musikalische Instrumente, Wasseruhren und den Hosenbandorden darstellt.

In dem dem Schlosse gegenüber liegenden Stadttheile liegt in einer steil aufsteigenden Straße, die darum auch einst Via del Monte hieß, ehe sie dafür neuerdings den Namen Contrada Raffaello eintauschte, das Haus, worin am 6. April 1483 Rafael geboren wurde. Einfach ist es nur, aber trägt doch jenen Stempel der Eigenartigkeit und Vornehmheit,

Palast der Herzöge in Urbino.

welcher selbst den geringsten Bauten der Renaissance aufgedrückt ist. Innen sind geräumige Zimmer; aber von ihrer ursprünglichen Einrichtung hat sich nichts erhalten als in dem Gemache, wo Rafael das Licht der Welt erblickt haben soll, das reizende kleine Frescobild einer Madonna mit dem schlafenden Kinde, ein Werk, das lange für ein Jugendwerk Rafael's gehalten wurde, aber von seinem Vater, Giovanni Santi, herrührt. Ein Bild Rafael's, Stiche seiner Bilder und Ehrenkränze schmücken die Wände; Zeichnungen und Photographien aller seiner Werke die anderen Zimmer.

Im Jahre 1872 überließ man dem Grafen Pompeo Gherardi, der die Gründung einer Akademie zu Ehren des Meisters beschlossen hatte, einen Saal im herzoglichen Schlosse für die Sitzungen und eine kleine Rafaelische Specialbibliothek. Eine Sammlung wurde dann veranstaltet und das Geburtshaus des Malers für 20,000 Franken erworben. Jetzt ist es Eigenthum der „R. Accademia Rafaello“.

Hof des herzoglichen Palastes in Urbino. (Nach einer Photographie.)

Zahlreich sind die Bauwerke in Urbino, darunter allein dreißig Kirchen und Bethäuser. Die Kathedrale, ein ganz modernes Gebäude, steht auf der Stelle derjenigen, welche die Herzöge hatten errichten lassen; das Innere macht trotz der zahlreichen überladenen Altäre einen großartigen Eindruck und besitzt mehrere Gemälde eines urbinatischen Malers von Verdienst, des Federigo Baroccio (1528 bis 1612). Die Gräber der Herzöge sind überall in Kirchen, Klöstern und Oratorien zerstreut; eine eigene Grabcapelle der Familie Montefeltro giebt es nicht. San Giovanni ist nur eine Capelle, aber nach dem herzoglichen Schlosse vielleicht das anziehendste Gebäude Urbinos hinsichtlich der Malerei. Es ist ein Bau aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, dessen Decke mit ihrem verzierten Gebälk sich erhalten hat, ebenso wie die mit Fresken der Brüder Lorenzo und Giacomo Salimbeni be-

deckten Wände. Dieselben stellen Scenen aus der heiligen Schrift dar; aber die Personen tragen alle das Costüm des 14. Jahrhunderts, das bis in die kleinsten Einzelheiten hinein bewundernswerth genau dargestellt ist, ein Denkmal von seltenem Interesse, das seines Gleichen wenige haben mag. Gothische Aufschriften erklären jede einzelne Darstellung. Die Stadt Urbino sollte für diesen Schatz mehr thun als bis jetzt geschieht und geschehen ist; denn schon früher hat

Kathedrale und Ecke des herzoglichen Palastes in Urbino. (Nach einer Photographie.)

man einen Theil der Fresken mit anderen von sehr zweifelhaftem Werthe übermalt. Auch ein Localmuseum, wichtig für die urbinatische Malerschule, und eine ganze Reihe von Privatsammlungen sind des Besuches werth. Das Theater, früher wegen seiner Decorationen berühmt, war dasjenige, welches die erste italienische Comödie zur Darstellung brachte. Aber auch sonst bietet die Stadt ein großes Interesse; ihre Straßen sind so abschüssig, daß jede Ansicht, jeder Ausblick des Malens werth wäre.

# Stanley's Fahrt auf dem Congo.

## I.

Im Nachfolgenden geben wir zugleich mit Stanley's Kartenskizze des Congogebietes Auszüge aus seinen Briefen, müssen aber gleich hier vorausschicken, daß diese vorläufigen, wenn auch hochinteressanten Mittheilungen immerhin vieles zu wünschen übrig lassen. Doch wäre es ein Wunder zu nennen, wenn es anders wäre. Wer könnte zwischen den unaufhörlichen Kämpfen gegen wilde Eingeborene und gegen eine ebenso wilde Natur Zeit und Muße finden, eine regelrechte Kartenaufnahme zu Stande zu bringen, und wer wird von dem Reisenden, der eben eine mehrjährige Expedition unter den verschiedensten Gefahren vollendet hat und ganz zuletzt noch arg vom Hungertode bedroht war, verlangen, daß er nun sofort eine methodische, wohlgeordnete Darstellung der Ergebnisse und Erlebnisse einiger Jahre niederschreibe? Von diesem Gesichtspunkte aus ist die stellenweise etwas unklare, gewissermaßen springende und unstäte Darstellung in diesen ersten Briefen zu erklären und zu entschuldigen.

Die Karte ist im Wesentlichen eine Reproduction der Stanley'schen, nur vermehrt um einige Daten an den Rändern oben und unten, rechts und links. Es sind daselbst diejenigen äußersten Punkte angegeben, bis zu welchen frühere Forschungsreisende vorgedrungen sind: namentlich Marche am Ogowe, Du Chaillu südlich davon, Dr. Güßfeldt an der Loangoküste, Grandy im Lande Congo, Dr. Pogge im Reiche des Muata Jamwo, Cameron am Lualaba und Lomami, Dr. Livingstone im Seengebiete, Dr. Schweinfurth und Miani bei den Monbuttu. Da eine Verbindung dieser Punkte die Grenzen des bisher Unbekannten umschreibt, so erkennt man daraus auf einen Blick, wie die Stanley'sche Fahrt so recht den unbekannten Kern des Continentes mitten durchschnitten hat.

Zuvor aber noch eine kurze Erklärung und Richtigstellung.

Im „Athenäum" (Nro. 2610 vom 3. November 1877) hat der bekannte Mr. Richard Burton einen Artikel über „Stanley's letzte Erforschungen" abdrucken lassen, welcher folgenden Passus enthält:

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich etwas ärgerlich darüber bin, daß englische Schriftsteller schon den Namen eines berühmten Engländers vernachlässigen. Wenn sie von der Identität des Lualaba und des Congo sprechen, warum citiren sie da als die „theoretischen Entdecker" dieses Factums die Doctoren Kiepert und Behm von den „Mittheilungen". Diese deutschen Herren haben sicherlich den Marktpreis kecker Behauptung (selfassertion) gut begriffen. Weshalb aber ihre Prätentionen zu Ungunsten von Sir R. J. Murchison unterstützen? Unser ehemaliger Präsident hat vor fast zwei Jahrzehnten zuerst vermuthet, daß der Nil seines Freundes Livingstone, „Crophi-Mophi" u. s. w. gleich dem Lualaba, der Lualaba gleich dem Congo, und daß der Congo ein Ausfluß des Tanganyika-Sees wäre."

Mr. Burton möge uns gestatten, diesen Herzenserguß für ebenso unwissenschaftlich, wie eines gebildeten Mannes unwürdig zu erklären. Denn nie hat weder Dr. Heinrich Kiepert noch Dr. Richard Kiepert die „Prätention" gehabt, über die Identität des Lualaba und Congo ein Wort zu schreiben, so daß die Angriffe auf dieselben völlig gegenstandslos sind. Es wäre aber Mr. Burton's Sache gewesen, sich von diesem Sachverhalt zu überzeugen, ehe er die Feder zu Schmähungen ansetzte. Andererseits mag der hochverdiente Sir R. Murchison jene Vermuthung immerhin ausgesprochen haben, wie sie gewiß auch manchem andern in den Kopf oder auf die Zunge gekommen sein mag — sicher ist soviel, daß es allein Dr. Behm gewesen ist, welcher jenen Zusammenhang durch Combination und Gegenüberstellung der physikalischen Verhältnisse beider Ströme (Höhenverhältnisse, Volumen, Regenzeiten und Flußschwellen) wissenschaftlich behandelt und zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben hat (s. Mittheilungen von 1872, S. 405). Ein Blick auf eine Karte von Afrika aus dem Ende der funfziger Jahre genügt übrigens, um zu sehen, daß auch Murchison damals nicht im Stande gewesen wäre, jene Vermuthung zu wagen, weil unsere damaligen Kenntnisse von Inner-Afrika einfach noch zu unvollkommen dazu waren. Finden denn die Engländer nicht genug Anerkennung Seitens der Geographen für ihre Arbeiten in allen fünf Erdtheilen, am Pole und auf dem Weltmeere (Mr. Burton's eigene Arbeiten eingeschlossen), und bedarf es denn solch kleinlicher Ausbrüche nationalen Dünkels, um ihrem Ruhmeskranze ein neues Zweiglein hinzuzufügen? Red.

### Allgemeine Angaben über den Strom.

Der „Daily Telegraph" hat weitere Depeschen von Henry M. Stanley erhalten, deren erste, datirt Loanda, 5. September 1877, in London am 12. November veröffentlicht wurde.

Stanley beginnt mit einigen Bemerkungen über den Namen des von ihm als erstem Weißen zum größten Theil befahrenen Congo, des größten Stromes Afrikas und des drittgrößten der Welt. Es giebt thatsächlich keinen „Congo"-Fluß, sondern dies ist nur der Name jenes ausgedehnten Gebirgslandes am Südufer des Stromes nahe der Mündung, nach welchem die portugiesischen Entdecker des 15. Jahrhunderts den ganzen Fluß benannten. Die Kabindas an der Mündung nennen ihn zwar Kwango (Quango), ebenso die Bewohner der Katarakten-Region; auch die Eingeborenen zwischen den Gebirgen Mosamba und Tala Mungongo nennen den einfließenden Nkutu-Fluß an seiner Quelle Kwango. Ein kleiner Stamm am Aequator nennt ihn auch noch Ikutu Ya Congo, was wahrscheinlich Fluß von Congo bedeutet, aber höher hinauf ist dieser Name gänzlich unbekannt. Stanley schlägt deshalb vor, den Strom auf seiner ganzen Ausdehnung nach seinem ersten Entdecker den „Livingstone" zu nennen; doch wird es schwerlich gelingen, den jetzt bei Geographen und auf Karten so fest eingebürgerten Congo-Namen zu verdrängen.

Was Stanley hierauf über den Strom selbst, seine Uferländer und deren Bewohner mittheilt, die er als Erster erblickt hat, folgt, der großen Wichtigkeit halber, in wörtlicher Uebersetzung:

„Das ganze vom „Livingstone" entwässerte Gebiet umfaßt gegen 860,000 Quadratmeilen (englische, wie alle in

Maaſsstab: 1 : 9,000,000

5 10 20 30 40 50 deutsche Meilen
(15 = 1° des Aequators.)

10 20 30 40 50 100 150 200 250 englische Miles
(69,16 = 1° des Aequators.)

Grofses Centralbecken von Afrika zwischen dem Seengebiete im Osten und dem Küstengebiete im Westen

Bahr Kuta (nach Nachtigall's Erkandigung)
Mbruole
Bakangoi (Miani 1872)
Munsa (Schweinfurth 1870)
Weiſser Nil
Rohl
Jei
Nil
Albert Nyanza
UNYORO
Beatrice Golf
Victoria Nyanza
RUANDA
Alexandra Nil
Rumanika Stadt
Kusizi
UZIGE
URUNDI
UDSCHIDSCHI
Kawele
Malagarizi
Tanganjika See
URIMBA
UGUHA
Lofuku
Luindi
Mweru S.
KATANGA
Kamolondo Fl.
Kilemba
Lomami
Lukwembi
Lubiranzi
UKOZI
Ika S.
Kasai Fl. (von Dr. Pogge unter 10½° s. Br. überschritten)
Quizenteita (Hauptst. des Muata Yanvo) (Dr. Pogge 1875)
Kukoto
Sankuru Fl.
Rumami (Lomami)
BAKUS
Ugarowa Fl.
MANYEMA
Fälle
Nyangwe
BAKOMBE
TATA
UREGGA
Lulu Fl.
Liru Fl.
Urindi Fl.
Rowa Fl.
Kankora Fl.
WAKUTU
WAKUNA
WATWA (Land der Zwerge)
Katarakte
UKUMU
Mbura Fl.
KORURU
Land der Kannibalen
Aruwimi Fl.
UKERE
NGANZA
URANGI
GUNDSCHI
MANGALA
Mangala Fl.
Kunya Fl.
IBONGA
Ikelemba oder Uriki Fl.
BARUMBE
IREBU
UYANZI
Mpaha Fl.
Weiſser Fl.
Dschuemba Fl.
WANFUNINGA
BATEKE
WABUMA
NKUTU
NKUNDA
Fluss von Nlatu
Kwango
BABWENDE
Yellala u. Ntamo Fälle
Ntamo Fälle
BASUNDI
BASESSE
BAKONGO
Katarakten u. Fälle
Yellala Fälle
Tungwa
San Salvador
Lelunda Fl.
(Grandy 1873-4)
Ambriz
ANGOLA
S. Paulo de Loanda
Atlantischer Ocean
Congo
Banana
Emboma
Tschintschotcho
Loango Luz
LOANGO
Loema
Quilu
Nguella
Ogowe
23. Sept. 1875 M. Marche
Muani Kombo (Du Chaillu 1865)
Intinde (Güſsfeldt 1874)
Nkunga
Mkanga

15° östl. Länge von Greenwich

Lith. v. P. Mehring in Berlin — Chemigr. v. Kuns in Berlin

Stanley's Skizze des Congo-Gebietes.

diesem Aufsatz). Seine Quelle liegt in jenem hohen Tafelland südlich vom Tanganyika, Bisa genannt, das Ubisa der Araber. Der Hauptquellfluß des Bemba-Sees ist der Tschambezi, ein breiter, tiefer Fluß, dessen äußerste Quellen unter dem 33. (richtiger 32.) Grade östl. L. liegen müssen. Der Bemba-See, von seinem Entdecker Livingstone Bangweolo genannt, eine große, aber seichte Wasserfläche von etwa 8400 Quadratmeilen Ausdehnung, ist der Ueberrest eines ungeheuern Sees, der in sehr alten Zeiten eine Oberfläche von 500,000 Quadratmeilen gehabt haben muß, bis durch eine große Erschütterung die Gebirgskette im Westen auseinandergerissen wurde, und der Livingstone durch den Riß zu brausen begann. Aus dem Bemba-See austretend, erhält der Fluß den Namen Luapula und ergießt sich nach einem Laufe von fast 200 Meilen in den Mweru- (Moero-) See, der gegen 1800 Quadratmeilen Größe hat. Nach Verlassen des Mweru erhält er von den Bewohnern von Rua den Namen Lualaba. Im nördlichen Rua erhält er den wichtigen Zufluß Kamolondo, der verschiedene kleine Seen durchläuft. (Ueber Cameron's Landschi-See, Livingstone's Ulenge, zwischen dem Moero und Nyangwe, hat Stanley nichts erfahren.) In nordwestlicher Richtung fließt der Strom bei 1400 Yards Breite und einer Wassermenge von 124,000 Cubikfuß per Secunde bei Nyangwe im Manjuema-Lande in 4° 16′ südl. Br. und 26° 5′ östl. L. vorbei; seine Höhe über dem Meere beträgt dort 1450 Fuß; die Länge des Livingstone von seiner äußersten Quelle im östlichen Bisa bis Nyangwe ist gegen 1100 Meilen. Bei Nyangwe ist der Strom unter verschiedenen Namen bekannt: die Araber und Wanguana (Freie von Zanzibar) nennen ihn Ugarowa, die Uguha-Träger sprechen den Namen Luálaba, die Eingeborenen in Nyangwe Lu-álawa aus, während die nördlichen Wagenya deutlich Ru-árowa sagen. Ein paar Tage nördlich von Nyangwe wendet sich der Fluß nach Nord bei Ost, da er auf Hindernisse trifft. Hohe Ausläufer der Uregga-Berge kreuzen seinen Lauf, so daß man schäumendes Wasser und wilde Fälle sieht. An diesen Katarakten wohnen unversöhnliche Wilde, die keine Fremden passiren lassen und schon oft die Araber für ihr Eindringen empfindlich gezüchtigt haben."

„Auf beiden Seiten der Ufer wohnt das Fischervolk der Wagenya (arabisch) oder Wenya (wie sie sich selbst nennen), ein merkwürdiger Stamm, sehr feige und ebenso verrätherisch und hinterlistig. Nördlich von Uwinza lebt ein mächtiges Volk einer andern, höhern Art, zwar nicht gewohnheitsmäßige Cannibalen, aber sehr feindselig gesinnt; so oft die Araber in ihr Land dringen wollten, wurden sie zurückgeschlagen. Dieser Stamm nennt sich selbst Wabroiro, bei den Arabern heißt er Warongora Meno, und bewohnt ein großes Gebiet auf dem rechten Ufer. Auf dem linken Ufer sitzen noch Wagenya, auf welche westlich die kriegerischen Bakusu folgen, die ausgeprägte Menschenfresser sind. Auf sie würde die Ankunft eines ganzen Congresses von Bischöfen und Missionären keine Wirkung ausüben, als in Gestalt einheimischen „Roastbeefs". Jetzt wird der Lualaba deutlich Ruwárowa genannt, und hält sich noch immer auf dem 26. Längengrade. Er beginnt große Zuflüsse zu empfangen, deren wichtigster auf der rechten Seite der Liru, der Urmeli oder Urindi, der Rowa oder Lowa und der Kankora, auf der linken der Ruiki, der Kasuku und der Rumami sind [1]), obwohl eine große Anzahl von Bächen und Flüssen beständig auf beiden Seiten sichtbar sind, während man den Hauptstrom hinabfährt."

„Seit Verlassen des Bemba-Sees läuft der Livingstone in 200 oder mehr Meilen Entfernung an der Gebirgskette hin, welche den Tanganyika im Westen einschließt, und selbst, nachdem er die Breite des Nordendes des Tanganyika erreicht hat, behält er den Lauf am Fuße dieser außerordentlichen Gebirgsregion bei, als ob sein Bett sich nach demselben System wie diejenigen des Nyassa, Tanganyika und Mwutan gebildet hätte. Durch eine Reihe mächtiger Zuflüsse entwässert er die ganze westliche Wasserscheide der Seen-Region bis zum 4. Grade nördl. Br., während auf der Ostseite derselben nur Gießbäche und unbedeutende Ströme in steilem Laufe in den Mwutan, Kivu und Tanganyika hinabfallen. Am Aequator tritt der große Fluß, welcher alle Nebenflüsse von Osten unmittelbar aufgenommen hat und an dem westlichen Fuße des Seengebiets-Gebirges zwischen 25° und 26° östl. L. entlang geflossen ist, in ein niedrigeres Bett und wendet sich nach Nordwesten, da er die großen Ebenen erreicht hat, die sich zwischen der Gebirgsregion der Binnenseen und derjenigen des (Atlantischen) Meeres ausbreiten."

„Die Aufnahme der von der westlichen Wasserscheide herkommenden Zuflüsse übernimmt jetzt der Aruwimi, der zweitgrößte Zufluß des Congo, Schweinfurth's Uelle (?) [1]). Unterhalb desselben wurde unser Verkehr mit den Menschenfressern dieser Länder so unsicher, daß wir, um Kämpfe mit mächtigen Stämmen zu vermeiden, nicht länger die Erforschung längs der Ufer fortsetzen durften, und ich aus diesem Grunde wohl viele wichtigen Nebenflüsse übersehen habe. Außerdem breitete sich der Fluß über ein ungeheuer weites Bett mit öfters einem Dutzend verschiedener Canäle aus. Den sichersten Beweis zur Unterscheidung des Festlandes von den Inseln bildete die Bewohntheit des erstern, während die unterhalb des Aruwimi gelegenen Inseln fast ausnahmslos verlassen waren. Wenn Hungersnoth mich zwang, es auf einen Kampf mit den Wilden ankommen zu lassen, wandte ich mich ans rechte Ufer und hatte dann Gelegenheit zu Forschungen. Die Eingeborenen hatten nie Weiße gesehen; nie waren Fremde in ihre Länder eingedrungen, und den Nutzen des Verkehrs mit Weißen begriffen sie nicht, denn kein Stamm wird je den Bezirk unterhalb oder oberhalb von seinem eigenen besuchen. Handel geht nur von Hand zu Hand, Stamm zu Stamm, Bezirk zu Bezirk; im Ganzen sind alle Stämme gleichmäßig stark, nur drei derselben sind im Stande Widerstand zu bewältigen, nämlich die Warunga, Wa-Mangala und Waizanzi. Nach unserm Kampf mit den Mangala zogen wir das linke Ufer vor, und entdeckten bald darauf den größten Nebenfluß des Congo, den Ikelemba, den ich für den Kassai (Kassabi) halte, und der fast so wichtig als der Hauptfluß selbst ist. Die eigenthümliche theeartige Farbe seines Wassers vermischt sich mit den silbernen Wellen des Hauptstromes erst nach einer Entfernung von 130 Meilen vom Zusammenfluß, und es ist die Verbindung dieser beiden Flüsse, welche dem untern Congo seine hellbraune Farbe giebt."

„Bald nachdem wir den 18. Längengrad passirt, kamen wir an den in Europa als Kwango bekannten Fluß, einen tiefen, gegen 500 Yards breiten Strom, der zwischen Hügelreihen, die weiter drinnen im Innern in Gebirgsketten übergehen, in den Hauptstrom mündet. Die Eingeborenen nennen ihn Ibari Nkutu, den Fluß von Nkutu. Etwas westlich vom 17. Grade östl. L. verengt sich allmälig der große Strom, der vorher eine ungeheuere Breite hatte, felsige Reihen von Hügelspitzen, zackige Inseln und Lavaschwellen unterbrechen seinen Lauf, so daß er auf einer Entfernung von

[1]) Auf Cameron's Karte (s. „Globus" XXIX, S. 162): Lila, Lindi, Lowa, Ruwiki und Lomami.

[1]) Ein Beweis für diese Annahme wären die großen, von Stanley geschilderten Kriegsboote auf diesem Flusse (s. oben S. 314), wie Schweinfurth deren ähnliche auf dem Uelle bei den Monbuttu sah.

180 Meilen über Stufe auf Stufe zu dem majestätischen, ruhigen untern Congo hinabdonnert. Auf diesen 180 Meilen fällt er, in 62 Katarakten und Stromschnellen, um 585 Fuß, wie durch den Siedepunkt des Wassers nachgewiesen wurde. Sämmtliche Fälle auf dieser Strecke können zu Lande auf beiden Ufern leicht in einem Monatsmarsche passirt werden; mit den dortigen Bewohnern hatten wir keine Schwierigkeit. Sind erst einmal die Fälle passirt, so kann der Forschungsreisende mit Leichtigkeit nach Westen bis Koruru, oder zu den Monbuttu, oder zu der Südgrenze des großen centralen Beckens vordringen. Ueber den untern Lauf des Flusses sagt Stanley, daß die Karte Tuckey's (der bekanntlich 1816 mit seiner Expedition am weitesten den Congo hinauf drang) zum größten Theil gänzlich falsch sei: dieselbe führt nur einen Wasserfall an, wo Stanley ein Dutzend fand; die Entfernung von Boma bis zu den Sangala- oder Isangila-Fällen giebt sie auf 100 bis 130 (?) Meilen an, während Stanley's Pedometer nur 57 englische Miles markirten und seine kranken und geschwächten Leute sie in fünf leichten Märschen zurücklegten [1]). Eine Menge von Namen auf Tuckey's Karte sei entweder ganz unbekannt oder bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Dann fährt Stanley fort: „Wie schon angegeben, umfaßt das vom Congo entwässerte Gebiet in runden Zahlen 860,000 Quadratmeilen, wovon fast 450,000 auf das große Bassin zwischen dem See- und dem maritimen Gebiete kommen. Seine Länge beträgt von der Quelle bis Nyangwe 1100 Meilen, von Nyangwe bis zum Ocean fast 1800, im Ganzen gegen 2900 Meilen." Seine Wassermenge schätzt Stanley auf 1,800,000 Cubikfuß per Secunde.

„Meine Erfahrungen über den Fluß datiren vom 1. November 1876 bis zum 11. August 1877, einen Zeitraum von mehr als neun Monaten. Sein höchster Stand dauerte vom 8. bis zum 22. Mai, und wurde durch die auf der Ostküste Masika genannte Regenzeit verursacht. Während diese Fluth oberhalb der unteren Katarakte auf den seeartigen Erweiterungen des Stromes die Schifffahrt sehr erleichtert, vermehrt sie um so mehr die Schrecken der Katarakte, die mit verdreifachter Wuth durch das enge Felsenbett dem Meere zustürzen. Die Höhe des Ansteigens wechselt natürlich nach der Breite des Stromes; auf dem obern Flusse beträgt es etwa 8 Fuß, aber in den unteren Engen von 20 bis 50 Fuß. An manchen Stellen der Katarakt-Gegend, wo der Strom nur 500 Yards breit war, stieg das Wasser bis zu 15 Zoll per Tag. Die Katarakte werden nie anders als zu Lande passirt werden können, denn nichts Schwimmbares kann Wasserfälle von 6, 10, 20 und 25 Fuß Höhe überwinden, wenn nicht schon allein die Kraft der Strömung in den Felsenengen zu stark wäre. Der Livingstone-Fluß ist der Amazonenstrom von Afrika, der Nil ist der Mississippi. Während der letztere länger ist, enthält der erstere drei Mal so viel Wasser und bedarf einer ungeheuern Breite und Tiefe, um sein Ungestüm zu bändigen. Wenn der Nil ein guter Handelsweg ist, so ist der Congo ein besserer. Der Lauf des erstern wird oft unterbrochen, aber der letztere hat alle seine Hindernisse in zwei Reihen. Die obere zwischen den 25. und 26. östl. Längengraden besteht aus sechs großen Fällen und beendet alle Schifffahrt, die an der untern Reihe von 62 wichtigen Fällen und Stromschnellen beginnen würde, obgleich es noch viele kleinere Hindernisse ähnlicher Art giebt, die aber nicht erwähnenswerth sind. Einmal oberhalb der unteren Fälle hat man thatsächlich halb Afrika ohne Hinderniß vor sich und nicht, wie im untern Nilgebiete, Sandwüsten, sondern eine ungeheuere, bewohnte Ebene, dichter bevölkert als irgend ein anderer Theil Afrikas mit Ausnahme von Ugogo. Die Dörfer können eher Städte genannt werden; sie sind oft zwei Meilen lang mit einer oder mehreren breiten Straßen zwischen Reihen von hübschen, wohlgebauten Häusern, die alles derartige in Central-Ostafrika übertreffen. Auch die Eingeborenen sind verschieden; Alles beschäftigt sich mit Handel und überall sind Märkte und Messen. Man hat gedacht, Elfenbein würde bald selten werden, doch kann ich bezeugen, daß es noch drei oder vier Generationen langen wird. Dies ist das Land der elfenbeinernen Tempel oder Götzeneinfriedigungen, wo das gewöhnlichste Hausgeräth aus Elfenbein besteht. Auch die Oelpalme kommt auf der ganzen Ebene vor; in Ukusu giebt es große Wälder dieses Baumes. Fast alle Producte Afrikas finden sich in dem Livingstone-Bassin: Baumwolle, Gummi, Bodennüsse, Sesam, rother und weißer Copal, Palmnüsse und Oel, Elfenbein u. s. w. Auf seinen breiten Gewässern gelangt man leicht nach dem gold- und kupferreichen Katanga. Der große Fluß enthält 110 Meilen schiffbaren Wassers unterhalb der Katarakte, und 835 oberhalb derselben, während seine großen, das Bassin von Nord und Süd durchfließenden Zuflüsse noch 1200 Meilen oder mehr ergeben. Der größte Nebenfluß, der Ikelemba, muß über 1000 Meilen lang sein, der Nkutu über 700, der Aruwimi über 500, während noch vier oder fünf andere Flüsse in Anbetracht ihrer Breite auf große Entfernungen schiffbar sein müssen. Ein den Fluß hinauffahrender Händler hat bessere Aussichten, die Eingeborenen für sich zu gewinnen, als ein zum ersten Mal den Fluß herabkommender Forschungsreisender. Er muß lange bei jeder Hauptstadt halten und sich erst einen guten Ruf machen; die Inseln im Flusse werden ihm ruhige Lager und sichere Zufluchtsorte bieten."

Zum Schluß fordert Stanley England, Portugal oder irgend eine andere Macht auf, so bald als möglich Besitz von diesem großartigen Handelsweg durch Central-Afrika zu nehmen, sowohl des ungeheuern Vortheils wegen, als auch um den jetzigen Kämpfen und Schandthaten der Händler und Eingeborenen am untern Theil desselben ein Ende zu machen. Den letzten Nachrichten zufolge war Stanley am 22. October mit 120 seiner Leute von einem englischen Kriegsschiffe nach der Capstadt gebracht worden, von wo er, nach Zurücksendung derselben nach Zanzibar, Anfang December nach England zurückkehren wollte. Franz Birgham.

[1]) Stanley erwähnt nicht der Ogowai-Frage. Vor der Pariser Geogr. Gesellschaft berichtete der Reisende Marche vor Kurzem, daß er am 24. August 1876 seinen östlichsten Punkt am Ogowai unter 1° 18' südl. Br. und 13° 40' östl. L. v. Gr. erreichte, und daß ihm dort gesagt wurde, daß der Fluß als separater Mündungsarm aus dem Zaire (Congo) komme.

# Die Tieferlegung des Bodensees.

C. Pz. Der größte der deutschen Seen, der Bodensee — wir dürfen ihn trotz seiner Grenzlage zu den deutschen Seen zählen —, hat bei seiner bedeutenden Flächenausdehnung den Namen des „Schwäbischen Meers“ nicht ganz unverdientermaßen erhalten. Eigenthümliche Erscheinungen in der Windfolge vom See nach dem Uferlande und umgekehrt sowie eine Art von regelmäßigem Wechsel zwischen Steigen und Sinken der Wasserfläche bilden einen gewissen Anklang an marine Phänomene, und wenn sich auch weder der ruhige Wasserspiegel noch der sturmgepeitschte Wellenschlag des weiten, aber doch größtentheils übersehbaren Beckens mit Thalatte oder Okeanos vergleichen können, so lassen sie doch einen nicht unkräftigen Vorgeschmack des wirklichen Meeres erkennen.

Auch die hohen bedrohlichen und gefährlichen Anschwellungen, wie sie zeitweise in Seebuchten und anderen Meerestheilen namentlich im nördlichen Europa vorkommen, sind dem Bodensee nicht ganz fremd. In den letzten Jahrzehnten sind derartige Erscheinungen so oft und in so störender Weise hervorgetreten, daß der Gedanke an die Beseitigung derartiger Uebelstände sich von selbst nahelegen mußte. Nun kann man natürlich weder dem Föhn gebieten, nur in normaler Stärke aufzutreten, noch der Schneeschmelze in den Alpen das einzuhaltende Maß vorschreiben; wohl aber lassen sich Mittel ausfindig machen, um den Gefahren einer zu hohen Steigung der Wasserfläche vorzubeugen oder letztere selbst nicht über einen erträglichen Grad hinausgreifen zu lassen. Vorrichtungen zur künstlichen Tieferlegung der Seeoberfläche für Zeiten eines hohen, wohl gar anormal hohen Wasserstandes können die Fährlichkeiten und Schäden von Ueberschwemmungen des Ufergeländes recht wohl beseitigen oder doch bedeutend ermäßigen. Auf Grund actenmäßiger Mittheilungen und der geographischen Verhältnisse treten wir diesem Thema etwas näher.

Den Gedanken der Tieferlegung der Wasserfläche des Bodensees erfaßten die Regierungen des Großherzogthums Baden und des schweizerischen Cantons Thurgau zuerst nach den hohen Wasserständen des Bodensees in den Jahren 1849 bis 1852. Damals bestanden noch besondere Hindernisse für den Seeabfluß im Rhein sowohl zwischen dem Ober- oder eigentlichen Bodensee und dem Unter- (Zeller-) See bei Constanz als am Ausflusse des Untersees gegen Schaffhausen bei dem Städtchen Steier. Das Hinderniß bei Constanz bestand namentlich in einem all zu engen Profil des Abflusses unter der damaligen Holzbrücke zwischen Constanz und seiner Vorstadt Petershausen sowie in einer dort damals noch befindlichen Mühlenanlage mit Steinwehren und Schleusen, welche der Stadt Constanz gehörten. Noch während der Verhandlungen über die Mittel zur Abhülfe gegen die Uebelstände brannte die Mühle 1856 ab. Die Uferstaaten konnten nunmehr sofort die Ablösung der Mühlen- und Wasserrechte der Stadt Constanz, die Entfernung der vorhandenen Stauwerke und Baureste und die Herstellung eines weitern Hochwasserabflußprofils bei Constanz in Aussicht nehmen. Die Verhandlungen führten in den Tagen vom 27. bis 31. August 1857 zu einer Vereinbarung mit der badischen Regierung, laut welcher die Kosten, im Betrag von 25,000 Fl. rh., in der Weise vertheilt wurden, daß Baden 7000, die Schweiz 7200, Oesterreich 7200, Bayern und Württemberg je 1500 Fl. zu zahlen übernahmen. Darnach bauete Baden seine neue Rheinbrücke, welche auch die Eisenbahn über den Rhein führte, mit einem den Seeabfluß erleichternden erweiterten Profil. Der beabsichtigte Erfolg ist, wie die seitherige 20jährige Erfahrung beweist, auch eingetreten und hat sich für die Anwohner des Sees als Wohlthat erwiesen, während die Befürchtungen einer durch die Aenderung etwa herbeizuführenden Senkung der niedrigen Wasserstände des Sees sich als unbegründet herausgestellt haben.

Allerdings konnte die durch die Erweiterung des Abflußprofils bei Constanz bewirkte Verringerung der Anschwellungen des Sees der Natur der Sache nach nur in beschränktem Maße und nicht in dem Grade eintreten, wie es im wirthschaftlichen Interesse der Anwohner des Sees zu wünschen wäre. Die Schranke liegt in einer Rückstauwirkung des Spiegels des Untersees, dessen Ausmündung seit der Erweiterung des Constanzer Rheinprofils dem Abflusse des Wassers aus dem See nunmehr die größeren Hindernisse bietet und so für Ansteigung und Dauer der Seehochwasser das maßgebende Abflußprofil geworden ist. Die Commission der Uferstaaten von 1857 hatte diese Folge ihres Werkes nicht übersehen, und die Regulirung des Abflusses des Untersees als Aufgabe einer weitern Vereinbarung bezeichnet, doch schien die Angelegenheit eine Reihe von Jahren nicht weiter verfolgt zu werden.

Erst die hohen Seestände von 1867 und 1868 regten die Sache aufs Neue an und seit 1871 kamen Verhandlungen zwischen der badischen Regierung und dem Schweizer Bundesrathe in Gang, zunächst zur gründlichen Untersuchung der Frage: ob es möglich und mit nicht unverhältnißmäßigen Kosten ausführbar sei durch Regulirung des Untersee-Ausflusses eine weitere Senkung der Maximalwasserstände des Bodensees zu erreichen. Als Bedingung wurde dabei sofort aufgestellt, daß die für die Schifffahrt nothwendigen Wasserstände nicht verringert werden, und daß der Stadt und dem Canton Schaffhausen, welche unterhalb der Regulirungsbauten und des zu vertiefenden Abflusses vom Rhein bespült und durchströmt werden, keine Gefahren und Nachtheile aus der Veränderung erwachsen dürften.

Die Möglichkeit einer derartigen nur die höchsten Wasserstände ermäßigenden und deren Gefahren beseitigenden Tieferlegung des Seeniveaus ist nach gründlicher hydrographischer und bautechnischer Prüfung seitdem nachgewiesen worden und zwar durch eine Commission von Sachverständigen, welche von den Regierungen von Baden, der Schweizerischen Eidgenossenschaft und ihren zwei meistbetheiligten Cantonen Thurgau und Schaffhausen niedergesetzt war. Es wurde sodann zur Vornahme der Vorarbeiten und zur eigentlichen Aufnahme des technischen Projectes geschritten, und im Februar 1877 konnte das betreffende Elaborat der technischen Vorberathungscommission zur Prüfung vorgelegt werden. Das Project ist darauf berechnet, die Maximalstände des Seeniveaus um 60 bis 70 Centimeter niedriger zu legen. Zu diesem Zwecke soll eine Regulirung des Flußbettes des Rheinstroms an der Bibermündung bei Stein in der Art ausgeführt werden, daß durch Ausnutzung des Gefälles und Geradelegung des Stromstriches bei steigendem See ein Mehrabfluß aus dem Untersee erzielt wird, der dem angegebenen Verhältniß entspricht. Ferner sollen zwischen Stie-

gen und Eschenz Arbeiten hergestellt werden, welche den Zweck haben, die gewöhnlichen Niederwasserstände bis zum neunten Fuß des alten Constanzer Hafenpegels in der frühern Weise zu erhalten. Die Wirkung der herzustellenden Vorrichtungen in der Weise, daß sich durch dieselben die Hochwasserstände bis zu 70 Centimeter niedriger stellen lassen, als dies unter gleichen Zuflußverhältnissen bisher der Fall, ist rechnungsmäßig nachgewiesen. Die Kosten der gesammten zu den angegebenen Zwecken auszuführenden Arbeiten sind auf die Summe von fast anderthalb Millionen Francs berechnet. Dieselben würden durch die fünf betheiligten Staaten etwa nach dem bereits bei den früheren Correctionsbauten bei Constanz in Anwendung gebrachten Maßstabe, beziehungsweise nach Maßgabe des in den einzelnen Uferländern von der Tieferlegung Nutzen ziehenden Terrains aufzubringen sein.

Nachdem Schaffhausen schon 1874 über seine Bedenken gegen die Ausführung des Projectes beruhigt worden, war im Jahre 1877 noch einer von entgegengesetzter Seite kommenden Befürchtung zu begegnen. Während Schaffhausen eine zu ergiebige Wasserfülle für sein Gebiet zu fürchten schien, besorgte die bayerische Inselstadt Lindau, die vom Uferland durch einen ziemlich seichten Arm des Sees getrennt ist, von dem Tieferlegungproject eine zeitweise Verschlammung, Versandung und Trockenlegung dieses Seearmes, welche der Schifffahrt, den Gewerben, den Baulichkeiten, den Schwimm- und Badeanstalten sowie der reinen Luft und der Gesundheit jenes Platzes gefährlich werden könnte. Auch diese Bedenken sind inzwischen entkräftet worden, da es sich bei dem Tieferlegungsprojecte weder um die niedrigen noch um die normalen, sondern nur um die höchsten, auch für Lindau mit allerlei Unzuträglichkeiten und Schädigungen verbundenen Wasserstände handelt. Ob das Project nicht zur Veranlassung für Lindau wird, die Frage nach der Möglichkeit eines Planes der Trockenlegung jenes bezeichneten Seearmes ins Auge zu fassen, lassen wir dahingestellt. Nur andeutungsweise sei erwähnt, daß der Verzicht auf die insulare Lage für das zukunftsichere bayerische Klein-Venedig mit mancherlei Vortheilen, namentlich einem Bodengewinn von 26 Hectaren in sehr günstiger Lage, verbunden wäre, während die Kosten der Trockenlegung unter der vorauszusetzenden Betheiligung des Staates keine übermäßigen sein würden.

Abgesehen von dieser Perspective wird die Tieferlegung des Sees schon in dem beabsichtigten Grade für die gesammten Ufergelände von mannigfachem Nutzen sein. Die in den See mündenden Binnengewässer erhalten einen erleichterten Abzug, manche Uferflächen, die bisher der Ueberschwemmung durch Hochwasser unterlagen, und deshalb nur zu Heurieden, höchstens zu Wiesen verwendet werden konnten, würden zu Feld oder Gartenland benutzt werden können; die Entwässerung der Ufergebäude und Uferorte würde manche Ausgaben ersparen lassen, manchen Störungen im Verkehr und Gewerbebetrieb vorbeugen, die Zerstörungen an Uferanlagen würden verhindert oder ermäßigt, die Herstellung und Unterhaltung von solchen minder kostspielig als bisher werden.

In einer frühern Periode unserer Erde war der Bodensee weit umfänglicher als heute. Weit hinauf im Rheinthal zwischen Vorarlberg und dem Canton St. Gallen lassen sich die Spuren des ehemaligen Seebodens nachweisen. Die Einmündung des Rheins hat sich immer weiter nördlich vorgeschoben und zu Seiten des Stromes vor seinem Eintritt in das vorzugsweise von ihm erfüllte Wasserbecken hat sich eine Landschaft erhoben, die heute zumeist ein anmuthiges Bild fleißigen Anbaues und natürlicher Fruchtbarkeit gewährt und nur in wenigen Strecken an ihren frühern Zustand erinnert. Das Tieferlegungsproject ist ein neuer, fast unscheinbarer, aber gewiß nicht unwirksamer, möglicherweise sogar über seinen nächsten Zweck hinausgreifender Schritt zur Beherrschung der Naturkräfte zum Vortheil der fortschreitenden Cultur auf einem der schönsten und verkehrreichsten Gebiete des südlichen Deutschlands.

---

# Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

## IV.

Seit meinem letzten Berichte im Juli dieses Jahres hat zwar das Kriegsglück — wenn man bei diesem heillosen Gemetzel von Glück reden darf — zwischen Russen und Türken geschwankt, aber es scheint doch, als ob der damals für wahrscheinlich gehaltene Ausgang durch die Ueberlegenheit der Russen an Menschenmassen wahr werden sollte.

Bezug zu Arabien hat die im Spät-October geplante Herbeiholung des siebenten türkischen Armeecorps („Ordu“, unser „Horde“) aus Jemen, wo es seit 1872 wenigstens auf dem Papiere stand, nach einem der Kriegsschauplätze. Sehr vollzählig wird es nach dem, was ich Bd. XXXI, Nro. 7 dieser Zeitschrift mitgetheilt habe, kaum sein. Diese türkische Armeeabtheilung sollte damals, vor etwa zwei Jahren, in Hedschas und Jemen 20,000 Mann betragen mit einem jährlichen durch Krankheit verursachten Abgange von beinahe 1000 Mann. Bei der unentwegten Unzuverlässigkeit — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — türkischer auch officieller Nachrichten wird sie schwerlich die Hälfte jener Ziffer erreicht haben, so daß mit dem 7. Armeecorps keine große Hülfe geschafft werden wird.

Die Glaubwürdigkeit der Bulletins in den Zeiten, wo nicht wie jetzt westeuropäische Offiziere und Beamte im türkischen Heere eine immerhin Seitens der Türken zu berücksichtigende Controle üben konnten, wird durch eine Nachricht illustrirt, die erst jetzt in Bezug auf die arabischen Thaten Ghasi Achmed Muchtar Paschas, des gefeierten freilich nun bei Kars arg geschlagenen Höchstcommandirenden der asiatischen Armee, sich verbreitet. Muchtar sollte vom März 1872 an den achtmonatlichen Feldzug gegen Jemen von Hodeida aus eröffnet und Ende April Sanaa besetzt haben. Dabei war von Eroberungen einzelner Bergfesten nach mehrtägigen Beschießungen die Rede, von derjenigen Kaukebans gar nach sechsmonatlichem Widerstande. Der Oberst Hadschi Reschid Bey — jetzt Reschid Pascha, einer der bei Kars soeben in die Hände der Russen gefallenen Generale — unterwarf, hieß es, bis Mitte Juni 1872 die Stämme östlich von Hodeida, südlich vom Harras-Gebirge. Bis zum September war das südliche Jemen mit Tais von Mocha aus erobert, die Landschaft Anes südlich von Sanaa bis Januar 1873. Alle diese Kriegsthaten erfuhren wir einst entweder durch Telegramme aus Stambul, deren ich einige in „Arabien und die Araber“ erwähnt habe, oder durch das ebendort im Anhange citirte Buch Reschid Bey's, Tarichi Jemen ve Sanaa („Geschichte von Jemen und Sanaa“),

und — nun scheint es nach glaubwürdigen Mittheilungen, als ob damals von einem Kriege in Jemen nicht die Rede gewesen sei (Augsb. Allg. Ztg. vom 29. August 1877. Vergl. auch „Globus“ XXIX, S. 295). Ist dem so, dann haben die türkischen Befehlshaber Bulletins trotz Napoleon I. zu fabriciren verstanden, eine Fertigkeit, die ich in Bezug auf den sogenannten Krieg gegen Nedsched 1871 bereits in diesen Blättern (Bd. XXIII, S. 361) wie in „Arabien und die Araber“ constatirt habe, als Midhat Pascha, der vielgenannte Reformvezir, zu jener Zeit Gouverneur des Vilajets Bagdad, die Wahabi „vernichten“ wollte.

Zur Statistik der türkischen Besitzungen in Arabien und dessen Dependenzen bringt Halet Bey, Secretär des türkischen Unterrichtsministeriums, im Salname (Almanach) für 1294 (der Hedschra, 1877) einige Daten (s. Kutschera in der österreichischen Monatsschrift für den Orient, October 1877). Von dem Ejalet Basra wird dabei zugegeben, daß es von fast noch unabhängigen Araberstämmen bewohnt sei; es enthalte die Sandschaks Basra mit 62,905, Montefik mit 300,000, Nedsched mit 32,619 männlichen (waffenfähigen) Einwohnern. Dem Vilajet Jemen werden und zwar dem Sandschak Sanaa 94,000 dergleichen, dem von Hodeida 65,000, dem von Asir 82,000, dem von Tais 25,000 gegeben. Das Vilajet Hedschas wird auf 240,000 Seelen beziffert. Warum der türkische Beamte die beiden im Sommer 1875 ebenfalls vom Generalgouvernement Bagdad getrennten und zu Basra geschlagenen Sandschaks Hille und Amara (s. „Globus“ XXIX, S. 297) hier nicht mit aufzählt, weiß ich nicht; vielleicht ist die Eintheilung unterdeß geändert oder überhaupt nicht durchgeführt worden, wie ja von einer thatsächlichen Unterwerfung der unvermischt arabischen Bevölkerungen nirgends die Rede zu sein scheint.

Erinnern wir dabei gelegentlich an einige Urtheile erprobter Kenner: Fresnel in l'Arabie vue en 1837 et 1838: „L'orgueil des vrais Arabes est le mieux fondé de tous les orgueils nationaux. Du moins, si la beauté des formes, si le goût, l'élégance et la grâce sont des supériorités, où est la race qui peut entrer en concurrence avec la race arabe?“ — Und von einem armen Beduinenweibe: „Quoique vieux en Orient, je fus frappé des manières simples et gracieuses de la femme, qui me recevait sous la tente comme l'hôte de son mari.“ Und bei Wellsted (Ormsby) in den „Reisen nach der Stadt der Chalifen“: „Wo man auch den Araber sieht, er trägt sich immer aufrecht, frei und männlich. Die Türken hassen deshalb die Araber mit unglaublicher Heftigkeit; gewöhnt zu tyrannisiren, können sie den hochherzigen Stolz des Arabers nicht ertragen, welcher auf ihren Luxus und ihre entnervenden Ausschweifungen mit offener Verachtung hinuntersieht.“

Von der Westküste der Halbinsel habe ich zu wiederholen, daß, wie auch die Redactionsbemerkung zu Artikel III („Globus“ XXXII, S. 154) richtig constatirt, der Küstenstreifen von el-Akaba bis el-Wedsch ägyptisches Territorium ist. Aegyptische Generalstabsoffiziere haben über eine Recognoscirungstour, natürlich im Friedenszustande, von Wedsch bis Medina und zurück nach Janbo am Meere im arabisch gedruckten Bulletin des ägyptischen Generalstabes, Jahrgang 3, Nro. 4, Kairo 1294 (d. h. also 1877), berichtet, auch Abbildungen hinzugefügt.

Ueber die Befestigung Adens, dessen möglicherweise, wie die Engländer meinen, nicht ganz gesicherte Situation ich im letzten Artikel berührte, ist unterdeß von Seiten des Vertheidigungscomités Beschluß gefaßt worden. Man hat sich für die Anlage weiterer neuer Werke entschieden und zwar auf Râs Tarscheine (nach Capitän Haines' Karte der westlichste Punkt der Aden-Halbinsel), dann auf Râs Morbut (Marbet), nördlich vom vorigen, und endlich auf Flint Island (Kieselinsel, Schêch Achmed) nordöstlich von Morbut. Drei neue Geschütze von 38 Tonnen und vier zehnzöllige Kanonen sind nöthig; die Kosten werden 180,000 Pf. St. betragen.

Aus den Ostlandschaften konnte der englische Resident in Maskat, der um die Erforschung der Südküste Arabiens verdiente Colonel Miles, einige Erfolge seiner Wanderungen 1876 an Prof. Sprenger berichten. So hat er bei Sohar, der altberühmten omanischen Küstenstadt in der fruchtbaren Landschaft Batina, 24° 21' nördl. Br., die Ruinen der alten Burg auf dem Hügel Kerabe entdeckt, die, im Gegensatz zu den gewaltigen Werkstücken der himjaritischen Bauten, aus kleinen unbehauenen Steinen errichtet war. Wichtiger ist, daß Miles auch nach dem direct westlich von Sohar gelegenen politisch zu Nedsched gehörigen el-Bereimi (auch Bereima oder Birema) gekommen ist, der einsamen Stadt nordöstlich vom Dschebel Okda, etwa 56° östl. Gr., über die ich in „Arabien und die Araber“ S. 206 und 207 das mir damals Bekannte berichtet habe. Miles nennt es eine hübsche und gesunde Ortschaft; er habe, setzt er hinzu, die directe Marschroute von da nach Nedsched erhalten.

In meinem letzten Berichte habe ich Sokotras zu gedenken gehabt. Da diese Insel einst vielleicht eine Rolle in den englisch-asiatischen und englisch-afrikanischen Beziehungen zu spielen haben wird, so dürfen wohl einige Mittheilungen über sie hier nachgeholt werden. Die Insel, nur 200 Kilometer von Cap Guardafui und etwa um die Hälfte mehr von der arabischen Südküste entfernt, ist dennoch wenig bekannt. Die besten Nachrichten verdanken wir Wellsted. Ob Admiral Tegethoff, der 1857 die Insel anlief, über sie irgendwo eingehender berichtet hat, weiß ich nicht. Der Engländer sagt, er kenne keinen sonderbarern Fleck als Sokotra. „Die Insel erhebt sich grün und herrlich aus dem Meere, das von zwei äußerst öden Küsten (Arabien und Afrika) begrenzt ist. Ihre waldigen Höhen, ihre Thäler, ihre glänzenden Bäche unterscheiden sich aber nicht in höherm Grade von jenen trockenen und brennenden Wüsten, als ihre sanften und gutmüthigen Einwohner von den wilden Horden, die jene Küsten durchziehen.“ Die Gestalt der Insel ist ein sphärisches Dreieck mit der Spitze im niedrigen Ostcap, Râs Mori; das Innere bilden bedeutende Berge, umgeben von ungleich breiten Küstenebenen. Die höchste Erhebung ist nicht fern von Tamarida, dem an der Nordküste gelegenen Hauptorte der Insel. Die erquickenden Regengüsse während beider Passate bewirken eine sehr angenehme Temperatur; diese Regen aber verdankt die Insel den hohen Granitbergen, deren Gipfel die Wolken nöthigen sich zu entleeren. Dabei trocknet der starke Wind das Land außerordentlich schnell. Aloe und Drachenblutgummi (bei den Sokotranern Edah genannt) sind wichtige Producte, auch Hirse und namentlich im Osten gute Datteln; aber diese letzteren reichen für den Bedarf nicht aus. Ein gutes Antiscorbuticum müßten die reichlich wachsenden Orangen sein, die bis in 2000 Fuß Höhe gedeihen. Als Brot gebraucht man die über heißem Wasser gedämpfte Foifut-Wurzel, eine Art wilder Yams. Von Thieren finden sich Zibetkatzen, Chamäleons, Geier, Eulen, einige Wasservögel, Holztauben und Schwalben. Kameele waren zu Wellsted's Zeit wenig zahlreich; Rinder und Schafe bilden den Hauptbesitz; jene schlachtet man nur beim Tode eines Herdenbesitzers. Altersschwache Sterbende pflegte man nach uralter Gewohnheit bis an die Brust im Sande einzu-

graben, nicht ohne ihnen einige Nahrung hinzustellen. Fieber sind an der Küste, also auch in Tamarida, häufig; aber die Bergluft ist außerordentlich gesund, so daß Männer und Frauen kräftig erscheinen, mit regelmäßigen Gesichtszügen und lebhaften Augen; sie erinnern weder an Afrika noch an Arabien. Die Beschneidung vollziehen sie an den Mannbaren, wie die Afirinen. Ihre Wohnungen in den Bergen sind die zahlreichen Höhlen, die Leute vortreffliche Kletterer und Läufer. Eine Regierung gab es nicht; die etwa 4000 Bewohner lebten patriarchalisch in Familien und diese friedlich unter einander. Aber die Sultane von Keschin auf der arabischen Küste (s. den Artikel III) erhoben seit nun schon 300 Jahren bis vor Kurzem einen Tribut. Ihre Religion sollte neben dem sehr äußerlichen Islam noch Gestirndienst sein, namentlich Anbetung des Mondes. Die Sprache ist nicht arabisch, also wohl Hakili.

In der Hauptsache stimmt damit die Bemerkung Ibn el-Modschâwir's, eines Geographen des 13. Jahrhunderts, daß die Mahra die Gebirge von Dzafar (auf der arabischen Südküste), die Insel Sokotra und die Insel Masira (an der Südküste) bewohnen, lange schöne Leute seien und eine eigene Sprache redeten, die kein Fremder verstehe; auch beteten sie ein anderes Wesen als Allah an.

So haben wir ein interessantes ethnographisches Problem an dieser Insel, die, wie ich früher berichtet habe, nun in den Besitz der Engländer gelangt ist.

---

# Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, frühern Inspector der Schulen Südaustraliens.

## II.

### Die Ureinwohner.

Sociale Einrichtungen. Nach allem, was vorliegt, scheint es, daß eigentliche Häuptlinge in Westaustralien nicht waren oder sind. Die Stämme theilen sich in Familien und diese Familien stehen unter ihren Häuptern. Die Oberhäupter der Familien bilden einen Rath, der gemeinsame Angelegenheiten bespricht und abmacht, und hier kommt es vor, daß überwiegende persönliche Eigenschaften eines Einzelnen demselben eine größere Macht und hervorragende Stellung verschaffen. Aber von einer eigentlichen Häuptlingswürde darf nicht die Rede sein. Die älteren, einflußreichsten Männer mancher Gegenden zeichnen sich durch besondern Schmuck aus, wie z. B. am Cooper ein Kopfschmuck von Federn getragen wird. Am King George's Sound putzen sich die Männer ebenfalls, indem sie in das zu einem Schopfe zusammengebundene Haar die Federn von Kakadus stecken und einen ähnlichen Schmuck um den linken Arm tragen. Aber dies sind junge unverheirathete Männer, die also noch nicht im ersten Rang stehen; die älteren tragen nie irgend welchen Schmuck, die Malerei bei Tänzen und Trauer immer ausgenommen.

Die Familien halten gewöhnlich zusammen und der ganze Stamm vereinigt sich zuweilen bei Festlichkeiten. Die Eingeborenen lieben solche großen, geselligen Zusammenkünfte, aber die Natur des Landes, der Mangel an Nahrungsmitteln verbietet ihnen, sich oft in Gemeinschaften an einem Orte aufzuhalten; sie sind gezwungen sich in kleinen Gruppen über das Land zu zerstreuen.

Die Stämme führen ihren Namen nach den hauptsächlichsten Nahrungsmitteln ihrer Districte. Am King George's Sound finden sich die Mieruanger, die Mieruesser, weiter nördlich wohnen Wielanger, Ameisenesser, dann die Warranger, die Kängurueſſer, der Corinadistrict hat seinen Namen von den Wallabys u. s. w. Innerhalb dieser Stämme giebt es wiederum zwei Classen oder Kasten, die sich aber unter einander verheirathen, wie die Erniung und Tem am Sound, die Moncalon und Torndirrup, die Obberup und Cambien weiter nördlich. Die Männer können sich Frauen aus irgend einem, auch dem nächsten Stamme wählen, aber man hält es für besser, wenn die Frau aus einem recht entfernten Theile kommt. Die Söhne haben ein Recht, auf den Jagdgründen zu jagen, aus denen die Mutter stammt. Ein Erniung heirathet keine Erniung, noch auch ein Moncallon eine Moncallon; der erste wird eine Tem, der zweite eine Torndirrup heirathen, wenn er nicht noch weiter geht; die Kinder aus diesen Verbindungen folgen der Mutter. Die Kinder eines Mannes, der Erniung ist, werden also Tem, die Kinder eines Moncallon dagegen Torndirrup sein. Die Eingeborenen am Nordwestcap haben aber diese Einrichtung nicht. Wer diese Gesetze verletzt, setzt sich strengen Strafen aus und wird Iuredanger genannt.

Das Weib nimmt auch hier denselben untergeordneten Platz ein wie sonst in Australien. Wenn der Mann sich und seine Familie bedroht sieht, so denkt er zuerst an die eigene Rettung und ist weit entfernt, seine Person für die Sicherheit seiner Angehörigen einzusetzen. So traf Forrest im Innern einen Mann mit einer Frau und zwei Kindern, der sich mit dem ältesten, das ihm zu folgen vermochte, durch schleunige Flucht seinem Anblick entzog, während die Frau mit dem kleinern Kinde zurückblieb, obschon sie augenscheinlich in die größte Furcht gerathen war.

Von besonderer Zuneigung der Männer zu ihren Frauen kann man wohl absehen. Zwar sind die Männer eifersüchtig im höchsten Grade und bestrafen treulose Frauen sehr hart, indem sie dieselben, wie sie sagen, ein kleines Bischen speeren, oder auch wohl tödten, aber von irgend welcher Freundlichkeit ist nie die Rede. Sie sind die Sklaven, die Lastthiere ihrer durchaus nicht milden Herren. Und wenn einmal unter den Frauen selber ein Krieg ausbricht — und es kommt das nicht so gar selten vor, namentlich unter den Mitgliedern desselben Harems —, so sehen die Männer ruhig zu, während die Weiber mit ihren eisenharten Knütteln wuchtige Schläge auf einander führen. Der Bischof Salvado wollte bei einem solchen blutigen Weiberkriege, wo das Leben mehrerer in ernstlicher Gefahr stand, die Männer überreden, einzuschreiten. Sie lehnten es ab und erwiederten lakonisch: Plenty more!

Aber in einer Beziehung wenigstens ist die Stellung der Frauen entschieden erträglicher als bei den östlichen bekannten Stämmen. Alte Frauen werden hier weit besser behandelt

als die jüngeren. Bischof Salvado behauptet, daß man die westaustralischen Frauen nur im Alter glücklich nennen könne. Doch fand John Forrest im Innern ein wahres Skelet von einem alten Weibe, dem seine Angehörigen keine Nahrung zukommen ließen, weil, wie sie sagten, es ja doch bald sterben würde. So lange aber die Frau fähig ist zu arbeiten, wird sie auch von ihrem Herrn dazu angehalten. Sie hat die Felldecken zu nähen, die Hütten zu bauen und Nahrungsmittel zu beschaffen. Die Frauen gehen in kleinen Gesellschaften zu drei oder vier mit einem langen spitzen Stock (cann) bewaffnet und mit einem Sack aus Känguru- oder Wallabyfell auf dem Rücken aus, in der Hand tragen sie den nimmer fehlenden Feuerbrand. Die Männer gehen ebenfalls in kleinen Gesellschaften aus, um ihr Theil des Wildes zu jagen. Beide verzehren sofort an Ort und Stelle eine Portion ihrer Beute, den Rest bringen sie ins Lager, um ihn mit den Uebrigen zu theilen.

Auch die Kinder fangen schon früh an, ihren Unterhalt zu suchen. Sobald sie gehen können, machen sie sich unter der Leitung eines jungen Mädchens auf, um in der Nähe des Lagers nach Wurzeln zu graben. Sobald sich etwas Verdächtiges naht, so duckt sich alles ins Gras und liegt wie Hasen im Lager. Bis sie herangewachsen sind, ist ihnen alles erlaubt, sie werden nie bestraft. Keine Frau liebt es, viele Kinder zu haben. Von Zwillingen wird immer einer getödtet, sind sie von verschiedenem Geschlecht, so läßt man das Mädchen leben. Bekanntlich tödten andere Stämme gerade diese. Aber zu viele Mädchen werden auch nicht gern gesehen, in der Regel wird die dritte Tochter bei der Geburt umgebracht.

Die Geburt geht leicht vor sich, schon am nächsten Tage gehen die Mütter aus, um Wurzeln und anderes zu sammeln. Das Kleine wird zuerst im linken Arme im Fellmantel getragen, nachher reitet es auf den Schultern seiner Mutter, die es auf ihren Expeditionen begleitet. Vor dem vierten Jahre werden die Kinder nie entwöhnt.

Die Disposition über die Mädchen steht dem Vater zu; noch ganz klein, oft ehe sie geboren sind, werden sie jemand versprochen. Von einer Ceremonie ist nicht die Rede. Der Bewerber macht dem Vater sowie dem Mädchen Geschenke von Waffen, Fellen, Nahrungsmitteln, und wenn die Braut 11 bis 12 Jahre alt ist, wird sie ihrem zukünftigen Gatten ausgeliefert. Indessen kommt es auch vor, daß ein junger Mann sich eine Frau stiehlt, und wenn sich die Beiden nicht den Verfolgungen des beleidigten Ehemanns entziehen können, so kann sich die Frau auf schwere körperliche Strafen, Speeren durch das Bein oder auch wohl den Tod, gefaßt machen. Kann sie sich aber der Macht ihres frühern Mannes entziehen, bis sie schwanger ist, so treten gewöhnlich ihre Verwandten ein und sein Zorn wird durch Geschenke beschwichtigt.

Da die Ehemänner oft alt sind und mehrere Frauen vom verschiedensten Alter haben, während junge Männer oft bis zum dreißigsten Jahre warten müssen, ehe sie eine Frau erhalten können, so ist Untreue nichts Ungewöhnliches. Dabei sind die Ehemänner sehr eifersüchtig, doch besteht trotzdem für die Unverheiratheten die Erlaubniß, mit verheiratheten Frauen ein Abkommen zu treffen, wonach dieselben ihre Frauen werden, sobald ihre derzeitigen Männer die Augen geschlossen haben. Dies gegenseitige Versprechen heißt tarramanaccarack. Geschenke werden sowohl dem Manne wie der Frau gegeben; die beiden contrahirenden Parteien müssen sich aber wohl hüten, die Eifersucht desjenigen zu erregen, auf dessen Tod sie warten.

Auch dürfen sie die neue Verbindung nicht eingehen, bis eine Trauerzeit nach dem Tode des Gatten verflossen ist. Während dieser Periode stellt der Bewerber seine Aufmerksamkeit ein, indessen ereignet es sich auch, daß die junge Wittwe mit ihrem Liebhaber davon läuft, und in dem Falle kümmert sich niemand darum. Sind die Wittwen nicht versprochen, so fallen sie dem Bruder des Verstorbenen zu.

Die Knaben stehen nicht allein unter der Aufsicht ihrer Väter, sondern auch und vielleicht noch mehr unter der ihrer Pathen, kotertie genannt, Verwandten, welche bei ihren Einweihungsceremonien eine Rolle spielen, wie z. B. wenn die Einschnitte in Schultern und Brust, umbir, gemacht werden, wodurch sie in den Stand der Männer treten.

Die Knaben- und Jünglingszeit zerfällt in verschiedene Perioden; bei jeder derselben wechselt der Name. Die Namen selber sind theils von Plätzen hergeleitet, an denen sie sich aufhalten, theils von individuellen Eigenthümlichkeiten oder zufälligen Ereignissen, an welchen sie Theil hatten.

Zu gewissen Zeiten statten die Eingeborenen einander Besuche ab, vornehmlich sind es die jungen Männer, welche diese Ausflüge machen. Man naht sich dem Lager stets um die Mittagszeit, etwas vorher oder nachher; als Zeichen der friedlichen Absicht trägt jeder der Besucher einen grünen Zweig in der Hand. Bei solchen Gelegenheiten ist der Körper über und über mit Fett eingerieben und mit rothem Ocker und weißer Farbe bemalt, in dem Bande, das die Haare zusammenhält, stecken die Blätter von Xanthorrhöen. Einer der Gesellschaft trägt die Speere und Wurfstöcke, und wenn sie in die Nähe von Freunden kommen, tanzen sie einige Male im Kreise umher, umfassen den Leib der Entgegenkommenden, heben sie vom Boden und küssen ihre Hände. Diese thun dasselbe und tanzen ebenfalls, dann führt man die Gäste ins Lager.

Gründe für feindliche Begegnungen giebt es immer. Wegen Entführung einer Frau, Wilddieberei auf fremdem Gebiet, angeblicher Tödtung durch Zauber oder auf andern Wege eines ihrer Stammesgenossen wird bald zum Kampfe gerüstet. Für kleinere Vergehen, wie unerlaubtes Jagen, sind ein paar Wunden, ein Speer durch das Bein eine genügende Sühne, für schwerere muß man mit dem Leben zahlen.

Die Angriffe werden gewöhnlich bei Nacht gemacht, um den Feind zu überraschen. Aber sobald die Angegriffenen das Nahen der Angreifer gewahr werden, erheben sie ein wildes Geschrei, eilen mit ihren Speeren zur Stelle, beißen sich auf ihre Bärte, die sie in den Mund pressen, verzerren das Gesicht, springen umher, kurzum benehmen sich wie toll. Der Angriff ist selten ein allgemeiner; ein oder zwei Paare werfen Speere auf einander, denen man mit wunderbarer Geschicklichkeit ausweicht, und es dauert zuweilen lange, ehe Einer oder der Andere verwundet wird. Am Sound haben die Krieger nicht einmal Schilde, so daß sie sich einzig auf ihr scharfes Auge verlassen müssen. Die übrigen Nichtkämpfer laufen mit Geschrei umher, suchen die Kämpfenden zu trennen und erhöhen die Verwirrung.

Gewöhnlich sind die jungen unverheiratheten Männer die Kämpfenden; Weiber, Kinder und hülflose alte Männer werden unter Bedeckung einiger Krieger an abgelegenen, sonst nicht besuchten Orten in Sicherheit gebracht. Ein Feuer zündet man nur zum Kochen der Lebensmittel an, man nimmt alles wahr, um den Aufenthalt geheim zu halten. Wenn die Krieger auf dem Marsche sind, so zerstreuen sie sich in möglichst kleine Abtheilungen und vermeiden die gewohnten Pfade, um ihren Feinden so wenig wie möglich Anhalt zum Nachspüren zu geben. Entdeckt man das Lager des Feindes, so wartet man bis zur Nacht und macht dann einen Angriff.

In den meisten Fällen wird der Zug nur gemacht, um für die wirkliche oder vermeintliche Ermordung eines Ver-

wandten durch Zauber Rache zu nehmen; dann wird irgend eine beliebige Person des Stammes getödtet, sei es ein Mann, ein Weib oder ein Kind. Auf Händen und Knien schleichen sich die mit der Ausführung der Rache Beauftragten heran, bis sie in die Nähe ihres erwählten Opfers kommen, das sofort von Speeren durchbohrt wird. Die so Ueberraschten fliehen nach allen Richtungen, weil man in der Dunkelheit weder Freund noch Feind erkennen kann und sich in der Nähe des Lagerfeuers den Angreifern am meisten bloßstellt. Diese Ermordungen bleiben nicht ungerächt; wieder muß jemand für den Getödteten fallen, und so besteht fortwährend ein kleiner Krieg zwischen den Stämmen, der ihre ohnehin schon schwache Zahl noch mehr lichten muß. Ja man giebt von Seiten der Eingeborenen an, daß auf diese Weise das Gleichgewicht unter den Stämmen aufrecht erhalten werde, indem so die Zahl des einen Stammes die des andern nicht beträchtlich übersteigen könne.

Religiöse Vorstellungen. Die Eingeborenen Westaustraliens glauben an eine Zukunft nach dem Tode. Fragt man sie, wohin sie zu gehen denken, so zeigen sie nach Westen. Dort ist der Aufenthalt der Geister, gnoits. Jetzt sind freilich ihre Anschauungen durch halbverstandene Lehren des Christenthums verwirrt, aber die Alten halten noch an den hergebrachten Vorstellungen fest. Man mag sich erinnern, daß die südaustralischen Stämme ebenfalls den Westen als das Land der Abgeschiedenen bezeichnen.

Sie sind außerordentlich abergläubisch. Der Ruf einer Eule, Spiloglaux boobook, wird für ein böses Omen angesehen, man erwartet, daß jemand stirbt, wenn man sie hört. Ein Brachvogel, Ancylochilus subarquatus, wird als Vogel eines bösen Geistes, Dschingi, angesehen, und man verjagt ihn, wo man kann. Dschingi selber gefällt sich darin, Leute zu erschrecken; er erscheint oft als dunkelgefiederter Vogel mit langen Beinen und großer Schnauze. Das Harz an gewissen Bäumen gehört ihm, man muß sich hüten, es anzurühren, sonst sucht Dschingi dem Betreffenden zu schaden. Dieser Dschingi ist also verwandt mit dem bösen Geist der Port-Lincoln-Schwarzen, die ebenfalls an einen solchen bösen Geist in Vogelgestalt glauben, den sie Marralji nennen.

Einen andern sonderbaren Aberglauben haben die Eingeborenen in der Nähe der Salzseen. Sie erzählen dort von einem ungeheuren, menschenähnlichen, behaarten Thiere, das die Menschen angreift, tödtet und verzehrt. Die Beschreibung entspricht ganz der eines Riesenaffen. Sie hatten sogar bestimmte Namen für Männchen und Weibchen, das erste wurde Jungra, das zweite Jimba genannt. Dies Thier sollte der Angabe nach zu Zeiten die Schwarzen auf ihren Wanderungen überfallen, und ihre Furcht vor diesem fabelhaften Ungeheuer war sehr groß. Und doch hat man von diesem oder irgend einem ähnlichen Thier niemals eine Spur gesehen. Es ist eben eine Mythe wie viele andere.

Ein Arzt in Albany zeigte den Eingeborenen einst anatomische Zeichnungen des menschlichen Körpers und sie riefen sogleich aus, es sei ein ngoit, ein Gespenst, und waren durch nichts zu bewegen, die Abbildungen wieder anzusehen.

In Bezug auf den Genuß gewisser Pflanzen und Thiere bestehen einige Ansichten, die auch mit denen anderer Stämme verwandt sind. So müssen Mädchen nach dem elften oder zwölften Jahre keine Bandicuts, Perameles, mehr essen, sonst werden sie unfruchtbar, wenn dagegen die Frauen viel Kängurufleisch genießen, so macht sie das fruchtbar. Junge Männer bekommen keinen schönen Bart, wenn sie das Fleisch des schwarzen Adlers genießen, auch sehen sie die Känguru nicht, seien ihrer auch noch so viele, und wenn sie dieselben sehen, verfehlt sie ihr Speer.

Wachteln, Synoicus australis, sind für die alten Männer bestimmt, die jungen müssen sie nicht anrühren.

Die weisen Männer oder Schamanen, mulgarradock oder bollia-Leute genannt, stehen in dem Ruf großer Wunderkräfte. Sie haben die Macht, Wind und Regen herbeizurufen, sowie dieselben zu vertreiben, und sie vermögen, den Blitzstrahl, auf wen sie wollen, zu lenken, sie können auch jeden mit Krankheit behaften. Um die Elemente zu lenken, stellen sie sich unter freiem Himmel auf, schütteln ihren Fellmantel mit heftigen Gesticulationen und murmeln gewisse Formeln. Ebenso verfahren sie bei Krankheiten. Dann reiben sie auch wohl den leidenden Theil, zuweilen mit grünen Zweigen, die sie vorher am Feuer wärmten, indem sie dann und wann mit dem Munde blasen, als wollten sie damit die Krankheit entfernen.

Durch Bestreichen kann der Mulgarradock Stärke und Geschicklichkeit verleihen. Er legt seine Hand fest auf die Schulter und läßt sie so bis zu den Fingern hinuntergleiten, die er reckt, bis die Gelenke knacken. Die Eingeborenen kommen sehr oft zu diesen Schamanen, um so an sich operiren zu lassen. Diese Zauberkünstler betheiligen sich bei den Festlichkeiten nur als Zuschauer, sie tanzen nie mit.

Man glaubt auch hier, daß der Tod nur in Folge des Zaubers irgend eines feindlichen Schamanen stattfinde; selbst wenn jemand ertränke und durch einen Fall oder sonst durch Unglück umkäme, so schreibt man das demselben Einfluß zu, und die Freunde des Verstorbenen tödten dann irgend jemand von dem verdächtigen Stamme. Die Mulgarradocks gehen eine Woche nachdem der Gestorbene bestattet ist um das Grab, um zu sehen, ob von den Spuren Dschingi's etwas zu bemerken ist; ist das der Fall, so ist es des nächsten Verwandten Pflicht, des Hingeschiedenen Rächer zu werden.

Die Bestattung. Die Westaustralier begraben ihre Todten. Das Grab ist etwa 4 Fuß lang, 3 Fuß breit und eben so viel Fuß tief. Die Erde, die man herausgenommen, liegt an einer Seite des Grabes in Form eines Halbmondes aufgehäuft, auf dem Boden liegt Rinde, dann kommen einige grüne Zweige und darauf der Leichnam, bemalt, mit seinen Bändern und seinem Fellmantel, die Knie zur Brust gebogen und die Arme gekreuzt. Grüne Zweige werden dann auf den Leichnam gelegt und die Grube mit Erde gefüllt. Oben auf legt man wiederum grüne Zweige und auf sie die Waffen des Verstorbenen, seine Speere, sein Messer und seinen Hammer, mit den Schmucksachen, die ihm gehörten; der Wurfstock liegt an der einen Seite des Grabes, der Kurl (Bumerang) an der andern. Stirbt eine Frau, so legt man ihre Sachen in gleicher Weise auf ihr Grab.

Dann schneiden die Leidtragenden Kreise in die Rinde der nächststehenden Bäume, etwa 6 bis 7 Fuß vom Boden, und zünden ein kleines Feuer an. Das ist für die Seele des Abgeschiedenen; ja schon als der Todte noch nicht in die Erde gesenkt war, hatte man in kleiner Entfernung von den Hütten zum selben Zwecke ein Feuer unterhalten.

Als Zeichen der Trauer wird das Gesicht geschwärzt und dann mit weißen Flecken auf Stirn, Wangen und Schläfen bedeckt. Man kratzt und schneidet die Nasenspitze, um Thränen hervorzulocken, und legt allen Schmuck und Putz für einige Zeit ab. Hat irgend ein Ueberlebender denselben Namen als der Gestorbene, so ändert man ihn, damit man nicht durch Nennung desselben an den Todten erinnert werde.

# Aus allen Erdtheilen.

## v. Bary's Tod.

(Im Besitze der Aushängebogen von Nro. IX. der diesjährigen „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", welche die Actenstücke über Bary's Tod und den letzten Bericht des so tüchtigen und viel versprechenden Reisenden über „die gegenwärtigen politischen Zustände bei den Tuareg" enthalten, geben wir zunächst das wieder, was dem Vorstand der Berliner Gesellschaft über das traurige Ereigniß bekannt geworden ist, und behalten uns eine Mittheilung des letzten Berichtes eventuell für eine der nächsten Nummern vor.)

Herr Dr. v. Bary war bekanntlich im August 1876 von Tripolis nach Ghat aufgebrochen, um von dort aus die hochgebirgige, vulcanische Landschaft der Tuareg Hoggar zu besuchen, fand aber, wie aus seinen ersten Briefen von Ghat hervorging, den Weg nach diesem Gebiet wegen politischer Verwickelungen mit so großen Schwierigkeiten besetzt, daß er zunächst von seinem Plane Abstand nehmen mußte und sich nach Aïr begab, um entweder einen bessern Zeitpunkt für den Besuch des Hoggar-Landes abzuwarten oder größere Reisen im Süden desselben auszuführen. Die Gesellschaft für Erdkunde hatte ihm auch für dieses Jahr die Zinsen der Carl-Ritter-Stiftung zugewiesen, und von Seiten der Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Central-Afrika war die Summe durch einen Zuschuß erhöht worden. Außerdem wurde unsererseits im April dieses Jahres eine Anzahl von Ausrüstungsgegenständen an den Reisenden abgesandt. Durch längere Zeit waren Nachrichten gänzlich ausgeblieben. Da brachte am 10. November ein an den Vorstand der Gesellschaft gerichtetes Telegramm des k. italienischen Consuls in Tripolis die traurige Kunde, daß Dr. v. Bary am 2. October in Ghat seinen Strapazen erlegen sei.

Der so frühzeitig mitten in seiner Thätigkeit hinweggerissene Reisende hatte zu großen Hoffnungen berechtigt, da er in uneigennütziger und hochsinniger Begeisterung für den selbstgewählten Gegenstand seiner Forschung die Reise angetreten hatte, und eine umfassende naturwissenschaftliche Kenntniß ihn befähigte, vielseitige Ergebnisse zu erreichen. Für die Gesellschaft für Erdkunde hat der Verlust eine erschwerende Bedeutung dadurch, daß Herr v. Bary der erste Reisende war, welchen sie ganz aus den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln ausgesandt hat.

Ueber die Art des Todes liegen noch einige genauere Nachrichten vor. Kurz nach dem Telegramm langte ein Bericht des Reisenden ein, welchem derselbe in einer am 3. September [1]) von Ghat datirten Nachschrift die Bemerkung hinzufügt, daß er wenige Stunden zuvor dort angekommen und seine Gesundheit vortrefflich sei. Dasselbe schrieb er an seine in Malta lebende Gattin, welcher er zugleich mittheilt, daß seine unwürdige und tyrannische Behandlung durch den Scheich von Aïr ihn zur Rückkehr nach Ghat veranlaßt habe; hier wolle er „nur so lange bleiben, bis er Geld, Instrumente, Vorräthe und Briefe erhalten habe, um dann sofort mit einer Karawane nach dem Sudan aufzubrechen." — „Am 1. October Mittags — so sagt ein Privatbericht — traf er vor den Thoren Ghats ein; der Kaimakam begrüßte ihn als einen alten Freund und übergab ihm richtig alles für ihn Eingetroffene. Noch in den Reisekleidern vollendete er seinen Bericht an die geographische Gesellschaft. Vierundzwanzig Stunden später war er eine Leiche. Am Abend war er in Gesellschaft Anderer bis Mitternacht beim Kaimakam. Als ihn, seinem Wunsche gemäß, der Diener am Tage nach seiner Ankunft früh 6 Uhr wecken wollte, fand er ihn so tief schlafend, daß alles Rütteln nichts half. Nach so enormen Strapazen konnte das nicht auffallen, selbst dann nicht, als gegen 10 Uhr der Kaimakam selbst kam und ihn zu wecken versuchte. Sie ließen ihn schlafen, und als sie Nachmittags 4 Uhr wiederkamen, war er kalt und starr."

Die von Herrn Dr. v. Bary hinterlassenen stenographisch geschriebenen Tagebücher und Sammlungen sind durch die dankenswerthe Zuvorkommenheit der Frau v. Bary der Gesellschaft für Erdkunde zugesagt worden.

[1]) Das Datum muß irrig sein, da nach mehrfachen anderen Angaben feststeht, daß v. Bary's Ankunft in Ghat am 1. October erfolgte.

* *
*

— D'Albertis und Professor O. Beccari haben sich am 24. October in Genua an Bord der „Australia" eingeschifft, um eine Reise um die Welt zu machen, deren Hauptzweck im Sammeln von Säugethieren, Vögeln und Insecten besteht.

— Die deutsche Corvette „Ariadne" hat im November 1877 Europa verlassen, mit der Bestimmung, die in der Südsee neu errichtete Station mit dem Stationsort Apia auf den Samoa-Inseln einzunehmen, von da aus Kreuztouren nach allen Richtungen der Südsee zu machen, wenig bekannte Inseln neu zu vermessen und dem dortigen deutschen Handel und Verkehr eine Stütze zu sein.

— Nach einem vortrefflichen Plane angelegt, nach den besten Quellen ausgearbeitet und mit guten und zahlreichen Abbildungen versehen, hat Richard Oberländer's „Westafrika" sich rasch in der Gunst des größern Publicums festgesetzt. Auf S. 343 des Bd. XXIV zeigte der „Globus" die erste Ausgabe des Buches an; jetzt liegt uns bereits die dritte vor, welche namentlich durch einen ausführlichen Abschnitt: „Die deutsche Expedition an die Loangoküste und ihr Ausgang", und eine Anzahl von Orginalabbildungen, die der Verfasser den Herren Zahn, Dr. G. Rohlfs und Dr. Falkenstein verdankt, vermehrt ist. Zusammen mit H. von Barth's „Ostafrika" ist es für die rasche Orientirung auf dem Boden des schwarzen Continents und seiner rastlos fortschreitenden Entdeckungsgeschichte überaus geeignet. Vom selben Verfasser ist gleichzeitig unter dem Titel „Der Mensch vormals und heute" (Leipzig O. Spamer 1878) eine kurzgefaßte und reichillustrirte populäre Völkerkunde erschienen, die auf Oskar Peschel's Werke basirt.





Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.